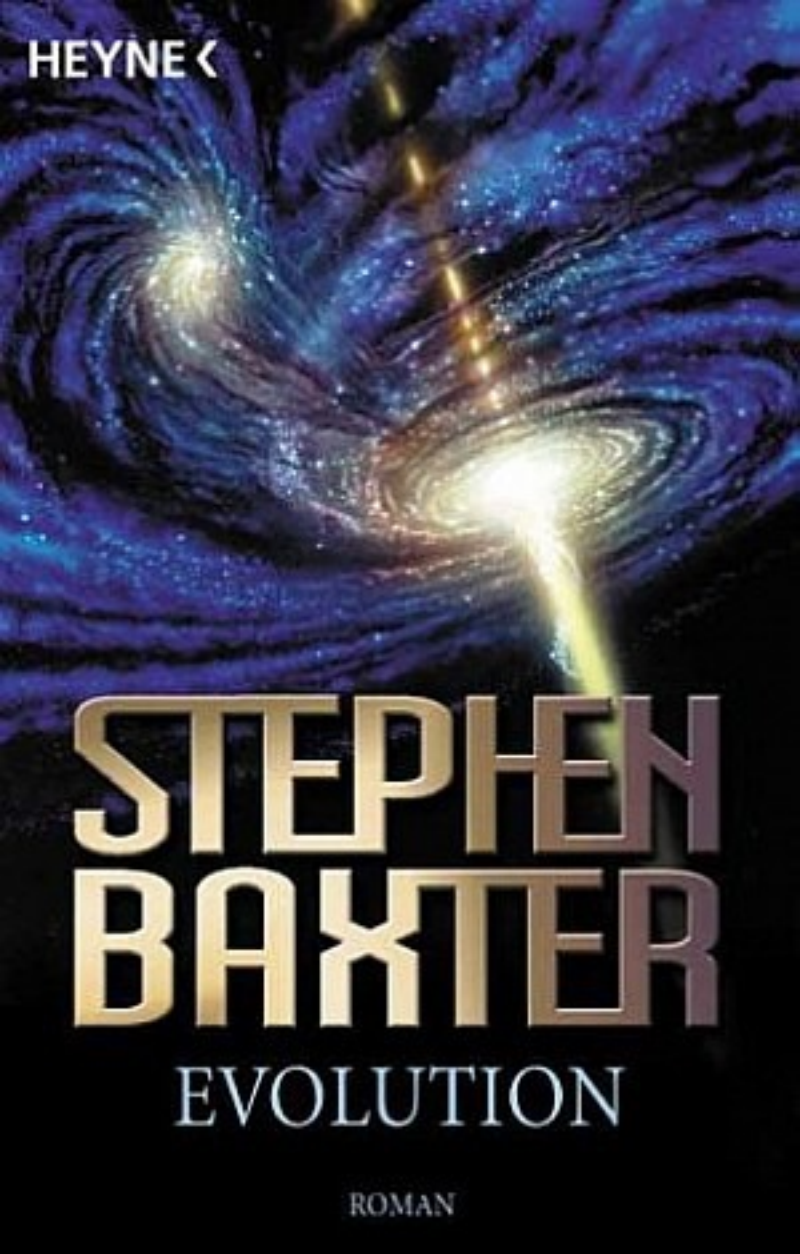


The background of the cover is a deep space scene. It features two prominent spiral galaxies, one in the upper left and one in the lower right, both glowing with blue and white light. A bright, yellowish-white beam of light originates from the center of the galaxy in the lower right and extends downwards towards the title. The overall color palette is dominated by deep blues, purples, and bright yellows/whites from the celestial bodies.

HEYNE <

STEPHEN
BAXTER

EVOLUTION

ROMAN

STEPHEN BAXTER

EVOLUTION

Roman

Deutsche Erstausgabe

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

IMPRESSUM

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6449

Titel der englischen Originalausgabe

EVOLUTION

Deutsche Übersetzung

von *Martin Gilbert*

Das Umschlagbild ist

von *Dan Dixon*

Redaktion: Wolfgang Jeschke

Copyright © 2002 by Stephen Baxter

Copyright © 2004 der deutschen Ausgabe und der
Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

<http://www.heyne.de>

Deutsche Erstausgabe 3/2004

Printed in Germany 2004

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

ISBN 3-453-87546-X

Buch

Ihre Geschichte beginnt, als Dinosaurier die Erde beherrschen. Sie überstehen den gnadenlosen Kampf mit anderen Spezies um Nahrung und Territorien. Sie überleben den Einschlag eines gigantischen Asteroiden und erben eine leere Welt. Sie folgen der langsamen Bewegung der Kontinente über die Erde. Sie errichten eine planetenumspannende Zivilisation. Und sie greifen nach den Sternen...

In diesem atemberaubenden, hochspannenden Roman folgt Stephen Baxter dem Strom der menschlichen Evolution, der Millionen von Jahren in der Vergangenheit entspringt und sich weit in die Zukunft ergießt. Ein in der Literatur einzigartiges Panorama – die gesamte Geschichte der Menschheit in einem Buch.

Autor

Der Engländer Stephen Baxter, geboren 1957, zählt zu den weltweit bedeutendsten Autoren naturwissenschaftlich-technisch orientierter Science Fiction. Aufgewachsen in Liverpool, studierte er Mathematik und Astronomie und widmete sich dann ganz dem Schreiben. Baxter lebt und arbeitet in Buckinghamshire.

»Mit Blick auf die Vergangenheit vermögen wir mit Sicherheit zu schließen, dass keine einzige der heute existierenden Spezies in unveränderter Form in die entfernte Zukunft eintreten wird. Und von den heute existierenden Spezies werden auch nur die wenigsten noch in der weit entfernten Zukunft existieren.«

CHARLES DARWIN, *Über den Ursprung der Arten durch natürliche Auslese oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein* (1859)

*Wieder für Sandra
und
für den Rest von uns,
in der Hoffnung
auf eine langfristige Perspektive*

PROLOG



Das Flugzeug befand sich im Landeanflug auf Darwin, als es in eine Wolke aus dichtem schwarzem Rauch geriet. Die Fenster wurden verdunkelt und das australische Sommerlicht ausgeblendet. Die Triebwerke wimmerten.

Joan hatte sich mit Alyce Sigurdardottir unterhalten. Sie drehte sich auf dem Sitz um, wobei der Sicherheitsgurt sich unangenehm über den Bauch spannte. Dies war ein komfortables Großraumflugzeug, in dem sogar in der Economy Class die Sitze in Vierer- und Sechsergruppen um kleine Tische angeordnet waren. Ein Unterschied wie Tag und Nacht zu den fliegenden Sardinenbüchsen, an die Joan sich aus der Kindheit erinnerte, als sie mit ihrer Mutter – einer Paläontologin – um die Welt gereist war. Im Jahr 2031, einer Zeit voller Widrigkeiten und Unruhen, verreisten nicht mehr so viele Leute, und denjenigen, die es dennoch taten, wurde dafür etwas mehr Komfort geboten.

Im Angesicht der Gefahr wurde sie sich plötzlich wieder bewusst, wo sie sich befand, und nahm die Leute um sich herum wahr.

Joan betrachtete das Kind, das Alyce und ihr gegenüber saß. Das dem Anschein nach etwa vierzehnjährige Mädchen hatte einen silbernen Ohrstecker und schaute sich auf der Tischplatte Bilder der Mars-Sonde an. Selbst hier, zehntausend Meter über der Timorsee, war sie mit dem elektronischen Netz verbunden, das die halbe Erdbevölkerung vereinte. Sie war in Klänge und lebendige tanzende Bilder versunken. Ihr Haar war hellblau – ein Farbton wie aquamarin. Und die Augen leuchteten in einem kräftigen Orangerot, der Farbe des Marsstaubs, die die intelligente Tischplatte ausfüllte. Zweifellos war sie noch mit vielen anderen genetischen ›Verbesserungen‹ gesegnet, die nicht auf den ersten Blick erkennbar waren, sagte Joan sich säuerlich. Das Mädchen, im erweiterten Bewusstsein wie in einem Kokon eingesponnen, hatte von den beiden Frauen im mittleren Alter, die ihr gegenüber saßen, kaum Notiz genommen – sie hatte nur flüchtig große Augen bei der Musterung von

Joans Figur gemacht, als diese Platz nahm. Die Gedanken standen dem Mädchen förmlich auf die Stirn geschrieben: *In dem Alter ist sie noch mal schwanger geworden? Uiuiui...*

Als das Flugzeug in die dunkle Wolke eintauchte, löste das Mädchen sich jedoch aus der HighTech-Blase und schaute aus dem Fenster. Die Symmetrie des makellosen Gesichts wurde durch eine leicht gerunzelte Stirn zerstört. Das Mädchen schaute ängstlich – wozu sie auch allen Grund hatte, sagte Joan sich. Die ganze genetisch modellierte Perfektion würde ihr nämlich auch nichts nützen, wenn das Flugzeug vom Himmel fiel. Joan verspürte einen Anflug von Sadismus und Neid, der einer Frau von vierunddreißig Jahren nicht gut anstand. Sei vernünftig, Joan. Jeder braucht zwischenmenschlichen Kontakt, ob er nun genetisch modelliert ist oder nicht. Ist das denn nicht die zentrale Botschaft deiner Konferenz, dass nur zwischenmenschlicher Kontakt uns alle retten wird?

Joan beugte sich nach vorn und streckte die Hand aus. »Ist alles in Ordnung, Kleines?«

Das Mädchen lächelte und zeigte blendend weiße Zähne. »Mir geht es gut. Es ist nur der Rauch, wissen Sie.« Sie hatte den nasalen Akzent der Westküste der Vereinigten Staaten.

»Waldbrände«, sagte Alyce Sigurdardottir. Ein Lächeln legte das lederhäutige Gesicht in Falten. Die Primaten-Forscherin war eine schlanke Frau von ungefähr sechzig Jahren, sah mit dem tief zerfurchten Gesicht aber älter aus. »Das ist die Ursache. Die Sommerfeuer in Indonesien und an der australischen Ostküste; sie brechen heute jedes Jahr aus und halten dann für Monate an.«

»Ach«, sagte das Mädchen, ohne wirklich beruhigt zu sein. »Ich dachte, das sei der Rabaul.«

»Du weißt darüber Bescheid?«, fragte Joan.

»Jeder weiß darüber Bescheid«, sagte das Mädchen in einem Tonfall, in dem ›du Dummchen‹ mitschwang. »Das ist ein großer Vulkankessel in Papua Neu Guinea. Direkt im Norden von Australien, nicht wahr? Im letzten Jahrhundert ist er alle zwei Jahre oder so von schwachen Erdbeben und Ausbrüchen erschüttert worden. Aber in den letzten Wochen hat es dort jeden Tag Erdbeben der Stärke Eins auf der Richterskala gegeben.«

»Du bist aber gut informiert«, sagte Alyce.

»Ich weiß gern, in was ich hineinfliege.«

Joan nickte und unterdrückte ein Lächeln. »Sehr weise. Aber Rabaul hat seit über tausend Jahren keinen starken Ausbruch mehr zu verzeichnen. Es wäre ausgesprochenes Pech, wenn gerade dann einer stattfindet, wenn man sich im Umkreis von ein paar hundert Kilometern befindet...«

»Ich heiße Bex. Bex Scott.«

»Bex – für Rebecca?... Scott.« Natürlich. Alison Scott war eine der prominentesten Teilnehmerinnen der Konferenz – eine medienfreundliche genetische Programmiererin mit einer Schar wunderschön genetisch modellierter Töchter. »Bex, der Rauch da draußen kommt wirklich von Waldbränden. Wir sind nicht in Gefahr.« Bex nickte, aber Joan spürte dennoch die Angst hinter der altklugen Fassade.

»Nun«, sagte Joan leichthin, »wenn wir schon in einem Vulkankessel geröstet werden, sollten wir uns vorher noch bekannt machen. Mein Name ist Joan Useb. Ich bin Paläontologin.«

»Eine Fossilienjägerin?«, fragte Bex keck.

»Sozusagen. Und diese Dame...«

»Mein Name ist Alyce Sigurdardottir.« Alyce streckte eine kleine Hand aus. »Ich freue mich, deine Bekanntschaft zu machen, Bex.«

Bex schaute sie an und sagte: »Tschuldigung, aber Ihre Namen klingen irgendwie... komisch.«

Joan zuckte die Achseln. »Useb ist ein San-Name – das heißt die anglierte Version. Der eigentliche Name ist ein richtiger Zungenbrecher. Meine Familie ist tief in Afrika verwurzelt... sehr tief.«

»Und ich«, sagte Alyce, »hatte einen amerikanischen Vater und eine isländische Mutter. Eine Soldatenliebschaft. Ist eine lange Geschichte.«

»Wir leben in einer durcheinander gemischten Welt«, sagte Joan. »Die Menschen sind seit jeher eine Spezies auf Wanderschaft gewesen. Namen und Gene sind über die ganze Welt verstreut.«

Bex schaute Alyce mit einem Stirnrunzeln an. »Ihr Name kommt mir bekannt vor. Haben Sie was mit Schimpansen zu tun?«

Alyce nickte. »Ich führe einen Teil von Jane Goodalls Arbeiten fort.«

»Alyce entstammt einer langen Linie prominenter Primaten-Forscherinnen«, sagte Joan. »Ich frage mich schon die ganze Zeit, weshalb gerade Frauen auf diesem Gebiet so erfolgreich sind.«

Alyce lächelte. »Bitte keine Stereotypen, Joan. Aber es ist schon so, dass Verhaltensstudien an Primaten in freier Wildbahn eine Jahrzehnte lange Beobachtung erfordern – *erforderten* –, weil dieser Zeitraum den Lebenszyklus der Tiere umfasst. Also muss man sich in Geduld üben und die Fähigkeit zur Beobachtung besitzen, ohne ins Geschehen einzugreifen. Vielleicht sind das typisch weibliche Eigenschaften. Oder vielleicht ging es ihnen auch nur darum, dem von Männern dominierten akademischen Betrieb zu entfliehen. Der Urwald ist in dieser Hinsicht nämlich viel zivilisierter.«

»Trotzdem hat es eine lange Tradition«, sagte Joan. »Goodall, Birute Galdikas, Dian Fossey...«

»Ich bin allerdings die Letzte meiner Art.«

»Wie Ihre Schimpansen«, sagte Bex in schonungsloser Offenheit und lächelte über das Schweigen der Frauen. »Sie sind aus den Urwäldern verschwunden, nicht wahr? Durch die Klimaveränderung ausgelöscht.«

Alyce schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Es war der Handel mit dem Fleisch der Buschtiere.« Sie erwähnte am Rande, dass sie zuletzt in Kamerun gearbeitet hätte. Die Holzfäller waren in den noch unberührten Regenwald vorgedrungen, und die Jäger waren ihnen gefolgt.

»War das denn nicht illegal?«, fragte Bex. »Ich dachte, diese alten Spezies seien alle geschützt.«

»Natürlich war es illegal. Mit dem Fleisch der Buschtiere vermochte man aber viel Geld zu verdienen. Die Eingeborenen hatten immer schon Affen gegessen. Und Gorillafleisch galt als Delikatesse; wenn der Schwiegervater zu Besuch kam, konnte man ihm schließlich kein Hühnchen vorsetzen. Mit der Ankunft der europäischen Holzfäller wurde es aber noch schlimmer. Das Fleisch von Buschtieren wurde zu einem Modegericht.«

Die Schwarze-Loch-Theorie des Artensterbens, sagte Joan sich: Alles Leben verschwindet irgendwann in den schwarzen Löchern in den Gesichtern der Menschen. Und was kam als Nächstes? Werden wir uns weiter durch den großen Baum des Lebens fressen, bis nichts mehr übrig ist außer uns und den Blaualgen?

»Aber es gibt doch noch immer Schimpansen und Gorillas in den Zoos, nicht?«, fragte Bex.

»Nicht alle Arten haben überlebt«, sagte Alyce. »Und die Populationen,

die wir gerettet haben, zum Beispiel die gemeinen Schimpansen, vermehren sich in Gefangenschaft nur sehr zögernd. Sie sind schließlich nicht blöd. Schau: Die Schimpansen sind unsre nächsten überlebenden Verwandten. In der Wildnis lebten sie in Familien. Sie benutzten Werkzeuge. Sie führten sogar Krieg. Kanzi, der Schimpanse, der eine Zeichensprache erlernte, war eine Bonobo-Schimpansin. Hast du schon einmal von ihr gehört? Und nun sind die Bonobos ausgerottet. *Ausgelöscht*. Das heißt, sie sind für immer verschwunden. Wie vermögen wir uns selbst zu verstehen, wenn wir nicht einmal sie verstanden haben?«

Bex hörte höflich zu, wobei ihr Blick aber in die Ferne schweifte. Sie ist mit solchen Vorträgen aufgewachsen, sagte Joan sich. Das wird ihr kaum etwas oder gar nichts bedeuten -Echos einer Welt, die schon unterging, als sie noch nicht einmal geboren war.

Alyce gab es auf. Ein Ausdruck der Frustration erschien auf ihrem Gesicht. Das Flugzeug flog derweil langsam durch den rauchigen Himmel.

Um die leichte atmosphärische Störung zu beheben – sie hatte dem Mädchen schließlich keinen Vortrag halten, sondern sie nur ablenken wollen –, wechselte Joan das Thema. »Alyce studiert Lebewesen, die heute leben. Ich dagegen studiere Lebewesen aus der Vergangenheit...« Bex schien interessiert, und auf ihre Fragen hin sagte Joan ihr, dass sie in die Fußstapfen ihrer Mutter getreten sei, und erzählte von ihrer Arbeit. Ihr hauptsächliches Einsatzgebiet war die Wüste in Zentral-Kenia. »Von Menschen gibt es nicht viele Fossilien, Bex. Ich brauchte Jahre, um menschliche Knochen überhaupt zu identifizieren. Sie sind als kleine Bruchstücke im Erdboden begraben. Es ist ein ungünstiger Arbeitsplatz. Er ist knochentrocken, und die Büsche sind alle mit Dornen bewehrt, damit man nicht an ihr Wasser herankommt... Und dann kehrt man ins Labor zurück und verbringt die nächsten paar Jahre mit der Analyse der Fragmente. Man versucht mehr über die Lebensweise dieses seit Millionen Jahren toten Hom herauszufinden, woran er gestorben ist und wer er war.«

»Hom?«

»Entschuldigung. Hominiden. Ein salopper Fachbegriff. Als Hominide wird ein jedes Lebewesen bezeichnet, das dem *Homo sap* näher steht als

den Schimpansen – die Pithecinen, *Homo erectus*, die Neandertaler.«

»Und nur anhand von Knochenresten?«

»Ja, nur anhand von Knochenresten. Weißt du, selbst nach zwei Jahrhunderten Arbeit haben wir nicht mehr als zweitausend Individuen aus unsrer Vorzeit ausgegraben: sage und schreibe *zweitausend Individuen* von mehreren Milliarden, die vor uns im Dunkel der Zeit verschwunden sind. Und aus dieser Handvoll Knochen müssen wir die ganze verworrene Geschichte der Menschheit und alle Vorläufer-Spezies zurückzuverfolgen versuchen, die ganze Linie zurück bis zu dem Zeitpunkt, als der Dinosaurier-Killerkomet einschlug...« Weil wir leider keine Zeitmaschine haben, sagte sie sich sehnsüchtig, ist die geduldige Arbeit der Archäologen das einzige Fenster in die Vergangenheit.

Bex hatte schon wieder diesen entrückten Blick.

Joan erinnerte sich an einen Ausflug, den sie mit dreizehn oder vierzehn Jahren – also im Alter dieses Mädchens – zum Hell Creek in Montana unternommen hatte. Dort, an einer berühmten Grenzschrift-Fundstätte des Dinosaurier-Sterbens, hatte ihre Mutter gearbeitet. Man erkannte im Gestein die Spuren des großen Ereignisses, das das Dinosaurier-Zeitalter beendet hatte: in einer grauen Lehmschicht, die nicht dicker war als ihre Hand. Es war dies der so genannte Kreidezeit-Tertiär-Grenzlehm, der sich in den ersten Jahren nach dem Einschlag abgelagert hatte. Die Schicht war mit Asche gesättigt, die nach einer gewaltigen Naturkatastrophe ausgefällt worden war.

Und unter dem Lehm hatte ihre Mutter eines Tages einen Zahn gefunden.

»... Joan, das ist nicht nur ein bloßer Zahn. Ich glaube, das ist ein *Purgatorius-Zahn*.«

»Was für ein Ding?«

Das Gesicht ihrer Mutter, einer großen, stämmigen Frau, war mit Schweiß und Staub überzogen. »*Purgatorius*. Ein Säugetier aus der Zeit der Dinosaurier.«

»Das alles sagt dir dieser eine Zahn?«

»Sicher. Ich meine, schau ihn dir doch mal an. Das ist ein präzises Stück Zahntechnik, das Ergebnis von immerhin hundertfünfzig Millionen Jahren Evolution. Wie du siehst, ist er vollständig verbunden. Als Säugetier braucht man spezialisierte Zähne, um die Nahrung schnell

abzuscheren, da man einem schnellen Stoffwechsel Brennstoff zuführen muss. Weil die Mutter ihre Babys aber säugt, müssen sie nicht schon mit dem kompletten Gebiss geboren werden; die spezialisierten Zähne können später nachwachsen. Hast du dich schon einmal gefragt, weshalb du Milchzähne hattest? Joan, viele Leute werden sehr daran interessiert sein. Und weißt du auch weshalb?

Weil es ein *Primate* ist. Dieser kleine Zahn ist vielleicht alles, was von deinem und meinem fernsten Vorfahren noch übrig ist – vom fernsten Vorfahren aller lebenden Menschen –, und der Schimpansen und Gorillas und Lemuren und...«

Und so weiter. Halt der übliche Vortrag der großen Professorin Useb. Im Alter von dreizehn Jahren hatte Joan sich viel mehr für spektakuläre Dinosaurierschädel interessiert als für solche Mäusezähne. Trotzdem war er ihr im Gedächtnis haften geblieben. Und letztendlich hatten solche Momente ihr Leben geprägt.

»... Darum geht es also bei der Konferenz, Bex«, sagte Alyce. »Es handelt sich um eine Synthese. Wir wollen alle uns vorliegenden Erkenntnisse über die Herkunft von uns Menschen bündeln. Wir wollen die Geschichte der Menschheit erzählen. Weil wir uns nämlich entscheiden müssen, wie wir die Zukunft gestalten. Unser Thema ist ›Die Globalisierung der Empathie‹...«

Das stimmte. Der eigentliche Zweck der Konferenz, der nur Joan, Alyce und ein paar engen Kollegen bekannt war, bestand in der Gründung einer neuen Bewegung und der Etablierung eines neuen Bewusstseins. Ein neuer Ansatz, der vielleicht geeignet war, das von Menschen herbeigeführte Auslöschungs-Ereignis abzuwenden.

Bex zuckte die Achseln. »Glauben Sie, jemand würde auf ein paar Wissenschaftler hören? Ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten. Aber das hat bisher niemand getan.«

Joan lächelte gezwungen. »Schon gut. Aber wir werden es trotzdem versuchen. Irgendjemand muss es schließlich tun.«

»Und der ganze andere Kram – Ihre Archäologie – spielt keine Rolle mehr?«

Joan runzelte die Stirn. »Was meinst du damit?«

Bex hielt sich die Hände vor den Mund. »Ich hätte gar nichts sagen sollen. Meine Mutter wird ausflippen.« Aber ihre marsroten Augen

strahlten.

Alyce hatte sich wieder in sich selbst zurückgezogen; sie schaute aus dem Fenster auf die Rauchsäulen der tausend Kilometer entfernten Waldbrände.

Angenommen, ich würde dich durch die Schichten in der Zeit zurückführen, hatte Joans Mutter zu ihr gesagt. Schon nach hunderttausend Jahren würdest du diese schöne hohe Stirn verlieren. Die Beine für den aufrechten Gang wären nach drei bis vier Millionen Jahren verschwunden. Nach fünfundzwanzig Millionen Jahren würde dir wieder ein Schwanz wachsen. Nach fünfunddreißig Millionen Jahren würdest du die letzten Menschenaffen-Merkmale verlieren, zum Beispiel die Zähne. Danach wärest du ein Affe, Kind. Und dann würdest du ständig schrumpfen. Vierzig Millionen Jahre in der Vergangenheit würdest du wie ein Lemur aussehen. Und zuletzt...

Zuletzt wäre sie ein kleines rattenartiges Ding, das sich vor den Dinosauriern versteckte.

Manchmal hatte sie im Freien schlafen dürfen, in der kühlen Luft der Badlands. Der Himmel über Montana war weit und mit Sternen übersät. Die Milchstraße, die Seitenansicht einer riesigen Spiralgalaxie, zog sich wie eine Straße durch die Nacht. Sie legte sich auf den Rücken und schaute zum Himmel hinauf. Dann stellte sie sich vor, dass die steinige Erde verschwunden wäre, mitsamt der Fracht aus Fossilien und allem Drum und Dran, und dass sie im Raum trieb. Sie fragte sich, ob dieses kleine *Purgatorius*-Wesen den gleichen Himmel gesehen hatte. Ob die Sterne seit fünfundsechzig Millionen Jahren ihre Bahn am Himmel zogen? Ob die Galaxis sich wie ein großes Wagenrad in der Nacht drehte...?

Doch heute Nacht, sagte sie sich, würde der Rauch des Vulkans die Sterne ausblenden.

EINS

~~~~~

# VORFAHREN

~~~~~

KAPITEL 1

DINOSAURIERTRÄUME

*Montana, Nordamerika,
vor ca. 65 Millionen Jahren*



I

Purga kroch aus einem Farndickicht am Rand der Lichtung. Es war Nacht, aber trotzdem hell – nicht etwa wegen des Monds, sondern wegen des Kometen, dessen spektakulärer Schweif sich durch den wolkenlosen Himmel zog und alle außer den hellsten Sternen ausblendete.

Dieses Wäldchen stand in einer breiten Tiefebene zwischen den Vulkanen im Westen – den Bergen, die sich zu den Rocky Mountains auffalten würden – und der Ebene der Appalachen im Osten. Heute Nacht war die feuchte Luft klar. Oft zogen aber von Süden Dunst und Nebelschwaden heran. Sie bildeten sich über dem großen Binnenmeer, das noch immer tief ins Herz Nordamerikas vorstieß. Der Wald wurde von Pflanzen beherrscht, die Feuchtigkeit aus der Luft aufzunehmen vermochten: Flechten bedeckten die schuppige Rinde der Araukarien, und sogar an den kleinen Magnolienbüschen hing Moos. Es war, als ob der Wald mit einer dicken grünen Lackschicht überzogen wäre.

Doch die Blätter waren übersäuert, das Moos und die Farne bräunlich verfärbt. Der durch die Gase der starken Vulkanausbrüche im Westen vergiftete Regen hatte Flora und Fauna gleichermaßen geschädigt. Es war ein ungesundes Klima.

Trotzdem träumten Dinosaurier auf der Lichtung.

Ankylosaurier hatten sich in einem schützenden Kreis versammelt und die Jungen in die Mitte genommen. Die gelbschwarzen Panzer waren

dick mit glitzerndem Tau überzogen.

Diese riesigen Kaltblüter standen wie militärisches Gerät in der lauen Luft der Kreidezeit.

Im milchigen Licht hatten Purgas Augen eine Motte ins Visier genommen. Das Insekt saß dick und zufrieden auf einem Blatt und hatte die braunen Flügel zusammengefaltet. Mit einem präzisen Sprung schnappte Purga sich die Beute mit den Pfoten. Zuerst knabberte sie mit den kleinen Schneidezähnen die Flügel ab. Dann biss sie der Motte genüsslich in den Unterleib. Es hörte sich an wie der Biss in einen Apfel. In diesem kurzen Moment, wo sie den Mund voll Futter hatte, verspürte Purga einen Anflug von Zufriedenheit in ihrem sonst so entbehrungsreichen und harten Leben.

Die Motte verendete. Mit dem Fünkchen Bewusstsein empfand sie kaum Schmerz.

Nachdem Purga die Motte verspeist hatte, zog sie weiter. Es gab hier kein Gras als Deckung – die Gräser sollten das Land erst noch erobern –, aber es gab eine grüne Decke aus niedrigen Farnen, Moosen, Krüppelkiefern, Schachtelhalmen und Koniferenschösslingen und sogar ein paar Farbtupfer in Form von purpurroten Blumen. Sie vermochte sich fast lautlos durch diese Vegetation zu bewegen und sie als Deckung zu nutzen. In der Dunkelheit war die Einzeljagd die beste Strategie. Räuber legten sich im Dunkel der Nacht in den Hinterhalt. Eine Gruppe wäre viel auffälliger gewesen als ein einzelner Pirschgänger. Also jagte Purga allein.

Für Purga war die Welt eine Scheibe in Schwarz, Weiß und Blau, erleuchtet vom Licht des Kometen, das hinter hohen verstreuten Wolken hervordrang. Ihre großen Augen hatten nicht die hohe Farbempfindlichkeit der Dinosaurier-Augen – manche Räuber vermochten sogar Farben außerhalb des von Menschen wahrnehmbaren Spektrums zu sehen, zum Beispiel trübes Infrarot und funkelndes Ultraviolett –, doch dafür hatte sie eine gute Nachtsichtfähigkeit. Und Schnurrhaare, die wie taktile Radarstrahlen die Umgebung sondierten. Purga hatte mit den Schnurrhaaren, einer spitzen Schnauze und kleinen, angelegten Ohren eher das Aussehen eines Nagetiers als eines Primaten. Sie hatte etwa die Größe eines Buschbabys. Auf dem Boden bewegte sie sich auf allen vieren und schleppte dabei den langen buschigen

Eichhörnchenschwanz nach. Für menschliche Augen hätte sie eigenartig gewirkt – fast reptilienartig in ihrer reglosen Lauerstellung, vielleicht auch irgendwie unfertig.

Dennoch war sie, wie Joan Useb eines Tages herausfand, ein Primat, beziehungsweise ein Vorläufer dieser großen Tierklasse. Durch ihr kurzes Leben erstreckte sich ein molekularer Fluss, dessen Quelle die tiefste Vergangenheit und dessen Mündung die allerfernste Zukunft war. Und aus diesem Fluss der Gene, der im Verlauf von Jahrmillionen sich ständig verbreiterte und verzweigte, würde eines Tages die Menschheit auftauchen: Jeder Mensch, der je geboren wurde, würde von Purgas Kindern abstammen.

Sie wusste freilich nichts davon. Sie vermochte sich nicht einmal einen Namen zu geben. Sie war kein bewusstes Wesen wie ein Mensch – nicht einmal wie ein Schimpanse oder ein Makake; ihr Bewusstsein entsprach eher dem einer Ratte oder einer Taube. Ihr Verhalten war von starren Mustern geprägt und wurde von Trieben beherrscht, deren Gewichtung und Priorität sich ständig änderten und jeden Moment eine neue Resultierende bildeten. Sie war wie ein kleiner Roboter. Sie war sich ihrer selbst nicht bewusst.

Und doch verfügte sie über ein Bewusstsein. Sie kannte sogar Freude – die Zufriedenheit eines vollen Bauches, die beruhigende Sicherheit des Baus, das angenehme Kitzeln der an den Zitzen saugenden Jungen –, und in dieser gefahrvollen Welt kannte sie auch Angst. Sehr gut sogar.

Sie schlich um die Füße der träumenden Ankylosaurier. Als Purga unter den riesigen Leibern hindurchging, hörte sie über sich das Rumoren der Verdauung der Riesenechsen. Die Luft war von ihren erstickenden Fürzen geschwängert. Wegen der stumpfen Zähne mussten die Mägen der Dinosaurier die Aufgabe übernehmen, die ballaststoffreiche Nahrung zu zerkleinern und zu verdauen. Der Verdauungstrakt der Ankylosaurier arbeitete im Schlafen wie im Wachen.

Die Ankylosaurier waren Pflanzen fressende Saurier. Jedoch war dies auch ein Zeitalter großer, wilder Räuber. Deshalb wurden diese Tiere, die größer waren als Elefanten, durch einen Panzer geschützt, einen Verbund aus Knochen, Rippen und Wirbeln. Ein starkes, gelb-schwarzes Rückgrat prägte den Rücken. Die Schädel waren derart verstärkt, dass

kaum noch Platz für das Gehirn war. Die Schwänze liefen in einer Art ›Morgenstern‹ aus, der Beine und Schädel zu zertrümmern vermochte. Die Dinosaurier waren so groß, dass es Purga Vorstellungsvermögen überstieg. Sie lebte in einer kleinen Welt, wo ein umgestürzter Baumstamm oder eine Pfütze schon ein größeres Hindernis darstellten und wo ein fatter Tausendfüßler eine seltene Delikatesse war. Für sie war die dösende Ankylosaurier-Herde ein Wald aus stämmigen Beinen und lianenartigen Schwänzen, die in keinerlei Verbindung zueinander standen.

Dennoch war Purga hier in ihrem Element: Dinosaurier-Kot, der in großen Haufen über den lehmigen aufgewühlten Boden verteilt war. In den faserigen Bergen aus halb verdauten Pflanzen fand sie vielleicht Insekten – sogar Mistkäfer, die sich anstrebten, die enormen Butzen zu vertilgen. Sie grub sich begierig in die dampfende Masse.

Diese Rolle hatten die Vorfahren der Menschen in der langen Blütezeit der Dinosaurier also gespielt: Sie waren an den Rand der großen Reptilien-Gesellschaft verwiesen worden, hatten sich nur des Nachts aus dem Bau gewagt und sich von Kot, Insekten und dem Abfall des Waldes ernährt.

In dieser Nacht war die Ausbeute allerdings dürftig. Der Kot war wässrig und roch faulig. Die durch den Vulkanismus in Mitleidenschaft gezogene Vegetation hatte für die Ankylosaurier an Nährwert verloren, und was hinten heraus kam, brachte Purga nicht nach vorn.

Sie bewegte sich über die Lichtung und verschwand im Wald. Hier ragten Koniferen auf und vereinigten sich hoch oben zu einem ausgedehnten Blätterdach. Dazwischen gab es kleinere Bäume wie Palmen und ein paar kleine Büsche mit blassgelben Blüten.

Purga kletterte gewandt auf die eckigen Äste eines Ginkgo-Baums. Beim Aufstieg setzte sie mit Drüsen in der Vagina Duftmarken am Baum. Für sie als Geschöpf der Nacht waren Gerüche und Geräusche wichtiger als Sicht; und falls andere ihrer Art innerhalb von einer Woche auf diese Markierungen stießen, würden sie wie eine Fackel leuchten und ihnen sagen, dass sie hier gewesen war.

Das Klettern war ein Genuss: Sie spürte die Muskeln, die sie geschmeidig hoch über den gefährlichen Erdboden katapultierten und nutzte den Schwanz als Steuerruder. Das Höchste war aber, unter

Ausnutzung des vollen körperlichen Potenzials, des Gleichgewichtssinns, der Gewandtheit, der beweglichen Hände, der scharfen Augen zu springen und für Sekundenbruchteile von Ast zu Ast zu fliegen. Sie war wohl gezwungen, in unterirdischen Bauten Schutz zu suchen. Dennoch war sie durch ein Leben in der komplexen dreidimensionalen Umgebung des Waldes geprägt, in dem fast alle Primaten-Spezies in der langen Geschichte dieser Familie Zuflucht finden würden.

Allerdings hatte der saure Regen der letzten Monate die Bäume und das Unterholz in Mitleidenschaft gezogen; die Rinde war sauer, und die Ausbeute an Insekten war mager.

Purga hatte ständig Hunger. Sie musste jeden Tag das Äquivalent ihres Körpergewichts verzehren – das war der Preis der Warmblütigkeit und der Milch, die sie für ihre beiden Jungen in der Sicherheit des Baus tiefer im Wald produzieren musste. Widerwillig kletterte sie den Ginkgo-Baum hinunter. Im Widerstreit von Angst und Hunger erklimmte sie noch zwei Bäume, ohne dass ihr jedoch größerer Erfolg beschieden gewesen wäre.

Plötzlich hob sie den Kopf. Die Schnurrhaare zuckten, und die hellen Augen waren weit geöffnet, um das Dunkelgrün des Waldes zu durchdringen. Sie *roch Fleisch*: den verlockenden Duft von verwesendem Fleisch. Und sie hörte ein verzagtes, hilfloses Piepen wie von Jungvögeln.

Sie setzte sich in Bewegung und folgte dem Geruch.

Auf einer kleinen Lichtung am Fuß einer großen knorrigen Araukarie lag ein aufeinander geschichteter Mooshaufen. An dessen Rand bewegte sich plötzlich eine schlammige Stelle, die mit Pflanzenresten übersät war. Bald hob der Bereich sich wie ein Deckel an, und ein dürrer Hals erhob sich über den Boden und durchstieß die Schicht aus Lehm und Kompost. Ein schnabelartiger Mund öffnete sich weit.

Das Dinosaurier-Baby tat den ersten Atemzug. Der kleine Kopf wackelte, und die winzigen Schuppen und Federn waren noch mit Dotter verklebt. Das Geschöpf sah aus wie ein zu groß geratenes Vogelkind. Auf diesen Moment hatte das Didelphodon gewartet. Dieses Säugetier von der Größe einer Hauskatze war eins der größten Säugetiere seiner

Zeit. Es war gedrungen mit einem schwarzsilbernen Fell. Plötzlich machte es einen Satz, packte das Saurier-Baby am Hals, riss es aus der Eierschale und warf es in die Luft.

Das Leben des Saurierbabys war eine kaleidoskopartige Abfolge intensiver Eindrücke: die kalte Luft außerhalb der gesprungenen Schale, das verschwommene Glühen des Kometen, das Gefühl zu fliegen. Und dann tat sich eine heiße Höhle unter ihm auf. Das noch mit Eigelb verschmierte Baby war sofort tot.

Inzwischen brachen immer mehr Babys aus dem Boden. Sie schlüpften alle zur gleichen Zeit. Auf dem Erdboden wimmelte es plötzlich nur so von Dinosaurier-Babys. Das Didelphodon und noch gefräßigere Säugetiere setzten sich an den reich gedeckten Tisch.

Eine uralte Überlebensstrategie besteht in Redundanz. Dinosaurier waren Reptilien, die ihre Eier auf dem Erdboden ablegten. Obwohl manche Eltern über ihre Brut wachten, hatten sie keine Möglichkeit, die verwundbaren Gelege und Jungen ständig zu kontrollieren. Also legten die Dinosaurier viele Eier, und zwar so, dass der Zeitpunkt des Schlüpfens synchronisiert wurde. In diesem Moment mussten Dutzende Gelege, die über diesen Abschnitt des Waldes verteilt waren, ausgebrütet sein und Hunderte von Jungen schlüpfen. Die Strategie dabei war, den Waldboden mit Dinosaurier-Babys förmlich zu überschwemmen, sodass selbst die gierigsten Räuber damit überfordert waren, alle aufzufressen. Die meisten Jungen würden zwar umkommen, aber das war nicht so wichtig. Es genügte, dass ein paar überlebten.

Doch hier und heute war die Strategie gescheitert – mit schrecklichen Konsequenzen für die Dinosaurier-Babys. Die Mutter der Jungen war ein Jäger, der von der Herde getrennt worden war. Verwirrt, hungrig und selbst in Furcht vor Räubern hatte sie die Eier am alten, vertrauten Ort abgelegt – diese Brutstätte war Jahrtausende alt – und mit modrigen Pflanzenresten abgedeckt, um sie warm zu halten. Im Grunde hatte sie alles richtig gemacht, nur dass es der falsche Zeitpunkt war und die Jungen ohne die Deckung von ein paar hundert anderen schlüpfen mussten.

Die Luft war erfüllt vom Gestank von Blut, dem Knurren der Räuber und dem kläglichen Piepen der todgeweihten Jungen. Zu diesem gruseligen Bankett hatten sich viele Säugetierarten eingefunden. Das Didelphodon

repräsentierte die größte. Es gab ein Paar Deltatheria, rattenartige Allesfresser, die weder Beutel- noch Säugetiere waren – eine einzigartige Linie, die zusammen mit den Dinosauriern unterging. Viele der versammelten Kreaturen hatten ein Potenzial, das ihre aktuelle Erscheinungsform weit überstieg; so war zum Beispiel ein unauffälliges kleines Geschöpf Urahn der Linie, aus der einmal die Elefanten hervorgehen würden.

Doch im Moment ging es ihnen allen nur darum, sich den Bauch voll zu schlagen. Weil es den Säugern zu lang dauerte, bis die Jungen sich aus den Eiern gepellt hatten, gruben sie den Lehm um und trugen auf der Suche nach weiteren Eiern die Mooschicht ab, die die Saurier-Mutter übers Nest gebreitet hatte.

Als Purga eintraf, hatte die Brutstätte sich bereits in ein ›Killing Field‹ mit einer zuckenden Masse fressender Säugetiere verwandelt. Die als Nachzüglerin erschienene Purga grub sich gierig in den Boden. Bald knirschten winzige Knochen in ihrem Maul. Und weil sie den Kopf auf der Suche nach Leckereien so tief in den Boden gesteckt hatte, spürte sie die Rückkehr des Saurier-Muttertiers auch als Letzte.

Sie hörte ein zorniges Bellen und spürte, wie der Boden erbebt.

Purga zog den Kopf aus dem Boden. Die Schnauze war noch von Dotter verklebt. Die anderen Säugetiere flohen in den Schutz des grünscharzen Waldes. Streiflichtartig sah Purga das Geschöpf in voller Lebensgröße. Ein unglaubliches gefiedertes Ungeheuer hing mit gespreizten Gliedern und offenem Maul in der Luft. Dann fuhr eine riesige, mit Klauen bewehrte Hand aus dem Himmel herab.

Purga rollte sich zischend weg. Zu spät merkte sie, dass sie das Nest eines Troodons geplündert hatte: eines geschmeidigen schnellen Killers – und eines auf Säugetiere spezialisierten Jägers.

Troodon bedeutete ›Verletzlicher Zahn‹.

Verletzlicher Zahn war von der Größe eines Hundes und gehörte damit zu den kleinen Dinosauriern, aber er war intelligent und leichtfüßig. Sein Gehirn war so groß wie das der Laufvögel späterer Zeitalter, mit denen er bereits eine gewisse Ähnlichkeit hatte. Die Augen hatten die gleiche Größe und gute Nachtsichtfähigkeit wie die Purgas und waren außerdem nach vorn gerichtet. Das ermöglichte dem Troodon das räumliche Sehen

und versetzte es in die Lage, seine kleinen, flinken Ziele schnell aufzufassen. Es hatte Beine, mit denen es wie ein Känguru zu hüpfen vermochte, eine lange sichelartige Klaue am zweiten Zeh jedes Fußes und Hände wie Spaten, die eigens dafür ausgelegt waren, Säugetiere auszugraben und zu zerstückeln.

Das Geschöpf steckte in einem Kleid aus kleinen Federn, einer Weiterentwicklung der Schuppen. Die Federn waren jedoch nicht zum Fliegen gedacht, sondern um den Körper in den kühlen Nächten warm zu halten. In dem milden Klima, das zu jenen Zeiten auf der Erde herrschte, war kein warmblütiger Stoffwechsel-Apparat erforderlich, um die Körperwärme zu halten: Ab einer gewissen Größe speicherte der kaltblütige Körper die Wärme auch in der Nacht, selbst wenn man an den Polen lebte. Kleine Dinosaurier wie das Troodon brauchten jedoch eine zusätzliche Isolation.

Trotz der geringen Körpergröße hatte es eins der größten Gehirne aller Dinosaurier. Alles in allem war es ein gut ausgestatteter Jäger. Dennoch hatte es Schwierigkeiten.

Das Troodon wusste es zwar nicht, aber diese Schwierigkeiten wurden durch die Verbreiterung des Atlantiks verursacht, des großen geologischen Ereignisses, das die Periode der Kreidezeit prägte.

Während der amerikanische Doppel-Kontinent nach Westen gedrückt wurde, war Nordamerikas großes Binnenmeer geschrumpft und schließlich trocken gefallen, und in der Nähe der Westküste – nur wenige hundert Kilometer von der Brutstätte des Troodons entfernt – war eine Kette neuer Vulkane wie eine offene Wunde ausgebrochen. Der Vulkanismus beeinträchtigte das komplexe Geflecht des Lebens in vielerlei Hinsicht. Die jungen Vulkane waren fast ununterbrochen aktiv und stießen schwefligen Rauch und Asche aus, die sich mit dem Regen in Säure verwandelten. Viele Pflanzenarten waren bereits verschwunden, und die Bäume in den höheren Lagen waren auf kahle Stämme reduziert worden. Andernorts war die Zerstörung augenfälliger und reichte als große Finger aus erstarrter Lava tief in den Wald hinein.

Die Säugetiere, die Nahrung des Troodons, standen noch am Anfang der Nahrungskette und waren deshalb weniger beeinträchtigt als die größeren Arten der räuberischen Dinosaurier. Überhaupt vermochten die Säugetiere mit den kleinen Körpern und der hohen Fortpflanzungsrate

solchen ungünstigen Zeiten besser zu widerstehen als die großen Landtiere.

Außerdem jagten die Troodons im Rudel. Dieses Weibchen war vor ein paar Tagen von ihrer Herde abgeschnitten worden, als plötzlich ein Geysir ausgebrochen war. Obwohl sie nun allein war, trug Verletzlicher Zahn noch Eier von der letzten Befruchtung im Leib. Deshalb war sie zur uralten Brutstätte der Herde gekommen. Irgendwie hatte sie gehofft, andere ihrer Art hier zu finden. Aber es war niemand hier außer ihr. Verletzlicher Zahn wurde älter – mit fünfzig waren viele ihrer stark strapazierten Gelenke schon arthritisch und schmerzten. Und wegen des Alters und der schwindenden Kraft und Schnelligkeit war sie selbst bedroht: Es war eine Ära so starker Räuber, dass es geboten war, Geschöpfe, die sogar größer waren als Elefanten, mit einem Panzer aus Knochenplatten auszustatten. Sie musste sich fortpflanzen; das sagte ihr der Instinkt.

Also hatte sie die Eier abgelegt, wie sie es schon immer getan hatte. Das Nest war eine kreisrunde, im Lehm ausgehobene Grube, und sie hatte die Eier mit einer eigentümlichen, fast chirurgischen Präzision arrangiert. Sie achtete darauf, dass die zwanzig Eier nicht zu nah beieinander lagen und dass die Spitzen zur Mitte wiesen, damit die schlüpfenden Babys sich möglichst leicht auszugraben vermochten. Dann hatte sie die Eier mit Erde und Moos bedeckt. Sie war dann ein paar Mal zum Nest zurückgekehrt und hatte mit den Klauen gegen die Eierschalen getippt, um ihren Zustand zu prüfen. Sie sah, dass die Eier sich gut entwickelten. Und nun waren die Eier ausgebrütet – die Jungen waren geschlüpft –, aber es war nichts mehr von ihnen übrig außer roten Fleischfetzen und abgenagten Knochen. Und hier, mitten im verwüsteten Nest, war ein Säugetier, dessen Gesicht mit Blut, Eigelb und Schmutz verschmiert war. Deshalb griff Verletzlicher Zahn an.

Panisch entleerte Purga den Darm und hinterließ eine Geruchs-Warnung: *Vorsicht! Säugetier-Jäger!* Dann rannte sie aus dem Wald zurück zur Lichtung der Ankylosaurier.

Am Rand der Lichtung hielt Purga inne. Sie musste eine Wahl treffen: gleichsam die Wahl zwischen Pest und Cholera. Zunächst einmal musste sie sich vor dem Troodon in Sicherheit bringen, das sie verfolgte. Sie

kehrte zum Bau zurück, wo die Jungen warteten. Indem sie die Lichtung aber erneut überquerte, verzichtete sie auf den Schutz der Bäume. Die unbewusste Kalkulation führte schnell zu einem Ergebnis. Sie wagte das Spiel und raste über die Lichtung.

Ein schläfriges Riesenbaby öffnete ein knöchiges Augenlid.

Das Licht schien nun heller als je zuvor und enttarnte sie. Aber es war nicht die Morgendämmerung, sondern der Komet. Der große verschwommene Kern strahlte hell, und die Gasströme, die er ausstieß, waren in der diesigen Luft klar zu erkennen. Es war ein ebenso unheimlicher wie außergewöhnlicher Anblick, der – obwohl sie auf der Flucht war – einen Anflug von Neugier in ihrem regen Bewusstsein weckte.

Ein Schatten schoss durch den Rand des Blickfelds.

Instinktiv sprang sie zur Seite, und im nächsten Moment schlug eine Dinosaurier-Kralle auf die Stelle, wo sie eben noch gestanden hatte. Sie rannte Haken schlagend in die Ankylosaurier-Herde zurück und suchte Schutz im Schatten der lethargischen Dinosaurier.

Das Troodon jagte sie im Slalom um säulenartige Beine herum. Doch selbst der wütende Saurierjäger war darauf bedacht, diese riesigen gepanzerten Kreaturen nicht zu stören, die ihm mit einem Schwanzhieb den Garaus gemacht hätten. Purga schlüpfte sogar verwegen unter den erhobenen Fuß eines Ankylosaurus, der wie ein fallender Mond über ihr dräute, während Verletzlicher Zahn frustriert zischte und im Boden scharrte.

Schließlich erreichte Purga die gegenüberliegende Seite der Lichtung.

Vom Geruchssinn und Instinkt geleitet rannte sie ins Unterholz.

Der Bau war pechschwarz. Mit dieser Dunkelheit waren sogar ihre großen Augen überfordert. Es war, als ob sie in einen Schlund in der Erde eingedrungen wäre. Aber der Bau war vom vertrauten Geruch ihrer Familie durchdrungen, und sie hörte das Schnüffeln der zwei Jungen, die blind im Dunklen umherwuselten. Bald knabberten sie mit winzigen warmen Schnauzen an ihrem Bauch und suchten die Zitzen. Ihr Gefährte war nicht da – er war selbst auf der Jagd in dieser klaren Kreidezeit-Nacht.

Verletzlicher Zahn musste jedoch in der Nähe sein; der Geruch des warmen Fleisches, der Pelze und der Milch, der Purga nach Hause

geführt hatte, würde den Jäger auch hierher locken.

Die Prioritäten in ihrem Kopf verschoben sich erneut. Sie schob die Jungen hinter sich und bugsierte sie vom Eingang in den hinteren Bereich der Höhle. Im Gegensatz zum Troodon war Purga noch jung – erst ein paar Monate alt –, und das war ihr erster Wurf. Und im Gegensatz zu den schnell sich vermehrenden Dinosauriern bekam Purgas Art nur wenige Junge. Sie konnte es sich nicht leisten, ihren Nachwuchs zu verlieren. Und nun bereitete sie sich darauf vor, ihn zu verteidigen. Es krachte hinter ihr.

Das Dach aus festgestampfter Erde stürzte ein, und ein Hagel aus Schmutz ging auf Purga und ihre Jungen nieder. Der Bau wurde mit Kometenlicht geflutet, das sie nach den paar Sekunden der Dunkelheit blendete. Es war, als ob eine Bombe eingeschlagen hätte. Eine große Hand fuhr aus dem Himmel in den Bau herab. Die Jungen krümmten sich quiekend, und dann wurde eins mit einer blutigen Klaue aufgespießt. Im nächsten Moment hatte es sein Leben ausgehaucht. Das nackte, leblose Stück Fleisch wurde nach oben aus dem Bau herausgehoben und verschwand aus Purgas Leben.

Purga zischte traurig und rannte zum Eingang des Baus, nur weg von der Klaue. Sie spürte, dass das andere Junge unbeholfen hinter ihr her tapste. Aber das schlaue Troodon hatte das vorausgesehen. Es schob die Klaue in den Eingang und riss die Erdwände ein. Reptilienfinger schlossen sich und pressten das Leben aus dem zweiten Jungen. Der Schädel und die winzigen Knochen splitterten, und die Organe wurden zerquetscht. Purga, deren Welt in wenigen Sekunden zusammengebrochen war, zog sich vom zerstörten Eingang und dem eingestürzten Dach in den tiefsten Winkel des Baus zurück. Doch diese Klauenhand brach wieder wie eine Maschine durchs Dach, brachte es zum Einsturz und ließ immer mehr milchiges Kometenlicht herein.

Purga verspürte den unwiderstehlichen Drang, sich in den Schutz der Dunkelheit zu flüchten, einen neuen Bau und eine neue Zuflucht zu suchen – sie wollte überall sein, nur nicht hier. Außerdem hatte sie Hunger; für ein Geschöpf mit einem so schnellen Stoffwechsel wie Purga war es schon lang her, seit sie sich am Dotter der Eier von Verletzlichem Zahn gelabt hatte.

Plötzlich verließen sie die Kräfte.

Sie kauerte sich an der Rückwand des zerstörten Baus zusammen und schlug die Pfoten vors Gesicht, als ob sie das Fell von Milben befreien wollte. Von dem Moment an, als sie in diese Welt aus großen Zähnen und Klauen geboren wurde, die ohne Vorwarnung aus dem Himmel hernieder fuhren, hatte sie mit Instinkt und Beweglichkeit ums Überleben gekämpft. Doch nun waren ihre Jungen tot. Die angeborenen Imperative lösten sich auf, und etwas wie Verzweiflung ergriff von ihr Besitz.

Und während Purga in der Ruine ihres Baus zitterte, zitterte eine ganze Welt mit ihr.

Wenn sie aufgab, würde sie keine lebenden Nachkommen zurücklassen: Der molekulare Fluss der Vererbung würde hier für immer versiegen. Natürlich würden andere ihrer Art sich fortpflanzen, und andere Linien würden wachsen und sich in die weit entfernte Zukunft hinein entwickeln – aber nicht Purgas Linie, nicht *ihre* Gene.

Auch nicht Joan Useb.

Das waren die Wechselfälle des Lebens.

Die große Klauenhand fuhr erneut herab und verfehlte Purga nur um ein paar Zentimeter. Dann rammte Verletzlicher Zahn ungestüm den Kopf in den Bau. Purga schrak vor einer Wand schnappender Zähne zurück.

Als der Dinosaurier kreischend näher kam, roch Purga Fleisch und zerschmetterte Knochen und einen süßlichen Duft nach Milch. Der heiße Atem des Ungeheuers roch nach Purgas Babys.

Wutentbrannt stürzte Purga sich auf den Gegner.

Die Zähne schnappten wie ein riesiges Schneidwerk um Purga. Purga wich den blitzenden Hauern flink aus und grub ihrerseits die Zähne in den Mundwinkel des Dinosauriers. Die schuppige Haut war zäh, aber sie spürte, dass die unteren Schneidezähne sich ins warme, weiche Fleisch in der Mundhöhle der Kreatur senkten.

Verletzlicher Zahn bellte und wich zurück. Purga wurde an den eigenen Zähnen aus dem Bau gezerrt und um ein Vielfaches ihrer Körperhöhe in die Luft gehoben, am schuppigen Leib von Verletzlichem Zahn vorbei in die kalte Nacht.

Ihre Wut verbrauchte. Sie drehte den Kopf, wobei sie dem Dinosaurier ein Stück Fleisch herausriss, und fiel durch die diesige Luft. Im Fall holte eine Klauenhand nach ihr aus und versuchte sie zu packen. Weil Purga

aber ein Geschöpf des Waldes war, drehte sie sich im freien Fall. Wieder hatte sie Glück, aber die Klaue verfehlte sie diesmal nur so knapp, dass der Luftzug den Haarflaum an ihrem Bauch streifte.

Sie fiel auf festgestampften Erdboden und blieb für einen Moment benommen liegen. Doch die Zähne und Klauen stießen schon wieder herab, vom unheimlichen Kometenlicht silbern gezeichnet. Purga rollte sich herum, kam auf die Beine und rannte zwischen die Wurzeln des nächsten Baums. Mit großen Augen und offenem Mund kauerte sie sich keuchend zusammen und zuckte bei jedem raschelnden Blatt zusammen. Purga hatte ein Stück Fleisch im Mund. Sie wusste nicht mehr, dass es vom Dinosaurier stammte. Sie kaute es schnell, schluckte es hinunter und linderte für einen Moment den Hunger, der selbst jetzt in ihr rumorte. Dann ließ sie den Blick schweifen und suchte ein sichereres Versteck.

Verletzlicher Zahn stakste umher und schrie die Frustration heraus.

Purga hatte sich fürs Leben entschieden. Aber sie hatte sich auch einen Feind geschaffen.

II

Der Teufelsschweif war so alt wie die Sonne. Das Sonnensystem war aus einer dichten rotierenden Wolke aus Gestein und Staub entstanden. Die von der Druckwelle einer Supernova verwirbelte Wolke verdichtete sich schnell zu Planetesimalen: lose Zusammenschlüsse von Gestein und Eis, die wie blinde Fische chaotisch durch die Dunkelheit drifteten.

Die Planetesimalen stießen zusammen. Dabei wurden die meisten zerstört und ihre Substanz wieder der Wolke zugeführt. Ein paar verschmolzen jedoch miteinander. Aus diesem Chaos gingen die Planeten hervor.

In der Nähe des Zentrums entstanden die Planeten als Gesteinskugeln – wie die Erde – und wurden vom Feuer der Sonne ausgeglüht. Weiter draußen wurden große neblige Welten geboren, Gaskugeln – aus den leichtesten Gasen überhaupt, Wasserstoff und Helium, die in den ersten Sekunden des Universums entstanden waren.

Und diese sich aufblähenden Gasriesen wurden von Kometen wie von Fliegen umschwärmt, den letzten eisigen Planetesimalen.

Die Kometen lebten gefährlich. Viele wurden in die Gravitationsquellen von Jupiter und den anderen Riesen gezogen und nährten mit ihrer Masse diese anschwellenden Ungeheuer. Andere wurden durch die Gravitationsschleudern der Riesen ins warme überfüllte Zentrum geschleudert und stießen dort mit den inneren Planeten zusammen.

Ein paar glückliche Überlebende wurden jedoch in die Gegenrichtung – weg von der Sonne – in die kalten Weiten der Peripherie des Systems geschleudert. Bald bildete sich dort draußen eine lockere Wolke aus Kometen, die weite, langsame Umlaufbahnen einschlugen, die sich dem nächsten stellaren Nachbarn der Sonne bis auf die halbe Distanz näherten.

Einer dieser Kometen war der Teufelsschweif.

Hier draußen war der Komet sicher. Für die meiste Zeit seiner langen Lebensdauer war der nächste Nachbar so weit entfernt wie Jupiter von der Erde. Und am weitesten Punkt des Orbits erreichte der

Teufelsschweif ein Drittel der Entfernung zum nächsten Stern und verharrte schließlich an einem Ort, wo die Sonne mit den Sternfeldern verschmolz und die Planeten, die sich um sie drängten, nicht mehr zu sehen waren. In der Kälte des Leerraums kühlte der Komet schnell ab und gefror steinhart. Die Oberfläche war durch silikathaltigen Staub geschwärzt, und ein epochaler Frost schuf exotische, fragile Skulpturen auf der Oberfläche mit einer geringen Schwerkraft – ein Wunderland, das kein Auge jemals schauen sollte.

Hier zog der Komet viereinhalb Milliarden Jahre lang seine Bahn, während auf der Erde Kontinente tanzten und Arten aufkamen und untergingen.

Doch selbst hier wirkte noch die Gravitation der Sonne – wenn auch nur schwach. Langsam, langsamer als der Rhythmus der Erdzeitalter, hatte der Komet reagiert.

Und er fiel wieder dem Licht entgegen.

Die Morgenröte erhellte den Himmel im Osten. Die Wolken hatten eine blasenartige Struktur, und der Himmel hatte einen eigentümlichen purpurnen Farbton wie von einem Bluterguss. In dieser tiefen Vergangenheit war sogar die Luft anders – dicht, feucht und sehr sauerstoffhaltig. Selbst der Himmel hätte für menschliche Augen fremdartig gewirkt.

Purga befand sich noch immer auf Wanderschaft. Sie war erschöpft und wurde vom Licht der aufgehenden Sonne geblendet. Sie war nun weit von jedem Wald entfernt. Es gab hier nur ein paar vereinzelte Bäume, die über einen Boden verteilt waren, der aus einer grünen Matte niedriger Farne bestand. Die Bäume waren Zikaden, hohe Stämme mit einer schorfigen Rinde, die Palmen ähnelten, gedrungene Zikadenartige, die wie riesige Ananasbäume anmuteten, und Ginkgos mit diesen eigenartigen ventilatorförmigen Blättern. Diese Linie war jetzt schon alt und sollte sich bis ins Zeitalter der Menschen und darüber hinaus halten. In der Stille zwischen Nacht und Tag regte sich nichts. Die Dinosaurierherden schliefen noch, und die Jäger der Nacht hatten sich in ihre Bauten und Nester zurückgezogen – alle außer Purga, die in der offenen Prärie gestrandet war und deren Nerven in Erwartung einer Gefahr bis zum Zerreißen angespannt waren.

Etwas bewegte sich am Himmel. Sie drückte sich flach auf den Boden und schaute nach oben.

Ein geflügeltes Gebilde glitt in großer Höhe unterm Himmelszelt dahin. Das Profil war im rotgrauen Licht der Morgendämmerung deutlich zu erkennen. Es sah aus wie ein hochfliegendes Flugzeug. Aber es war kein Flugzeug, sondern ein Lebewesen.

Purgas instinktive Kalkulation stufte den Pterosaurier als ungefährlich ein. Für sie waren selbst die wildesten Flug-Saurier viel ungefährlicher als die Räuber, die vielleicht hinter diesen Zikaden lauerten, die Skorpione, Spinnen und Fleisch fressenden Reptilien – einschließlich der unzähligen kleinen und wilden Dinosaurierarten.

Sie stolperte weiter, der aufgehenden Sonne entgegen. Bald wurde die grüne Vegetation spärlicher, und sie kroch über Dünen aus festgebackenem rötlichem Sand. Sie erklomm eine kleine Anhöhe und erblickte ein träge schwappendes Gewässer, das bis zum Horizont sich erstreckte. Die Luft roch seltsam: nach Salz und Ozon.

Sie hatte die Nordküste des großen Meers erreicht, das ins Herz Nordamerikas stach. Sie sah, wie große Gebilde träge die Wasseroberfläche durchstießen.

Und im Südwesten, wo die Sonne aufging, hing der Komet am Himmel. Sein Kopf war eine milchige Masse, aus der gewaltige Fontänen perlweißer Gase sprudelten. Der Komet wurde sichtlich größer. Der doppelte Schweif, der von der Sonne weggerichtet war, schlang sich als verwirrende wabernde Masse um die Erde. Es war, als ob man in das Mündungsfeuer einer doppelläufigen Schrotflinte geschaut hätte. Die spektakuläre Lichtshow wurde vom seichten Meer reflektiert.

Müde stolperte sie vorwärts und stieg zu einem schmalen abschüssigen Strand ab. Die Küste war mit Muschelschalen und halb getrocknetem Seetang übersät. Sie probierte das Zeug, aber der Seetang war faserig und salzig. Und sie roch das Salz im Wasser. Zu trinken gab es hier nichts.

Sie fühlte sich zunehmend exponiert, als ob sie von einem Scheinwerfer angestrahlt würde.

Sie machte einen Farn aus, der nicht mehr als einen Meter hoch war. Sie wankte dort hin und legte die Wurzeln frei, in der Hoffnung, einen provisorischen Bau errichten zu können. Aber der feinkörnige Sand

rieselte immer wieder in die Gräben zurück, die sie aushob. Als die rote Sonne sich über den Horizont erhob, gelang es Purga schließlich, ein Loch zu graben, das groß genug war, um ihr Deckung zu bieten. Sie zog den Schwanz an, bedeckte das Gesicht mit den Pfoten und schloss die Augen.

Die Wärme und Dunkelheit des Baus erinnerten sie an das Zuhause, das sie verloren hatte. Aber der Geruch passte nicht. Sie roch nichts als Salz und Sand, Ozon und modrigen Seetang: den intensiven Geruch dieses Orts, wo Land und Meer aufeinander trafen. Der heimische Bau hatte nämlich nach *ihr* gerochen, nach dem anderen, der ihr Gefährte war, und nach den Jungen, die wie eine Mischung aus ihr und ihrem Gefährten gerochen hatten – eine wundervolle Melange. Doch das alles war nun unwiederbringlich verloren. Sie verspürte einen Anflug von Bedauern, obwohl ihrem Bewusstsein die Kapazität fehlte, den Grund dafür zu erkennen.

Während sie den langen Tag verschlief, scharrte und kratzte sie mit den Beinen im körnigen Sand.

Die Erde der Kreidezeit war eine Welt der Ozeane, flacher Meere und Küsten.

Ein großes Meer namens Tethys – eine Verlängerung des Mittelmeers – trennte Asien von Afrika. Europa war kaum mehr als ein Archipel verstreuter Inseln. Die Wüste Sahara war Meeresboden. Die Welt war warm; so warm, dass es keine Eiskappen gab. Und seit achtzig Millionen Jahren stieg der Meeresspiegel. Nachdem der Superkontinent Pangäa auseinander gebrochen war, hatte die Kontinentaldrift eingesetzt, und bei der Bildung großer Kalkriffe und Schelfe vor den Küsten waren große Mengen fester Materie in die Meere geschoben worden. Das war in etwa damit zu vergleichen, als ob man Steine in einen vollen Wassereimer gelegt hätte. Infolgedessen hatten die überlaufenden Meere die Kontinente überflutet. Aber die großen flachen Meere hatten fast keine Gezeiten und nur einen schwachen Wellengang.

Das Meeresleben war reicher und vielgestaltiger als zu jedem anderen Zeitpunkt in der langen Erdgeschichte. Große Planktonwolken trieben im Wasser und sogen das Sonnenlicht ein. Plankton war der Ursprung der langen Nahrungskette der Meeresbewohner. Und im Plankton lebten

mikroskopisch kleine Algen, die Haptophyten. Nach einer kurzen ›Freischwimmer‹-Phase hüllten die Haptophyten sich in winzige filigrane Panzer aus Kalziumkarbonat. Und nach ihrem Tod sanken dann Milliarden winziger Kadaver in die warmen Meeresböden, wo sie sich ablagerten und zu einem komplexen weißen Stein aushärteten: Kalk. Schließlich bedeckten mächtige kilometerdicke Schichten aus Kalkstein Kansas und die nordamerikanische Golfküste, überzogen die Südhälfte Englands und schoben sich sogar bis nach Norddeutschland und Dänemark vor. Menschliche Wissenschaftler bezeichneten dieses Zeitalter wegen dieser Monumente, der von Plankton geschaffenen Kalkformationen als Kreidezeit.

Als das Licht vom Himmel verschwand, verließ Purga ihre Unterkunft. Sie stapfte mühsam durch den Sand, in den sie mit jedem Schritt einsank und der manchmal um sie herum aufstob. Sie war ausgeruht. Aber sie war hungrig und verwirrt und litt unter der Einsamkeit.

Sie erreichte die Anhöhe, die sie tags zuvor überquert hatte und ließ den Blick über eine weite, sanft gewellte Ebene schweifen, die sich bis zu den im Westen aufragenden, rauchenden Bergen erstreckte. Einst hatte das riesige amerikanische Binnenmeer diesen Ort überflutet. Doch nun hatte das Meer sich zurückgezogen und eine durch große Seen und Feuchtgebiete geprägte Ebene hinterlassen. Es wimmelte hier nur so von Leben. Riesige Krokodile kreuzten wie bizarre Unterseeboote in den seichten Gewässern. Manche hatten Vögel auf dem Rücken. Es gab Vogelschwärme und vogelartige pelzige Pterosaurier; manche bauten sogar große Flöße, um die Nester zu versorgen, die geschützt vor den landlebenden Räubern in der Mitte der Seen lagen.

Und es gab Dinosaurier, so weit das Auge reichte.

Herden von Entenschnäbeln, Ankylosauriern und ein paar Gruppen langsamer, schwerfälliger Triceratops hatten sich am Wasser versammelt, spielten und kämpften. Lurche liefen und Frösche hüpfen ihnen zwischen den Füßen herum, außerdem Echsen wie Iguanas und Geckos und viele kleine, gefräßige Saurier. Die Luft wurde vom Flügelschlag und den Rufen von Pterosauriern und Vögeln erfüllt. Am Rand des Waldes sah man Räuber patrouillieren, die die wogenden Herden observierten.

Die Hadrosaurier, die Entenschnabel-Dinosaurier, waren die am weitesten verbreiteten Pflanzenfresser dieses Zeitalters. Obwohl sie größer waren als spätere Säugetier-Äquivalente wie Büffel oder Antilopen, gingen sie auf zwei Beinen wie zu groß geratene Strauße – mit langen Schritten und wackelnden Köpfen. Die Herden wurden von Männchen angeführt, die sich durch große Kämme auf Nase und Stirn auszeichneten. Die Kämme dienten als natürliche Trompeten. Sie vermochten Töne hervorzubringen, die so tief waren wie das Unterregister einer Orgel. Die Stimmen der Entenschnäbel schallten wie Nebelhörner über die dunstige Ebene.

Im Vordergrund durchquerte eine Herde Anatotitanen die Flutebene. Es war ein wahrer Geleitzug aus Fleisch. Diese gewaltigen Kreaturen wirkten mit den massiven Hinterbeinen – die größer waren als ein ausgewachsener Mensch – und den vergleichsweise dünnen Vorderläufen irgendwie unstimmig. Dazu schleppten sie lange dicke, konische Schwänze nach. Die Luft war von ihren Geräuschen erfüllt: vom Rumoren der großen Mägen der Pflanzenfresser und des noch tieferen Grollens der Stimmen, mit denen sie sich verständigten. Diese Laute reichten bis in den Infraschallbereich hinein und wären für menschliche Ohren unhörbar gewesen.

Die Anatotitanen sammelten sich in einem Zikadenhain. Die Blätter der Zikaden waren dick und zäh, aber die jungen Triebe, die von einer Lage älterer Blätter verdeckt wurden, waren grün und saftig. Also stellten die Anatotitanen sich auf die stämmigen Hinterbeine und fraßen die frischen Triebe ab. Als sie mit den großen Füßen ins Farndickicht traten, stiegen Wolken von Insekten empor. Die Phalanx der Titanen ließ die Zikaden ruiniert zurück. Obwohl die Tiere weit entfernt von hier Samen für zukünftige Wälder verstreuten, würde es lang dauern, bis die Vegetation sich vom Kahlschlag erholt hatte, den sie anrichteten.

Die Geräuschkulisse war beeindruckend: das nebelhornartige Trompeten der Entenschnäbel, das Bellen der gepanzerten Dinosaurier, das Kreischen der Vögel, das lederartige Flappen der großen Pterosaurier-Schwärme. Und das alles wurde vom durchdringenden, unmodulierten Brüllen eines Tyrannosaurus-Weibchens überlagert, dem ›Platzhirsch‹: Alle Tiere waren hier in ihrem Revier, und das machte sie ihnen und rivalisierenden Tyrannosauriern auch unmissverständlich klar.

Die Szenerie hätte einen Menschen vielleicht an Afrika erinnert. Obwohl diese großen Pflanzenfresser die Rolle von Antilopen, Elefanten, Nilpferden, Büffeln und Räubern wie Löwen, Leoparden und Hyänen einnahmen, waren diese Tiere enger mit Vögeln verwandt als mit Säugetieren. Alle Verrichtungen erledigten sie mit slapstickartig schnellen Bewegungen, die durch den hohen Sauerstoffgehalt der Luft ermöglicht wurden. Die kleinen, leichtfüßigen Dinosaurier, die durchs Unterholz rannten oder pirschten, hätten freilich surreal angemutet. Im Zeitalter der Menschen gab es nichts, was diesen zweibeinigen Läufern geglichen hätte. Und im Afrika des einundzwanzigsten Jahrhunderts wäre der Anblick von zwei sich paarenden Ankylosauriern, die zärtlich die Hinterteile aneinander rieben, wohl auch undenkbar gewesen. Es war eine Landschaft von Riesen, in der Purga hilflos und verloren war. Sie hatte hier nichts zu melden. Im Westen machte Purga jedoch einen dichten Wald aus, der in mehreren Vegetationszonen sich zu den entfernten Vulkanen hinaufzog.

Purga war in die falsche Richtung gegangen, sodass es sie an diese Stelle der Meeresküste verschlagen hatte. Sie war aber ein Geschöpf des Waldes und des Bodens; *dorthin* musste sie also gehen. Um dorthin zu gelangen, musste sie jedoch die offene Ebene überqueren – und aufpassen, dass sie nicht unter diese klobigen Füße geriet. Zögerlich rutschte sie die Sandbank hinunter.

Und dann sah sie durch den Farn eine streiflichtartige Bewegung. Sie huschte unter eine junge Araukarie und presste sich an den Boden.

Ein Raptor: Er stand wie in Stein gemeißelt da und spähte die umherstreifenden Anatotitanen aus.

Es war ein Deinonychus, eine Art ungefiederter Laufvogel. Aber er verharrte so reglos wie ein Krokodil. Der Raptor roch kaum – seine Haut war nicht mit Drüsen besetzt wie die der Säugetiere –, aber es lag dennoch ein stechender Geruch in der Luft, der Purga zur Vorsicht mahnte.

Der Raptor befand sich in unmittelbarer Nähe. Falls er sie erwischte, würde er sie blitzschnell töten.

Ein Vogel kletterte auf den Baum über ihr. Er hatte ein kräftig blaues Gefieder, Klauen an den Vorderkanten der Flügel und einen gezähnten Schnabel. Dieses Geschöpf war ein Relikt aus einem früheren

Erdzeitalter, ein archaisches Bindeglied zwischen Vögeln, Krokodilen und Dinosauriern. Der Vogel unternahm die Kletterpartie, um seine dicken zirpenden Jungen zu füttern. Anscheinend hatte er den Raptor noch nicht bemerkt.

Fürs Erste hatte der Raptor es aber auf fettere Beute abgesehen.

Der Raptor beobachtete die Anatotitanen-Herde mit kalten Raubvogelaugen. Seine Gedanken drehten sich einzig und allein darum, welcher der riesigen Pflanzenfresser ihm als Beute dienen könnte. Falls nötig, würde er die Herde aufscheuchen und versuchen, ein Tier zu isolieren. Das wäre dann verwundbar.

Aber das erwies sich als unnötig.

Einer der ausgewachsenen Titanen fiel hinter die anderen zurück. Dieses Weibchen, das müde dahintrottete, war über siebzig Jahre alt. Sie war ihr ganzes Leben lang gewachsen, sodass sie nun die Größte der Herde war – sogar einer der Größten ihrer Art überhaupt. Nun tauchte sie den Kopf ins sämige Wasser eines seichten Tümpels.

Der Raptor pirschte sich geschmeidig und lautlos an den alten Titanen an. Purga kauerte sich im Schutz der Araukarie zusammen.

Der Raptor war drei Meter hoch. Er war leichtfüßig und kompakt und hatte schlanke Beine, mit denen er eine hohe Geschwindigkeit erreichte. Ein langer Schwanz diente der Balance. Die Fersen, die sich beim Gehen vom Boden lösten, waren jeweils mit einer Klaue besetzt.

Der Raptor war nicht gerade eine Intelligenzbestie. Sein Gehirn war klein – nicht größer als das eines Huhns oder vergleichbaren Vogels.

Und er war ein Einzelgänger, weil es ihm an der Intelligenz mangelte, um im Verbund zu jagen. Aber das musste er auch gar nicht.

Der Anatotitan hatte noch immer keine Ahnung von der Gefahr, in der er schwebte.

Der Raptor brach aus der Deckung. Er drehte sich in der Luft, wobei die Fersenklauen Furcht erregend blitzten. Die Hiebe waren gut platziert.

Blut floss. Bellend versuchte der Anatotitan, sich vom Wasser zurückzuziehen. Doch schon quollen dampfende schwarze Eingeweide aus den klaffenden Bauchwunden. Und dann verfring er sich auch noch mit dem Vorderfuß in den glitschigen Wasserpflanzen. Mit einem Geräusch wie Donnerhall fiel er auf die Brust. Dann knickten die Hinterbeine ein, und der massige Körper kippte auf die Seite.

Einer der Anatotitanen schaute zurück und trompetete traurig. Bei dem dröhnenden Laut erbebte der Boden unter Purga. Aber die Herde zog schon weiter.

Der Raptor atmete stoßweise und wartete darauf, dass den Titan die Kräfte verließen.

Die Dinosaurier waren hundertfünfzig Millionen Jahre zuvor aufgetaucht – in einem Zeitalter mit einem heißen, trockenen Klima, das Reptilien eher begünstigte als Säugetiere. In jener Zeit waren die Kontinente in einer einzigen großen Landmasse, Pangäa, vereinigt, sodass die Dinosaurier sich über den ganzen Planeten ausgebreitet hatten. Später war dieser Superkontinent dann auseinander gebrochen, die Kontinentalverschiebung hatte eingesetzt und es hatten sich Klimazonen herausgebildet. Und die Dinosaurier passten sich entsprechend an.

Dinosaurier waren *anders*.

Sie jagten nicht wie die räuberischen Säugetiere späterer Zeiten. Weil sie Kaltblüter waren, vermochten sie keine hohe Geschwindigkeit über weite Strecken zu halten. Ihnen fehlte die Ausdauer, um die Beute zu hetzen, wie beispielsweise Wölfe es taten. Dafür hatten sie robuste Hochdruck-Herzen. Und ihr Körperbau glich in vielerlei Hinsicht den Vögeln: Die Halsknochen und der Rumpf dieses Raptors wurden von einem Röhrensystem durchzogen, das wie ein Luftansauger wirkte und den Körper mit einer großen Sauerstoffmenge versorgte. So war der Raptor immerhin zu kurzen Sprints befähigt und vermochte einen Angriff mit vollem Krafteinsatz zu führen.

Wenn Dinosaurier jagten, lief das in aller Stille ab. Sie legten sich auf die Lauer und harreten stumm und reglos aus, bis die Jagd in einem explosiven Gewaltausbruch kulminierte.

Im Vergleich zu den Dinosauriern hatten die Säugetiere aber auch keine schlechten Voraussetzungen. Purga schaute nämlich selbst auf eine Entwicklungsgeschichte von vielen Millionen Jahren zurück und war perfekt an die Nische angepasst, in der sie sich eingerichtet hatte.

Trotzdem wurden die Säugetiere durch die harten Tatsachen der Energieökonomie in die kleinen Nischen der Dinosaurier-Welt gedrängt. Insgesamt hatte ein Raubsaurier eine höhere Energieeffizienz als ein Säuger: Dieser Raptor vermochte wie eine Gazelle zu laufen, ruhte aber wie eine Eidechse. Es war diese Kombination aus Energieeffizienz und

Kampfkraft, die den Dinosauriern für eine so lange Zeit ihre beherrschende Stellung gesichert hatte.

Der Raptor war vielleicht so etwas wie ein mächtiger Raubvogel. Oder eine Art zweibeiniges Krokodil. Dennoch war er nicht *wirklich* wie diese Tiere. Er stellte etwas dar, das es auf der Erde des Menschenzeitalters nicht gab, etwas, das keines Menschen Auge je erblicken würde.

Er war eben ein Dinosaurier.

Die bevorzugte Jagdmethode dieses Raptoren bestand darin, aus der Deckung zu brechen und der Beute Wunden zu schlagen, die zwar schwer waren, aber nicht unbedingt tödlich. Die Beute vermochte wohl noch zu fliehen, war aber durch klaffende Wunden in Beinen und Flanken, durch aufgerissene Bäuche oder durchtrennte Sehnen, durch den Blutverlust und Schock geschwächt. Und weil Mundhygiene für den Raptor kein Thema war – er hatte fürchterlichen Mundgeruch –, übertrug er mit jedem Biss ein paar Bakterienkulturen. Dann verfolgte der Raptor die Beute. Manchmal griff er sie erneut an, manchmal folgte er auch nur dem Geruch der stinkenden infizierten Wunden, bis die Beute vor Erschöpfung und Wundbrand verendete.

Heute hatte dieser Raptor indes ganze Arbeit geleistet und das Opfer mit einem Streich niedergestreckt. Er musste nur noch abwarten, bis der Titan so geschwächt war, dass er ihm nicht mehr gefährlich werden konnte. Und dann würde der Saurier die Beute schon einmal bei lebendigem Leib anfressen.

Deshalb ließ er einen so kleinen Happen wie Purga auch links liegen, wo ihn ein so üppiges Festmahl erwartete. Vorsichtig und wachsam verließ sie die Deckung des Farns und huschte über die Flutebene und durch die Schneise der Verwüstung, die die Anotitanen-Herde geschlagen hatte, in die Sicherheit der Bäume.

Zum ersten Mal seit vier Milliarden Jahren spürte der Teufelsschweif Wärme. Fragile Eisskulpturen, die älter waren als die Erde, schmolzen. Gas strömte aus Spalten in der Kruste. Bald hatte eine mondgroße leuchtende Wolke aus Staub und Gasen den Kometen umhüllt. Der Sonnenwind aus Licht und schnellen Teilchen bündelte das Gas und den Staub hinter dem fallenden Kometen-Kern in Schweife mit einer Länge von Millionen Kilometern. Der Doppelschweif war zwar hauchdünn,

aber er reflektierte dennoch das Licht und begann zu leuchten.
Zum ersten Mal schauten leere Augen auf der Erde den sich nähernden Kometen.

Der Teufelsschweif zog weiter seine Bahn, wobei der rotierende, Feuer speiende Kern die Gase mit zunehmender Heftigkeit ausstieß.

III

Wieder ging ein langer, heißer Kreidezeit-Tag ins Land. Purga schlief den ganzen Tag inmitten ihrer neuen Familie. Sie wachte nicht einmal auf, als die Jungen Milch sog. Der weiche Boden des Baus war mit dem weichen Fell der Primaten bedeckt, und er roch unzweifelhaft nach Purga, ihrem neuen Gefährten und den drei Jungen, die von ihr stammten.

Purgas Gefährte hatte sich selbst keinen Namen gegeben, und Purga gab ihm auch keinen, genauso wenig wie sie sich einen gab. Wenn sie es aber getan hätte – im Bewusstsein, dass er auf keinen Fall der Erste in ihrem Leben war –, dann hätte sie ihn vielleicht Zweiter genannt.

Während Purga schlief, träumte sie. Die Primatengehirne hatten bereits die Größe und Komplexität, die für die mentale Säuberung erforderlich waren. Also träumte sie von Wärme und Dunkelheit, von blitzenden Klauen und Zähnen und von ihrer Mutter, die die Erinnerung ausfüllte. Purga war, wie alle Säugetiere, ein Warmblüter.

Der tierische Metabolismus basiert auf der langsamen zellulären Verbrennung der Nahrung mit Sauerstoff. Die ersten Tiere, die das Land besiedelten – nach Luft schnappende Fische, die aus trocken gefallen Wasserläufen krochen und ihre Schwimmblasen als provisorische Lungen nutzten –, hatten sich noch mit Stoffwechselapparaten behelfen müssen, die für das Leben im Wasser ausgelegt waren. Diese ersten Landbewohner hatten noch einen sehr langsamen Metabolismus. Aber der entscheidende Schritt des ›Landgangs‹ war erfolgreich gewesen; ab diesem Zeitpunkt bis in alle Zukunft würde jedes Tier – Säugetiere, Dinosaurier, Krokodile und Vögel, selbst Schlangen und Wale – auf einer Variante desselben uralten ›Vier-Säulen-Bauplans‹ mit vier Beinen, Rückgrat, Rippen, Fingern und Zehen beruhen.

Ungefähr zweihundert Millionen Jahre vor Purgas Geburt hatten jedoch einige Tiere einen neuartigen Metabolismus entwickelt. Es hatte sich dabei um Raubtiere gehandelt, die wegen ihrer Spezialisierung die Nahrung schneller verbrennen mussten, um das Jagdglück zu steigern.

Das hatte eine komplette Neukonstruktion bedeutet. Diese ehrgeizigen Räuber benötigten mehr Nahrung, eine höhere Verdauungsgeschwindigkeit und eine effizientere Entsorgung der Abfallprodukte. All das hatte den Grundumsatz erhöht – sogar im Ruhezustand –, sodass sie die Wärme erzeugenden Organe wie Herz, Nieren, Leber und Gehirn hatten vergrößern müssen. Selbst die Zellfunktionen hatten sich beschleunigt. Zuletzt war noch eine neue, stabile hohe Körpertemperatur eingestellt worden.

Die neuen warmblütigen Körper hatten einen unerwarteten Vorteil. Kaltblüter waren auf Umgebungswärme angewiesen. Warmblüter aber nicht. Sie vermochten auch in der Kühle der Nacht Spitzenleistungen zu erbringen, wenn die Kaltblüter ruhen mussten oder in extremer Hitze, wenn Kaltblüter Schutz suchen mussten. Und sie waren sogar in der Lage, Kaltblüter wie Frösche, kleine Reptilien und Insekten in der Morgen- und Abenddämmerung zu jagen, wo diese Kreaturen langsam und dadurch verwundbar waren.

Aber sie vermochten nicht die Dinosaurier vom Thron zu stoßen; dem stand die überlegene Energieeffizienz der Dinosaurier entgegen. Ihre Träume wurden jedoch vom wuchtigen Stampfen der Dinosaurier gestört, die tagsüber an der Oberfläche ihren Verrichtungen nachgingen. Der Boden erzitterte wie bei einem Erdbeben, und die Erde bröckelte von den Wänden des Baus und rieselte um die dösende Familie herum nieder. Es war, als ob Armeen von Wolkenkratzern über die Welt marschierten.

Aber es gab nichts, was man dagegen zu tun vermochte. Für Purga waren die Dinosaurier eine Naturgewalt, die sich ihrem Einfluss genauso entzog wie das Wetter. In dieser großen, gefährlichen Welt war der Bau ihr Zuhause.

Die dicke Erdschicht schützte die Primaten vor der Hitze des Tages und schirmte die noch nackten Jungen von der Kühle der Nacht ab: Mutter Erde selbst schützte Purga vor dem Dinosaurier-Wetter.

Und doch hielt sich im Hinterkopf eine vage Erinnerung, eine Ahnung, dass dies nicht ihr erstes Zuhause, nicht ihre erste Familie war – eine unterschwellige Warnung, dass sie auch dieses Glück in einem Moment aus Licht und blitzenden Klauen und Zähnen verlieren konnte.

Als die Erde sich weiterdrehte, die Luft kühler wurde und die Dinosaurier in ihre nächtliche Lethargie verfielen, tat sich zu ihren Füßen der Boden auf. Die Kreaturen der Nacht kamen zum Vorschein: Insekten, Amphibien – und unzählige kleine Säugetiere, die wie eine Flut um die Säulenbeine der Dinosaurier anschwellen.

In dieser Nacht gingen Purga und ihr neuer Gefährte zusammen auf die Pirsch. Purga, die etwas älter und erfahrener war, übernahm die Führung. Im Abstand von ein paar Zentimetern wanderten sie den flachen Abhang zum See hinunter, wobei sie ständig sicherten und spähten.

Normalerweise jagten sie nicht gemeinsam. Wegen des trockenen Wetters mussten die beiden aber trinken.

Dieser Teil Amerikas war von einer lang anhaltenden Dürre heimgesucht worden. Vom Binnenmeer war nur noch ein großes Sumpfgebiet übrig. Es wurde allmählich von Sedimenten überlagert, die sich vom Felsengebirge nach Osten schoben. Die Ablagerungen entstanden aus jungen Bergen, die so schnell erodierten, wie sie entstanden waren. Und in dieser Dürreperiode war jedes Gewässer ein Anziehungspunkt für große und kleine Tiere.

Deshalb wimmelte es im See auch von Dinosauriern.

Da war eine Herde Triceratops, Riesen mit drei Hörnern und einer starken Panzerung, die an einen Lampenschirm erinnerte. Die wie überdimensionierte Nashörner anmutenden Tiere dösten in lockeren Kreisen. Die ausgewachsenen Tiere bildeten mit den Hörnern eine Phalanx, um nächtliche Angreifer abzuschrecken.

Es gab auch viele Hadrosaurier mit den typischen Entenschnäbeln. Ganze Herden hatten sich um den seichten See versammelt und bildeten farbige Kontraste. Purga und Zweiter mussten durch einen Wald aus Beinen huschen, als ob sie sich in einem gewaltigen Stelenfeld verirrt hätten. Die Entenschnäbel schliefen, doch selbst ihr Schnarchen war eine Kakophonie aus einem tiefen, melancholischen Trompeten, Tröten und Kollern.

Schließlich erreichten Purga und Zweiter das Seeufer. Das Wasser hatte sich zurückgezogen, und sie mussten einen aus Geröll und getrocknetem Schlick bestehenden Abschnitt des ehemaligen Seebodens überqueren, der mit Schleim und grünen Pflanzen überzogen war. Purga trank hastig, mit geweiteten Augen und zuckenden Schnurrhaaren.

Nachdem die Primaten den Durst gelöscht hatten, teilten sie sich. Zweiter lief zum flachen Ufer hinüber und suchte nach kleinen Sandwirbeln im Boden, die die Anwesenheit eines Wurms markierten. Purga lief über das Ufer zum Waldrand. Sie folgte einem verheißungsvolleren Geruch.

Bald fand sie die Quelle des Geruchs: Es war ein Fisch. Er lag auf einem Haufen rostbrauner Farnwedel. Der Kadaver war in der silbrigen Haut geschrumpft. Er war weitab vom Wasser gestrandet und schon seit vielen Stunden tot. Als Purga in die Haut des Fisches stach, platzte sie auf. Ein übler Brodem quoll hervor – und eine wimmelnde Masse geisterhaft fahler Maden. Purga wühlte mit den Pfoten im Kadaver und stopfte sich die Maden in den Mund. Die salzigen Delikatessen platzten zwischen den Zähnen und gaben leckere Körpersäfte frei.

Plötzlich flog ein weiterer Fisch über sie hinweg und landete tiefer im Gestrüpp. Erschrocken presste sie sich auf den Boden. Die Schnurrhaare zuckten.

Ein Dinosaurier stand stocksteif im flachen Wasser. Er war groß und ragte ungefähr neun Meter empor. Er hatte einen Kiefer wie ein Krokodil und ein großes purpurrotes Segel auf dem Rücken. Die Zähne waren gebogen, und die Hände waren mit dreißig Zentimeter langen Klauen bestückt, die wie Messer anmuteten. Plötzlich stieß der Saurier die Klauen ins Wasser und zerbrach die glitzernde Oberfläche. Ein paar silberne Fische wurden aus dem Wasser geschleudert. Sie zappelten in der Luft, und der Dinosaurier fing die meisten mit dem ausladenden Maul auf.

Dies war ein Suchomimus, ein auf Fische spezialisierter Jäger. Diese Art war erst vor vergleichsweise kurzer Zeit über die Landbrücken, die sich sporadisch zwischen den Kontinenten bildeten, aus Afrika eingewandert. Er jagte die Fische auf die gleiche Art wie ein Bär. Er vermochte die Beute mit den Klauen zu packen oder mit dem Krokodil-Kiefer durchs Wasser zu pflügen und die Beute mit den gekrümmten Zähnen aufzuspießen. Er jagte nachts, wenn die meisten anderen Geschöpfe seiner Größe schliefen. Dies war die Zeit, wo die durch die Dunkelheit in Sicherheit gewiegten Fische an die Oberfläche und ans Ufer kamen, um Nahrung zu suchen.

Im Abstand von ein paar Metern folgte ihr ein zweiter Suchomimus.

Dies war ein Männchen; wie die meisten jagenden Dinosaurier wanderten die Suchomimus in Paaren.

Das Suchomimus-Weibchen fuhr erneut mit der Pfote durchs Wasser, und Fische regneten aufs ausgetrocknete Ufer. Sie zappelten kurz, und dann löschte der Erstickungstod die winzigen Flämmchen des Bewusstseins. Das Suchomimus-Weibchen ignorierte jedoch diese leichte Beute. Sie schien aus Spaß an der Freud' zu jagen.

Der spähende Deinosuchus schien aber auch seinen Spaß zu haben.

Der Deinosuchus war ein riesiges Krokodil. Er glitt fast lautlos durchs Wasser des Sees und wurde dabei durch eine dünne Schicht Wasserfarn an der Oberfläche getarnt. Die transparenten Augenlider schlossen sich über gelben Augen, um die kleinen grünen Blätter abzuhalten.

Bei diesem Deinosuchus handelte es sich auch um ein Weibchen: Es war zwölf Meter lang, bereits sechzig Jahre alt und hatte reichlich Nachwuchs bekommen, der sich inzwischen selbst schon zu Jägern entwickelt hatte. Zeiten wie diese – eine Trockenzeit, wo die Tiere sich am Wasser zusammendrängten und vor lauter Durst die angeborene Vorsicht vergaßen – waren ein Segen für die Krokodile. Die gebratenen Tauben flogen ihnen sozusagen ins Maul. Aber der Deinosuchus, der es sogar mit einem Tyrannosaurier aufzunehmen vermochte, hatte nur selten Hunger; egal, welche Witterung herrschte.

Die Krokodile waren schon eine alte Art, die sich vor hundertfünfzig Millionen Jahren von zweibeinigen Jägern abgespalten hatte. Sie waren überaus erfolgreich und beherrschten die seichten Wasserstraßen und Seen von ganz Nordamerika und darüber hinaus: Sie gehörten zu den wenigen Tieren der Kreidezeit, denen ein langes Leben beschieden war. Und sie sollten auch bis ins Zeitalter der Menschen und weit darüber hinaus überdauern.

Die feine Nase des Deinosuchus vermochte die Bewegungen des Suchomimus-Paars am Seeufer zu spüren. Sie krümmte den mächtigen Schwanz.

Purga sah eine Art Eruption am Seeufer. Pterosaurier und Vögel stoben von schwimmenden Nestern auf und schrien ihren heiseren Protest heraus. Das Suchomimus-Männchen hatte kaum Zeit, den ausdruckslosen Kopf zu wenden, bevor der Kiefer des Krokodils sich um ein Hinterbein schloss. Das Krokodil schwamm zurück. Der

Suchomimus stürzte in den Schlick und brach sich das schöne Segel ab. Er wehrte sich mit lautem Trompeten und versuchte die langen blutigen Klauen einzusetzen, aber das Krokodil versank im Wasser und nahm das Suchomimus-Männchen mit.

Seit dem Auftauchen des Deinonychus war kaum eine Minute vergangen, und die Turbulenzen der Wasseroberfläche hatten sich auch schon wieder geglättet. Das Suchomimus-Weibchen schien durch den plötzlichen Verlust bestürzt. Mit einem traurigen Trompeten suchte es die Wasserlinie ab.

Das Krokodil hatte geradezu ein Gemetzel veranstaltet. Der Uferschlick war blutgetränkt und mit Überresten des Suchomimus-Männchens übersät – mit glitzerndem Gedärm, Fleischfetzen und sogar mit dem leer blickenden, abgetrennten Kopf. Nun traten die ersten Aasfresser auf den Plan. Es war ein Rudel kleiner, leichtfüßiger Raptoren, das hüpfend, springend und wirbelnd aus dem Unterholz brach. Sie bekämpften sich gegenseitig wie Kickboxer, während sie nach den saftigen Fleischbrocken schnappten.

Bald bekamen sie Gesellschaft von Pterosauriern, die mit lautem Flügelschlag einfielen. Sie landeten und stakten mit fledermausartig gespreizten Beinen und Armen durch den Schlick. Sie hatten lange Schädel und schmale Schnäbel mit spitzen Zähnen, die sie tief in die Überreste des Suchomimus schlugen. Immer mehr Pterosaurier wurden angelockt, bis sie den Himmel mit ihren pergamentartigen Schwingen schließlich verdunkelten. Ein Pterosaurier hatte es allerdings auf zwei Primaten abgesehen.

Purga sah ihn kommen. Zweiter nicht.

Er nahm ihn erst in Form eines rauschenden Luftzugs wahr, als behaarte, lederartige Flügel den Himmel über ihm verdunkelten. Dann fielen klauenbesetzte Füße vom Himmel und schlossen ihn wie in einem Käfig ein.

Es war vorbei, ehe Zweiter noch wusste, wie ihm geschah. Von den vertrauten Geräuschen des Bodens wurde er in eine Stille emporgehoben, die nur vom Rauschen des mächtigen Flügelschlags des Pterosauriers durchbrochen wurde, vom leisen Sirren der gespannten Muskelstränge und dem Rauschen des Winds. Er sah das dunkelgrüne, mit blau schimmernden Tümpeln übersäte Land unter sich wegfallen. Und dann

öffnete der Blick sich spektakulär nach Südosten, die Richtung, aus der der Komet kam. Der Kometenkopf hing wie eine riesige unirdische Laterne über der Meerenge, die sich vom Golf von Mexiko ins Landesinnere hineinzog.

Zweiter wollte nur aus diesem Käfig aus schuppigem Fleisch freigelassen werden und wieder auf den Boden und in den Bau gelangen. Er schlug gegen die Klauen, die ihn hielten und wollte hineinbeißen, aber die kleinen Zähne vermochten die Schuppen der mächtigen Kreatur nicht zu durchstoßen.

Und dann drückte der Pterosaurier, bis kleine Primaten-Rippen knackten.

Der Pterosaurier war ein Azhdarchide von der Größe eines Flugdrachens. Der mächtige Kopf mit einem spitzen zahnlosen Dreiecksschnabel vorn und einem leitwerkartigen Kamm hinten verbesserte durch die Stromlinienform die Flugeigenschaften des Tiers. Durch die hohlen Knochen, den porösen Schädel und den kleinen Rumpf war es erstaunlich leicht. Es bestand im Grunde nur aus Flügeln und Kopf und sah aus wie eine Skizze von Leonardo da Vinci.

Der Sporn an jedem Flügel des Pterosauriers war ein großer Finger. Drei rudimentäre Finger in der Mitte der Vorderkante bildeten eine kleine Klaue. Gespreizt wurden die Flügel von den Hinterbeinen. Weil alle vier Gliedmaßen für die Kontrolle der Steuerflächen benötigt wurden, vermochten die Verwandten des Azhdarchiden sich nicht wie die Vögel in Land- und Wasserlebewesen zu differenzieren. Trotzdem waren die Pterosaurier erstaunlich erfolgreich gewesen. Neben den Vögeln und Fledermäusen waren sie eine der drei Wirbeltier-Gruppen gewesen, die die Fähigkeit des Fliegens erlangt hatten – und sie waren sogar die ersten gewesen. Die Pterosaurier verdunkelten den Himmel über der Erde nun schon seit über hundertfünfzig Millionen Jahren.

Der Azhdarchide vermochte zwar auch in flachen Gewässern zu fischen, betätigte sich aber hauptsächlich als Leichenfledderer. Säugetiere schlug er nur selten. Doch Zweiter, der gerade einen Wurm aus dem Sand zog und sich daran gütlich tat, hatte nicht bedacht, dass er vom hellen Kometen förmlich angestrahlt wurde. Er war auch nicht das einzige Tier, das vom neuen Licht am Himmel irritiert wurde. Er war eine leichte Beute gewesen.

Zweiter war in Schmerz erstarrt, während er von kalter Luft umströmt wurde.

Er sah die ausgestreckten Flügel und den Kometen über sich, dessen Licht blau durch die transparente Haut drang. Sie wimmelte von winzigen Kreaturen. Der Flügel eines Pterosauriers war eine große Fläche spärlich behaarter Haut mit vielen Blutgefäßen und übte eine große Anziehungskraft auf parasitische Insekten aus. Jeder Quadratzentimeter der Flügeloberfläche des Pterosauriers war mit einer Matte aus Muskelgewebe unterlegt, das den Azhdarchiden in die Lage versetzte, die Fluglage mit unnachahmlicher Präzision zu regeln. Sein Körper war ein besser konstruierter Gleiter als alle von Menschenhand geschaffenen Fluggeräte.

Der Azhdarchide flog eine Kurve, um einer Rauchwolke auszuweichen, die über einem Vulkan hing. Ein Kontakt mit der verschmutzten Luft hätte die empfindlichen Flügel stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Echse war ein Meister im Ausnutzen der Thermik – die durch Kumuluswolken markiert wurde und über von der Sonne beschienenen Hängen auftrat –, in der sie Auftrieb gewann, ohne sich selbst anstrengen zu müssen. Für sie war die Welt ein räumliches Netz unsichtbarer Förderbänder, auf denen sie überallhin zu gelangen vermochte.

Das Nest des Azhdarchiden lag oberhalb der Baumgrenze in einem Vorgebirge der Rocky Mountains. Ein steiler Wall aus jungem Gestein ragte über einen kotverschmierten Vorsprung, der mit Eierschalen, Knochen und Schnäbeln übersät war. Jungtiere staksten kreischend in diesem abgeschlossenen Bereich umher und verteilten die Schalen der Eier, aus denen sie vor ein paar Wochen geschlüpft waren. Es waren drei; ein schwaches viertes Junges hatten sie schon aufgeessen.

Das Elterntier bewegte einen Knochensporn im Handgelenk, der die Form der Flügelmembran veränderte und die Funktion einer Luftbremse erfüllte. So vermochte es abzubremesen, ohne zu überziehen. Der Flugsaurier verharrte einen Meter über dem Vorsprung und richtete sich auf den Hinterbeinen auf. Er faltete die zarten Flügelmembranen zusammen, legte die Flugfinger auf den Rücken und ging mit ausgestellten Beinen und angewinkelten Ellbogen weiter.

Zweiter wurde fallengelassen. Er plumpste auf nackten Stein und sah den ausgewachsenen Azhdarchiden davon flattern. Er scharrte auf dem Stein,

aber er war zu hart, als dass er sich einzugraben vermocht hätte. Und dann wurde er von kleinen Ungeheuern umringt, die im Kometenlicht blauschwarz schimmerten. Die Jungen bekamen von den Eltern eine proteinhaltige Atzung aus Fisch und Fleisch und gediehen prächtig. Aber die Flügel waren noch bloße Stummel, sodass Rumpf und Kopf überproportional groß wirkten. Sie schauten aus wie winzige Dinosaurier.

Das erste Junge pickte fast spielerisch ins Bein von Zweiter. Der Geruch seines eigenen Bluts weckte plötzlich Erinnerungen an den Bau. Er verspürte eine Art Bedauern und fletschte die Zähne. Die nimmersatten Jungen fielen über ihn her. In wenigen Sekunden war es vorbei, der warme Körper zerrissen.

Doch nun regte sich etwas über der Azhdarchiden-Mutter. Sie drehte den kantigen Schädel und schaute nach oben. Am Himmel hatten Räuber sich mit der ganzen Wildheit ihrer bodenverhafteten Gegenstücke zu einer Pyramide formiert. Dann sah sie, dass der riesige keilförmige Schatten, der über den kometenerhellten Himmel zog, *über* den tiefsten Wolken stand, und sie wusste, dass sie nicht in Gefahr war.

Es war nur ein Luftwal.

Das größte fliegende Tier, das je von Menschen entdeckt wurde, gehörte zur Art der Azhdarchiden und trug den Namen Quetzalcoatlus. Mit der Flügelspannweite von fünfzehn Metern hatte er die des größten Vogels, des Kondors, ums Vierfache übertroffen und war wie ein kleines Flugzeug erschienen.

Aber der größte Pterosaurier war noch einmal um eine Größenordnung größer.

Die riesigen filigranen Flügel des Luftwals hatten eine Spannweite von *hundert* Metern. Sein Skelett war ein extrem leichter Gitterrohrrahmen mit Streben und Hohlknochen. Das Maul war eine riesige durchscheinende Höhle. Die größte Gefahr für ihn bestand darin, im ungefilterten Sonnenlicht der Höhenluft zu überhitzen, aber der Körper verfügte über eine Anzahl von Ausgleichsmechanismen. Dazu gehörte die Drosselung des Blutkreislaufs in den gewaltigen Schwingen und Luftsäcke im Körper, an die die inneren Organe Wärme abführten. Er brachte sein Leben in der dünnen hohen Luftschicht der Stratosphäre zu, die über den Bergen und über den meisten Wolken lag. Doch selbst

in dieser großen Höhe gab es noch Leben: ein vom Winde verwehtes, feines Plankton aus Insekten und Spinnen. Manchmal wurden Schwärme sich paarender Milben und sogar Heuschrecken in diese luftigen Höhen getragen. Das war die karge Kost des Wals, die er stetig in sein großes Maul schaufelte.

Hätte er einen Blick nach unten geworfen, dann hätte der Luftwal vielleicht das kleine Drama mit Zweiter, den Azhdarchiden-Jungen und dem Pterosaurier verfolgt. Doch hier oben waren solche entfernten Ereignisse unwichtig. Wenn der Wal den Blick über sein luftiges Reich schweifen ließ, sah er die Krümmung der Erde: das dicke blaue Band dichter Luft, das den Horizont markierte und das im Kometenlicht glitzernde Meer. Der Himmel über ihm färbte sich im Zenit zu Violett. In dieser Höhe gab es kaum noch Luftmoleküle, die das Licht streuten; trotz der Helligkeit des Kometen sah er die Sterne.

Der Luftwal besaß die Fähigkeit, die Erde zu umrunden. Er folgte den Höhenwinden und nutzte die Thermik, ohne auch nur einmal den Boden zu berühren. Seine Art war nur eine kleine Population – das Luftplankton vermochte nicht allzu viele Exemplare zu ernähren –, aber sie war über den ganzen Planeten verstreut. Drei- oder viermal hatte er sich in seinem Leben gepaart, wobei eine innere Uhr, die von der Bewegung der Sonne gesteuert wurde, ihn zu den höchsten Berggipfeln des Planeten gelenkt hatte. Die Paarung war mechanisch und reizlos; so große, zarte Wesen vermochten sich die Balzriten der bodenständigeren Spezies nicht zu leisten. Dennoch brachen sich manchmal uralte Instinkte Bahn. Es gab Kämpfe – oft heftig und fast immer tödlich –, und wenn das geschah, regneten zum Erstaunen der am Boden lebenden Aasfresser mächtige ätherische Leiber vom Himmel.

Der Wal war das Endprodukt einer brutalen evolutionären Konkurrenz, die hauptsächlich auf das Abwerfen von Ballast abgezielt hatte. Alles, was nicht unbedingt notwendig war, war über die Generationen ausgemerzt worden oder nur noch rudimentär vorhanden. Und weil es hier oben in der kühlen Stratosphäre recht beschaulich zuging, umfassten diese verkümmerten Organe auch das Gehirn des Wals. Der Wal war der größte und zugleich dümmste Vertreter seiner Art; das Gehirn war nur noch ein besserer Fluglageregler oder eine organische Rechenmaschine. Deshalb beeindruckte die majestätische Aussicht ihn auch nicht im

Geringsten.

Nur in der warmen sauerstoffreichen Luft der Kreidezeit hatten solche riesigen und zarten Geschöpfe sich von den Fesseln der Schwerkraft zu befreien vermocht, und nie wieder sollte es eine Genbank wie die Pterosaurier geben, um Rohstoffe für ähnliche evolutionäre Experimente bereitzustellen. Nie wieder sollte ein Lebewesen diese besondere ökologische Nische ausfüllen. In Zukunft würden die vom Wind getragenen Insekten nicht mehr behelligt werden.

Menschliche Paläontologen, die dieses Zeitalter anhand von Knochen und versteinerten Pflanzen rekonstruierten, fanden keine Reste von diesen Riesen. Die meisten Pterosaurier-Knochen, auf die man stieß, gehörten Wasser- und Küstenbewohnern, weil die Fossilien in diesem Gelände am besten konserviert wurden. Die Geschöpfe, die das Dach der Welt beherrscht hatten, die Hochebenen und Gebirge, hinterließen relativ wenig Spuren, weil diese Habitate starken Auffaltungen und Abtragungen unterworfen waren: Das höchste Gebirge des Menschenzeitalters, der Himalaja, hatte in der Kreidezeit noch nicht einmal existiert.

Die Fossilien ergaben also nur ein unvollständiges und verzerrtes Bild. Schon zu allen Zeiten hatte es Ungeheuer und Wunder gegeben, die keines Menschen Auge je geschaut hatte – wie dieses riesige Flugwesen. Mit einer zarten Berührung der langen ausgestreckten Mittelfinger legte der Wal die Flügel an und schoss auf eine Schicht zu, die besonders reich an Luftplankton war.

Die Nacht sollte noch weitere Schrecken für Purga bergen.

Trotz des Verlusts von Zweiter setzte sie die Jagd fort. Sie hatte keine Wahl. Der Tod war allgegenwärtig, und das Leben ging weiter. Sie hatte keine Zeit zu trauern.

Doch als sie zum Bau zurückkehrte, stieß ein kleines, schmales Gesicht ihr durch die Dunkelheit entgegen: eine zuckende, bewegliche Schnauze, leuchtende schwarze Augen, zitternde Schnurrhaare. Einer von ihrer Art, ein Männchen.

Sie zischte und zog sich aus dem Eingang zum Bau zurück. Sie roch Blut. Das Blut ihrer Jungen.

Es war schon wieder passiert. Blindwütig stürzte Purga sich auf das

Männchen. Aber es war dick und kräftig – offenbar ein guter Jäger – und wehrte sie mit Leichtigkeit ab.

Verzweifelt rannte sie in die gefährliche Morgendämmerung hinaus, wo mächtige Dinosaurier sich regten und die Luft von den ersten, weit tragenden Rufen der Hadrosaurier vibrierte. Sie lief zu einem alten, ihr bekannten Farn, um dessen Wurzeln der Boden trocken und bröckelig war. Schnell grub sie sich ein, ohne von den feuchten Würmern und Käfern Notiz zu nehmen. Schließlich lag sie zitternd in der Sicherheit des unterirdischen Baus und versuchte, den schrecklichen Gestank des Bluts ihrer Jungen aus dem Kopf zu verdrängen.

Nachdem das fremde Männchen Purgas Duftmarken entdeckt hatte – den Geruch eines fruchtbaren Weibchens –, war es ihnen zum Bau gefolgt. Dabei hatte es ihre Marken sorgfältig mit seinen eigenen überlagert, um keine anderen Männchen auf die Fährte zu locken.

Nachdem der Fremde in den Bau eingedrungen war, hatten die Jungen sich um ihn versammelt. Sein Geruch, der ihn als Artgenossen auswies, hatte den familienfremden Geruch überdeckt. Anhand der Fell- und Kotpuren erschnüffelte er, dass hier ein gesundes, fruchtbares Weibchen hauste. Das Weibchen war nützlich für ihn, nicht aber die Jungen. Sie rochen nicht nach ihm und hatten nichts mit ihm zu tun. Ohne sie würde das Weibchen viel eher bereit sein, sich mit ihm zu paaren und den Nachwuchs aufzuziehen, den er mit ihr zeugen würde.

Für das Männchen war das alles ganz logisch. Die beiden größeren Jungen hatten auf der Suche nach Milch noch seinen Bauch beschnüffelt, während er schon ihre kleine Schwester auffraß.

In der darauf folgenden Nacht spürte das Männchen sie wieder auf. Es stank noch immer nach ihren toten Jungen, nach dem verlorenen Teil von ihr. Sie wehrte ihn in blinder Wut ab.

Es dauerte noch zwei Nächte, bis sie auf sein Werben einging. Und bald würde sie seine Jungen austragen.

Es war hart.

Es war das Leben.

Es wäre auch kein Trost für Purga gewesen, wenn sie gewusst hätte, dass dieses grausame Land, dem ihre beiden Würfe zum Opfer gefallen waren, bald von einer Welle des Leidens und Sterbens überrollt werden sollte, die alles in den Schatten stellte, was sie bisher erduldet hatte.

IV

Die Erde befand sich nun *innerhalb* der anschwellenden Koma, der lockeren Gaswolke, die den eigentlichen Kern umhüllte.

Der Schweif, der von der Sonne wegzeigte, war auf der ganzen Nachtseite der Erde zu sehen. Es war, als ob der Planet in einen glitzernden Tunnel eingetaucht wäre. Meteore funkelten am Himmel, und kleine Kometenbruchstücke drangen in die Atmosphäre ein und verglühten in einer Lichtshow, die von den lethargischen Dinosauriern nur flüchtig wahrgenommen wurde.

Der Kometenkern war jedoch größer als jeder Meteor. Er bewegte sich mit einer interplanetaren Geschwindigkeit von zwanzig Kilometern pro Sekunde und hatte den Mondorbit schon gekreuzt.

Von wo aus er nur noch fünf Stunden brauchen würde, um die Erde zu erreichen.

Die ganze Nacht ertönten die Stimmen der verwirrten Vögel, und dann schliefen sie erschöpft den ganzen Tag durch. Ihr Gehirn war nicht auf ein neues Licht am Himmel programmiert, und sie waren bis hinunter auf die Ebene der Körperzellen aus dem Gleichgewicht geraten. In den Meeren waren das Plankton und größere Lebewesen wie Krabben und Garnelen irritiert; die Jäger nutzten das weidlich aus und machten fette Beute.

Nur die großen Dinosaurier blieben ungerührt. Das Licht des Kometen bewirkte keine Änderung der Lufttemperatur, und als die Nacht hereinbrach, versanken sie in der üblichen dumpfen Starre. In der letzten Nacht einer Regentschaft, die fast zweihundert Millionen Jahre gewährt hatte, schliefen die Herren der Welt tief und fest.

Wären da nicht die Dinosaurier-Eier gewesen, hätte der junge Gigantosaurier das verstörte Troodon noch früher erspäht. Im Windschatten der Berge pirschte er lautlos durch grüne Schatten. Sein Name bedeutete ›Riese‹.

Der lichte Wald bestand aus schlanken Araukarien und Baumfarnen, die

über einen mit scharfkantigem Vulkan-Gestein übersäten Boden verteilt waren. Nichts regte sich. Alles, was sich zu verstecken vermochte, hatte sich schon versteckt; und alles andere lag reglos da und hoffte darauf, dass der Schatten des Todes an ihm vorüber zog.

Er kam zu einem Haufen aus Moos und Flechten. Auf den ersten Blick sah er aus wie ein Haufen, der vom Wind oder von vorbeiziehenden Tieren aufgeschichtet worden war. Doch Riese erkannte die charakteristischen Kratzer und roch den Geruch eines Fleischfressers. Es war ein Nest.

Mit einem gierigen Grollen stürzte er sich auf das Nest und riss es mit den kurzen Vorderarmen auseinander. Nachdem er die Eier freigelegt hatte, bohrte Riese den klauenbesetzten Daumen mit chirurgischer Präzision in das größte Ei. Er zog den Embryo am Kopf heraus. Während das Eiweiß noch abtropfte, sah Riese, dass das Baby schwächlich zappelte. Er sah sogar das winzige Herz schlagen.

Wie die Embryonen von Schimpansen, Gorillas und Menschen sich verblüffend ähnlich waren, sahen auch Dinosaurier-Föten mehr oder weniger gleich aus. Diesem Baby war nicht anzusehen, dass es sich zu einem Tyrannosaurier-Weibchen entwickelt hätte. Der blinde, taube und noch unfertige Embryo versuchte den Mund zu öffnen. Es glaubte wohl, die massige Gestalt seiner Mutter vor sich zu haben, die es füttern würde. Riese steckte sich den Embryo ins Maul und schluckte ihn unzerkaut hinunter. Das Leben des Babys endete im Säurebad eines dunklen, sich zusammenziehenden Magens.

Das spielte aber auch keine Rolle. Auch wenn der Räuber das Gelege nicht geplündert hätte, wäre das Ei zerstört worden, ehe es noch ausgebrütet war – von einem Ungeheuer, das noch schrecklicher war als ein Gigantosaurier.

Riese entstammte einer südamerikanischen Linie, die vor tausend Jahren eine vorübergehende Landbrücke zu diesem Kontinent überquert hatte. In einer Welt auseinanderdriftender Inselkontinente hatte die Dinosaurier-Fauna sich diversifiziert. In Afrika gab es altertümlich anmutende, riesige Pflanzenfresser mit langen Hälsen und Tiere mit dicken, gedrungenen Leibern und klauenbewehrten Füßen, die an Nilpferde erinnerten. In Asien lebten kleine, schnelle gehörnte Dinosaurier mit Nasen wie Papageienschnäbeln. Und in Südafrika

wurden große Sauropoden von riesigen Räuber-Rudeln gejagt. Die dortigen Verhältnisse erinnerten an frühere Zeiten, als Pangäa noch existiert hatte. Die Gigantosaurier waren durch die Jagd auf die südamerikanischen Titanosaurier jedoch in eine evolutionäre Sackgasse geraten.

Riese war ein halbwüchsiges Männchen und doch schon größer als die meisten Fleischfresser dieses Zeitalters. Der Kopf von Riese war im Verhältnis zum Körper größer als der eines Tyrannosauriers – aber sein Gehirn war dennoch kleiner. Die Gigantosaurier waren weniger beweglich, weniger schnell und weniger intelligent; sie hatten mehr mit den prähistorischen Allosauriern gemein, die für das Töten mit Zähnen und Klauen ausgerüstet waren. Wogegen die Tyrannosaurier, deren evolutionäre Energie in den großen Köpfen konzentriert war, darauf spezialisiert waren, wie Haie zuzubeißen. Wo die Tyrannosaurier sich zum Jagen auf die Lauer legten, waren die Gigantosaurier Herdentiere. Um einen fünfzig Meter langen und hundert Tonnen schweren Sauropoden zu erlegen, kam es weniger auf Köpfchen an als vielmehr auf schiere Kraft und ansatzweise Teamarbeit – und auf eine Art Bluttausch.

Nachdem die Gigantosaurier über diese Landbrücke in ein neues Land gekommen waren, hatten sie sich jedoch der Konfrontation mit einer etablierten Ordnung von Räubern stellen müssen. Die Eindringlinge hatten schnell erkannt, dass sie ein Gebiet erst dann dauerhaft zu übernehmen vermochten, wenn sie den dominierenden Fleischfresser in einem blutigen Putsch gestürzt hatten.

Und genau deshalb tat dieses junge Gigantosaurier-Männchen sich auch an glitschigen Tyrannosaurier-Embryos gütlich. Methodisch knackte Riese ein Ei nach dem andern. Das sorgfältig gebaute Nest verwandelte sich in ein Chaos aus zerbrochenen Eiern, verstreutem Moos und zerfetzten Embryos. Riese ließ es sich schmecken – und stellte zugleich eine Herausforderung dar.

Eine Machtübernahme würde stattfinden. Der Tyrannosaurus war der dominierende Räuber gewesen, der Beherrscher des Landes im Umkreis von hundert Kilometern – als ob das ganze, fein austarierte Ökosystem ein großes Landgut wäre, das nur zu seinem persönlichen Wohlergehen geführt wurde. Die Beute-Spezies hatten sich indes mit der schrecklichen

Kreatur arrangiert, die mitten unter ihnen lebte: Mit ihren Panzern, Waffen und Flucht-Strategien hatten die Gejagten eine Verteidigungsposition aufgebaut, wo die Verluste durch Räuber den Bestand der Herde nicht mehr gefährdeten.

Mit der Zeit hätte das alles sich geändert. Der Impetus der hungrigen Invasoren hätte sich über die Nahrungskette fortgepflanzt und große und kleine Lebewesen gleichermaßen betroffen, bevor ein neues Gleichgewicht sich eingestellt hätte. Und es hätte noch länger gedauert, bis die Beute-Spezies neue Verhaltensweisen erlernt oder auch nur neue Fluchtstrategien und Körperschutz entwickelt hätten, um den Gigantosauriern nicht völlig schutzlos ausgeliefert zu sein.

Doch nichts von alledem sollte geschehen. Der Clan der Gigantosaurier würde keine Zeit mehr haben, seinen Triumph auszukosten. Nicht in den paar noch verbleibenden Stunden.

Riese wandte sich vom verwüsteten Nest ab. Aber er hatte noch Hunger – wie immer.

Verwesungsgeruch lag in der stillen, diesigen Luft. Etwas Großes war verendet: wahrscheinlich eine leichte Beute. Er schob sich durch einen Hain aus Baumfarnen und betrat wieder eine Lichtung. Hinter dem grünen Vorhang auf der anderen Seite erkannte er verschwommen die schwarze Flanke eines jungen Vulkans.

Und hier, in der Mitte der Lichtung, stand ein Dinosaurier – ein Troodon – reglos über einer Erdaufwerfung.

Riese erstarrte. Das Troodon hatte ihn nicht gesehen. Und es war allein; es fehlten die wachsamen Gefährten, von denen er wusste, dass sie die Rudel dieses leichtfüßigen kleinen Dinosauriers bildeten.

Das Troodon verhielt sich irgendwie seltsam. Und diese Gelegenheit sollte er nutzen, sagte das grausame räuberische Kalkül ihm.

Verletzlicher Zahn hätte eigentlich imstande sein müssen, den Verlust eines Geleges zu verwinden.

Dies war schließlich eine wilde Zeit. Die Sterblichkeit unter den Tierkindern war sehr hoch, und der plötzliche Tod war eine Konstante des Lebens. Zumal die Evolution das Troodon mit dem Rüstzeug ausgestattet hatte, um sich in dieser Welt zu behaupten.

Aber es vermochte sich nicht zu behaupten. Nicht mehr.

Es war ohnehin das Schwächste seiner Brut gewesen. Es hätte nicht einmal die ersten paar Tage nach dem Schlüpfen überlebt, wenn seine Geschwister nicht zufällig durch einen umherstreifenden Beuteltier-Räuber dezimiert worden wären. Schließlich hatte es die körperliche Schwäche überwunden und sich zu einem guten Jäger gemausert. Aber in einem dunklen Winkel des Bewusstseins war es immer das schwächste Junge geblieben, dem die Geschwister das Futter stahlen und das sogar in der Gefahr geschwebt hatte, von ihnen verspeist zu werden.

Hinzu kam die langsame Vergiftung durch die Dämpfe und Stäube der Vulkane im Westen. Und das Bewusstsein der eigenen Alterung. Und der hammerharte Schlag des Verlusts der Brut. Es war ihm nie gelungen, Purgas Geruch aus dem Kopf zu verbannen.

Es war nicht schwer gewesen, diesem Geruch über die Grenzen des Reviers hinaus zu folgen, über die Flutebene zur Meeresküste bis hin zu diesem unbekannten Ort, wo Purgas Geruch stark war.

Verletzlicher Zahn stand stumm und starr da. Die Nase sagte ihm, dass der Bau sich direkt unter seinen Füßen befand. Sie bückte sich und legte den Kopf schräg auf den Boden. Aber er hörte nichts. Die Primaten verhielten sich mucksmäuschenstill.

Also wartete er stundenlang, während die Sonne an diesem letzten Tag immer höher stieg und das Kometenlicht unmerklich heller wurde. Er zuckte nicht einmal zusammen, als Meteore über ihr verglühten.

Wenn er gewusst hätte, dass der Gigantosaurier ihn beobachtete, wäre es ihm auch egal gewesen. Und selbst wenn er das Fanal des Kometenlichts erkannt hätte, wäre es ihm egal gewesen. Er wollte Purga schnappen; das war alles, was ihn interessierte.

Es war schon eine besondere Ironie, dass Verletzlicher Zahn ausgerechnet durch seine hohe Intelligenz in diese Situation geraten war. Er gehörte nämlich zu den wenigen Dinosaurier-Arten, die intelligent genug waren, um verrückt zu werden.

Es war noch nicht dunkel. Purga sah das an den Lichtreflexen am Eingang des Baus. Aber welche Bedeutung hatten Tag und Nacht überhaupt noch in diesen merkwürdigen Zeiten?

Weil das Kometenlicht die Nacht seit einiger Zeit zum Tag machte, war

sie erschöpft, unruhig und hungrig – und das Gleiche galt auch für ihren Gefährten, Dritter und die zwei überlebenden Jungen. Die Jungen waren fast schon so groß, um selbst auf die Jagd zu gehen, und deshalb waren sie gefährlich. Wenn es nicht genug Nahrung gab, fiel die im Bau eingepferchte Familie vielleicht noch übereinander her.

Sie setzte neue Prioritäten und revidierte eine frühere Entscheidung. Sie würde nach draußen gehen müssen, auch wenn es nicht die richtige Zeit zu sein schien, auch wenn das Land mit Licht überflutet war. Zögernd bewegte sie sich auf den Ausgang des Baus zu.

Draußen hielt sie inne und lauschte. Es waren keine Schritte zu hören, unter denen die Erde erbebt. Sie ging mit zuckenden Schnurrhaaren weiter.

Das Licht war stark und seltsam. Kometenbruchstücke fielen vom Himmel und erleuchteten das Firmament wie ein lautloses Feuerwerk. Es war außergewöhnlich und hatte einen gewissen Reiz – schließlich war es viel zu weit entfernt, um eine Gefahr darzustellen...

Ein riesiger Käfig fiel vom Himmel. Sie rannte zum Bau zurück. Aber diese großen Hände waren schneller, und dicke muskulöse Finger krümmten sich um sie.

Und nun erblickte sie einen Verhau aus Zähnen, hunderte von Zähnen und ein riesiges Gesicht mit Reptilienaugen, die so groß waren wie ihr Kopf. Ein riesiges Maul öffnete sich, und Purga roch Fleisch.

Das Dinosauriergesicht mit dem großen Maul, das mit pergamentartiger Haut bespannt war, hatte nicht die Beweglichkeit von Purgas weicher Schnauze. Verletzlicher Zahn hatte ein starres, ausdrucksloses Gesicht wie ein Roboter. Obwohl sie es nicht zu zeigen vermochte, war das ganze Sein von Verletzlicher Zahn auf das kleine warme Säugetier in ihrem Griff fokussiert.

Purgas Gliedmaßen wurden an den Körper gepresst, und sie hörte auf zu zappeln.

Eigentümlicherweise verspürte Purga im diesem letzten Moment einen Seelenfrieden, um den Verletzlicher Zahn sie beneidet hätte. Purga war bereits im mittleren Alter, was sich durch eine verlangsamte Bewegung und Gehirnleistung bemerkbar machte. Und sie hatte schließlich alles erreicht, worauf ein Geschöpf wie sie überhaupt hoffen durfte. Sie hatte Nachwuchs bekommen. Obwohl sie in der Schraubzwinde des kalten

Reptiliengriffs des Troodons steckte, roch sie die Jungen in ihrem Fell. Auf ihre Art war sie zufrieden. Sie würde hier und jetzt sterben – in wenigen Herzschlägen –, aber die Spezies würde überdauern. ... Und dann schob sich irgendetwas hinter den massigen Leib des Troodons, etwas noch Größeres – ein lautlos gleitender Berg. Das Troodon war unglaublich sorglos. Riese fragte aber nicht nach dem Grund dafür. Und er interessierte sich auch nicht für den warmen Brocken, den Verletzlicher Zahn in der Pfote hatte. Der Angriff erfolgte schnell, lautlos und mit einem präzisen Biss ins Genick. Verletzlicher Zahn hatte noch Zeit, eine Schrecksekunde und einen unerträglichen Schmerz zu verspüren – und eine enorme Erleichterung, als Weiße ihn umfing. Er öffnete die Pfote. Ein Fellknäuel flog durch die Luft. Bevor Verletzlicher Zahn noch zu Boden ging, hatte Riese zu einem zweiten Angriff angesetzt. Er schlitze ihm den Bauch auf und riss die Gedärme heraus. Dann schüttelte er ihn und verteilte den Inhalt in der Gegend. Blutige, halb verdaute Nahrung spritzte heraus. Bald kamen seine beiden Brüder auf die Lichtung gerannt. Gigantosaurier jagten zwar gemeinsam, aber ihr sozialer Zusammenhalt war selbst im günstigsten Fall nur als brüchig zu bezeichnen. Riese wusste, dass er seine Beute nicht zu verteidigen vermochte, aber kampflos aufgeben wollte er sie dann auch nicht. Während er die Leber von Verletzlicher Zahn verspeiste, trat und schnappte er nach den anderen. Purga fiel auf den Boden. Über ihr bekämpften sich Berge mit animalischer Wildheit. Ein Regen aus Blut und Speichel prasselte auf sie nieder. Sie hatte keine Ahnung, was überhaupt passiert war. Sie hatte dem Tod ins Auge geschaut. Nun lag sie hier im Dreck und war wieder frei. Und das Licht am Himmel wurde immer unheimlicher.

Der Kometenkern hätte das Raumvolumen, das von der Erde eingenommen wurde, in nur zehn Minuten zu durchqueren vermocht. Auf der feurigen Bahn, die der Komet gezogen hatte, war ihm ein Großteil seiner Masse abhanden gekommen, aber nicht so viel, dass es seine Existenz gefährdet hätte. Wenn es ihm gelungen wäre, die

Umrundung der Sonne abzuschließen, hätte er sich wieder zur Kometenwolke zurückgezogen und wäre schnell abgekühlt. Die ästhetische Koma und der Schweif wären in der Dunkelheit erloschen, und der Kern wäre wieder in seinem äonenlangen Traum versunken.

Wenn.

Seit Tagen und Wochen hatte der Komet langsam und stetig am Himmel seine Bahn gezogen. Dass er ihnen von Stunde zu Stunde näher kam, vermochte keine der Kreaturen zu erkennen, die verständnislos zu ihm aufschauten. Doch nun *glitt* der hell leuchtende Kopf: Er stieg den Himmel herab wie eine untergehende Sonne und sank dem südlichen Horizont entgegen.

Auf der ganzen Tagseite des Planeten wurde es still. Die Entenschnäbel, die sich um die austrocknenden Seen geschart hatten, schauten auf. Raptoren brachen Pirsch und Verfolgung für einen Moment ab und versuchten dieses noch nie da gewesene Schauspiel zu deuten. Vögel und Pterosaurier stiegen verängstigt von den Nestern und Brutstätten auf und suchten angesichts einer unbegreiflichen Bedrohung den Schutz der Luft.

Selbst die kämpfenden Gigantosaurier hielten in ihrer viehischen Fresserei inne.

Purga flüchtete sich in die Dunkelheit des Baus. Der abgetrennte Kopf des Troodons fiel hinter ihr zu Boden und blockierte den Eingang des Baus. Er verfolgte Purga mit einem grotesken leeren Blick, während das Licht weiterwanderte.

KAPITEL 2

~~~~~ DIE JÄGER VON PANGÄA

*Pangäa,
vor ca. 145 Millionen Jahren*

~~~~~

Achtzig Millionen Jahre vor Purgas Geburt streifte ein Ornitholestes durch den dichten Wald des Jura und jagte Diplodocus.

Dieser Ornith war ein Fleisch fressender Dinosaurier mit einem schlanken Leib. Er hatte ungefähr die Größe eines ausgewachsenen Menschen, aber nur die halbe Masse. Das Tier hatte kräftige Hinterbeine, einen langen Schwanz, mit dem es die Balance hielt, spitze kegelförmige Zähne und ein weiches braunes Federkleid. Dies war eine gute Tarnung in den Randbezirken der Wälder, wo seine Art sich als Aasfresser und ›Eierdieb‹ entwickelt hatte. Das Wesen glich einem großen gerupften Vogel.

Aber der Kopf mutete beinahe menschlich an mit der hohen Stirn, die über einem spitzen, fast krokodilartigen Gesicht aufragte. Dadurch wirkte der gesamte Kopf unproportioniert. Um die Hüfte trug das Geschöpf einen Gürtel in Form einer zusammengerollten Peitsche. In den langfingrigen Händen hielt es ein Werkzeug, eine Art Speer.

Und es hatte auch einen Namen. Die annähernde Übersetzung hätte ›Lauscher‹ gelautet, denn trotz seiner Jugend hatte es bereits bewiesen, dass es über ein außergewöhnliches Gehör verfügte.

Lauscher war ein Dinosaurier: ein Dinosaurier mit einem großen Gehirn und einem Namen.

Trotz der zerstörerischen Kraft waren die Herden der Entenschnäbel und gepanzerten Dinosaurier aus Purgas Tagen nur ein schwacher Abklatsch der Vergangenheit. Im Zeitalter des Jura hatten die größten Landtiere die Welt durchstreift, die jemals gelebt hatten. Und ihnen hatten Jäger mit

Speeren nachgestellt, deren Spitzen vergiftet waren.

Lauscher und ihr Gefährte huschten lautlos durch die grünen Schatten des Waldes. Die Bewegungen koordinierten sie in stummer Zwiesprache, sodass sie wie zwei Hälften ein- und desselben Wesens wirkten. Denn seit Generationen, die bis in den Dämmerzustand der Verstandeslosigkeit ihrer Vorfahren zurückreichten, hatte diese Fleischfresser-Spezies in Paaren gejagt, und genauso hielten sie es auch jetzt.

Der Wald dieses Erdzeitalters wurde von Araukarien und Ginkgos dominiert. Im offenen Gelände wuchsen Farne, Schösslinge und wie Ananasbäume aussehende zikadenartige Bäume. Aber es gab keine blühenden Pflanzen. Dies war eine ziemlich triste, unfertig anmutende Welt, eine Welt in Grau-Grün und Braun, eine Welt ohne Farben, durch die die Jäger streiften.

Lauscher hörte die heranziehend Diplo-Herde zuerst. Sie spürte es als leichtes Vibrieren in den Knochen. Sie warf sich auf den Boden, schob Farne und Koniferennadeln beiseite und legte den Kopf auf den festen Boden.

Das Geräusch war ein tiefes Grollen wie von einem weit entfernten Erdbeben. Das waren die tiefsten Stimmlagen der Diplos, die Lauscher als Bauch-Stimmen bezeichnete: ein Grummeln im Infraschallbereich, das der Verständigung diente und kilometerweit trug. Die Diplo-Herde musste das Wäldchen verlassen haben, in dem es die kühle Nacht verbracht hatte: die langen Stunden des Waffenstillstands, wo Jäger und Gejagte gleichermaßen in traumloser Starre verharrten. Nur wenn die Diplos auf Wanderung waren, hatte man eine Chance, die Herde zu attackieren und vielleicht ein wehrloses Junges oder ein krankes Tier zu isolieren.

Lauschers Gefährte wurde Stego genannt, weil er genauso stur und schwer vom einmal eingeschlagenen Weg abzubringen war wie der mächtige, aber dumme Stegosaurus. *Sie bewegen sich?*, fragte er.

*Ja*, erwiderte sie. *Sie bewegen sich.*

Wenn Fleischfresser jagten, verhielten sie sich still. Deshalb benutzten sie eine Sprache aus Schnalzlauten, Handzeichen und einer geduckten Körperhaltung – aber keine Mimik, denn die Gesichter dieser Ornithen waren genauso starr wie die der Dinosaurier.

Je näher sie der Herde kamen, desto lauter wurden die Bauch-Stimmen der großen Tiere. Der Boden erbebte, die Farnblätter schüttelten sich und Staub wurde aufgewirbelt, als ob der Vorbeimarsch der Herde schon vorweggenommen würde. Und bald hörten die Ornithen auch die Schritte der mächtigen Tiere. Es war ein gewaltiges Stampfen, das sich anhörte, als ob Felsbrocken einen Abhang hinunterrollten.

Die Ornithen erreichten den Waldrand. Und sahen vor sich die Herde. Wenn *Diplodocus* marschierte, war es, als ob die Landschaft sich verschöbe, als ob die Hügel ein Eigenleben entwickelt hätten und übers Land glitten. Ein menschlicher Beobachter hätte vielleicht Schwierigkeiten gehabt, zu begreifen, was er sah. Der *Maßstab* stimmte nicht: Sicher handelte es sich bei diesen großen gleitenden Massen um geologische Phänomene und nicht etwa um Tiere.

Das größte Exemplar dieser vierzigköpfigen Herde war eine riesige Kuh, eine Diplo-Matriarchin, die seit über hundert Jahren im Mittelpunkt dieser Herde stand. Sie war volle dreißig Meter lang, hatte eine Widerristhöhe von fünf Metern und wog zwanzig Tonnen. Selbst die Jungtiere der Herde waren mit zehn Jahren schon größer als ein Elefant. Auf dem Marsch hielt die Matriarchin den mächtigen Hals und Schwanz fast horizontal, sodass sie auf einer Länge von ein paar Dutzend Metern eine Parallele zum Erdboden bildete. Das Gewicht des schweren Bauchs wurde durch die breiten Hüften und elefantenartigen Säulenbeine gestützt. Faserstränge dick wie Schiffstau zogen sich vom Hals den Rücken entlang bis zum Schwanz. Sie wurden in Kanälen geführt, die neben dem Rückgrat verliefen. Hals und Schwanz spannten durch ihr Gewicht die Fasern im Nacken, die wiederum das Gewicht des Rumpfs ausglich. Sie war wie eine biologische Hängebrücke konstruiert. Die Matriarchin hatte einen absurd kleinen Kopf, als ob er zu einem anderen Tier gehörte. Trotzdem war das der Stutzen, mit dem sie die Nahrung einnahm. Sie war ständig am Fressen. Mit den mächtigen Kiefern vermochte sie große Stücke aus Baumstämmen herauszureißen, und ein robuster Verdauungstrakt besorgte die Verarbeitung des qualitativ minderwertigen Futters. Sie weidete sogar im Schlaf. In einer Welt mit einer so üppigen Vegetation wie im späten Jura gab es Nahrung im Überfluss.

Ein so großes Tier vermochte sich nur mit chthonischer Langsamkeit zu

bewegen. Aber die Matriarchin hatte ohnehin nichts zu befürchten. Sie wurde durch ihre enorme Größe geschützt, durch ein Verhau aus Knochenstacheln auf dem Rücken und massive Panzerplatten unter der Haut. Sie musste auch nicht intelligent, flink und reaktionsschnell sein; das Gehirn diente vor allem als Steuergerät für die Biomechanik des gewaltigen Leibs und regelte Koordination und Motorik. Trotz der Masse mutete die Matriarchin irgendwie elegant an. Sie war eine zwanzig Tonnen schwere Ballerina.

Die Herde bewegte sich schnaubend und kollernd fort. Die Pflanzenfresser trompeteten gereizt, wenn die mächtigen Körper sich gelegentlich berührten. Unterlegt wurden diese Laute von den mechanischen Mahlgeräuschen der Diplo-Mägen. Ein Mahlwerk aus Steinen rumorte in den mächtigen Verdauungs-Apparaten und unterstützte das Zerkleinern der Nahrung. Auf diese Art und Weise vermochte der Diplo-Magen verschiedene minderwertige Futtersorten effizient zu verwerten, die von dem kleinen Gebiss kaum gekaut wurden. Es hörte sich so an, als ob schwere Maschinen am Werk seien.

Eskortiert wurde diese Parade von den ›Roadies‹ der großen Pflanzenfresser. Insekten umschwirrten die Diplos und ihre riesigen Kothaufen. Durch die Schwärme stieß eine Vielfalt kleiner, Insekten fressender Pterosaurier. Ein paar Pterosaurier ritten sogar auf den breiten Rücken der Diplos. Die störte das aber nicht. Es gab sogar ein Paar plumper, flügelschlagender Protovögel, die den Diplos zwischen den Füßen herumliefen und gierig nach Larven, Fliegen und Käfern schnappten. Und dann waren da noch die Fleisch fressenden Dinosaurier, die ihrerseits die Jäger jagten. Lauscher erkannte eine Schar junger Coelusaurier, die zwischen den säulenartigen Beinen der Pflanzenfresser ihrer Beute nachstellten und in jedem Moment den Tod durch einen achtlos gesetzten Fuß oder den Peitschenhieb eines Schwanzes riskierten.

Es war eine riesige mobile Gemeinschaft, eine ganze Stadt, die endlos durch den Weltenwald wanderte. Und es war eine Gemeinschaft, von der Lauscher ein Teil war – in der sie ihr ganzes Leben verbracht hatte und der sie bis zu ihrem Tod folgen würde.

Die Diplo-Matriarchin gelangte zu einem Ginkgo-Hain. Die Bäume waren ziemlich hoch und trugen sattes grünes Laub. Sie reckte den

sehnigen Hals und nahm das Grünzeug in Augenschein. Dann tauchte sie den Kopf ins Blattwerk und tat sich daran gütlich, wobei sie die Blätter mit den stumpfen Zähnen abriss. Die anderen Erwachsenen schlossen sich ihr an. Die Tiere knickten die Bäume einfach ab, bissen in die Stämme und rissen sogar die Wurzeln aus der Erde. Bald war das Wäldchen gerodet; der Ginkgo würde Jahrzehnte brauchen, um sich von diesem Besuch zu erholen. Solcherart prägten die Diplos die Landschaft. Sie hinterließen einen Pfad der Verwüstung und schlugen Schneisen aus grüner Savanne in eine von Wald dominierte Welt. Weil die Herde die Vegetation restlos zerstörte, musste sie immer weiter ziehen wie ein marodierendes Heer.

Und dabei waren sie noch nicht einmal die größten Pflanzenfresser – diese Ehre gebührte nämlich den riesigen Brachiosauriern, die bis zu siebzig Tonnen schwer waren und Bäume wie Streichhölzer knickten. Jedoch waren die Brachiosaurier Einzelgänger und schlossen sich höchstens zu kleinen Gruppen zusammen. Die aus bis zu hundert Tieren bestehenden Diplo-Herden hatten das Land geprägt wie keine andere Spezies vor oder nach ihnen.

Diese lose Herde war seit *zehntausend Jahren* zusammen und seitdem immer nach Osten gewandert. Die Mitglieder wechselten zwar, aber die Struktur blieb unverändert. Es gab allerdings auch genug Platz für solch gewaltige Wanderungen.

Die Erde des Jura bestand aus einem einzigen, riesigen Kontinent: Pangäa, was ›alles Land der Erde‹ bedeutete. Es war eine mächtige Landmasse. Südamerika und Afrika waren noch nicht getrennt und bildeten einen Teil der mächtigen Gesteinsplattform. Ein riesiger Fluss entwässerte das Herz des Superkontinents – Kongo und Amazonas waren ein einziger gewaltiger Strom, der von Osten nach Westen verlief und unbehindert durch die Anden, die sich erst viel später auffalteten, in den Ozean mündete.

Der Zusammenschluss der Kontinente hatte eine große Welle des Artensterbens ausgelöst. Das Verschwinden von Gebirgs- und Meeresbarrieren hatte eine Vermischung von Pflanzen und Tieren erzwungen. Nun erstreckte eine einheitliche Flora und Fauna sich über ganz Pangäa – von Küste zu Küste, von Pol zu Pol. Diese Einheitlichkeit hatte noch immer Bestand, obwohl gewaltige tektonische Kräfte schon



an der Aufspaltung der riesigen Landmasse arbeiteten. Nur ein paar Arten hatten den Zusammenschluss überlebt: Insekten, Amphibien, Reptilien – und Proto-Säugetiere, reptilienartige Kreaturen, die schon Merkmale von Säugetieren aufwiesen. Sie waren plumpe, hässliche und unfertige Geschöpfe. Doch aus diesen paar Spezies würden schließlich die Säugetiere hervorgehen – einschließlich der Menschen – und die Linien der Vögel, Krokodile und Dinosaurier.

Wie als Reflex auf die unendliche Weite der Landschaft, in der sie lebten, waren die Diplos gewachsen. In diesen Zeiten mit einer gemischten Vegetation, deren Bestandteile noch dazu ständig wechselten, gereichte diese Größe ihnen sicher zum Vorteil. Mit dem langen Hals vermochte ein Diplo methodisch eine große Fläche abzuweiden, ohne dass es sich vom Fleck bewegen musste. Es fraß den gesamten Bodenbewuchs ab, einschließlich der unteren Äste der Bäume. In den klugen Ornithen war den Diplos jedoch eine neue Gefahr erwachsen, eine Gefahr, auf die die Evolution sie nicht vorbereitet hatte. Jedoch hatte die Matriarchin in einem über hundertjährigen Leben eine gewisse Weisheit erlangt, und die vom Alter blutunterlaufenen Augen kündeten vom Verständnis der plötzlich auftauchenden Gefahren, die auf ihre Art lauerten.

Nun war für die geduldigen Ornithen die Gelegenheit gekommen. Die Diplos weideten sich noch immer im verwüsteten Ginkgo-Hain. Sie hatten sich sternförmig formiert. Die Köpfe auf den langen Hälsen wanderten wie die Klauen mechanischer Kirschpflücker über die verstreuten Blätter. Die Jungtiere hatten sich in der Nähe versammelt, waren in diesem Moment aber von den Erwachsenen ausgeschlossen. Ausgeschlossen, vergessen, schutzlos.

Stego guckte sich ein Diplo-Junges aus. Es war kleiner als die anderen, nicht größer als ein ausgewachsener Elefant – ein richtiger Kümmerling eben. Es hatte Mühe, sich gegen die anderen durchzusetzen. Auf der Suche nach einem Platz an der Futterstelle streifte es mit ruderndem Kopf am Rand der Herde entlang.

Es gab keine echte Loyalität unter den Diplos. Die Herde war ein reiner Zweckverband und kein fürsorglicher Familienverbund. Diplos legten ihre Eier am Waldrand ab und überließen sie dann sich selbst. Die

überlebenden Jungen hielten sich in der Deckung des Waldes auf, bis sie groß genug waren, um sich ins offene Land hinauszuwagen und Herdenanschluss zu suchen.

Die Herdenbildung war strategisch sinnvoll: Die Diplos boten sich durch die schiere Präsenz gegenseitig Schutz. Zumal die Herden frisches Blut brauchten, um ihren Bestand zu sichern. Und selbst wenn ein Räuber sich ein Junges holte, war es auch nicht weiter schlimm. In den endlosen Wäldern Pangäas fand sich schnell ein neues, das seinen Platz einnahm. Es war, als ob die Herde solche Verluste als Tribut hinnähme, den sie für den langen Marsch durch die urzeitlichen Wälder entrichten musste. Und heute sah es so aus, als ob das schwache Weibchen diesen Tribut zahlen würde.

Lauscher und Stego wickelten die Diploleder-Peitschen von den Hüften ab. Mit den Peitschen und wurfbereiten Speeren krochen sie durch das Gestrüpp aus Schösslingen und Farnen, das am Waldrand wucherte. Selbst wenn die Diplos sie sahen, würden sie vielleicht nicht reagieren; die evolutionäre Alarmprogrammierung der Diplos umfasste nämlich keine Alarmsignale für die Annäherung zwei so kleiner Räuber. Es entspann sich ein stummes Gespräch in Form subtiler Gesten, Kopfnicken und Augenkontakts.

*Der da, sagte Stego.*

*Ja. Schwach. Jung.*

*Ich werde auf die Herde zulaufen. Ich werde die Peitsche schwingen.*

*Versuche sie nervös zu machen. Den Kümmerling von ihnen zu trennen.*

*Einverstanden. Ich starte den Angriff...*

Es wäre eigentlich Routine gewesen. Als die Ornithen sich anschlichen, stoben jedoch Coelusaurier davon, und Pterosaurier erhoben sich mit schwerem Flügelschlag in die Luft.

Stego zischte. Lauscher drehte sich um.

Und schaute einem anderen Ornithen in die Augen.

Lauscher sah, dass die Fremden zu dritt waren. Sie waren etwas größer als Lauscher und Stego. Sie waren stattliche Tiere mit einem prächtigen Kamm aus dekorativen Schuppen, der sich über den Hinterkopf und Nacken zog. Lauscher spürte, wie ihre Stacheln sich aufstellten, als der Körper einem uralten Instinkt folgte.

Doch diese Ornithen waren nackt. Sie hatten keinen Gürtel aus

geflochtener Rinde um die Hüften wie Lauscher; sie hatten weder Peitschen noch Speere, und ihre langen Hände waren leer. Sie gehörten nicht zu Lauschers Jagd-Nation, aber sie waren entfernte Verwandte: wilde Ornithen, die Art mit den kleinen Gehirnen, aus denen ihre Art hervorgegangen war.

Sie riss den Mund auf und trat zischend auf die Lichtung. *Geht weg! Geht hier weg!*

Die wilden Ornithen gingen aber nicht weg. Sie erwiderten Lauschers Blick, rissen selbst den Mund auf und wackelten mit dem Kopf.

Lauscher verspürte einen Anflug von Angst. Vor nicht allzu langer Zeit wären solche wie diese drei bei ihrer Annäherung geflohen; die Wilden hatten bereits die Wirkung der Waffen fürchten gelernt, die ihre intelligenteren Verwandten benutzten. Doch der Hunger war stärker als die Angst. Es war wahrscheinlich schon länger her, seit diese Primitiven ein Diplo-Nest gefunden hatten, das ihre Hauptnahrungsquelle war. Und nun hofften diese raffinierten Opportunisten wohl darauf, Lauscher und Stego die Beute abzujagen.

Im Welten-Wald herrschte mittlerweile ein richtiges Gedränge.

Lauscher, die mit dieser unwillkommenen Erinnerung aus der eigenen primitiven Vergangenheit konfrontiert wurde, wusste, dass sie keine Angst zeigen durfte. Sie ging unbeirrt auf die drei wilden Ornithen zu, wobei sie mit dem Kopf wackelte und gestikulierte. *Wenn ihr glaubt, ihr könntet mich um die Beute prellen, dann seid ihr auf dem Holzweg.*

*Verswindet von hier, ihr Tiere!* Aber die Primitiven reagierten nur mit Zischen und Spucken.

Die Unruhe machte die Diplodocus nervös. Das schwächliche Weibchen hatte sich inzwischen in den Schutz der Herde geflüchtet und sich dem Zugriff der Jäger entzogen. Nun ließ die große Matriarchin selbst den Blick schweifen. Der Kopf wurde auf dem Hals geschwenkt wie eine Kameraplattform auf einem Ausleger.

Auf diese Gelegenheit hatten die Allosaurier gewartet.

Die Allos verharren wie Statuen im grünen Schatten des Waldes. Sie standen auf den massiven Hinterbeinen und ließen die schlanken Arme mit den dreifingrigen Klauen-Händen baumeln. Es war ein Rudel aus fünf Weibchen. Sie waren zwar noch nicht ganz ausgewachsen, maßen aber schon zehn Meter und wogen über zwei Tonnen. Allosaurier gaben

sich nicht mit mickrigen Jungtieren ab. Sie hatten es auf ein fettes Diplo-Männchen abgesehen, das wie sie selbst noch nicht ganz ausgewachsen war. Und als die Herde durch den Streit der Ornithen in Aufruhr geriet, wurde dieses Männchen nun aus dem schützenden Verbund der Herde hinausgedrängt.

Die fünf Allos griffen blitzartig an, zu Lande und in der Luft. Mit den wie Sicheln wirbelnden Klauen der Hinterbeine schlugen sie dem Opfer tiefe Wunden. Sie benutzten die robusten Köpfe als Knüppel, mit denen sie auf den Diplo einschlugen, und Zähne wie Flammdolche bohrten sich ins Fleisch des Diplos. Im Gegensatz zum Tyrannosaurus hatten sie große Pfoten und lange, starke Arme, mit denen sie den Diplo festhielten, während sie ihn verstümmelten.

Allosaurier waren die schwersten landlebenden Fleischfresser aller Zeiten. Sie glichen zweibeinigen, Fleisch fressenden und schnellen Elefanten. Es war eine Szene eines großen und wilden Schlachtfests. Doch nun setzte die Diplo-Herde sich zur Wehr. Die zornig bellenden Erwachsenen fegten mit den langen Hälsen über den Boden und hofften, die Räuber zu erwischen, die sich innerhalb dieses Radius befanden. Ein Diplo richtete sich sogar in einer überwältigenden Demonstration der Größe und Stärke auf den Hinterbeinen auf.

Und sie brachten ihre schrecklichste Waffe zum Einsatz. Die Diplo-Herde peitschte mit den Schwänzen, und die Luft wurde von einem ohrenbetäubenden Knallen erfüllt. Hundertvierzig Millionen Jahre vor den Menschen hatten die Diplos als erste die Schallmauer durchbrochen.

Die Allosaurier traten den Rückzug an. Dann wurde doch noch einer von einer überschallschnellen Schwanzspitze an der Brust getroffen. Die auf Geschwindigkeit ausgelegten Allosaurier hatten leichte Knochen; der Schwanz brach dem Allosaurus drei Rippen, was ihm für die nächsten Monate schwer zu schaffen machen sollte.

Dennoch war der schnell vorgetragene Angriff ein Erfolg gewesen. Ein Bein des Diplo-Männchens war bereits eingeknickt; die gerissenen Bänder vermochten das anteilige Gewicht des Tiers nicht mehr zu tragen. Und der Blutverlust würde es bald noch mehr schwächen. Es hob den Kopf und trompetete kläglich. Das Sterben würde sich noch über Stunden hinziehen – wie so viele Fleischfresser spielten auch die

Allosaurier mit ihrer Beute –, aber sein Leben war schon vorbei. Allmählich ließen die Peitschenknalle nach, und die Herde beruhigte sich wieder.

Aber es war die große Matriarchin, die den letzten Schlag führte. Als die Allosaurier angriffen, waren die in plötzlichem Schrecken vereinten Ornithen von der Lichtung geflohen. Nun kauerten Lauscher und Stego mürrisch nebeneinander im Gestrüpp. Die Waffen hatten sie noch in der Hand, obwohl man ihnen die Jagd vermässelt hatte. Trotzdem vermochten sie der Lage noch etwas Positives abzugewinnen. Wenn die Allos sich am Diplo satt gefressen hatten, waren für sie vielleicht auch noch ein paar Brocken übrig...

Dann kam dieser letzte Peitschenhieb. Der lange Schwanz des Diplos traf Stego am Rücken und riss ihn bis auf den Knochen auf. Er schrie auf und taumelte mit offenem Mund ins Freie. Die geschlitzten Pupillen seiner Augen zuckten, als er zu Lauscher aufschaute.

Und einer der nicht weit entfernten Allosaurier drehte sich interessiert um. Lauscher erstarrte vor Schreck.

Mit einem einzigen Satz erreichte der Allo Stego. Stego schrie und kratzte im Lehm. Neugierig, fast sanft stupste der Allo ihn mit der Schnauze an.

Und dann stieß der Allo mit erstaunlicher Geschwindigkeit den Kopf vor und biss Stego den Hals durch. Er packte ihn an der Schulter und hob ihn hoch. Stegos Kopf hing noch an ein paar Hautfetzen, und der Körper zuckte noch. Der Allosaurier entfernte sich von der Herde und trug ihn zum Waldrand, wo er ihn verschlang. Das geschah recht schnell. Der Allo hatte Scharniere im Kiefer und Schädel, sodass er wie eine Python das Maul weit zu öffnen und das Gebiss so auszurichten vermochte, um die Beute optimal zu portionieren.

Lauscher starrte wie in Trance auf eine Allosaurier-Spur, die aus tiefen dreizehigen Abdrücken im zertrampelten Lehm bestand. *Ein Jäger ohne Gefährte ist wie eine Herde ohne Matriarchin* – ein

Ornithen-Spruchwort, das ihr immer wieder durch den Kopf ging.

Die große Matriarchin drehte den Kopf und sah Lauscher an. Lauscher verstand. Das Gezänk der Ornithen hatte den Allos den Angriff überhaupt erst ermöglicht. Also hatte die Matriarchin Stego mit dem Peitschenhieb enttarnt und den Allos zum Fraß vorgeworfen. Es war ein

Racheakt.

Die Matriarchin wandte sich mit einem zufrieden klingenden Träten ab. In Lauschers Bewusstsein verhärtete sich etwas zu einem dunklen Kern. Sie wusste, dass sie den Rest ihres Lebens bei dieser Herde verbringen würde. Und sie wusste auch, dass die Matriarchin ihr wichtigstes Element war: Sie bot den anderen durch ihre schiere Größe Schutz und führte sie mit einer über lange Jahre erworbenen Weisheit. Ohne sie wäre die Koordinierung der Herde viel schlechter und die Gefährdung viel größer. In gewisser Weise war diese Matriarchin das wichtigste Wesen in Lauschers Leben.

Doch in diesem Moment schwor sie ihr Rache.

Jede Nacht kehrten die Ornithen in den urzeitlichen Wald zurück, wo sie einst Säugetiere und Insekten gejagt und die Nester von Diplodocus geplündert hatten. Sie verteilten sich auf kleine Reviere und sicherten sie mit schwer bewaffneten Wachen. Doch an jenem Abend war die Trauer groß. Diese Ornithen-Nation umfasste nur ein paar hundert Individuen und vermochte den Verlust eines starken, intelligenten jungen Manns wie Stego nur schwer zu verkraften.

Auch als die Kühle der Nacht sie umfing, kam Lauscher nicht zur Ruhe. Sie schaute zu einem Himmel empor, an dem Auroras, große dreidimensionale Skulpturen aus grünem und purpurnem Licht waberten. In diesem Zeitalter war das Erdmagnetfeld dreimal so stark wie im Zeitalter der Menschen, und der anbrandende Sonnenwind wurde in flammende Auroras verwandelt, die den Planeten manchmal von Pol zu Pol umhüllten. Die Lichter am Himmel bedeuteten Lauscher aber nichts; sie spendeten ihr keinen Trost und vermochten sie nicht einmal abzulenken.

Sie suchte Zuflucht in Erinnerungen an glücklichere, unbeschwerte Zeiten, als sie und Stego ihre fernen Vorfahren imitiert und Diplo-Eier gesucht hatten. Dabei galt es, im Wald eine Stelle zu finden, die nicht allzu weit vom Waldrand entfernt war und durch herumliegendes Laub und aufgeworfenen Dreck den Eindruck einer scheinbaren Unberührtheit erweckte. Wenn man ein gutes Gehör hatte und das Ohr auf den Boden legte, vermochte man mit etwas Glück das Kratzen der Diplo-Jungen in den Eiern zu hören. Lauscher hatte ›ihr‹ Nest immer vor den anderen

geheim gehalten und gewartet, bis die Diplo-Jungen aus den Eiern schlüpften und den Kopf aus dem Schmutz streckten.

Einem erfindungsreichen Geist wie Lauscher fielen immer wieder neue Spiele ein.

Man konnte zum Beispiel raten, welches von den Jungen als nächstes schlüpfen würde. Und man konnte versuchen, ein frisch geschlüpfes Junges möglichst schnell zu töten, kaum dass es das Licht der Welt erblickt hatte. Man konnte die Jungen aber auch erst einmal schlüpfen lassen. Die schon einen Meter langen Jungtiere mit dem dünnen Schwanz und dem baumelnden Hals hatten nur das eine Ziel: tiefer in den Wald zu fliehen. Man konnte warten, bis ein Junges es fast bis zu einem Gestrüpp geschafft hatte – und es dann am Schwanz zurückziehen. Man konnte ihm nacheinander die Beine oder Stücke vom Schwanz abbeißen, den kleinen Happen zerquetschen, es zappeln lassen und schauen, wann er sein kurzes Leben aushauchte.

Alle intelligenten Fleischfresser hatten diesen Spieltrieb. Durch ihn lernten sie etwas über die Welt, über das Verhalten der Tiere und schärften zugleich die Reflexe. Für ihre Zeit waren Ornithen wirklich sehr intelligente Fleischfresser gewesen.

Und vor nicht mehr als zwanzigtausend Jahren hatte einer von ihnen sich ein neues Spiel ausgedacht. Er hatte einen Stock vom Boden aufgehoben und damit nach Eiern gestochert.

In der nächsten Generation waren aus den Stöcken Haken geworden, um die Embryos aus den Eiern herauszuziehen, und angespitzte Stäbe, um sie aufzuspießen.

Und in der übernächsten Generation wurden die neuen Waffen dann in einem größeren Spiel eingesetzt: bei halbwüchsigen, bis zu fünf oder sechs Jahre alten Diplos, die sich noch keiner Herde angeschlossen hatten, aber schon eine Fleischausbeute darstellten, die hunderten Embryonen entsprach. Inzwischen hatte man auch eine rudimentäre Sprache entwickelt, mit der die im Verbund agierenden Jäger sich verständigten.

Dann folgte eine Art Wettrüsten. In diesem Zeitalter der riesigen Beutetiere zahlten die besseren Werkzeuge, die differenziertere Kommunikation und die komplexen Strukturen der Ornithen sich schnell in Form einer größeren und besseren Fleischausbeute aus. Das Gehirn

der Ornithen wurde schnell größer und versetzte sie in die Lage, noch bessere Werkzeuge zu fertigen, die Gesellschaft noch besser zu organisieren und die Sprache noch weiter auszudifferenzieren – wodurch zugleich der Bedarf an Fleisch stieg, um die großen, energieintensiven Gehirne zu versorgen, was wiederum bessere Werkzeuge erforderte. Es war ein Teufelskreis, der sich viel später in der langen Geschichte der Erde wiederholen sollte.

Die Ornithen waren den Herden ihrer Beutetiere gefolgt, die den Superkontinent auf den breiten Wanderwegen ihrer Vorfahren kreuz und quer durchzogen, und hatten sich dabei über ganz Pangäa ausgebreitet. Doch nun änderten die Verhältnisse sich. Pangäa brach auseinander; sein Rückgrat wurde mürbe. Grabenbrüche, riesige, mit Asche und Lava gefüllte Tröge brachen auf. Ein großes, kreuzförmiges Meer entstand: Schließlich würde der Atlantik den amerikanischen Doppelkontinent von Afrika und Eurasien trennen, während das mächtige äquatoriale Tethys-Meer Europa und Sibirien von Afrika, Indien und Austral-Asien trennte. So wurde Pangäa gevierteilt.

Es war eine Zeit ebenso schneller wie dramatischer Klimaänderungen. Durch die Drift der kontinentalen Bruch-Platten entstanden neue Gebirge, die die Regenwolken zurückhielten. Die Wälder starben ab, und riesige Wüstengebiete entstanden. Die großen Sauropoden-Herden wurden über viele Generationen hinweg dezimiert, weil ihre Territorien immer kleiner wurden und die Vegetation sich nicht rechtzeitig von ihrem Kahlfraß zu erholen vermochte.

Dennoch hätten die Sauropoden vielleicht noch viel länger überlebt und sogar den Zenit der Dinosaurier-Evolution, die Kreidezeit erlebt, wären da nicht die Ornithen gewesen.

Ja, wären da nicht die Ornithen gewesen.

Obwohl Lauscher sich neue Gefährten suchte und stolze Würfe gesunder und wilder Junger aufzog, vergaß sie nie das Schicksal, das ihren ersten Gefährten, Stego, ereilt hatte. Lauscher wagte es aber nicht, die Matriarchin anzugreifen. Jeder wusste, dass die Herde nur dann eine Überlebenschance hatte, wenn das starke alte Weibchen möglichst lang lebte. Es hatte sich bisher auch keine neue Matriarchin gefunden, die ihren Platz einzunehmen vermocht hätte.

Trotzdem ließ Lauscher ihren Plan reifen.



Es dauerte ein Jahrzehnt. In diesem Zeitraum wurde der Bestand der Diplo-Herde um die Hälfte reduziert. Auch die über den Superkontinent verstreuten Allosaurier stürzten in eine tiefe Krise, weil ihre Beutetiere rar wurden.

Nach einer besonders entbehrungsreichen und trockenen Zeit stellte Lauscher fest, dass die Alte hinkte. Vielleicht litt sie nun auch in den Hüften an Arthritis, von der Hals und Schwanz schon länger befallen waren.

Die Zeit war gekommen.

Und dann roch und schmeckte Lauscher etwas im Ostwind, das sie schon seit langer Zeit nicht mehr wahrgenommen hatte. Es war Salz. Und sie wurde sich bewusst, dass das Schicksal der Matriarchin nicht mehr wichtig war.

Schließlich gelang es ihr, die Jäger hinter sich zu vereinen.

Die große Diplo-Kuh war nun hundertzwanzig Jahre alt. Ihre Haut trug die Spuren unzähliger Räuber-Attacken, und viele der knöchigen Stacheln auf dem Rücken waren abgebrochen. Aber sie wuchs noch immer und brachte es inzwischen auf erstaunliche zweiunddreißig Tonnen. Nachdem die Knochen aber für so lange Zeit ein solches Gewicht hatten stützen müssen, waren sie nun mürbe und hatten die Matriarchin zur Invalidin gemacht.

An dem Tag, als die Kräfte sie schließlich verließen, dauerte es nur ein paar Minuten, bis sie von der stetig dahintrottenden Herde getrennt wurde.

Die Ornithen warteten. Sie hatten schon seit Tagen gewartet. Sie reagierten sofort.

Drei Männer – alle Söhne von Lauscher – führten den Angriff. Sie umrundeten die Matriarchin und ließen die Peitschen aus gegerbtem Leder knallen, wobei sie den Überschallknall der Diplo-Schwänze imitierten.

Ein paar Tiere aus der Diplo-Herde schauten trübe zurück. Sie erkannten die Matriarchin und die winzigen Räuber. Nicht einmal in diesem Moment wollten die kleinen Diplo-Gehirne von der Millionen Jahre alten Programmierung abrücken, dass diese dürrn Fleischfresser keine Bedrohung darstellten. Die Diplos wandten sich ab und widmeten sich

wieder dem großen Fressen.

Die Matriarchin sah die kleinen Gestalten, die vor ihr herumhampelten. Sie grollte gereizt, und die Steine im Magen rumpelten. Sie versuchte den Kopf zu heben und den Schwanz zum Tragen zu bringen, doch zu viele Gelenke waren schon in schmerzhafter Bewegungsunfähigkeit erstarrt.

Nun griff die zweite Welle der Jäger an. Sie war mit Speeren mit vergifteten Spitzen bewaffnet und setzten die klauenbewehrten Hände und Füße ein. Sie attackierten die Matriarchin auf die gleiche Art, wie die Allosaurier es auch getan hatten -Angriff und Rückzug.

Jedoch hatte die Matriarchin nicht umsonst über hundert Jahre überlebt. Sie ignorierte den heißen Schmerz, der von den Nadelstichen in der Flanke ausstrahlte und richtete sich mit letzter Kraft auf den Hinterbeinen auf. Wie ein einstürzendes Gebäude dräute sie über der Horde der Fleischfresser und schlug sie in die Flucht. Sie schlug so hart auf dem Boden auf, dass sie ein kleines Erdbeben verursachte und beim Aufprall der Vorderfüße Schmerzwellen durch jedes größere Gelenk im Körper liefen.

Wenn sie nun geflohen wäre, wenn sie der Herde gefolgt wäre, hätte sie möglicherweise überlebt und vielleicht sogar die Verwundungen durch die Speere auskuriert. Aber nach dieser letzten gewaltigen Anstrengung war sie erschöpft. Und es war ihr auch nicht vergönnt, sich zu erholen. Wieder griffen die Jäger an und attackierten sie mit Speeren, Klauen und Zähnen.

Und dann kam Lauscher.

Lauscher hatte sich ausgezogen und sogar die Peitsche von der Hüfte abgewickelt. Sie stürzte sich auf die zitternde Flanke des Diplos, die wie ein Berg vor ihr aufragte. Die Haut war zäh und widersetzte sich sogar ihren scharfen Klauen. Sie war kreuz und quer von Furchen durchzogen, den Narben alter Wunden, in denen rote und grüne Parasiten blühten. Der Gestank nach verwestem Fleisch war kaum auszuhalten. Aber sie machte weiter, stieß die Klauen in den Körper und erklomm ihn, bis sie die Stacheln erreicht hatte, die aus dem Rücken der Matriarchin ragten. Dann biss Lauscher dem Diplo in den Rücken und zerrte an den Hornplatten unter der Haut.

Vielleicht erinnerte der Diplo sich in einem dunklen Winkel des

Bewusstseins an den Tag, als er das Leben dieses kleinen Ornithen zerstört hatte. Nun spürte sie die neuen Schmerzen am Rücken und versuchte den Kopf zu drehen – wenn sie den Störenfried schon nicht zu beseitigen vermochte, wollte sie ihn wenigstens sehen. Aber es gelang ihr nicht.

Lauscher brach ihre fieberhafte und grausame Wühlarbeit erst ab, als sie zum Rückenmark vorgedrungen war. Sie durchtrennte es mit einem schnellen Biss.

Für eine lange Zeit erhielt der Fleischberg die Nation der Jäger am Leben, und die Jungen nutzten den höhlenartigen Brustkorb der Matriarchin als Spielplatz.

Dennoch wurde Lauscher kritisiert, und zwar durch zorniges Kopfwackeln, Tänze und Gesten. *Das war ein Fehler. Sie war die Matriarchin. Wir hätten sie verschonen sollen, bis eine neue erschienen wäre. Sieh, wie die Herde sich zerstreut. Sie verliert die Disziplin und wird immer kleiner. Nun haben wir zu essen. Doch bald werden wir vielleicht verhungern. Du warst blind vor Zorn. Wir waren Narren, dass wir dir gefolgt sind.* Und so weiter.

Lauscher focht das aber nicht an. Sie wusste natürlich, welcher Schaden der Herde durch den Verlust der ohnehin schon sehr geschwächten Matriarchin entstanden war und dass ihre Überlebenschancen sich stark verschlechtert hatten. Jedoch spielte das sowieso keine Rolle mehr. Weil sie nämlich das Salz gerochen hatte.

Als die Matriarchin verspeist war, zog die jagende Nation weiter. Sie wanderte auf dem Savannen-Pfad nach Osten, wie sie es immer schon getan hatte und folgte der von der Herde geschlagenen Schneise aus zertrampeltem Boden und geknickten Bäumen.

Bis der Kontinent plötzlich aufhörte. Hinter einem letzten Waldgürtel – unter einem flachen Sandstein-Kliff – lag ein schimmerndes Meer. Die riesigen Diplos gingen an diesem unbekannten Ort, der eigenartig nach Ozon und Salz stank, verwirrt im Kreis.

Die Herde hatte die Ostküste der späteren iberischen Halbinsel erreicht und schaute aufs weite Tethys-Meer hinaus, das sich westwärts zwischen die sich trennenden Kontinentalblöcke geschoben hatte. Bald würden die Wasser von Tethys den Durchbruch zur Westküste geschafft und einen

Superkontinent geflutet haben.

Lauscher stand am Rand der Klippe und sog den Geruch von Ozon und Salz ein, der ihr vor so langer Zeit erstmals in die Nase gestiegen war. Die an den Wald angepassten Augen wurden vom Sonnenlicht geblendet. Die Matriarchin war tot – aber das spielte auch keine Rolle mehr. Die Diplodocus-Herde hatte den Superkontinent durchquert und stand nun vor dem Nichts.

Die Ornithen hätten vielleicht überdauert, wenn sie eine flexiblere Kultur gehabt hätten. Wenn sie gelernt hätten, die großen Sauropoden zu domestizieren – oder wenn sie sie in dieser Zeit des Umbruchs einfach etwas geschont hätten –, dann hätten sie vielleicht überlebt. Aber die ursprüngliche Prägung als Fleisch fressende Jäger war einfach zu stark. Sogar ihr rudimentärer Mythos wurde von der Jagd dominiert und enthielt Legenden von einer Art Ornitholestes-Walhalla. Sie waren Jäger mit der Befähigung zur Werkzeug-Fertigung; und das würden sie auch bleiben, bis es nichts mehr zum Jagen gab.

Aufstieg und Niedergang der Ornithen waren in einer Periode von ein paar Jahrtausenden komprimiert – eine sehr kurze Zeitspanne im Vergleich zu den achtzig Millionen Jahren, die das Reich der Dinosaurier noch Bestand hatte. Sie fertigten Werkzeuge nur aus vergänglichen Materialien wie Holz, Pflanzenfasern und Leder. Sie kannten weder die Metallgewinnung noch lernten sie die Bearbeitung von Stein. Sie kannten nicht einmal das Feuer, mit dem sie vielleicht auf sich aufmerksam gemacht hätten. Die Episode ihrer Existenz war einfach zu kurz gewesen; in der dünnen Schicht wurden ihre großen Köpfe nicht erhalten. Nach ihrem Verschwinden hinterließen die Ornithen keine Spuren, die menschlichen Archäologen Rätsel aufgeben hätten – keine außer dem plötzlichen Sterben der großen Sauropoden. Lauscher und ihre Kultur würden wie der große Luftwal und unzählige andere Fabelwesen für immer verschwinden.

Mit einem jähen Gefühl des Verlustes schleuderte Lauscher den Speer ins Meer. Er tauchte in den glitzernden Fluten unter.

## KAPITEL 3

### DER TEUFELSSCHWEIF

*Nordamerika,  
vor ca. 65 Millionen Jahren*

~~~~~

I

Einst hatten interplanetare Einschläge eine konstruktive, segensreiche Wirkung gehabt.

Die Erde war in der Nähe der heißen Sonne entstanden. Wasser und andere flüchtige Stoffe waren schnell verdampft und hatten die junge Welt zu einer kahlen Gesteinskugel reduziert. Die vom äußeren System einfliegenden Kometen luden jedoch Substanzen ab, die in dieser kalten Region sich herauskristallisiert hatten: insbesondere Wasser, aus dem die Weltmeere entstanden, und Kohlenstoffverbindungen, deren Kettenmoleküle die Bausteine des Lebens waren. Die Erde entwickelte sich zu einer chemischen ›Hexenküche‹, wobei in den toten Meeren komplexe organische Moleküle synthetisiert wurden. Es war ein langes Vorspiel zum Leben, das ohne die Kometen niemals stattgefunden hätte. Im neuen Sonnensystem liefen die übrigen Planeten und Monde auf fast kreisförmigen Bahnen wie ein großes Uhrwerk. Die meisten anderen Objekte, die erratischen Pfaden folgten, waren ausgesondert worden. Wie gesagt, die meisten.

Das Ding, das aus dem Dunkel kam und dessen Oberfläche aus schmutziger Schlacke in der Sonnenhitze blubberte, war wie eine Erinnerung an die traumatische Entstehung der Erde. Oder wie ein Albtraum.

In menschlichen Zeiten war die Halbinsel Yucatan eine Landzunge, die

im Norden Mexikos in den Golf ragte. An der Nordküste der Halbinsel gab es ein kleines Fischerdorf namens Chicxulub (*Tschik-schu-lub* ausgesprochen). Es war ein öder Ort, eine Kalksteinebene, die mit Abflüssen und Quellen durchsetzt und mit Agavenplantagen und Büschen bewachsen war.

Vor fünfundsechzig Millionen Jahren – im feucht-warmen Dinosaurier-Zeitalter – hatte sich hier ein Meer ausgebreitet. Die Küstenebenen des Golfs von Mexiko waren bis zum Vorgebirge der Sierra Madre Orientale überflutet gewesen. Die flache Halbinsel Yucatan hatte fast hundert Meter unter Wasser gestanden. Die Sedimente, die später Kuba und Haiti bilden würden, waren Teil des Tiefseebodens und sollten erst noch durch Auffaltungen an die Oberfläche gehoben werden. In einem Zeitalter, das von warmen Meeren beherrscht wurde, war das überflutete Chicxulub ein beliebiger Punkt auf der Landkarte. Doch genau an dieser Stelle sollte eine Welt untergehen.

Chicxulub ist ein Wort aus der Maya-Sprache, ein uraltes Wort, das von einem untergegangenen Volk geprägt wurde. Nach dem Verschwinden der Mayas vermochte niemand seine Bedeutung wiederzugeben.

Örtlichen Legenden zufolge bedeutete es ›der Teufelsschweif‹.

In der Endphase flog der Komet aus südwestlicher Richtung an und überflog den Atlantik und Südamerika.

II

Im klaren, flachen Wasser kreuzten die Ammoniten. Dieser Meeresboden-Jäger sah aus wie eine Schnecke mit einem gekammerten Spiralgehäuse von der Größe eines Traktorreifens, aus dem Fangarme und ein Kopf hervorlugten. Der heranwachsende Ammonit hatte immer mehr Kammern »angebaut«, die dem Auftrieb und der Steuerung dienten. Der Ammonit bewegte sich mit erstaunlicher Eleganz und schraubte sich mit der aufrechten Spirale durchs Wasser. Und er nahm seine Umwelt mit großen intelligenten Augen wahr.

Das von der Sonne beschienene Meer war voller Leben und mit Plankton gesättigt. Zahlreiche der hiesigen Lebewesen -Austern, Muscheln und viele Fischarten – wären den Menschen bekannt vorgekommen. Andere hingegen nicht: Es gab viele alte Tintenfisch-Spezies und besagte Ammoniten. Und nicht zuletzt riesige Wasserreptilien, Mosasaurier und Plesiosaurier – die Delphine und Wale jenes Erdzeitalters –, die als verschwommene Schemen in den blauen Tiefen des Meers kreuzten. Als es hell wurde, stiegen immer mehr Ammoniten auf und hingen wie Glocken im klaren Wasser.

Dann machte der Ammonit eine Bewegung im Meeresboden aus. Er stieß schnell hinab und fuhr tastende Tentakel aus dem Gehäuse. Anhand der visuellen und haptischen Eindrücke ermittelte er, dass es sich bei dem Ding, das unter dem grobkörnigen Sand umherhuschte, um eine Krabbe handelte. Weitere Arme schoben sich aus dem Gehäuse und umschlangen das Krustentier, wobei winzige Haken an den Armen für einen festen Griff sorgten. Die Krabbe wurde mühelos aus dem weichen Meeresboden gezogen. Der Ammonit fuhr einen massiven vogelartigen Schnabel aus und biss der Krabbe zwischen den Augen in die Schale. Dann injizierte er Verdauungssäfte in die Schale und saugte die sich rasch bildende Suppe aus.

Die Fleischpartikel, die sich im Wasser verteilten, lockten weitere Ammoniten an.

Doch dann sah der Ammonit mit der Krabbe einen Schatten über sich –

einen Schatten mit einer Schnauze und Flossen, der schnell Gestalt annahm. Es handelte sich um einen Elasmosaurier, ein Meeresreptil mit einem schlauchartigen Hals, das ein Verwandter des Plesiosaurus war. Der Ammonit ließ die Beute fahren und verzog sich ins Gehäuse. Die Öffnung im Gehäuse wurde mit einem massiven Pfropf aus schnell aushärtendem Gewebe verschlossen.

Der Elasmosaurus stürzte sich auf den Ammoniten, drehte das Gehäuse um und spannte es an der ›Nabe‹ der Spirale zwischen den starken Kiefern ein. Aber er vermochte sie nicht zu knacken. Nachdem der Elasmosaurus sich ein paar Zähne am Gehäuse ausgebissen hatte, ließ er es fallen. Es sank wieder auf den Meeresboden. Frustration und Schmerz tobten in seinem eindimensionalen Bewusstsein.

Der Ammonit war zwar heftig durchgeschüttelt worden, doch sonst war ihm in seinem gepanzerten Haus nichts passiert.

Ein junger Ammonit war aber etwas unvorsichtig gewesen. Mit ungerichteten Stößen seines Staustahlmechanismus suchte er sein Heil in der Flucht.

Nun wurde der Elasmosaurier für die misslungene Jagd entschädigt. Geschickt ritzte er das Spiralgehäuse mit den Zähnen an der Stelle auf, wo der Körper an der Innenwand aufgehängt war. Dann schüttelte er das Gehäuse kräftig, bis der lebendige Ammonit ins Wasser purzelte. Zum ersten Mal in seinem Leben war er nackt. Die Fischechse schluckte ihn am Stück hinunter.

Nun machte der Elasmosaurier eine Wolke im Wasser aus und stieß ohne zu zögern hinein.

Die Wolke war eine Schule aus Belemniten und zählte ein paar tausend Tiere. Die kleinen Kalmare hatten sich zum Schutz zusammengerottet, und die Verteidigungssysteme in Form von Wächtern, Tinte und ›Tarnen und Täuschen‹ erfüllten normalerweise auch bei so schnellen Räubern wie diesem Elasmosaurier ihren Zweck. Sie waren jedoch vom ungestümen Angriff dieser Kreatur überrascht worden. Sie stoben davon, nebelten den großen Feind mit Tinte ein und sprangen sogar aus dem Wasser in die kometenhelle Luft. Trotzdem starben hunderte von ihnen: jeder mit einem winzigen Bewusstsein, jeder auf seine Art unverwechselbar und einzigartig.

Inzwischen hatte der Ammonit, der die Krabbe erlegt hatte, die Schale

wieder vorsichtig geöffnet. Eine Muskelröhre schob sich aus der Öffnung, und dann schoss ein Wasserstrahl heraus, auf dem der Ammonit in die Höhe ritt. Er hatte die Krabbe verloren. Aber egal. Er würde eine neue Beute finden.

Das war der Lauf der Dinge. Es war eine Zeit brutaler Raubzüge, zu Wasser und zu Land. Mollusken jagten Ammoniten, durchbohrten Schalen, vergifteten Beutetiere und schossen tödliche Pfeile ab. Im Gegenzug hatten die Muscheln gelernt, sich tief in den Meeresboden einzugraben und Stacheln und massive Gehäuse ausgebildet, um Angreifer abzuschrecken. Napfschnecken und Rankenfüßler hatten sich aus der Tiefsee zurückgezogen und kolonisierten die seichten Küstengewässer, wo nur die hartnäckigsten Jäger sie zu erreichen vermochten.

In den Meeren wimmelte es von räuberischen Reptilien. Fleisch fressende Schildkröten und langhalsige Plesiosaurier ernährten sich von Fischen und Ammoniten. Dann gab es noch die Pterosaurier, fliegende Reptilien, die gelernt hatten, nach den Reichtümern des Meeres zu tauchen. Und diese Räuber wurden wiederum von großen Pliosauriern mit ihren mächtigen Kiefern ins Visier genommen. Sie erreichten eine Länge von fünfundzwanzig Metern, wobei allein das Maul schon drei Meter lang war. Die Pliosaurier, deren einzige Strategie darin bestand, ihre Beute durchzuschütteln und zu zerreißen, waren die größten Fleischfresser in der Geschichte des Planeten.

Die Meere der Kreidezeit waren ein unerschöpfliches Reservoir des Lebens, ein dreidimensionales Ballett von Jägern und Gejagten, von Leben und Tod. So war es für viele Jahrmillionen gegangen. Doch nun erschien ein immer helleres Licht über der glitzernden Oberfläche des Meeres, als ob die Sonne vom Himmel fiel.

Das Auge des Ammoniten drehte sich nach oben. Das Tier war intelligent genug, um so etwas wie Neugier zu verspüren. Das war neu. Was das wohl war? Aber die Vorsicht überwog: Neues war in der Regel gefährlich. Der Ammonit zog sich wieder ins Gehäuse zurück. Doch diesmal vermochte nicht einmal die mobile Festung ihn zu schützen.

Der Komet durchstieß in Sekundenbruchteilen die Atmosphäre der Erde.

Er verdrängte die Luft um sich herum, blies sie ins All und hinterließ einen Tunnel aus Vakuum auf dem Weg, den er genommen hatte.

Der Ammonit war direkt im Zielpunkt des Kometen. Es war, als ob der Himmel mit einem großen glühenden Deckel abgedeckt würde. Die Masse des Ammoniten verdampfte, und er verging. Genauso wie die Belemniten. Wie der Elasmosaurier. Wie die Austern und Muscheln. Wie das Plankton.

Die Ammoniten hatten seit über dreihundert Millionen Jahren die Weltmeere bewohnt und Tausende Arten ausgeprägt. Innerhalb eines Jahres würde jedoch keine einzige mehr existieren. Und schon in diesen ersten Sekundenbruchteilen fanden lange genetische Biographien ein jähes Ende.

Das paar Dutzend Meter tiefe Meer setzte dem Kometen keinen größeren Widerstand entgegen als die Luft. Das gesamte Wasser verdampfte in einer hundertstel Sekunde.

Dann traf der Kometenkern auf den Meeresboden. Er war ein fliegender Berg aus Eis und Staub mit einer Masse von einer Billion Tonnen.

Innerhalb von zwei Sekunden zerbarst er auf dem Gestein des Meeresbodens und setzte in diesen Sekunden mehr Wärmeenergie frei, als in den letzten tausend Jahren durch sämtliche Vulkane und Erdbeben auf der Erde freigesetzt worden war.

Der Kometenkern wurde zertrümmert, und der Meeresboden wurde pulverisiert: Gestein wurde zu Staub zermahlen. Eine mächtige Druckwelle pflanzte sich durch den Meeresboden fort. Und ein schmaler Keil glühenden Gesteinsstaubs schoss in Gegenrichtung zur Kometenflugbahn durch den Tunnel, den der Komet in die Atmosphäre gebohrt hatte. Es sah aus wie der Strahl eines riesigen Suchscheinwerfers. Um diese glühende Mittelsäule wurde eine riesige Wolke aus pulverisiertem und zertrümmertem Gestein aus dem sich verbreiternden Krater geblasen. Die Masse dieser Wolke war ein paar hundertmal größer als die des Kometen selbst.

In den ersten paar Sekunden wurden Billionen Tonnen festen, geschmolzenen und verdampften Gesteins in den Himmel geschleudert.

In der Küstenebene des nordamerikanischen Binnenmeers versammelten die Entenschnabel-Herden sich um die stehenden, zu bloßen Tümpeln

geschrumpften Gewässer. Mit traurigem Trompeten bildeten sie Gruppen und stupsten sich gegenseitig an. Räuber, von hühnergroßen Raptoren an aufwärts, beäugten mit kalter Berechnung Entenschnabel-Junge, die sich unvorsichtigerweise von den Herden abgesondert hatten. An einer Stelle hatte ein Rudel Ankylosaurier sich formiert. Die staubigen Panzer glänzten wie die Rüstungen römischer Legionäre.

Weit im Süden war ein orangefarbenes Glühen zu sehen – wie ein zweiter Sonnenaufgang. Dann schoss ein dünner gleißender Pfeil durch die Luft. Er war wie mit dem Lineal gezogen... sogar noch präziser als ein Laserstrahl, denn der Strahl aus glühendem Gestein wurde nicht gebrochen, als er durch das Loch in der hoch erhitzten Erdatmosphäre stieß. All das entfaltete sich lautlos.

Das krokodilgesichtige Suchomimus-Weibchen pirschte am Meeresufer entlang. Die langen Klauen waren ausgefahren. Der täglichen Routine folgend suchte es nach Fisch. Der ein paar Tage zurückliegende Tod ihres Gefährten wirkte als ein dumpfer Schmerz nach, der aber langsam nachließ. Das Leben ging weiter; von der diffusen Trauer wurde sie nicht satt.

Andernorts jagte eine verstreute Gruppe Stegoceras. Diese Pachycephalosaurier hatten in etwa die Größe eines Menschen. Die Männchen hatten große Knochenkappen auf dem Kopf, um die kleinen Hirne bei den wilden Paarungskämpfen zu schützen, wenn sie wie Steinböcke die Köpfe gegeneinander rammten. Auch in diesem Moment stießen zwei große Männchen sich mit den gepanzerten Köpfen, und das knochige Knallen der Kollisionen hallte über die Ebene. Diese Spezies hatte wegen dieser Kämpfe ein großes evolutionäres Potential verschenkt. Die Notwendigkeit, eine so schwere knöcherne Schutzkappe zu tragen, hatte die Entwicklung des Pachycephalosaurier-Gehirns für Jahrmillionen gebremst. Die in ihrer biochemischen Logik gefangenen Männchen registrierten die wandernden Lichter am Himmel und die doppelten Schatten, die über den Erdboden glitten, nicht einmal.

An diesem Strand war es ein ganz normaler Tag in der Kreidezeit. Keine besonderen Vorkommnisse.

Doch nun kam etwas von Süden.

Der Krater war nun eine glühende Schüssel aus feuriger brodelnder Einschlagsschmelze. In ihm hätte ganz Los Angeles von Santa Barbara

bis Long Beach Platz gefunden. Die Tiefe entsprach der vierfachen Höhe des Mount Everest. Der Rand ragte so hoch über den Boden, wie Überschall-Flugzeuge sich über die Erdoberfläche aufschwangen. Es war dies ein neunzig Kilometer durchmessender und dreißig Kilometer tiefer Krater, der in Sekunden geschlagen worden war. Aber dieses riesige Gebilde war instabil. Es hatten sich bereits große bogenförmige Spalten geöffnet, und die steilen Wände kollabierten auf einer Breite von Dutzenden Kilometern in Erdrutschen.

Und der Meeresboden wölbte sich auf. Die tieferen Gesteinsschichten der Erde waren durch den Aufprall des Kometen in den Mantel hineingedrückt worden. Nun federte das Gestein zurück, wobei es zwanzig Kilometer angehoben wurde und durch den riesigen ›Schmelztiegel‹ an die Oberfläche brach. Das erweichte Urgestein breitete sich schnell in einem großen kreisförmigen Gebiet aus und wurde in Sekunden zu einer vierzig Kilometer breiten Bergkette aufgefaltet. Gleichzeitig strömte Wasser in das Loch, das in den Meeresboden geschlagen worden war. Und schon fiel Auswurfsschutt als ein glühender Gesteinsschauer auf den sich verschiebenden Kraterboden zurück. Die Temperaturen stiegen auf ein paar tausend Grad an. Die Hitze war so groß, dass selbst die Luft sich entzündete. Stickstoff verband sich mit Sauerstoff zu Giften, die noch jahrelang wirken würden. Es war ein Hexenkessel aus Feuer, Dampf und Schlackeregen. An der Einschlagstelle wurde hoch erhitzte Luft mit interplanetarischer Geschwindigkeit verdrängt. Eine große kreisförmige Sturmfront breitete sich von Yucatan über Südamerika und den Golf von Mexiko aus. Die Druckwelle war noch immer überschallschnell, als sie zehn Minuten später die Küste von Texas erreichte.

Im Süden des Strands hatte die dünne Lichtsäule sich aufgefächert. Sie wurde diffuser, und die Farbe wechselte zu einem dunkleren Orange-Weiß. Winzige orangefarbene Tupfer stiegen an der Basis auf. Und nun legte ein dunkles Band sich über den südlichen Horizont. Noch immer lief das alles lautlos ab. Was da nahte, war nämlich viel schneller als der Schall. Die Dinosaurierherden waren ahnungslos, und die jungen Pachycephalosaurier vollführten noch immer ihren Tanz um die Beute. Die Vögel und Pterosaurier kannten den Himmel aber. Eine Gruppe Pterosaurier war im Tiefflug übers Meer geflogen, um mit den

hydrodynamisch geformten Schnäbeln Fische zu fangen. Nun machten sie kehrt und flogen wieder landeinwärts, wobei sie mit kräftigem Flügelschlag beschleunigten. Eine Schar kleiner möwenartiger Vögel folgte ihnen. Sie schwangen sich auf grau-weißen Flügeln empor, die im glühenden Kometenlicht zu pulsieren schienen.

Von den tausenden Dinosauriern reagierte nur Suchomimus auf die Lichtshow. Er wandte den Kopf Richtung Süden, und die geschlitzten Pupillen verengten sich beim Anblick dessen, was er sah. Einem Instinkt folgend kam er aus dem Wasser und lief die Küste hinauf. Der warme weiche Sand unter den Füßen erschwerte das Fortkommen. Aber Suchomimus rannte weiter.

Die jungen Raptoren hatten mit dem Panzer einer gestrandeten Schildkröte gespielt und hoben interessiert den Kopf, als Suchomimus an ihnen vorbeikam. In einem Winkel seines Bewusstseins ertönten Alarmsignale. Er verstieß gegen viele vorprogrammierte Regeln und wurde dadurch verwundbar. Aber ein tieferer Instinkt sagte ihm, dass die Dunkelheit, die sich am Horizont ausbreitete, gefährlicher war als jeder Raptor.

Er erreichte eine niedrige Dünenkette. Ein Fellknäuel wand sich unter einem Fuß hervor und floh so schnell, dass es vor den Augen verschwamm.

Über der Küstenebene erlosch das Licht.

Schließlich wurden die Dinosaurier doch unruhig. Die grasenden Pflanzenfresser-Herden, die Entenschnäbel und Ankylosaurier hoben den Kopf und richteten den Blick gen Süden. Der Schweif des abstürzenden Kometen war nicht mehr zu sehen und hinter einer Wand aus Dunkelheit verborgen, die den Horizont überspannte. Aber es war eine wandernde Wand, die brodelte und kochte. Blitze zuckten über die sich bewegende Fläche und ließen sie in einem purpur-weißen Licht erscheinen.

Nicht einmal diese letzten Sekunden vermittelten den Eindruck einer nahenden Katastrophe. Es war nur wie ein unheimliches Zwielflicht. Die Dinosaurier wurden zum Teil sogar schläfrig, als das Nervensystem auf die reduzierte Helligkeit reagierte.

Und dann erreichte sie von Süden her die Druckwelle. Die lastende Stille wurde jäh von einem infernalischem Knall zerrissen wie von einer Explosion. Die Welle brandete mit voller Wucht gegen die Tierherden

an. Entenschnäbel wurden in die Luft geschleudert. Die mächtigen Erwachsenen krümmten sich, und ihr Trompeten ging im plötzlichen Inferno unter. Der Kampf zwischen den dickköpfigen Stegoceras wurde unentschieden abgebrochen und nie wieder fortgeführt. Ein paar Ankylosaurier hielten sich auf den Beinen, drehten sich in den Wind und kauerten sich auf den Boden wie rundliche Bunker. Aber der Boden wurde um sie herum umgepflügt, die Vegetation ausgerissen und verstreut, und sogar die Seen wurden leergefegt. Die flachen Dünen explodierten über Suchomimus und begruben ihn in körniger Dunkelheit. Doch genauso schnell wie sie gekommen war, ebte die Schockwelle auch wieder ab.

Als Suchomimus spürte, dass das Erdbeben nachließ, grub er sich aus. Er nieste, um die Nase vom Sand zu befreien, wischte mit den durchscheinenden Augenlidern die Augen frei und rappelte sich auf. Dann machte er ein paar vorsichtige Schritte. Der neue Boden war mit Geröll übersät, trügerisch und erschwerte das Gehen.

Die Küstenebene war nicht mehr wieder zu erkennen. Die Düne, hinter der Suchomimus Deckung gesucht hatte, war niedergerissen. Die Jahrhunderte lange, geduldige Arbeit des Winds war in Sekunden zunichte gemacht worden. Die Ebene war mit Schutt übersät: mit zerbröseltem Gestein, Schlick vom Meeresboden und sogar mit Seetang und kleinen Meerestieren. Über ihm brodelten nordwärts ziehende Wolken.

Der Lärm dauerte an. Es ertönten laute Salven wie von Geschützfeuer, als die Schallmauer durchstoßen wurde. Aber Suchomimus hörte nichts von alledem. Beim Durchgang der ersten Schockwelle waren ihm schon die Trommelfelle geplatzt, und er hatte das Gehör verloren.

Überall lagen Dinosaurier herum.

Auch die größten Entenschnäbel waren zerschmettert worden. Sie lagen mit gebrochenen Knochen und grotesk verrenkt unter Sandverwehungen und Schlick. Eine Gruppe Raptoren lag in einem verworrenen Knäuel aus schlanken Leibern da. Alt und Jung lagen wirr durcheinander, Eltern neben ihren Kindern, Räuber mit der Beute, alle im Tod vereint. Von den meisten Naturkatastrophen wie Fluten und Bränden wurden die Schwächsten und Kranken, die Jungen und Alten am schlimmsten heimgesucht. Oder bestimmte Arten – zum Beispiel durch Epidemien,

die über eine Landbrücke zwischen den Kontinenten eingeschleppt worden waren. Diesmal war jedoch niemand verschont worden – niemand außer ein paar Glücklichen wie Suchomimus.

Suchomimus sah einen silbernen Fisch, der in Sekunden über ein Dutzend Kilometer versetzt worden war. Er lebte noch und zappelte. Der Magen von Suchomimus knurrte leise. Selbst im Angesicht des Weltuntergangs hatte er Hunger.

Aber der Sturmwind hatte sein Werk noch nicht beendet. Über dem Meer strömte die Luft zurück, um das an der Einschlagstelle entstandene Vakuum auszufüllen. Es war wie ein gewaltiger Atemzug.

Der mit dem Fisch spielende Suchomimus sah die Wand aus Dunkelheit erneut herannahen. Diesmal kam sie jedoch aus dem Landesinnern und war mit Schutt gespickt, mit Erde, Gestein, entwurzelten Bäumen und sogar einem riesigen Tyrannosaurier, der in der Luft umhergewirbelt wurde.

Wieder vergrub Suchomimus sich im Sand.

Das Inferno des Kraters zog immer weitere Kreise, wie Wellen um einen ins Wasser geworfenen Stein. Weiter landeinwärts, wo Riese das Tyrannosauriernest geplündert hatte, hatte die Schockwellenfront eine so lange Schneise geschlagen, dass sie einmal um den Mond gereicht hätte. Im Gefolge der sich ausbreitenden Wellenfront entstanden Tornados. Für Riese war der Wirbelsturm eine Röhre aus Dunkelheit, die Himmel und Erde miteinander verband. Zu seinen Füßen wurden splitterartige Gebilde aufgewirbelt und senkten sich wieder herab. Die Vorfahren des Gigantosaurus hatten einen ganzen Kontinent erobert. Riese stellte sich mit wackelndem Kopf auf die Hinterbeine und peilte die nahende Bedrohung an.

Aber das war kein Rivale in Gestalt eines Artgenossen. Der Wirbelsturm kam bedrohlich näher.

Schließlich fokussierte irgendetwas im Bewusstsein von Riese sich auf die Zweige zu Füßen dieses klimatischen Ungeheuers. Diese ›Zweige‹ waren *Bäume*, Redwoods, Ginkgos und Baumfarne, die wie Tannennadeln verstreut worden waren.

Seine Brüder stellten die gleichen Überlegungen an. Dann wandten die drei sich zur Flucht.

Der Tornado schlug eine Schneise in den Wald, knickte Bäume um und wirbelte Felsbrocken umher. Tiere, die fünf Tonnen und mehr wogen, wurden durch die Luft geschleudert – riesige, träge Pflanzenfresser, die urplötzlich den Bodenkontakt verloren. Die meisten starben am Schock, noch ehe sie wieder auf dem Boden aufschlugen.

Purga schlief in ihrem Bau. Durch die bebende Erde wurde sie wachgerüttelt. Sie und ihr Gefährte nahmen die beiden Jungen in die Mitte und lauschten dem Heulen des Winds, dem Krachen der umstürzenden Bäume und den Todesschreien der Dinosaurier.

Purga schloss verwirrt und erschrocken die Augen und wünschte sich, dass der Lärm verstummte.

Und im Vorgebirge der Rocky Mountains spürte die Azhdarchiden-Mutter die Ankunft des gewaltigen Sturms. Hastig faltete sie die Schwingen zusammen und watschelte auf Knöcheln und Knien zum Nest zurück.

Die Jungen scharten sich um sie, aber sie hatte kein Futter für sie. Die Babys pickten sie zornig. Sie waren noch immer ohne Flügel; die Flügelmembranen mussten sich erst noch entwickeln. Im Moment hatten sie nur labbrige, nutzlose Hautlappen zwischen Flugfingern und Hinterbeinen. Und doch waren sie auf ihre Art schon Schönheiten: Die Schuppen, die sich wie eine Krause um den dünnen Hals zogen – ein Relikt der Reptilienherkunft –, reflektierten schimmernd und funkelnd das Sonnenlicht.

Die Sonne wurde von Wolken verdüstert. So hoch reichten die Tornados zwar nicht. Trotz der großen Entfernung von der Einschlagstelle war die Schockwelle aber noch immer eine massive brodelnde Wand aus aufgewühlter Luft.

Die erste Bö fegte übers Nest hinweg. Die Babys kreischten und taumelten.

Instinktiv spreizte das Muttertier die Schwingen und schwang sich in die Luft. Ein archaischer Imperativ hatte die Oberhand gewonnen. Sie vermochte neue Eier zu legen, wenn sie überlebte. Die unter ihr zurückfallenden Jungen kreischten zornig und ängstlich.

Als die Sturmfront sich näherte, trat ein Moment der Stille ein.

Die Fluggeschwindigkeit des Azhdarchiden fiel abrupt ab. Er drehte sich und spreizte in einer instinktiven Reaktion die Flügel. Er streckte den

Flugfinger und das Hinterbein aus und regelte mit leichten Schenkel- und Kniebewegungen die Flügelspannung. Er war ein hervorragendes Fluggerät, ein Apparat aus Sehnen, Bändern, Muskeln, Haut und Pelz, der von Dutzenden Jahrmlionen der Evolution geformt worden war. Doch das war dem vom Kometen verursachten Sturm egal. Der Wind traf zuerst das Nest. Es wurde vom Felsvorsprung gefegt und zertrümmert. Die Knochen der Pterosaurier-Opfer – einschließlich der von Zweiter – wurden mit dem Rest der Abfälle durch die Luft gewirbelt. Und die Babys flogen: wenn auch nur kurz, wenn auch nur einmal, wenn auch nur in den Tod. Und dann hatte die Azhdarchiden-Mutter das Gefühl, gegen eine Wand aus Staub und Dreck zu fliegen, die noch dazu mit Pflanzenresten, Holz und Steinen durchsetzt war. Sie spürte, wie die leichten Knochen brachen und wurde hilflos wie ein Blatt herumgewirbelt.

Wieder rappelte Suchomimus sich auf. Er hatte Schmerzen am ganzen Körper, wo er von umher fliegendem Schutt getroffen worden war – den Trümmern seiner Welt.

Erneut hatte der Strand sein Gesicht verändert. Der Boden war nun mit Schutt von der Landseite übersät, mit Resten zerschmetterter Bäume und zeretzter Tiere, mit toten und sterbenden Pterosauriern und Vögeln und sogar mit Schlick vom Seeboden. Nichts regte sich – nichts außer sterbender Kreatur und Suchomimus.

Er erinnerte sich an den Fisch, den er hatte verspeisen wollen. Der Fisch war verschwunden.

Über ihm zogen dunkle Wolken wie ein fallender Vorhang am Himmel entlang. Die Sonne verschwand und sollte sich für lange Zeit auch nicht mehr zeigen.

Und im Süden glühte das Firmament in einem unheimlichen Orange. Eine Brise trug einen stechenden, unverkennbaren Geruch heran. Ozon. Der Geruch des Meeres. Suchomimus dachte an plätscherndes Wasser und die glitzernden Fische in den Untiefen. Er musste das Meer erreichen. Er hatte immer vom Meer gelebt; dort wäre er sicher. Mit einem traurigen Laut, den nicht einmal er selbst hörte, folgte er dem Geruch und achtete nicht auf den grausigen Schutt unter den Füßen. Die Meeresschildkröte hatte Glück gehabt. Als der Komet einschlug,

kreuzte sie weit von der Einschlagstelle entfernt über dem Meeresboden. Ihre Art gehörte zu den primitivsten Reptilienstämmen. Trotzdem war diese Schildkröte ein guter Jäger. Sie war anspruchslos und brauchte nur ein Zwanzigstel der Nahrung wie ein Dinosaurier mit dem gleichen Gewicht. Durch den verstärkten Panzer war sie gut geschützt und ließ auch als Jäger Vorsicht walten. Deshalb bestanden die einzigen Lebensrisiken im alljährlichen Lauf an den Strand, den sie zur Eiablage durchführen musste, um dann wieder in die Sicherheit des Wassers einzutauchen.

Sie hatte ein kleines Hirn mit einem trüben Bewusstsein und lebte allein in einer Welt farbloser Eintönigkeit. Sie hatte keine Bindungen zu ihren Eltern und Geschwistern und wusste auch nicht, dass die Eier, die sie ablegte, eine neue Generation hervorbringen würden. Aber sie war alt, erfahren und geduldig.

Doch nun wurde ihre einsame blaue Welt gestört. Eine gewaltige Strömung zog das Meer nach Süden.

Die Schildkröte tauchte mit heftigen Paddelbewegungen ab. Die durch Tropenstürme von Jahrmillionen geschärften Instinkte sagten ihr, was sie tun musste: zum Meeresboden hinuntertauchen und Schutz suchen.

Doch war dies keine Strömung, wie sie sie bisher erlebt hatte. Sie sah, dass auch viel größere Tiere – sogar riesige Pliosaurier –, die im schlammigen und aufgewühlten Wasser trieben, in diesen starken Strudel gezogen wurden. Beim Tauchen stieß sie mit Schutt, hilflosen Ammoniten, Muscheln, Kalmaren und sogar mit Steinen vom Meeresboden zusammen.

Schließlich traf sie auf weichen Schlick. Mit allen vieren grub sie sich in den Boden und ignorierte dabei den Hagel der Objekte, die ihr auf den Panzer prasselten. Irgendwann würde sie wieder an die Oberfläche zurückkehren müssen, um sich der Luft und Wärme auszusetzen. Damit vermochte sie sich aber viel Zeit zu lassen; vielleicht sogar so lang, bis dieser ungeheure Sturm abgeflaut war.

Doch plötzlich senkte die schimmernde Meeresoberfläche sich zu ihr herab – das Meer *versickerte* –, und sie hockte in feuchtem blubberndem Schlick und wurde von der Sonne beschienen. So etwas wie ein Schock durchfuhr ihr trübes Bewusstsein. Die Welt war auf den Kopf gestellt worden. Das ergab keinen Sinn.

Und nun wurde der trockengefallene schlammige Meeresboden erschüttert.

Im wabernden fremdartigen Licht sah Suchomimus endlich das Meer. Mit einem heiseren Schrei der Erleichterung rannte er darauf zu. Aber das Meer zog sich vor ihm zurück und hinterließ nur feucht glitzernden Schlick. Und so schnell er auch lief, das Meer wich noch schneller zurück.

Ein Fisch fiel ihm vor die Füße. Er blieb stehen, hob ihn vom Boden auf und steckte ihn sich in den Mund. Das winzige Bewusstsein des Fisches signalisierte eine Art Erleichterung; dies war ein schneller Tod verglichen mit dem qualvollen Ersticken, das ihm am neuen Strand gedroht hätte.

Der Meeresboden, der seit Jahrmillionen zum ersten Mal freigelegt wurde, war ein glitzernder Tummelplatz des Lebens. Er wimmelte von Muscheln, Krustentieren, Kalmaren, Fischen und Ammoniten in allen Größen, die nun an der Luft erstickten.

Weiter südlich waren riesige Gestalten zu erkennen. Suchomimus sah einen Plesiosaurier, der wie die anderen gestrandet war. Der acht Meter lange Koloss lag nach Luft schnappend im Schlick. Die vier großen Flossen waren abgespreizt. Der tonnenschwere Fleischfresser warf sich mit peitschenden Flossen herum und schnappte mit rasiermesserscharfen Zähnen zornig ins Leere – nach dem Schicksal, das ihn hier hatte stranden lassen.

An jedem anderen Tag wäre er ein bemerkenswerter Anblick gewesen. Suchomimus drehte sich verwirrt um.

Er schaute nach Norden zum Festland und sah Tiere aus den verwüsteten Wäldern aufs windgepeitschte Marschland kriechen. Viele waren Ankylosaurier und andere gepanzerte Geschöpfe. Sie waren bisher von der schweren Panzerung geschützt worden, die sie sich zugelegt hatten, um sich der Zähne und Klauen der Tyrannosaurier zu erwehren. Nun krochen sie dem freigelegten Meeresboden entgegen, um dort Schutz zu suchen, zu saufen und zu fressen.

Plötzlich öffneten die Ankylosaurier die Mäuler und zogen sich wieder zurück. Suchomimus schaute ihnen verblüfft nach. Sie bellten, aber das hörte er nicht.

Was zuvor mit der Luft geschehen war, widerfuhr nun auch dem Wasser. Von der Einschlagstelle breitete sich eine kreisrunde Druckwelle im Meer aus, die durch einen gewaltigen Wärmepuls gespeist wurde. Ihre zerstörerische Kraft war aber begrenzt, weil der Einschlag nicht in der Tiefsee erfolgt war. Dennoch war die Welle ungefähr dreißig Meter hoch, als sie sich der Küstenlinie von Nordamerika näherte. Als sie die flachen Gewässer vor der texanischen Küste erreichte, türmte die Flutwelle sich sogar zum Zwanzigfachen der ursprünglichen Höhe auf. Nichts im evolutionären Erbe von Suchomimus hatte ihn darauf vorbereitet. Das zurückkehrende Meer glich einem wandernden Gebirge, das sich aus dem Erdboden emporhob. Er vermochte es nicht zu hören, aber er spürte, wie der freigelegte Meeresboden erbebt und roch den Geruch von Salz und pulverisiertem Gestein. Er richtete sich auf und fletschte trotzig die Zähne im Angesicht der nahenden Springflut. Das Wasser schlug über ihm zusammen. Er verspürte einen kurzen Druck, eine Schwärze und eine gewaltige Kraft, die ihn zusammendrückte. Er starb binnen einer Sekunde.

Die Flutwelle rollte landeinwärts und türmte sich vor den Ankylosauriern auf, bevor sie auch sie zermalmte – da halfen auch die Panzer nichts. Und sie bahnte sich ihren Weg durch den uralten, ausgetrockneten Meeresarm. Als das Wasser sich zurückzog, ließ es große Mengen Schutt zurück, den es aus dem Meeresboden gerissen hatte. Es war eine gewaltige Überschwemmung, die der in diesen Kreidezeit-Teich geworfene Stein verursacht hatte.

An Land, im heutigen Texas, überlebte nichts.

Und im Meer überstanden nur ein paar Lebewesen die Katastrophe. Darunter auch die Meeresschildkröte. Sie hatte sich so tief in den Schlick eingegraben, dass die Flutwelle sie nicht mitriss. Als sie spürte, dass wieder eine gewisse Ruhe eingekehrt war, wühlte sie sich aus dem Schlick heraus und schwamm durchs Wasser an die Oberfläche, in dem Wolken aus Schutt und Resten toter Tiere und Pflanzen trieben.

Die urtümlichen Schildkröten hatten den Zenit der Entwicklung schon überschritten. Wo jedoch ästhetischere Tiere en masse ausgestorben waren, hatte die Schildkröte überlebt. In einer gefahrvollen Welt hielt man sich eben besser bedeckt.

Der Einschlag hatte einen Energiestoß durch den Erdball geschickt. In

Nord- und Südamerika klafften über tausende von Kilometern Spalten auf und Erdrutsche gingen ab, als der Erdboden unter der Schockwelle erbebt. Die Wellen wurden bei der Fortpflanzung im Gestein zwar gedämpft, doch wirkten die Schichten des Erdinnern wie eine riesige Linse, die die seismische Energie im Antipoden des Einschlags, also im südwestlichen Pazifik wieder bündelte. Auf der gegenüberliegenden Seite des Planeten hob der Meeresboden sich zehnmal höher als beim Erdbeben von 1906, bei dem San Francisco zerstört wurde. Die Druckwellen pflanzten sich durch den Planeten fort, schnitten, überlagerten und verstärkten sich. Noch Tage danach vibrierte die Erde wie eine Glocke.

Aus dem Weltraum betrachtet breitete eine glühende Wunde sich um die noch immer brennende, stecknadelkopfgroße Einschlagstelle auf der Erde aus. Es war eine riesige Wolke aus Gesteinsschmelze, die in den Weltraum aufstieg.

Im Vakuum kühlten die Tröpfchen ab und kondensierten zu festen Partikeln. Ein Teil dieses Materials war für den Planeten für immer verloren und schloss sich dem dünnen Materiestrom an, der zwischen den Planeten verlief: In ein paar tausend Jahren würden Fragmente des Meeresbodens von Yucatan als Meteore auf dem Mars, der Venus und dem Mond niedergehen. Und ein Teil des im All driftenden Materials würde durch eine Laune der Natur eine Umlaufbahn um die Erde einschlagen und einen dunklen, unspektakulären Ring um die Erde legen, der sich unter dem gravitativen Tauziehen von Sonne und Mond jedoch bald wieder auflösen sollte.

Aber der größte Teil des Auswurfmaterials würde auf die Erde zurückstürzen.

Der große Hagel hatte bereits eingesetzt. Zuerst fiel der gröbere Schutt von der Peripherie des Kraters wieder herab. Die meisten Bruchstücke bestanden aus zertrümmertem Kalkstein vom Meeresboden. Diese Brocken waren durch den Hitzepuls des Einschlags nicht geschmolzen worden. Als sie nun in die warme Erdatmosphäre eintauchten, glühten sie hell auf. Lichtbahnen zogen sich in einer Länge von ein paar hundert Kilometern über den Himmel. Sie muteten wie skurrile geometrische Zeichnungen an. Die Bruchstücke waren zum Teil so groß, dass sie beim

Erhitzen zerplatzten – worauf von diesen Explosionsherden leuchtende Sekundärspuren ausgingen.

Von allen Lebewesen im Umkreis von ein paar tausend Kilometern um die Einschlagstelle war der große Luftwal bislang am wenigsten betroffen.

Er hatte das Licht über der Halbinsel von Yucatan niedergehen sehen, hatte den emporschießenden Laserstrahl aus verdampftem Meeresboden und Kometensubstanz gesehen und hatte sogar die Kraterentstehung verfolgt: Das Gestein des freigelegten Meeresbodens hatte Wellen geschlagen, bis es in einer mächtigen chthonischen Aufwallung erstarrte. Hätte der Wal seine Beobachtungen zu beschreiben vermocht, die Nachwelt wäre in den Genuss eines fesselnden Augenzeugenberichts über die Katastrophe gekommen – über den stärksten Einschlag seit dem Ende der Bombardierungen, die vier Milliarden Jahre früher die Entstehung der Erde begleitet hatten.

Doch das focht den Wal nicht an. Er war nicht einmal durch den Wind beeinträchtigt worden; er war in großer Höhe geflogen und hatte sogar noch Nahrung aufzunehmen vermocht, während tief unter ihm bunte Luftschlieren über den Erdboden huschten. Ferne Lichter am Himmel und Chaos am Boden – wie etwa die cremig gequirkten Wetterfronten, die Land und Meer überquerten – bedeuteten einer Kreatur nichts, die an der Grenze zum Weltall entlang flog. Solang das feine Plankton, von dem sie sich ernährte, vom Land aufstieg, vermochte sie es in ihrer kleinen Nische gut auszuhalten.

Aber dieser Sturm war anders.

Der Luftwal war den Anblick von Meteoren gewohnt. Sie waren nur Lichtstreifen am purpurbauen Himmel. Fast alle der nach Milliarden zählenden kosmischen Trümmerstücke, die zur Erde hinab fielen, verglühten schon hoch über der Stratosphäre, dem Reich des Luftwals. Doch nun stachen ein paar dieser Spuren in die dichtere Lufthülle der Erde hinein und zogen sich tief unter ihm dahin. Der Wal hatte kein Gehör – das brauchte er nicht in der Stille der dünnen Luft, in die kein Räuber jemals vorstieß –, aber wenn er eins gehabt hätte, dann hätte er vielleicht das pfeifende Heulen der Meteore gehört, mit dem sie auf den Planeten zurückfielen, der sie gerade erst von sich geschleudert hatte. Er sah sogar, wo die ersten Brocken des Meeresbodens einschlugen: Auf

der Erde tief unter ihm zuckten in schneller Folge Lichtblitze auf wie winzige Blumen. Es war wie die Aussicht aus einem in großer Höhe fliegenden Bomber.

Zum ersten Mal, seit er ein Jungtier gewesen war, verspürte der Wal wieder Furcht. Plötzlich verwandelte diese ätherische Lichtshow sich in einen *Regen* aus Licht und Feuer. Es war ein Regen, der um ihn herum niederging – und er wurde immer stärker. Schließlich wendete er und flog mit langsamen Schlägen der gewaltigen Schwingen nordwärts. Licht pulsierte.

Der weiß glühende Gesteinsbrocken war nur klein. Nach dem Zusammentreffen mit dem Wal setzte er den Abstieg zu den dichten Kreidezeit-Wäldern fort. Es war auch nur ein Bruchteil der kinetischen Energie aufgezehrt worden. Aber das komplexe Nervensystem des Wals hatte dem kleinen Hirn qualvolle Schmerzbotschaften übermittelt. Er drehte den mächtigen Kopf nach rechts und sah, dass die Oberfläche des Flügels aufgerissen und versengt war.

Wenn der Meteor den Flügel in der Mitte durchschlagen hätte, dann wäre vielleicht nur ein Loch zurückgeblieben, und der Wal hätte noch etwas länger gelebt. Aber er hatte Pech gehabt. Der Meteor hatte nämlich ein Gelenk des langen, zerbrechlichen Flugfingers zertrümmert. Der Flügel faltete sich schon großflächig um den gebrochenen Knochen zusammen. Die blau-graue Erde drehte sich um den Wal. Obwohl er verzweifelt mit dem unversehrten Flügel ruderte, bekam der Wal Schlagseite – er verlor die Kontrolle und stürzte vom Himmel. Bei vollem Bewusstsein verzog er sich langsam und zerknitterte wie ein Spielzeugdrachen. Und der Meteorhagel verdichtete sich. Meteore schossen wie Kugeln durch die Körperhöhlen, rissen Luftsäcke auf, zertrümmerten das filigrane, ätherisch leichte Skelett und perforierten die majestätischen Flügel. Er wurde von Schmerz überwältigt. Das Bewusstsein wurde mit tröstlichen, weich gezeichneten Erinnerungen erfüllt, wie er hoch über einer friedvollen Erde dahin geglitten war. Er war lang tot, bevor die Lunge von der dichten Luft zerquetscht wurde und die Überreste des Torsos den Boden erreichten.

Riese rappelte sich wieder auf.

Vor ihm torkelte ein verwirrter Stegoceras umher. Die scharlachrote

Kappe aus Knochen und Fleisch auf dem Kopf mutete geradezu absurd an. Weil es sich zufällig in ein dichtes Araukarienwäldchen geflüchtet hatte, hatte dieses junge Männchen den Wirbelsturm überlebt. Er hatte keine schlimmere Verletzung davongetragen als eine gebrochene Rippe. Aber sein Rudel war verschwunden, buchstäblich vom Winde verweht. Er hob den Kopf und stieß ein trauriges Heulen aus. Es war wie der Klagelaut eines einsamen und verlassenen Jungtiers.

Es war aber nicht seine Mutter, die antwortete, sondern zwei große Fleischfresser: Gigantosaurier, die mit wackelnden Köpfen auf ihn zukamen und die Augen auf ihn geheftet hatten. Selbst jetzt wurde das Räuber-und-Beute-Spiel noch gespielt.

Ein Adrenalinstoß durchfuhr ihn, und kreatürliche Angst ergriff von ihm Besitz. Dennoch bemerkte der Stegoceras etwas Seltsames. Ein dritter Gigantosaurier, so groß und stark wie die anderen beiden, zeigte keinerlei Interesse an ihm. Das dritte Ungeheuer wackelte drohend mit dem Kopf – es reagierte auf etwas, das vom Himmel kam. Verwirrt und verängstigt drehte der Stegoceras sich gen Süden, wo ein unheimliches Orange die dahinrasenden schwarzen Wolken durchdrang.

Der erste Meteor überflog sie kreischend wie eine glühende Hornisse. Im Tiefflug fegte er über den Wald hinweg und schlug in einem Hügel ein. Junges Vulkangestein explodierte. Ein Sekundärhagel dampfender Bruchstücke prasselte auf den ohnehin schon mit Schutt übersäten Boden. Alle Dinosaurier drehten sich erschrocken in diese Richtung und vergaßen für einen Moment ihre angeborene Feindschaft.

Der zweite Meteor durchschlug den Leib des Stegoceras wie ein Hochgeschwindigkeitsgeschoss. Einen Sekundenbruchteil später traf der Meteor auf den undurchdringlichen Boden und gab die Restenergie ans Gestein ab. Der Körper des Stegoceras wurde von der Explosion zerrissen, ehe er noch Zeit zum Umfallen hatte.

Nun schlugen die Meteore in den Resten des vernichteten Waldes ein. Feuer brach aus.

Riese und seine Brüder gerieten in Panik und flohen. Und der Meteorhagel wurde ständig dichter. Die Meteore pflügten den Boden um die Gigantosaurier um, schlugen flache Krater und setzten das Unterholz in Brand. Es war, als ob die Saurier-Brüder durch Artilleriesperrfeuer rannten.

Purga roch den Rauch auch.

Die Primaten vermochten einen Waldbrand in den tief ins kühle Erdreich gegrabenen Bauten zu überstehen. Wenn sie dann wieder an die Oberfläche kamen, war der Wald verkohlt und zerstört. Doch diesmal war es anders, sagte der Instinkt Purga. Sie schob sich an ihrem zusammengekauerten Gefährten, den Jungen und dem grässlich verstümmelten Kopf des Troodons vorbei und wurde in Tageslicht getaucht. Sie wurde geblendet, weil die empfindlichen nachadaptierten Augen mit der ungewohnten Lichtflut überfordert waren. Dennoch vermochte sie das Unheil dieses apokalyptischen Tags in groben Zügen zu erkennen: die sich ausbreitenden Brände im zertrümmerten Wald und den unaufhörlichen, unbegreiflichen Meteorhagel.

Hier konnte sie nicht bleiben. Aber wohin sollte sie gehen?

Die meisten Bäume, die ihr die Sicht verstellt hatten, waren vom Sturmwind gefällt worden. So hatte sie einen freien Blick auf die Rocky Mountains, deren Gipfel von Vulkanrauch eingehüllt wurden. Und wo die Kometenwinde warme, feuchte Bodenluft die Flanken des Bergmassivs hinaufgedrückt hatten, hingen nun dicke Haufenwolken an den oberen Berghängen.

Schatten. Dunkelheit. Vielleicht würde es dort sogar Regen geben.

Mit zuckenden Schnurrhaaren machte sie einen zweiten Schritt ins Freie. Sie bewegte sich ruckartig, hielt alle paar Schritte inne und drückte sich flach auf den Boden.

Sie schaute zurück. Hinter dem abgetrennten Kopf des Troodons sah sie ihren Gefährten und die Jungen – drei große Augenpaare, die ihr nachschauten. In hundert Millionen Jahren geschärfte Instinkte drängten sie, in die kühle Erde zurückzukehren oder auf einen Baum zu klettern, um sich in Sicherheit zu bringen. Denn sonst würden die furchtbaren Klauen, Zähne und Füße dieses Riesen sie mit Sicherheit erwischen. Aber die Bäume waren geknickt und zersplittert, und der Bau war nun ungeschützt.

Sie lief davon, den wolkenverhangenen Bergen entgegen.

Ihr Gefährte folgte zögernd. Eins der Jungen lief ihm nach. Das zweite floh entsetzt und verwirrt in den Bau zurück. Es gab nichts, was Purga für das zweite Junge zu tun vermochte. Sie sollte es nie wieder sehen.

Also wanderten die drei kleinen, rattenartigen Geschöpfe, die bereits alle Anlagen der Menschheit in sich trugen, über die verwüstete, schwelende Ebene. Meteore gingen um sie herum nieder.

Das Feuer nährte sich aus sich selbst. Die verstreuten Brandnester vereinigten sich. Als die Lufttemperatur anstieg, entzündete sich sogar das feuchte Unterholz. Wind kam auf, und der Rauch stieg spiralförmig empor. Hier und in ganz Nord- und Südamerika folgten die Brände einer eigenen Logik und entwickelten sich zu selbst erhaltenden und selbst perpetuierenden Systemen.

Daraus entstanden die Feuerstürme. Alles, was brennbar war, geriet in Brand: jedes Fitzelchen der Vegetation und sogar Wasserpflanzen, die noch mit Feuchtigkeit voll gesogen waren. Tiere gingen einfach in Flammen auf: Raptoren brannten wie Zunder, und die großen gepanzerten Pflanzenfresser schmorten in ihren riesigen Gehäusen. Schließlich brachen die drei Gigantosaurier aus dem Wald und betraten eine Lichtung mit einem großen See in der Mitte. Sie waren überhitzt – das Maul weit geöffnet, den Kopf vom stinkenden Rauch benebelt. Der offene Himmel bot einen außergewöhnlichen Anblick. Ein schwarzer Deckel raste von Südosten heran, als ob ein riesiger Vorhang zugezogen würde. Dieses unheimliche orangefarbene Glühen breitete sich ebenfalls aus. Es wurde immer heller und tendierte schließlich zu Gelb. Und noch immer schlugen die Meteore in den lehmigen Boden ein. Am See selbst sahen die Gigantosaurier eine desolate Szenerie. Panik brach unter den Dinosauriern aus. Herden rivalisierender Entenschnabel-Spezies rannten durcheinander, gepanzerte Ungeheuer wie Ceratops und Ankylosaurier versuchten Land zu gewinnen und Pflanzenfresser rannten neben Räubern her. Es gab sogar Säugetiere, die im Licht schimmerten und zwischen riesigen Füßen umherwuselten. Alle Tiere waren in Panik. Sie verbrannten sich auf dem glühend heißen Boden die Füße und stießen blindlings miteinander zusammen. Das wäre vor ein paar Stunden noch unvorstellbar gewesen. Das fein austarierte ökologische Verhältnis von Pflanzen- und Fleischfressern, von Räuber und Beute, das sich über hundertfünfzig Millionen Jahre herausgebildet hatte, war mit einem Mal wie weggefeht. Riese stürmte los und bahnte sich, von einem starken Instinkt getrieben,

durch die panische Masse einen Weg zum Wasser. Er stürzte sich in den See, ohne die glühenden Trümmer zu beachten, die an der Oberfläche trieben. Die tieferen Schichten waren angenehm kühl. Als er mit dem Kopf schon untergetaucht war, sah er noch, wie Meteore im See einschlugen und im Wasser Blasenspuren hinterließen.

Und nun stieg ein Schemen wie eine Rakete vor ihm auf. Ein großes Maul klaffte weit, und im trüben Wasser sah er kegelförmige Zahnreihen. Er wich zurück.

Das Krokodil hatte reglos und geduldig auf dem Seeboden auf der Lauer gelegen.

Der entfernte Verwandte des im Meer heimischen Deinonychus war von den Auswirkungen dieses turbulenten Tags bisher nicht betroffen. Er hatte wohl das Beben der Erde und die dadurch verursachten Turbulenzen im Wasser gespürt und hatte auch die sonderbaren Lichter am Himmel gesehen. Aber er rechnete damit, diesen Sturm abzureiten wie schon so viele zuvor. Er vermochte den Stoffwechsel im Notfall fast ganz herunterzufahren und für eine Stunde unter Wasser zu bleiben. Seine Denkvorgänge liefen langsam ab. Er wusste, dass er nicht mehr tun musste, als hier unten im Schlick liegen zu bleiben, bis der Sturm sich gelegt hatte. Und dann würde ihm auch wieder Nahrung ins offene Maul schwimmen.

Doch nun tauchte ein Dinosaurier ins Wasser ein. Er blieb aber nicht nur am Rand stehen, um zu saufen und Wasserpflanzen abzuschöpfen wie die dummen Entenschnäbel, sondern er *schwamm* sogar durch sein Reich. Er verspürte Zorn wegen dieses Eindringens und zugleich Vorfreude wegen einer leichten Beute. Er erhob sich aus dem Schlick und stieg zur Oberfläche empor, die im Meteorlicht schimmerte. Und nun stürzten sich noch mehr massige Leiber ins aufgewühlte Wasser und stapften durch den klebrigen Schlick des Seebodens.

Das Krokodil griff natürlich an.

Riese schlug um sich, wich dem zuschnappenden Krokodil aus und versetzte ihm einen Tritt gegen die Schnauze. Das Krokodil zog sich kurz zurück und setzte dann erneut zum Angriff an. Riese hätte die Gelegenheit zum Rückzug nutzen können. Doch nun drängte eine Horde Tiere hinter ihm ins Wasser. Das Krokodil schnappte nach den Eindringlingen, die sich wiederum gegenseitig bekämpften.

Und dann gab es eine mächtige Welle, als ein Nachbeben der seismischen Erschütterung, die der Komet verursacht hatte, durchs Urgestein lief. Der Boden wölbte sich auf und platzte auf – und das Wasser floss plötzlich ab und ließ Riese inmitten von Wasserpflanzen und zuckenden Tieren auf dem Trockenen zurück.

Das Krokodil, das plötzlich heißer, trockener Luft ausgesetzt war, verstand die Welt nicht mehr. Instinkte, die es vom Schlüpfen bis zu den ersten Schwimmversuchen geleitet hatten, rieten ihm, sich im Schlick einzugraben. Aber der Schlamm trocknete und härtete so schnell aus, dass das ein Ding der Unmöglichkeit war.

Und derweil stürzten die Meteore herab und stachen wie Lichtsäulen durch die Rauchwolken.

Der Sturmwind und die Flutwelle hatten bereits fast alles Leben in Nord- und Südamerika ausgelöscht – von Insekten bis zu Dinosauriern.

Und die Brände, die auf der ganzen Welt anschwollen, töteten nun die meisten Überlebenden.

Aber das Schlimmste sollte erst noch kommen.

Das gröbere Auswurfmaterial an der Peripherie des Kometeneinschlags war schnell zurückgefallen und hatte den ohnehin schon verwüsteten Erdboden auf einem bis zwei Kraterdurchmessern noch einmal umgepflügt. Doch die große zentrale Wolke aus Gesteinsstaub war unter dem Einfluss der eigenen Wärmeenergie weiter aufgestiegen. Im Vakuum des Weltraums kondensierten feste Teilchen aus dieser glühenden Wolke und fielen weiß glühend auf die Erde. Wo sie zuvor in einem Tunnel aus Vakuum aufgestiegen waren, stürzten sie nun in die Atmosphäre zurück und gaben die Energie an die Luft ab. Es war ein tödlicher Feuerhagel, eine Decke aus vielen Milliarden winziger, weiß glühender Meteore, die den Planeten einhüllte.

Über dem ganzen Planeten glühte die Luft.

Purga hatte inzwischen das Vorgebirge erreicht. Ihr Gefährte, Dritter und das eine überlebende Junge waren an ihrer Seite. Der Weg zum Felsengebirge selbst war ihnen jedoch versperrt, weil das Land auch hier von den Erdbeben aufgerissen, zerklüftet und mit Felsbrocken übersät war, die um ein Vielfaches größer waren als Purga.

Sie würde sich mit den Gegebenheiten arrangieren müssen. Sie wühlte

im losen Erdreich und versuchte einen Bau zu graben.

Dann schaute sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Unter den dräuenden Rauchwolken glühte das ganze Land in einem hellen Orange. Es war ein außergewöhnlicher Anblick. Selbst hier auf dieser felsigen Erhebung spürte sie die Hitze und roch den Gestank von verbranntem Fleisch.

Sie sah auch die Wolken, die sie hierher geführt hatten – sie hatten sich zwar schon etwas gelichtet, hüllten die oberen Berghänge aber immer noch ein. Die orange-weißen Wolken kontrastierten mit dem nachtschwarzen Himmel und reflektierten das Glühen des brennenden Landes. Und nun breitete dieses orangefarbene Licht aus dem Süden sich über den Wolken aus. Der Himmel selbst begann zu glühen, als ob die Sonne in allen Himmelsrichtungen zugleich aufginge. Die Farbe wechselte schnell zu Orange, dann zu Gelb und schließlich zu einem gleißenden, sonnenhellen Weiß.

Und dann spürte sie den ersten Hauch der Hitze.

Die Primaten pressten sich verzweifelt auf den Boden.

Auf dem rissigen Seeboden kam Riese wieder auf die Beine. Er war von Kadavern umgeben und versuchte, Sauerstoff aus der mit Rauch und Asche geschwängerten Luft zu ziehen. Es war, als ob er sich in einem grauen Nebel befände. Er sah nichts außer Rauch, Staub und aufgewirbelter Asche.

Die Hitze pulsierte wie in einem Backofen. Es stank nach verbranntem Fleisch.

Er verspürte einen stechenden Schmerz in der Pfote und hob sie in trüber Neugier. Die Finger brannten wie Kerzen.

Er dachte an seine Brüder. Und das war auch schon sein letzter Gedanke. Der Tod kam mit plötzlicher Wucht. Aber er spürte nichts. Die lebenswichtigen Organe wurden so schnell zerstört, dass das Gehirn keine bewusste Reaktion zu verarbeiten vermochte. Dann kochten und verschmorten die Muskeln. Arme und Beine wurden dadurch angezogen, aber das Rückgrat war durchgedrückt, sodass er im Moment des Todes eine Boxerhaltung einnahm: den Kopf zurückgelegt, die Hände hochgenommen und die Beine angewinkelt.

All das geschah, ehe Riese noch Zeit hatte, zu Boden zu gehen.

Und dann zerbarst das Gestein.

In diesem Moment glich die Erde einem Juwel. Die alten Meere des Mondes leuchteten im Widerschein der plötzlichen Helligkeit. Aber es war die Schönheit einer sterbenden Welt.

Die Hälfte der von der brennenden Luft freigesetzten Wärmeenergie wurde an die untere Atmosphäre und an den Erdboden abgegeben. Auf dem ganzen Planeten war die Luft sonnenheiß und gleißend hell.

Pflanzen und Tiere wurden an ihrem Standort einfach abgefackelt. Die Bäume der großen Kreidezeit-Wälder brannten wie Zunder. Die Vögel am Himmel verpufften förmlich, und die Pterosaurier verschwanden im Mahlstrom des Massensterbens. Die Bauten der Säugetiere, Insekten und Amphibien wurden zu winzigen Gräbern. Purgas zweites, allein gelassenes Junges wurde geröstet.

Purga wurde verschont. Die letzten schwarzen Wolken fransten aus, lichteten sich schnell und verdampften zum Teil – doch in den entscheidenden Minuten des mächtigen Hitzepulses schirmten sie den Boden vor einem sonnenheißen Himmel ab.

Seit dem Einschlag war erst eine Stunde vergangen.

III

Nach ein paar Tagen klangen die Erschütterungen der Erde ab, und das tägliche Stampfen der berggroßen Reptilien war verstummt.

Purga war Dunkelheit gewohnt. Aber keine *Stille*: Diese unheimliche Stille nahm einfach kein Ende.

Seit unzähligen Generationen hatten die Dinosaurier das Leben von Purgas Art geprägt. Selbst nach diesem apokalyptischen Schock hatte sie noch vage Visionen von Dinosaurier-Kohorten, die in Reihe angetreten waren und nur darauf warteten, dass ein Säugetier so unvorsichtig war, den Kopf aus dem Bau zu stecken.

Aber sie konnte auch nicht in diesem behelfsmäßigen Bau bleiben.

Einmal gab es hier keine Nahrung mehr; die Familie hatte schon alle Würmer und Käfer ausgegraben und verzehrt, an die sie herangekommen waren. Sie wussten nicht einmal, ob es Tag oder Nacht war. Der Schlafzyklus war auf der Flucht am Tag des Einschlags gestört worden. So waren sie zu verschiedenen Zeiten wach, und der Hunger lag im Widerstreit mit der Angst vor der fremdartigen, kalten Stille über ihnen. Sie drohten schon übereinander herzufallen, schnappten nach den anderen und bissen sich.

Und dann stürzte die Temperatur von der Hitze des brennenden Himmels zu bitterer Kälte ab. Die Primaten wurden zwar durch eine dicke Erdschicht geschützt, aber dieser Schutz war nicht von Dauer.

Schließlich wandte Dritter sich gegen das Junge – Letztes, denn es war Purgas letztes überlebendes Kind. Purga sah Dritter nicht. Aber mit den Schnurrhaaren und dem gut entwickelten Gehör spürte sie, wie ihr Gefährte sich Schritt für Schritt und mit geöffnetem Maul an das Junge anschlich, als ob er sich an einen Tausendfüßler heranpirschte.

Dritter war zornig, verwirrt, verängstigt und sehr, sehr hungrig. Und seine Handlung ergab auch einen gewissen Sinn. Schließlich gab es hier nichts zu fressen. Wenn das Fleisch des Jungen die Erwachsenen etwas länger am Leben erhielt – lang genug, um neuen Nachwuchs zu zeugen –, hätte das dem genetischen Programm entsprochen. Die Überlegungen

waren stringent und logisch.

Unter anderen Umständen hätte Purga sich der Gewalt von Dritter vielleicht gebeugt und das Junge womöglich noch gemeinschaftlich mit ihm getötet. Aber Purga hatte bereits ein für ihre Art langes Leben hinter sich und hatte auch schon viel erlebt: die Zerstörung des ersten Zuhauses, die lange Verfolgung durch Verletzlicher Zahn, und nun den Albtraum des Kometeneinschlags und die Verbannung in diese Welt aus Kälte und Stille.

Sie wusste, was sie zu tun hatte. Sie biss Dritter kräftig ins Bein, huschte an ihm vorbei und stellte sich vor ihre Tochter.

Letztes war genauso verwirrt wie die anderen. Aber sie erkannte, dass ihre Mutter sie gegen eine Art Angriff von ihrem Vater verteidigte. Also stellte sie sich neben Purga und fletschte die Zähne gegen Dritter. Eine geschlagene halbe Minute wurde der Bau von Zischen und dem Geräusch zornig scharrender Pfoten erfüllt; sechs Schnurrhaarbündel füllten den Raum zwischen den Primaten aus, von denen jeder auf einen Angriff des anderen wartete.

Am Ende war es Dritter, der nachgab. Plötzlich gab er die aggressive Haltung auf und rollte sich in einer Ecke des Baus zusammen. Purga blieb bei ihrer Tochter, bis ihr Zorn und die Aggression sich verflüchtigt hatten.

Es war dieser Zwischenfall, der das Gleichgewicht der Kräfte in Purgas Bewusstsein veränderte.

Sie konnten hier nicht bleiben. Sie würden verhungern oder erfrieren, wenn sie sich vorher nicht gegenseitig umbrachten. Sie mussten hier raus, egal welche unbekannten Gefahren in der stillen Welt über ihnen lauerten. Genug war genug. Als sie das nächste Mal von der inneren Uhr geweckt wurde, schob Purga die Erde beiseite, mit der der Eingang des Baus verschlossen war.

Und tauchte in die Dunkelheit ein.

Nach zwei Tagen war das Feuer am Himmel erloschen. Doch nun war die geschundene Erde von Pol zu Pol mit Staub und Asche bedeckt – eine schwarze Hülle, die mit gelb-weißen Schwefelsäure-Wolkenfetzen durchsetzt war. Die ehemals wie ein Stern leuchtende Erde war in einen düsteren, finsternen Ort verwandelt worden, der noch dunkler war als der

Kern des Kometen, der diese Katastrophe verursacht hatte. Staub und Asche: Der Staub stammte von Kometenbruchstücken, vom Meeresboden und vulkanischem Schutt, der nach den starken Erdbeben ausgestoßen worden war, die den Planeten erschütterten hatten. Und die Asche stammte von verbranntem Leben -Pflanzen, Säugetiere und verschiedene Dinosaurier-Spezies aus Amerika und China, Australien und Antarktika, die in den globalen Feuerstürmen verbrannt und vom Puls der Superhitze nachverbrannt worden waren und sich nun in der vermögten Stratosphäre sammelten. Nach dem Einschlag war Schwefel aus dem Gestein des Meeresbodens herausgelöst und in die Luft eingetragen worden, wo Schwefelsäure-Kristalle sich bildeten. Die hohen, hellen sauren Wolken warfen das Sonnenlicht zurück und verursachten eine weitere Senkung der Temperatur.

Gefolgt von Dritter und Letztes entfernte Purga sich vorsichtig vom Eingang des Baus. Die Schnurrhaare zuckten nervös. Es war später Nachmittag hier im kalten Herzen von Nordamerika. Wenn der Himmel klar gewesen wäre, hätte die Sonne noch hoch über dem Horizont gestanden. Stattdessen herrschte ein düsteres Zwielficht, mit dem selbst Purgas große, lichtempfindliche Augen fast überfordert waren.

Sie stolperte über nackten, versengten Fels. Nichts stimmte mehr. Es fehlte der Geruch wachsender grüner Pflanzen, der intensive würzige Gestank der Dinosaurier und ihres Dungs. Stattdessen roch sie nur Asche. Die dicke grün-braune Schicht des Kreidezeit-Lebens war völlig abgebrannt: Sogar die toten Blätter und der Dung waren verschwunden. Übrig waren nur noch Mineralien, verbrannte Erde und Gestein.

Und es war kalt – eine tiefe, beißende Kälte, die sich schnell durch die abgeschmolzenen Fettschichten in die Knochen fraß.

Sie kam zu den Überresten von etwas, was einmal ein kleiner Farnwald gewesen war. Sie scharrte mit den Pfoten auf dem Boden, aber er war seltsam hart – und so kalt, dass die Pfotenballen schmerzten. Doch als sie sich die Hand ableckte, sammelten sich ein paar Wassertropfen im Mund.

Noch vor ein paar Tagen war dieser Ort von tropischen Wäldern und Sumpfland bedeckt gewesen. Seit Jahrmillionen hatte es hier keinen Frost mehr gegeben. Doch nun war der Boden gefroren. Purga kratzte auf dem Boden und stopfte sich das merkwürdige kalte Zeug in den

Mund. Langsam füllte der Mund sich mit Wasser, aber auch mit viel Asche und Schmutz.

Sie versuchte tiefer zu graben. Sie wusste nämlich, dass es auch nach dem größten Waldbrand noch Nahrung gab: gehärtete Nüsse, tief vergrabene Insekten und Würmer. Aber die Nüsse und Sporen waren unter einem fest gefrorenen Erdboden begraben, den Purga mit den kleinen Pfoten nicht zu durchdringen vermochte.

Sie ging weiter und ertastete mit den Schnurrhaaren einen Weg durch die Dunkelheit.

Sie erreichte eine flache Pfütze, bei der es sich um den Fußabdruck eines verschwundenen Ankylosauriers handelte. Die Schnauze stieß auf eine harte Oberfläche: Sie war beißend kalt und hart wie Stein. Die Kälte, die sich durchs Fell fraß, war kaum auszuhalten. Sie zog sich hastig zurück. Genauso wenig wie mit Frost hatte sie bisher die Bekanntschaft von Eis gemacht.

Vorsichtig betastete sie mit Schnauze und Händen das Eis. Sie scharrte und kratzte – sie roch das Wasser, das irgendwo verborgen war und wurde schier verrückt, weil sie ihm nicht näher kam. Frustriert umkreiste sie die kleine Pfütze und untersuchte sie. Schließlich kam sie zu einer Stelle, wo der Fuß des Ankylosauriers etwas tiefer in den weichen, warmen Lehm Boden eingedrungen war. Das Eis war hier dünner, und als sie draufdrückte, splitterte die Schicht und wölbte sich auf. Sie sprang erschrocken zurück. Der aufragende Eissplitter versank langsam im schwarzen Wasser. Vorsichtig kam sie wieder näher. Und als sie diesmal die Schnauze zögerlich in die Pfütze tauchte, fand sie Wasser: In der Kälte überzog es sich schon wieder mit einer neuen Eisschicht, aber es war noch flüssig. Sie sog es gierig ein und ignorierte dabei den bitteren Geschmack des mit Asche und Staub versetzten Wassers.

Angelockt von den Schlurfgeräuschen kamen Dritter und Letztes herbei. Sie vergrößerten das Loch, das sie ins Eis gebrochen hatte und schlürften das verunreinigte Wasser.

Zum ersten Mal seit dem Kometeneinschlag hatte die Lage für Purga sich wieder verbessert: nicht viel, aber immerhin.

Plötzlich berührte etwas sie an der Schulter: etwas Leichtes und Kaltes. Winselnd drehte sie sich um. Es war ein weißes Gespinst, das schon wieder schmolz.

Mehr Flocken fielen vom Himmel. Sie sanken unregelmäßig und langsam herab. Wenn eine Flocke direkt neben ihr herunterkam, sprang sie auf und schnappte sie mit dem Mund, als ob sie eine Fliege vom Himmel holte. Bald hatte sie den Mund voll weichem Eis.

Es schneite.

Das wurde ihr dann doch zu unheimlich. Sie drehte sich um und flüchtete sich in die Sicherheit des Baus.

Durch den Einschlag war verdampftes Meerwasser in die Luft geschleudert worden. Nachdem es wochenlang dort verharret hatte, fiel es schließlich zurück.

Und es war *viel* Dampf. Eine wahre Sintflut ging über dem ganzen Planeten nieder.

Aber der Regen machte das Ganze nur noch schlimmer. Er war mit Schwefelsäure aus den Eiswolken gesättigt. Durch den Einschlag waren auch Wolken aus giftigen Metallen in die Atmosphäre aufgestiegen, die vom Regen ausgewaschen wurden. Nickel allein erreichte schon die doppelte Toxizitätsschwelle für Pflanzen. Durchs ablaufende Wasser wurden Substanzen wie Quecksilber, Antimon und Arsen aus dem Boden gewaschen und in Seen und Flüssen konzentriert.

Für die nächsten Jahre würde jeder Regentropfen vergiftet sein.

Der Regen wusch Staub und Asche aus. Die ganze Welt wurde von einer feinen schwarzen Schicht überzogen, einem dunklen Band, das als punktierte Linie im Sedimentgestein überdauern würde – ein Grenzlehm, der zusammengepresste Überrest einer Biosphäre, der eines Tages von Joan Useb und ihrer Mutter studiert werden würde.

Nach monatelanger Dunkelheit durchdrang schließlich die Sonne die Staub- und Ascheschichten, die den Planeten umspannten. Aber sie war nur wie ein Punktstrahler, der das gefrorene Land kaum erwärmte. Das düstere Zwielficht würde noch für ein Jahr anhalten.

Die wiederkehrende Sonne schien auf eine Landschaft des Todes herab. Die tropischen Pflanzen waren, soweit sie nicht verbrannt waren, durch den Kälteschock eingegangen. Die überlebenden Dinosaurier litten an Hunger und unter der Kälte und wurden bald von den überlebenden Räubern gefressen. Hier und da regten sich jedoch Lebewesen in der Asche: Insekten wie Ameisen, Schaben und Käfer, Schnecken, Frösche,

Lurche, Schildkröten, Eidechsen, Schlangen und Krokodile – Geschöpfe, die sich im Schlamm oder in tiefem Wasser verborgen hatten – und viele Säugetiere. Das Körperfell und die Angewohnheit, sich in Bauten unter der Erde einzugraben, schützten sie vor den schlimmsten Folgen der Kälte. Und dass sie Allesfresser waren, kam ihnen ebenso zugute. Es war, als ob auf der Welt eine Rattenplage ausgebrochen wäre. Und die Überlebenden pflanzen sich sogar fort. Trotz der Kälte und der Futterknappheit vermehrten sie sich nach dem Verschwinden der alten Räuber. Sogar in diesem Moment trennten die imaginären Skalpelle der Evolution Rohmaterial ab, das an eine untergegangene Welt angepasst war und schnitten und formten es um für die Bedingungen der neuen Welt.

Einsam und allein stolperte das Euoplocephalus-Weibchen durch die kalte Unendlichkeit und suchte nach den robusten Pflanzen, die es zum Leben brauchte.

Sie gehörte einer Ankylosaurus-Spezies an. Sie war zehn Meter lang und hatte, bevor der langsame körperliche Verfall einsetzte, sechs Tonnen gewogen. Der Körper war gepanzert: Rücken, Nacken, Schwanz, Flanken und Kopf wurden von Knochenplatten geschützt. Selbst die Augenlider waren knöcherne Scheiben. Die Platten waren in eine Schicht aus zähen Fasern eingebettet, wodurch der mächtige Panzer flexibel, aber auch schwer wurde. Der lange Schwanz lief in einem Knochen-Klöppel aus. Einst hatte sie mit dieser Peitsche ein junges Tyrannosaurier-Männchen krumm und lahm geschlagen – nicht dass sie sich daran erinnerte. Dieser Panzer bot keinen Platz für ein großes Gehirn und machte es auch überflüssig.

Im geologischen Maßstab war das große Sterben, das den Planeten heimsuchte, ein Wimpernschlag. Nicht aber für die Kreaturen, die davon betroffen waren. Für Tage, Wochen und Monate hielten die Todgeweihten am Leben fest – auch die Dinosaurier.

Die Euoplos hatten sogar relativ gute Voraussetzungen, um das Ende der Welt zu überleben. Die große Körpermasse, die enorme Stärke und der schwere Panzer in Verbindung mit einem günstigen Standort unter einer dicken Wolkendecke in der Nähe eines Flussufers hatten es ein paar Exemplaren ihrer Art ermöglicht, die ersten Stunden der Katastrophe zu

überleben. Sie hatte zuvor schon Dürren überstanden und müsste eigentlich auch mit dieser unerwarteten Widrigkeit zurechtkommen. Alles, was sie tun musste, war in Bewegung zu bleiben und die Räuber abwehren.

Und so wanderte sie über die vereisende Erde und suchte nach Nahrung. Aber sie fand kaum welche.

Einer nach dem andern waren ihre Gefährten auf der Strecke geblieben, bis die Euoplo-Kuh schließlich allein war.

Durch eine Laune des Schicksals hatte sie sich aber noch einmal gepaart und war nun schwer mit Eiern beladen.

In dieser neuen Welt, einem Land aus Eis und Schwärze, das von einem grau-schwarzen Himmel bedeckt wurde, hatte sie die alten Brutplätze nicht mehr wieder gefunden. Also hatte sie aus den verbrannten Pflanzenresten, die den Boden eines einst dichten Waldes übersäten, nach besten Kräften ein Nest gebaut. Sie hatte mit einem Trompeten die Eier abgelegt und in einer akkuraten Spirale auf dem Boden angeordnet. Euoplos waren keine fürsorglichen Mütter; diese Sechs-Tonnen-Kolosse hätten den Nachwuchs mit ihrer Zuneigung buchstäblich erdrückt. Aber das Euoplo war immerhin in der Nähe des Nests geblieben und hatte es vor Räubern geschützt.

Vielleicht wären die Eier trotz der Kälte ausgebrütet worden, und vielleicht hätten ein paar Junge die große Kälte überstanden. Von allen Dinosauriern war es nämlich der Ankylosaurier, der in der neuen, härteren Welt die besten Überlebenschancen gehabt hätte.

Aber der Regen hatte die Nährstoffe weggeschwemmt, die der Körper des Euoplos zur Produktion gesunder Eier gebraucht hätte. Ein paar Eier hatten so dicke Schalen, dass die Jungen sie nicht zu durchbrechen vermochten, und andere waren so dünnwandig, dass sie schon bei der Ablage zerbrachen. Und der Regen beschädigte die Eier zusätzlich: Im Säurebad verloren sie den schützenden Überzug.

Kein Ei war ausgebrütet worden. Das traurige und auf der zellulären Ebene verwirrte Euoplo war von dannen gezogen. Sie war kaum verschwunden, als auch schon eine pelzige Wolke räuberischer Säugetiere sich über die Eier hermachte und das Nest in ein schlammiges Schlachtfeld verwandelte.

Das Euoplo, das Letzte seiner Art, wanderte von einem finalen Imperativ

getrieben übers Land: überleben. Aber das Gift und der Regen setzten auch ihm zu. Lebewesen wie Purga suchten in Bauten oder unter Steinen Schutz vorm Regen – und wenn es sein musste, auch unter einem leeren Schildkrötenpanzer. Das Euoplo war jedoch zu groß, um irgendwo Unterschlupf zu finden, und einzugraben vermochte es sich auch nicht. Der Rücken war entsetzlich verbrüht, von den großen Knochenplatten löste sich das Fleisch, und die Faserstränge brannten wie Feuer. Blindlings wankte es dem Meer entgegen.

Ein Vierteljahr nach dem Einschlag stolperten Purga und Letztes über einen steinhart gefrorenen Boden.

Sie begegneten nur wenigen Tieren: Manchmal beobachtete ein vorsichtiger Frosch ihren Vorbeimarsch, oder ein Vogel flog bei ihrer Annäherung auf. Sein Zwitschern zerriss die Stille, und er ließ ein Stück gefrorenes Aas am Boden zurück. Die Überreste der üppigen Kreidezeit-Vegetation, die Baumstümpfe und das vereinzelte Unterholz waren zu harten schwarzen Skulpturen gefroren. Beim Versuch, sie anzunagen, sprangen höchstens ein Mundvoll Eis oder ein abgebrochener Zahn heraus.

Sie waren nur noch zu zweit. Dritter war an Hunger und Kälte gestorben. Purga sehnte sich in ihrem Sicherheitsbedürfnis danach, auf einen Baum zu klettern oder sich in die weiche Erde einzugraben. Aber es gab keine Bäume mehr, nichts als Asche, Baumstümpfe und Wurzelreste, und der Boden war zu hart zum Eingraben. Wenn sie sich ausruhen mussten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als im losen Schutt Nester aus Asche, verbranntem Laub und Holzresten zu bauen. Dort lagen sie dann bibbernd und kuschelten sich aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen.

Nach einer tagelangen Wanderschaft erreichten Purga und Letztes die Küste des amerikanischen Binnenmeers.

Der grobkörnige Strand war gefroren, und auf dem Meer, das schwarz-grau war wie der Himmel darüber – drifteten Eisschollen. Aber die sanfte Brise trug noch immer Salzgeruch über den Sand. Und hier, an der Meeresküste fanden die Primaten Nahrung – Seetang, Krustentiere und sogar gestrandete Fische.

Auch die Meere waren durch den Einschlag verwüstet worden. Der

Verlust des Sonnenlichts und der saure Regen hatten das photosynthetische Plankton vernichtet, das in den oberen Schichten des Meeres vorgekommen war. Nachdem der Ursprung der Nahrungskette verschwunden war, starben die Arten wie fallende Dominosteine. Auf der geschundenen Erde ging der Tod um, und im Wasser des mit Eisschollen bedeckten, verdunkelten Meers spielten sich Dramen ab, die genauso schrecklich waren wie die Tragödien, die an Land stattfanden. Es sollte eine Million Jahre dauern, bis die Meere sich wieder erholt hatten.

Purga stieß auf einen gestrandeten Seestern. Sie hatte noch nie am Meer gejagt und ein solches Geschöpf nie zuvor gesehen. Sie stupste es mit der Schnauze an und versuchte es in eine ihrer Kategorien einzuordnen: gefährlich oder essbar.

Ihre Bewegungen waren schwach, und sie sah den Seestern auch nur verschwommen.

Purga wurde immer schwächer. Sie war ständig durstig und litt an chronischen Schmerzen, die Mund und Rachen erfüllten und bis in den Magen ausstrahlten. Seit dem Einschlag hatte sie stetig Gewicht verloren. Dabei war sie immer schon ein schwächtiges Wesen gewesen, das nicht viel zum Zusetzen hatte. Und sie war ein Geschöpf der Tropen, das es plötzlich in eine arktische Umgebung verschlagen hatte. Das Fell speicherte zwar die Wärme, aber der lange, schlanke Körper hatte eben nicht die kompakte Kugelform der an die Kälte angepassten Lebewesen. Deshalb verbrannte sie durch das Zittern noch mehr Energie und Körpermasse.

Sie war abgemagert, geschwächt und kam nicht mehr zu Kräften. Das Bewusstsein trübte sich zunehmend, und die Instinkte versagten.

Und sie wurde alt. Die wichtigste Überlebensstrategie der als ›Ungeziefer‹ lebenden Säugetiere hatte in der schnellen Vermehrung bestanden. Ihre Zahl war immer so groß gewesen, dass die Dinosaurier sie auf ihren Jagdzügen nicht auszurotten vermochten. Solche Geschöpfe hatten nichts von einem langen Leben. Purga näherte sich bereits dem Ende ihres kurzen, intensiven Lebens.

Letztes litt natürlich auch. Aber es war jünger und hatte mehr Kraftreserven. Purga spürte eine wachsende Kluft zwischen ihnen. Das war aber keine Frage mangelnder Loyalität. Es war die Logik des

Überlebens. Purga spürte im tiefsten Innern, dass der Tag kommen würde, wo ihre Tochter sie nicht mehr als Jagdgefährtin betrachtete und nicht einmal als Behinderung, sondern als Beute. Nach allem, was sie überstanden hatte, wären Purgas letzte Erinnerungen vielleicht, dass die eigene Tochter ihr die Zähne an die Kehle setzte.

Doch nun rochen sie Fleisch. Und sie sahen weitere Überlebende, noch mehr rattenähnliche Säugetiere über den Strand huschen. Da gab es etwas zu fressen. Purga und Letztes liefen hinterher.

Schließlich wankte das Euoplo, dessen Bewusstsein wie eine defekte Glühlampe flackerte, an die Küste des Meeres.

Es schaute verständnislos nach unten. Wasser umspülte die Füße, und schwere Regentropfen prasselten hernieder. Der Sand war von Ruß und vulkanischem Staub geschwärzt und mit den Knochen winziger Kreaturen übersät. Sie machte die silbrigen Kadaver von Fischen aus, denen Vögel die Augen ausgepickt hatten. Aber das Euoplo verspürte nur Müdigkeit, Hunger, Durst, Einsamkeit und Schmerz.

Es hob den Kopf. Die Sonne ging im Südwesten als eine blutrote Scheibe unter und würde bald hinter einem kohlrabenschwarzen Horizont versinken.

Das Euoplo verharrte bewegungslos an der Wasserlinie. Es war einer der letzten großen Dinosaurier, die auf der ganzen Erde überlebt hatten. Es mutete an wie ein Denkmal für seine untergehende Art. Kopf und Schwanz wogen schwer unter dem massiven Panzer, und das Euoplo ließ sie sinken. Es starb, ohne auch nur ein einziges lebensfähiges Junges in die Welt gesetzt zu haben. Ein Gefühl der Verlorenheit und Trauer erfüllte das kleine Bewusstsein des Euoplos.

Plötzlich verspürte es ein scharfes Zwicken an der weichen Unterseite des Fußes.

Es war ein therisches Säugetier: auch nicht schöner als Purga, aber schon mit Zähnen ausgestattet, die schnitten – wie eines Tages die Zähne eines Löwen schneiden würden. Es war vorgestürmt und hatte den Saurier mit unglaublicher Verwegenheit *gebissen*. Das Euoplo trompetete erzürnt und hob in einer Kraftanstrengung einen mächtigen Fuß. Als es ins Wasser stampfte, platschte es aber nur; das flinke Säugetier war längst weggeflitzt.

Aber es scharten sich immer mehr Überlebende um das Euoplo.

Diese Tiere waren alle klein. Purga und Letztes waren hier, und andere Säugetiere, die in den unterirdischen Bauten überlebt und sich während des langen Winters durch die konstante Körpertemperatur gewärmt hatten. Es gab auch Vögel, die durch das warme Blut und die geringe Größe ein Ereignis überlebt hatten, das ihren größeren Verwandten den Garaus gemacht hatte. Außerdem gab es Insekten, Schnecken, Frösche, Salamander und Schlangen – Lebewesen, die in Bauten, Sandbänken und tiefen Löchern ausgeharrt hatten. Diese kleinen Kreaturen waren daran gewöhnt, sich von Resten zu ernähren und sich in irgendeiner Ecke zu verkriechen; ihre Lebensumstände wurden auch durch den Kometeneinschlag kaum verschlechtert.

Nun rückten sie diesem Riesen auf den Leib, dem letzten der Ungeheuer, die ihre Welt mehr als hundert Millionen Jahre lang dominiert hatten. In den langen Monaten seit dem Einschlag hatten sie sich über eine Welt verbreitet, die wie eine Leichenhalle anmutete. Und dabei hatten viele von ihnen sich eine neue Nahrungsquelle erschlossen:

Dinosaurier-Fleisch.

Die Zeiten hatten sich geändert.

Aussterben war ein endgültigerer Vorgang als der Tod.

Im Tod hatte man wenigstens noch den Trost, dass die Nachkommen überlebten und dass man in ihnen weiterlebte. Das Aussterben nahm einem selbst diesen Trost. Aussterben bedeutete nämlich nicht nur das Ende des eigenen Lebens, sondern auch das der Kinder, der Enkelkinder und überhaupt aller Angehörigen der eigenen Art bis zum Ende aller Zeiten; das Leben würde weitergehen, aber nicht für die eigene Art.

So schrecklich es auch war, das Artensterben war ein ganz normaler Vorgang. In der Natur wimmelte es von Arten, die durch Konkurrenz oder Symbiose miteinander verbunden waren und die alle ständig ums Überleben kämpften. Niemand konnte immer nur gewinnen; ein Scheitern war immer möglich, ob durch bloßes Pech, Naturkatastrophen oder das Eindringen eines besser ausgestatteten Konkurrenten, und der Preis des Scheiterns war immer schon das Massensterben gewesen.

Der Kometeneinschlag hatte jedoch ein Massensterben verursacht, und zwar eins der schlimmsten in der langen Geschichte dieses geschundenen Planeten. Der Tod suchte jedes biologische Reich heim, an Land, im Meer und in der Luft. Ganze Arten-Familien, ganze

Königreiche verschwanden im Mahlstrom der Katastrophe. Es war eine große biotische Krise.

Und in einer solchen Zeit kam es auch nicht mehr darauf an, wie gut man sich angepasst hatte, wie erfolgreich man vor den Räubern floh oder mit den Nachbarn konkurrierte – weil die Spielregeln sich grundlegend geändert hatten. Bei einem Massensterben zahlte es sich aus, klein, zahlreich und weit verstreut zu sein und eine Versteckmöglichkeit zu haben.

Und was entscheidend war, man musste imstande sein, andere Überlebende zu fressen.

Doch selbst dann hing das Überleben ebenso vom Zufall wie von guten Genen ab: also nicht nur von der Evolution, sondern auch vom Glück.

Trotz der geringen Größe und der Fähigkeit, sich zu verstecken, war über die Hälfte der Säugetiere mit den Dinosauriern ausgelöscht worden.

Trotzdem gehörte den Säugetieren die Zukunft.

Das Euoplo war sich nicht einmal bewusst, dass die Beine einknickten.

Aber es spürte plötzlich eine feuchte Kälte am Bauch und – weil der Kopf ins Wasser hing – einen salzigen Geschmack im Mund.

Das Tier schloss die Augen, und die gepanzerten Lider blendeten das Licht aus. Der Saurier stieß ein tiefes Brummen aus, ein Geräusch, das andere Exemplare seiner Art noch kilometerweit entfernt gehört hätten, und spuckte die Brühe aus. Dann zog er sich in die knochige Rüstung zurück wie eine Schildkröte in ihren Panzer. Bald hatte er das Gefühl, den auf den Sand und aufs Wasser prasselnden Regen nicht mehr zu hören und auch nicht das Trippeln der hässlichen kleinen Kreaturen, die um ihn herumschlichen.

Bis zum letzten Moment verspürte er keinen Frieden, nur einen großen reptilienhaften Verlust. Aber er spürte kaum Schmerz, als die spitzen kleinen Zähne sich an die Arbeit machten.

Dieser letzte große Dinosaurier war ein Vorrat an Fleisch und Blut, von dem sich die zänkische Tierhorde eine Woche lang ernährte.

Als schließlich der saure Regen die großen angenagten Rückenplatten des Euoplos schneeweiß verfärbte, begegneten Purga und Letztes einer kleinen Gruppe Primaten. Die meisten waren so alt wie Letztes oder noch jünger; sie waren wahrscheinlich schon nach dem Einschlag

geboren worden und hatten nie etwas anderes kennen gelernt als diese desolate Welt. Sie waren mager und wirkten hungrig. Entschlossen. Zwei von ihnen waren Männchen.

Sie rochen merkwürdig und waren nicht einmal entfernt verwandt mit Purgas Familie. Aber sie waren unzweifelhaft *Purgatorius*. Die Männchen interessierten sich nicht für Purga; ihre Ausdünstungen sagten ihnen, dass sie schon zu alt war, um noch Nachwuchs zu bekommen. Letztes warf ihrer Mutter einen letzten Blick zu. Und dann lief sie zu den anderen, wo die Männchen sie mit zuckenden Schnurrhaaren beschnüffelten und mit blutigen Schnauzen anstupsten. Und nach diesem Tag sah Purga ihre Tochter nie wieder.

IV

Einen Monat später erreichte die allein wandernde Purga die Zone mit dem Farnbewuchs.

Mit neuem Mut beseelt lief Purga weiter, so schnell sie konnte. Es waren zwar nur niedrige, kriechpflanzenartige Gewächse, aber die Farnwedel spendeten einen dunkelgrünen Schatten. An der Unterseite sah sie kleine Sporensäcke wie braune Punkte.

Grün in einer rußgeschwärzten und aschfahlen Welt.

Farne waren robuste Pflanzen. Die Sporen waren so zäh, dass sie Feuer widerstanden und so klein, dass sie über große Entfernungen vom Wind verweht wurden. Manchmal entsprossen die neuen Triebe direkt dem überlebenden Wurzelsystem: Schwarzen Kriechwurzeln, die im Gegensatz zu Baumwurzeln unverwüstlich waren. In Zeiten wie diesen, als das Licht langsam zurückkehrte und Photosynthese wieder einsetzte, hatten die Farne kaum Konkurrenz. Inmitten des rußigen Schlamms und Lehms nahm die Welt eine Gestalt an, die sie seit dem Zeitalter des Devon vor vierhundert Millionen Jahren nicht mehr gehabt hatte, als die ersten Pflanzen – darunter auch urtümliche Farne – das Land erobert hatten.

Purga kletterte. Die größten Gewächse bildeten nur eine wenige Zentimeter hohe Plattform über dem Boden, aber sie war auch damit schon sehr zufrieden. Es genügte, um eine Flut von Erinnerungen auszulösen, wie sie über die Äste der großen verschwundenen Wälder der Kreidezeit gehuscht war.

Später grub sie sich ein. Es regnete noch immer, und der Boden war aufgeweicht. Sie grub aber in der Nähe der zähen Farnwurzeln, sodass sie doch noch einen zufrieden stellenden Bau hinbekam. Sie entspannte sich – zum ersten Mal seit dem Einschlag, vielleicht sogar zum ersten Mal, seit das verrückt gewordene Troodon die Hetzjagd auf sie veranstaltet hatte.

Das Leben stellte keine Anforderungen mehr an Purga. Eins ihrer Jungen hatte überlebt und würde sich fortpflanzen. Durch sie würde der Fluss

der Gene in eine unbekannte Zukunft weiterströmen. Und es entbehrte nicht einer gewissen Ironie, dass sie in früheren Zeiten sicher schon einem Räuber zum Opfer gefallen wäre. Es war die große Entleerung der Welt, der sie ihr Leben zu verdanken hatte – ein paar zusätzliche Monate, die sie auf Kosten vieler Milliarden Lebewesen herausgeschunden hatte.

So zufrieden, wie sie überhaupt nur sein konnte, legte sie sich in einem irdenen Kokon schlafen, der noch immer nach der Feuersbrunst roch, die eine ganze Welt verzehrt hatte.

Schnell sich vermehrende, kurzlebige Kreaturen erfüllten den Planeten. Fast die gesamte Population der Erde war in die neue Zeit hineingeboren worden und kannte nichts außer Asche, Dunkelheit und Aas. Während Purga schlief, verkrampften sich ihre Beine, und die Pfoten scharrten auf der Erde. Purga, eins der letzten Geschöpfe auf dem Planeten, die sich noch an die Dinosaurier erinnerten, wurde noch immer von den schrecklichen Echsen verfolgt – zumindest im Traum.

Eines Morgens wachte sie nicht mehr auf, und der kleine Bau wurde zu ihrem Grab.

Bald überzog eine Decke aus Sedimenten, die aus dem Meer sich abgelagert hatten, den riesigen Einschlagkrater. Schließlich versank die geologische Deformation unter einer tausend Meter dicken Kalksteinschicht.

Vom Teufelsschweif selbst blieben nur Spuren zurück. Der Kern war bereits in den ersten Sekunden des Einschlag-Ereignisses zerstört worden. Lang bevor der Himmel über der Erde wieder aufklarte, wurden die letzten Reste der Coma und des spektakulären Schweifs – der ätherische Leib des Kometen, der sozusagen den Kopf verloren hatte – vom Sonnenwind zerblasen und davongetragen.

Dennoch setzte der Komet eine Art Denkmal. Im Grenzlehm würde man nämlich Tektiten finden – Erdbrocken, die in den Weltraum geschleudert und beim Wiedereintritt in die Atmosphäre zu glasigen tränenförmigen Gebilden geschmolzen worden waren. Weitere Fundstücke waren Fragmente aus Quarz und anderen Mineralien, die von der Einschlagsenergie in seltsame gläserne Formen gepresst worden waren. Es gab Splitter von kristallinem Kohlenstoff, der normalerweise nur tief

im Erdinneren vorkam und in diesen paar Sekunden elementarer Gewalt an der Erdoberfläche zusammen gebacken worden war: Kleine Diamanten funkelten in der Asche aus Kreidezeit-Wäldern und Dinosauriern. Es gab sogar Spuren von Aminosäuren. Das waren die komplexen organischen Verbindungen, die einst von den lang verschwundenen Kometen auf die jungfräuliche Erde gebracht worden waren – die Verbindungen, die die Entstehung von Leben auf der Erde überhaupt erst ermöglicht hatten. Es handelte sich in gewisser Weise um ein Wiedergutmachungs-Präsent von einem Besucher, der viel zu spät gekommen war.

Und als die Wolken sich schließlich verzogen und die Temperaturen wieder anstiegen, wurde auch das letzte ›Geschenk‹ des Kometen an die Erde ausgepackt. Riesige Mengen Kohlendioxid, die im Kalkstein des zertrümmerten Meeresbodens gebunden waren, entwichen in die Luft, und es wurde ein verheerender Treibhauseffekt ausgelöst. Die sich regenerierende Vegetation versuchte sich anzupassen. Die ersten Jahrtausende wurden von Sümpfen, Feuchtgebieten und Faulgas-Gebieten geprägt, in denen abgestorbene Vegetation Seen und Flüsse verstopfte. Auf der ganzen Welt entstanden mächtige Kohleflöze. Durch die Sporen und Samen, die um die Welt geblasen wurden, gelangten schließlich neue Pflanzengemeinschaften zur Blüte. Allmählich wurde die Erde wieder grün.

In der Zwischenzeit nagte der Zahn der Zeit an Purgas Überresten. Ein paar Stunden nach ihrem Tod hatten Schmeißfliegen schon Eier in Augen und Mund abgelegt. Und bald ließen Fleischfliegen Larven auf die Haut fallen. Als die Maden sich in den Kadaver fraßen, brachen die Darmbakterien, die ihr ein Leben lang gedient hatten, aus. Die Eingeweide platzten. Der Inhalt ergoss sich über andere Organe, und der Kadaver verflüssigte sich wie ein stinkender Limburger Käse. Das lockte wiederum Fleisch fressende Käfer und Fliegen an.

In den Tagen nach ihrem Tod machten sich fünfhundert Insektenarten über Purgas Kadaver her. Nach einer Woche war nichts mehr von ihr übrig außer Knochen und Zähnen. Auch die DNA-Moleküle vermochten nicht lang zu überdauern. Proteine zerfielen in die ursprünglichen Bausteine, Aminosäuren, die sich wiederum in spiegelbildliche Substanzen aufspalteten.

Bald darauf flutete ein Schwall saures Wasser die kleine Höhle. Purgas Knochen wurden einen halben Kilometer entfernt in einer flachen Mulde abgelagert, zusammen mit den Knochen von Raptoren, Tyrannosauriern, Entenschnäbeln und sogar Troodonts. Feinde, die im Tod vereint waren. Mit der Zeit wurden immer mehr Schlammsschichten von Überschwemmungen und über die Ufer tretenden Flüssen abgelagert. Unter dem Druck verwandelten die Schichten aus Schlack sich in Gestein. Und Purgas Knochen wurden in ihrem steinernen Grab auch umgewandelt, als mineralreiches Wasser in jede Pore gepresst wurde und sie mit Kalzit füllte, sodass die Knochen selbst zu Stein wurden. Die tief begrabene Purga trat eine spektakuläre Reise an, die Jahrillionen dauerte. Als Kontinente miteinander zusammenstießen, wölbte das Land sich auf und nahm die in ihm eingeschlossenen Passagiere mit wie ein Ozeandampfer, der eine Welle abreitet. Durch Hitze und Druck zerbrach das Gestein und verzog sich. Und die Erosion wirkte, eine unerbittliche zerstörerische Kraft, die die schöpferischen Auffaltungen der Erde austarierte. Im Lauf der Zeit geriet dieses Land zu einer zerklüfteten Landschaft mit Plateaus, Bergen und Wüsten-Bassins. Schließlich legte die Erosion das Massengrab frei, das Purgas Knochen verschluckt hatte. Das zerbröselnde Gestein brachte versteinerte Knochen ans Licht. Skelettreste wurden an die Oberfläche gehoben und erwachten aus einem sechzig Millionen Jahre währenden Schlaf. Von Purgas Knochen war nicht mehr allzu viel übrig. Sie waren in geologischen Zeiträumen zu Staub zerfallen. Die gründliche chthonische Konservierung war vergebens. Doch im Jahr 2010 würde ein entfernter Nachkomme von Purga direkt über einer merkwürdigen Schicht aus dunklem Lehm einen geschwärzten Splitter aus einer grauen Felswand ziehen und ihn sofort identifizieren – als einen winzigen Zahn. Dieser Moment lag aber noch weit in der Zukunft.

KAPITEL 4

DER LEERE WALD

*Texas, Nordamerika,
vor ca. 63 Millionen Jahren*

Plesi kletterte durch den endlosen Wald. Das eichhörnchenartige Wesen erklimmte einen schuppigen Baumstamm und huschte über einen dicken Ast. Obwohl die Sonne fast im Zenit stand, herrschten hier schlechte und diffuse Lichtverhältnisse. Das Blätterdach war hoch über ihr, und die grüne Schicht des Bodens tief unter ihr. Im Wald war es still außer dem Rascheln der Blätter in der warmen Brise und den Rufen der Vögel, den farbenprächtigen Verwandten der verschwundenen Dinosaurier.

Es war ein Welten-Wald. Und er gehörte den Säugetieren – einschließlich Primaten wie Plesi.

Sie schaute den Ast zurück. Da waren ihre beiden Jungen, die sie als Stark und Schwach einordnete. Sie waren etwa halb so groß wie Plesi und klammerten sich an den Übergang zwischen Baum und Ast. Selbst jetzt schubste Stark Schwach unmerklich zur Seite. Bei manchen Spezies hätte man das kümmerliche Schwache vielleicht sterben lassen. Plesi's Art bekam aber nur wenige Junge, und in einer unsicheren und gefährlichen Welt mussten alle fürsorglich behandelt werden.

Jedoch vermochte Plesi ihre Jungen nicht für immer zu beschützen. Sie waren beide schon entwöhnt. Sie hatten wohl schon gelernt, sich von den Früchten und Insekten zu ernähren, die diesen ihren Geburtsbaum bevölkerten, aber das genügte nicht – sie mussten in den Wald ausschwärmen und Nahrung suchen.

Und dazu mussten sie springen lernen.

Plesi kratzte an der schorfigen Rinde des Asts, spannte den Körper an und sprang.

Plesi war ein Plesiadapide und gehörte einer Spezies an, die eines Tages als Carpolestide bezeichnet werden würde. Plesi hatte große Ähnlichkeit mit ihrer Urahnin, Purga. Wie Purga hatte sie das Erscheinungsbild eines kleinen Eichhörnchens, mit einem schlanken Körper wie eine Ratte und einem buschigen Schwanz. Obwohl sie schon ein echter Primat war, hatte Plesi noch Purgas Krallen statt Fingernägeln, die Augen waren noch nicht nach vorn gerichtet und das Gehirn hatte sich auch kaum weiterentwickelt. Sie hatte auch noch die großen Nachtsicht-Augen, die Purga in der Zeit der Dinosaurier so gut gedient hatten.

Die signifikanteste Entwicklung des Primaten-Körpers seit Purgas Zeiten betraf die Zähne; Plesi gehörte einer auf Hülsenfrüchte spezialisierten Spezies an, aus der viel später die australischen Possums hervorgehen sollten. Das war ein notwendiger Schritt, ohne den die Primaten nichts zu beißen gehabt hätten. Die wenigsten Tiere dieser Zeit ernährten sich von Blättern. In einer einheitlichen Welt, wo die tropischen und subtropischen Wälder sich weit zu beiden Seiten des Äquators ausbreiteten, gab es kaum eine jahreszeitliche Abwechslung. Hier in Texas verloren die Bäume auch nicht regelmäßig ihr Laub. Außerdem deponierten die Bäume Giftstoffe und Chemikalien im Laub, sodass die Blätter für neugierige Säugetierzungen bitter schmeckten oder ganz ungenießbar waren.

Insgesamt hatte die Primaten-Linie seit Purga wenig Innovation erfahren, obwohl bereits zwei Millionen Jahre vergangen waren. Das gleiche galt für andere Abstammungs-Linien. Noch lang nach dem großen Einschlag hatte es den Anschein, dass die geleerte Welt vom Schock wie gelähmt war.

Plesi landete ohne Schwierigkeiten auf dem Ziel-Ast.

Die beiden Jungen schmiegt sich noch immer zögernd an den Baumstamm und stießen ein klägliches Baby-Wimmern aus. Obwohl die Rufe ihr ans Herz gingen, hob Plesi nur den Kopf und zuckte mit der Schnauze. Sie versuchte die Jungen zu locken, indem sie die Früchte anknabberte, mit denen dieser neue Baum reichlich versehen war.

Schließlich reagierten die Jungen. Zu Plesis Erstaunen war es das Kleine, Schwach, das zuerst kam. Es krabbelte unsicher und zögerlich zum Ende des Asts, hielt aber gut das Gleichgewicht. Nun hob es den Schwanz und spannte die Muskeln an – und zog sich im nächsten Moment unschlüssig

zurück und putzte sich erst einmal das Gesichtsfell. Dann sprang es aber doch.

Das Junge war etwas zu weit gesprungen. Taumelnd fiel es herab und prallte gegen seine Mutter. Plesi zischte ärgerlich. Aber sie hielt sich mit den beweglichen Händen und Füßen an der Rinde fest und sicherte sich. Zitternd schlich Schwach zu seiner Mutter, vergrub das Gesicht in ihrem Bauchfell und suchte nach einer Zitze, die aber schon trocken war. Plesi ließ das Junge saugen und belohnte es damit für seinen Mut.

Und dann sah sie eine schemenhafte Bewegung vom anderen Baum. Das zurückgebliebene Stark machte plötzlich einen Satz und rutschte dabei mit den Füßchen auf der Rinde aus. Und dann sprang es in die Luft, ohne das Ziel richtig anzupeilen und ohne mithilfe der angeborenen Fähigkeit die Entfernung zu schätzen.

Angst keimte in Plesi auf.

Stark erreichte den Ast, kam aber zu hart auf und rutschte sofort wieder ab. Für einen Moment hing das Junge da, kratzte mit den kleinen Händen nutzlos an der Rinde und schlegelte mit den Hinterläufen. Und dann stürzte es ab.

Plesi sah, wie es zuckend hinab fiel. Der weiße Bauch zeigte nach oben, und Hände und Füße griffen ins Leere. Stark stieß den piepsenden Schrei eines verängstigten Babys aus. Dann fiel es auf die Blätter und war im nächsten Moment verschwunden – verschwunden im Grün des Bodens, das alle Toten des Waldes verschluckte.

Plesi klammerte sich zitternd an den Ast. Es war so schnell passiert. Ein Junges verloren, ein kümmerlicher Schwächling übrig. Es war kaum zum Aushalten. Sie zischte das bedrohliche Grün wütend an.

Und dann kletterte Plesi zum Grün, zum Boden hinunter. Schwach, die sich ängstlich an den Baumstamm klammerte, ließ sie zurück.

Schließlich erreichte sie die untersten Äste und schaute hinab auf eine Oase aus Licht.

Dies war eine der wenigen Lichtungen des endlosen Waldes. Innerhalb der letzten Monate war ein großer, von innen ausgehöhlter Laubbaum vom Blitz gefällt worden. Als er umkippte, hatte er eine Schneise ins dichte Blattwerk geschlagen. Diese Lichtung würde nicht lang Bestand haben. Doch fürs Erste nutzten die Unterholz-Pflanzen wie diese robusten Überlebenden, die Bodenfarne, die Gelegenheit zur

Verbreitung. Der Waldboden war hier ungewöhnlich üppig und grün. Und schon sprossen Schösslinge und starteten ein gnadenloses ›Pflanzen-Rennen‹, bei dem es darum ging, den anderen das Licht zu nehmen und das Loch im Blätterdach zu schließen.

Der Wald war ein seltsam statischer Ort. Die großen Laubbäume wetteiferten miteinander, so viel Sonnenlicht wie möglich einzufangen. Im Dämmerlicht der unteren Ebenen war das Licht zu schwach, um Wachstum zu unterstützen, und der Boden war mit toter pflanzlicher Materie und den Knochen von Getier und Vögeln übersät, die das Pech gehabt hatten, abzustürzen. Unter dem stummen Boden harrten indes Samen und Sporen aus und warteten Jahrhunderte, notfalls auch Jahrtausende, bis der Tag kam, da der Zufall eine Bresche ins Blätterdach schlug und das Rennen ums Leben von neuem begann.

Plesi rutschte an einer Luftwurzel hinab und erreichte den Boden. Unter den breiten Wedeln eines Bodenfarns huschte sie unbehaglich über einen direkt von der Sonne beschienenen Abschnitt. Der feste Boden, der weder nachgab noch schwankte, mutete sie sehr seltsam an – so ungewohnt wie die Erschütterungen eines Erdbebens auf einen Menschen gewirkt hätten. Es gab noch weitere Tiere auf dieser Lichtung, die von der Aussicht auf Nahrung angelockt worden waren. Da waren Frösche, Lurche und sogar ein paar Vögel, die als bunte Schwärme durch die Luft stoben und nach Insekten und Samen Ausschau hielten.

Und es gab Säugetiere.

Darunter waren Geschöpfe wie Waschbären, die aber enger mit den behuften Tieren der Zukunft verwandt waren, und flinke Insektenfresser, deren Nachfahren Mäuse und Igel umfassen würden. Und da war ein Taeniodont, der wie ein kleiner dicker Wombat aussah. Es wühlte im Boden und grub Wurzeln und Knollen aus. Keins der kleinen Geschöpfe auf dieser Lichtung wäre einem menschlichen Beobachter bekannt vorgekommen. Sie waren scheu, eigenartig, hässlich und legten ein fast reptilienartiges Verhalten an den Tag. Sie schauten laufend über die Schulter wie Gelegenheitsdiebe, die jeden Moment mit der Rückkehr des Hausherrn rechneten.

Diese Säugetiere hatten sich aus der Kreidezeit herübergerettet. Damals hatte die Erde den Eindruck einer einzigen Stadt erweckt, die nur an den Bedürfnissen ihrer Besitzer, den Dinosauriern ausgerichtet war. Doch

nun waren die Herren verschwunden, die Infrastruktur vernichtet, und die einzigen Überlebenden waren die urbanen Spezies, die in der Kanalisation gehaust und sich von Abfällen ernährt hatten.

Die zu neuem Leben erwachte Erde unterschied sich aber grundlegend von der idyllischen Kreidezeit. Die neuen Wälder der Erde waren viel dichter. Es gab keine großen Pflanzenfresser mehr: Die Sauropoden waren verschwunden, und das Erscheinen der Elefanten lag noch weit in der Zukunft. Es gab keine Tiere mehr, die groß genug waren, um Bäume zu fällen, Lichtungen und Schneisen zu schlagen und parkartige Savannen zu schaffen. Nun spross die Vegetation umso üppiger und verwandelte die Welt in einen botanischen Garten, wie man ihn nicht gesehen hatte, seit die ersten Tiere an Land gekommen waren.

Aber es war eine seltsam leere Bühne. In diesen dichten Urwäldern lebten keine räuberischen Dinosaurier mehr, aber auch noch keine Jaguare, Leoparden oder Tiger. Praktisch alle Bewohner des Waldes waren kleine, auf Bäumen lebende Säugetiere wie Plesi. Für eine außergewöhnlich lange Zeit – für Jahrmillionen – würden die Tiere noch an ihren Kreidezeit-Lebensgewohnheiten festhalten, und wesentlich größer würde auch keine Säugetier-Spezies werden. Sie begnügten sich noch immer mit der Dunkelheit und den Nischen der leeren Welt, fingen Insekten und enthielten sich aller evolutionären Neuerungen, die über ein neues Gebiss hinausgingen.

Wie zu langen Haftstrafen verurteilte Gefängnisinsassen wurden auch die Überlebenden institutionalisiert. Obwohl die Dinosaurier längst verschwunden waren, fiel es den Säugetieren schwer, Verhaltensweisen zu ändern, die sie sich in hundertfünfzig Millionen Jahren als ›Underdogs‹ angewöhnt hatten.

Dennoch fanden Veränderungen statt.

Schließlich hörte Plesi das leise Winseln ihres Babys.

Am Rand der Lichtung hatte Stark sich in einer Art Nest aus bräunlich verfärbten Wedeln zusammengekauert. Nachdem er vom Baum gefallen und auf die Lichtung gestürzt war, hatte er wenigstens die Geistesgegenwart besessen, in Deckung zu gehen. In Sicherheit war er deshalb aber noch lange nicht: Ein großer rotbäuchiger Frosch beobachtete ihn mit einer gewissen Neugier in den leeren Augen. Als er Plesi sah, machte Stark einen Satz und rannte zu seiner Mutter. Er suchte

nach Plesi Zitzen, doch Plesi schnappte nach ihm und verweigerte ihm diesen Trost.

Plesi war zutiefst beunruhigt. Ein Carpolestid, der sich im Nest zu behaupten vermochte, aber keinen Instinkt für den Baum hatte – und der sich nicht einmal ruhig verhielt, wenn er exponiert war –, hatte schlechte Überlebensaussichten. Plötzlich wirkte Stark gar nicht mehr so stark.

Plesi verspürte einen seltsamen Impuls, sich einen Gefährten zu suchen und sich noch einmal zu paaren. Doch fürs Erste biss sie Stark nur mit dem kräftigen Schneidezahn in die Seite und ging zum Baum zurück, von dem sie herabgestiegen war.

Aber sie hatte erst ein paar Körperlängen zurückgelegt, als sie erstarrte. Die ausdruckslosen Augen des Räubers fixierten Plesi mit tödlicher Berechnung.

Der Räuber war ein Oxyclacnus. Er war ein schlankes Pelztier mit vier Beinen. Mit dem langen Körper und den kräftigen Beinen sah er aus wie ein zu groß geratenes Wiesel, obwohl Kopf und Schnauze eher an einen Bären erinnerten. Aber er war weder mit dem Wiesel noch mit dem Bären verwandt. Vielmehr handelte es sich um einen Ungulaten, einen frühen Angehörigen der großen Familie, die eines Tages behufte Säugetiere wie Schweine, Elefanten, Pferde, Kamele und sogar die Wale und Delphine umfassen würde.

Dieser Oxy wirkte plump, träge und sogar unfertig für ein Auge, das an Leoparden und Wölfe gewöhnt war. Aber diese Art hatte gelernt, sich durchs spärliche Unterholz des endlosen Waldes an Beute anzupirschen. Er vermochte sogar zu klettern und die Beute bis auf die unteren Äste der Bäume zu verfolgen. In dieser urtümlichen Zeit hatte der Oxy kaum Konkurrenz.

Und während er Plesi betrachtete, die sich furchtsam auf den Boden gepresst hatte, wurde der Oxy von zwei pragmatischen Fragen umgetrieben: *Wie erwische ich dich?* und *Wie gut wirst du mir schmecken?*

Plesi lag flach auf dem Boden. Sie zitterte, die Schnurrhaare zuckten, und die kleinen spitzen Zähne waren gebleckt. Aber sie war mit Instinkten ausgestattet, die über hundert Millionen Jahre zu Füßen der Saurier einen Feinschliff erfahren hatten. Und sie führte eine nüchterne Neueinschätzung des Risikos durch. Hier im Freien würde sie kein

Versteck finden. Es würde ihr nicht gelingen, sich auf einen Baum zu flüchten und dem Zugriff des Oxy zu entziehen. Und wenn sie vor ihm zu fliehen versuchte, würde er sie leicht mit einer dieser schrecklichen Klauen aufspießen.

Sie hatte nur eine Möglichkeit.

Sie machte einen Buckel, riss den Mund auf und zischte so heftig, dass sie den Oxy mit Speichel besprühte.

Der Oxy wich bei der unerwartet aggressiven Reaktion dieser kleinen Kreatur zurück. *Aber sie stellt doch keine Gefahr dar.* Der zornige Oxy fasste sich wieder und wollte es Plesi heimzahlen.

Doch Plesi war schon im Unterholz verschwunden. Sie hatte nie vorgehabt, den Oxy anzugreifen; es war ihr nur darum gegangen, Zeit zu schinden. Und sie hatte Stark zurückgelassen.

Der junge Carpolestide presste sich unter dem geradezu hypnotischen Blick des Fleischfressers auf den Boden. Der Oxy versetzte Stark mit der Pfote einen Hieb und brach dem jungen Primaten das Rückgrat. Stark wurde von Schmerz durchflutet, wandte sich gegen den Angreifer und versuchte ihm die Zähne ins Fleisch zu schlagen. Im letzten Moment verspürte Stark so etwas wie Mut. Aber das half ihm nichts mehr.

Der Oxy spielte noch eine Weile mit dem verkrüppelten Jungtier. Dann fraß er es auf.

In dem Maß, wie die Welt sich erholte, prägten die sich verändernden Bedingungen ihre Bewohner.

Die Säugetiere experimentierten mit neuen Rollen. Die Vorfahren der heutigen Fleischfresser, zu denen auch Hunde und Katzen gehören, waren kleine, wieselähnliche Tiere und flinke, opportunistische Allesfresser. Aber beim Oxyclacnus zeichnete sich bereits die Spezialisierung der späteren Säugetier-Räuber ab: senkrechte Beine für hohe Ausdauer und starke permanente Zähne, die durch doppelte Wurzeln verankert und mit Höckern verbunden waren, um Fleisch zu zerkleinern.

Das alles war Teil eines uralten Musters.

Alle Lebewesen versuchten am Leben zu bleiben. Sie nahmen Nahrung zu sich, heilten sich selbst, wuchsen heran und mieden Räuber.

Doch kein Organismus lebte für immer. Die einzige Möglichkeit, dem

Tod zu entgehen, war Fortpflanzung. Durch Fortpflanzung gab man genetische Informationen über sich an seine Nachkommen weiter. Aber kein Nachkomme war mit seinen Eltern identisch. Jede Spezies enthielt in jedem Moment ein großes Potential der Variation. Jedoch mussten alle Organismen in einem Rahmen der Habitabilität existieren, der ihnen von der Umwelt vorgegeben wurde – eine Umwelt aus Wetter, Terrain und anderen Lebewesen, die sie ihrerseits prägten. Während mit unerbittlicher Härte ums Überleben gekämpft wurde, wurde der Umwelt-Rahmen ausgefüllt: Jede lebensfähige Variation einer Spezies, die einen Platz zum Überleben zu ergattern vermochte, wurde ausgeprägt.

Raum war aber knapp. Und der Wettbewerb um diesen Raum war unerbittlich und endlos. Es wurden mehr Nachkommen geboren, als zu überleben vermochten. Der Existenzkampf war gnadenlos. Die Verlierer wurden durch Hunger, Räuber und Krankheiten ausgemerzt. Diejenigen, die etwas besser an ihre Nische in der Umwelt angepasst waren als andere, hatten eine dementsprechend bessere Chance, den Kampf ums Überleben zu gewinnen – und die genetischen Informationen über sich an folgende Generationen weiterzugeben.

Aber die Umwelt war auch Veränderungen unterworfen, wenn das Klima sich änderte und Kontinente zusammenstießen. Dann vermischten die Arten sich über Landbrücken und wurden mit neuen Nachbarn konfrontiert. In dem Maß, wie die klimatischen Bedingungen und Lebensumstände sich änderten, änderten sich auch die Anforderungen an die Anpassung. Das Auswahlprinzip an sich verlor aber nicht seine Gültigkeit.

So vollzogen die Populationen der Organismen die Veränderungen der Welt von Generation zu Generation nach. Alle Variationen einer Art, die sich in den neuen Rahmen integrierten, wurden ausgewählt, und alle anderen, die nicht mehr lebensfähig waren, wurden der Nachwelt als Fossilien erhalten oder verschwanden spurlos. Unzählige solcher Wendepunkte markieren die Erdzeitalter. Solange die »erforderliche« Variation noch innerhalb der genetischen Variabilität lag, änderten die Populationen sich unter Umständen schnell – genauso schnell, wie menschliche Züchter domestizierter Tiere und Pflanzen Änderungen vornehmen, um ihre Vorstellungen von Vollkommenheit in den ihnen

unterworfenen Geschöpfen zu verwirklichen. Wenn die verfügbare Variation jedoch ausgeschöpft war, blieben die Veränderungen aus. Bis eine neue Mutation stattfand, die durch ein zufälliges Ereignis verursacht wurde, vielleicht durch Strahlungseinwirkung, und neue Möglichkeiten der Variation eröffnete.

Das war Evolution. Im Grunde war es ganz einfach: ein simples Prinzip, das auf genauso simplen, offensichtlichen Gesetzen beruhte. Aber es prägte jede Art, die jemals die Erde bevölkerte – von der Entstehung des Lebens bis zur endgültigen Auslöschung, die in ferner Zukunft unter einer aufgeblähten Sonne stattfinden würde.

Und es wirkte auch jetzt.

Es war hart.

So war das Leben.

Plesi hatte mit dem Oxy eine stillschweigende Vereinbarung getroffen. *Nimm mein Kind. Verschone mich.* Auch als sie durch die grüne Hölle huschte, sich in die Sicherheit der Bäume flüchtete und nach ihrer überlebenden Tochter suchte, hallte dieses Stratagem noch in ihrem Bewusstsein nach.

Das und ein Gefühl, das aus dem tiefsten Innern emporstieg – ein Gedanke, den sie vielleicht so formuliert hätte: *Ich hatte immer gewusst, es war zu schön, um wahr zu sein. Die Zähne und Klauen waren nicht verschwunden. Sie hatten sich nur versteckt. Ich hatte immer gewusst, dass sie zurückkommen würden.*

Sie hatte den richtigen Instinkt. Zwei Millionen Jahre nach dem brüchigen, durch den Tod der Dinosaurier bedingten Waffenstillstand fielen die Säugetiere nun übereinander her.

In jener Nacht sah Schwach, die selbst verwirrt und verängstigt war, wie ihre Mutter im Schlaf zuckte und knurrte.

KAPITEL 5

~~~~~ DIE ZEIT DER LANGEN SCHATTEN

*Ellesmere Island, Nordamerika,
vor ca. 51 Millionen Jahren*

~~~~~

#### I

Es gab weder einen richtigen Morgen in diesen langen Tagen des Arktischen Sommers noch eine richtige Nacht. Doch als die Wolken sich vorm Antlitz der aufgehenden Sonne verzogen und Licht und Wärme durch die großen Blätter der Bäume drang, wallten Nebel vom sumpfigen Waldboden auf. Ein Geruch nach überreifen Früchten, verrottenden Pflanzen und dem feuchten Fell seiner Familie stieg in Noths feine Nase.

Es fühlte sich an wie ein Morgen, wie ein Neubeginn. Eine wohltuende Energie erfüllte Noths jungen Körper.

Er faltete die kräftigen Hinterbeine unter sich zusammen und stellte den dicken Schwanz auf. Dann huschte er über den Ast zu seiner Familie – zu Vater, Mutter und den neuen Zwillingschwestern. Die versammelte Familie kämmte sich behaglich. Mit den geschickten Fingern der kleinen schwarzen Hände kämmten sie durchs Fell und befreiten es von Rindenstücken und Resten getrockneten Babykots und von ein paar parasitischen Insekten, die einen leckeren, blutig-saftigen Imbiss abgaben.

Vielleicht war es das aufkommende Licht, das den Gesang inspirierte. Es begann weit entfernt. Ein trällernder Kanon aus den Stimmen eines Männchens und Weibchens, wahrscheinlich nur eines einzelnen Pärchens. Doch bald fielen mehr Stimmen in das Duett ein und

schwollen zu einem Chor aus Jubelrufen an, die das ursprüngliche Thema mit Kontrapunkten und Harmonien anreicherten.

Noth lief zum Ende des Asts, um besser zu hören. Er lugte durch Vorhänge aus großen Blättern, die wie kleine Sonnenschirme sich nach Süden, der Sonne entgegen ausgerichtet hatten. Man vermochte weit zu blicken. Der den Pol umspannende Wald war licht, und die Bäume – Zypressen und Birken – standen weit genug auseinander, dass die Blätter das Licht der tief stehenden arktischen Sonne einzufangen vermochten. Auf den zahlreichen großen Lichtungen ästen plumpe, am Boden lebende Pflanzenfresser. Noths Augen stachen groß aus der Maske aus schwarzem Fell – wie die Augen seiner Ur-Ur-Ur-Ahnin Purga ermöglichten sie ihm eine gute Nachtsicht, wurden aber im Tageslicht leicht geblendet.

Die Botschaft des Lieds war einfach: *Wir sind wir! Wenn du nicht zu uns gehörst, bleib weg, denn wir sind viele und stark! Wenn du zu uns gehörst, komm heim, komm heim!* Die Ausdrucksform des Lieds ging aber noch über den reinen Nutzwert hinaus. Das meiste war zwar wahllos und dissonant wie Katzenmusik. In Teilen war es aber auch eine spontane vokale Symphonie, die für Minuten anhielt und Passagen von außergewöhnlicher harmonischer Reinheit enthielt, die Noth verzauberten.

Er hob den Kopf und rief.

Noth war eine Primatenart mit der späteren Bezeichnung *Notharctus* und gehörte zu einer Klasse namens Adapiden, die von den Plesiapiden der ersten Jahrtausende nach dem Kometen abstammte. Er hatte mit seiner hohen konischen Brust, seinen langen starken Beinen und den vergleichsweise kurzen Armen mit schwarzen Greifhänden Ähnlichkeit mit einem kleinen Lemuren. Der kleine Kopf hatte eine Schnauze und aufgestellte Ohren. Und er war mit einem langen, kräftigen Schwanz ausgestattet, der auch als Fettspeicher für den Winterschlaf diente. Er war nicht viel älter als ein Jahr.

Noths Gehirn war beträchtlich größer als das von Plesi und Purga, und dementsprechend vielgestaltiger war auch seine Interaktion mit der Welt. Es gab mehr in Noths Leben als nur die Grundbedürfnisse von Sex und Nahrung und das Gefühl von Schmerz; es gab Platz für so etwas wie Freude. Und es war Freude, die er in seinem Lied ausdrückte. Seine

Eltern stimmten schnell ein. Sogar Noths kleine Schwestern versuchten sich im Singen, und ihre winselnden Stimmchen verschmolzen mit den Rufen der Erwachsenen.

Es war Mittag, und die Sonne hatte den Zenit erreicht. Dennoch stand sie tief am Himmel. Säulen aus trübem, grün gefiltertem Licht stachen durch die Bäume und wurden vom dichten warmen Dunst gestreut, der aus dem dampfenden Kompost am Boden stieg. Die Baumstämme warfen Schatten auf den Waldboden.

Das war Ellesmere, der nördlichste Teil Nordamerikas. Die Sommersonne ging niemals unter. Überm Horizont hängend zog sie endlose Kreise und tauchte die breiten Blätter der Koniferen in ihr Licht. Dies war ein Ort, an dem die Schatten immer lang waren, sogar im Hochsommer. Der um den Pol der Erde sich ziehende Wald hatte die Aura einer riesigen Baum-Kathedrale, als ob die Blätter Splitter von Kirchenfenstern wären.

Und überall hallten die Stimmen der Adapiden.

Durch den Gesang ermutigt kletterten die Adapiden die Äste zum Boden hinab.

Noth ernährte sich zwar hauptsächlich von Früchten. Doch nun stieß er auf einen dicken, juwelenartigen Käfer. Der schöne, blau-grün schillernde Panzer knackte, als er hineinbiss. Unterwegs folgte er den Duftmarken seiner Art: *Ich bin hier entlang gekommen. Dieser Weg ist sicher... Hier habe ich Gefahr gesehen. Zähne! Zähne!... Ich gehöre zu dieser Sippe. Bruder, nimm diesen Weg. Fremder, halte dich fern... Ich bin ein Weibchen. Folge dieser Spur, um mich zu finden...* Bei dieser letzten Botschaft verspürte Noth ein seltsames Ziehen in der Lendengegend. Er hatte Duftdrüsen an den Handgelenken und in den Achselhöhlen. Mit den Handgelenken fuhr er sich durch die Achselhöhlen und strich dann mit den Unterarmen über den Baumstamm. Mit den Knochensporen an den Handgelenken ›ritzte‹ er den Duft ein und hinterließ eine unverwechselbare gekrümmte Markierung in der Rinde. Die weibliche Duftmarke war schon alt, denn die kurze Paarungszeit war längst vorbei. Aber der Instinkt sagte ihm, die Markierung mit seiner eigenen ›Multimedia‹-Signatur zu überschreiben, damit kein anderes Männchen auf die Fährte des

Weibchens gelockt wurde.

Vierzehn Millionen Jahre nach dem Kometen wies Noth noch immer körperliche Merkmale der nachtaktiven Vorfahren auf, wozu auch die Duftmarkierung gehörte. Er hatte noch keine Zehennägel wie ein Affe, sondern Krallen wie ein Lemure. Er hatte große, aufmerksame Augen und wie Purga Schnurrhaare, um den Weg zu ertasten. Außerdem besaß er ein ausgezeichnetes Gehör, einen guten Geruchssinn und Ohren, die er wie Radarschüsseln schwenkte. Jedoch hatten Noths Augen trotz der Größe und guten Nachtsichtfähigkeit nicht mehr die optimale Anpassung nachtaktiver Tiere: ein Tapetum, eine gelbe reflektierende Schicht im Auge. Die Nase war immer noch empfindlich, aber trocken. Die pelzige und bewegliche Oberlippe verlieh dem Gesicht eine größere Ausdrucksstärke als den früheren Adapiden-Spezies. Und die affenartigen Zähne hatten nicht mehr den Kamm-Zahn – einen speziellen Zahn für die Fellpflege – der Vorfahren.

Wie jede Spezies in der langen evolutionären Linie, die von Purga in die unvorstellbare Zukunft geführt hatte, war auch Noths Spezies eine Art im Übergang – sie war mit den Relikten der Vergangenheit beladen und leuchtete zugleich im Versprechen der Zukunft.

Aber sein Körper und Geist waren gesund und perfekt an die Welt angepasst. Und heute war er so glücklich, wie es ihm nur möglich war. In den Wipfeln über ihm kümmerte Noths Mutter sich um eins ihrer Jungen.

Sie stellte sich ihre beiden überlebenden Töchter als Links und Rechts vor, denn die eine bevorzugte die Milch aus der Zitzenreihe an der linken Seite; und die andere – die kleiner und schwächer war – musste sich mit der rechten begnügen. Die Notharctus hatten in der Regel große Würfe, und die Mütter hatten viele Zitzen, um den Wurf zu säugen. Noths Mutter hatte Vierlinge geboren. Ein Junges war jedoch von einem Vogel ergriffen worden, und ein anderes schwaches Baby hatte sich eine Infektion zugezogen und war daran gestorben. Seine Mutter hatte es bald vergessen.

Nun hob sie Rechts auf und schob sie gegen den Baum, an dem das Junge sich festhielt. Das solcherart ›geparkte‹ Baby, dessen braunes Fell mit dem Hintergrund der Baumrinde verschmolz, würde hier warten, bis seine Mutter zurückkam und es säugte. Es vermochte stundenlang reglos

auszuharren.

Das war eine Art des Schutzes. Die Notharctus lebten tief genug im Wald, um vor herabstoßenden Raubvögeln sicher zu sein, aber das Junge war von den hiesigen, am Boden lebenden Räubern bedroht –

hauptsächlich von den Miacoiden. Die hässlichen wieselgroßen Tiere drangen hin und wieder in Bauten ein und waren Aasfresser, die sich über die Beute anderer Räuber hermachten. Die Miacoiden waren eine scheußliche Art und zugleich die Vorfahren der Großkatzen, Wölfe und Bären späterer Zeiten. Und sie vermochten auf Bäume zu klettern.

Nun bewegte die fürsorgliche Mutter sich auf dem Ast entlang und suchte nach einem halbwegs sicheren Ort, an dem sie Links zurückzulassen vermochte. Aber das stärkere Kind fühlte sich ganz wohl, wo es war, und klammerte sich am Bauchfell der Mutter fest. Nachdem sie ein paar Mal versucht hatte, das Kind mit sanfter Gewalt von sich zu lösen, gab sie es auf. Mit dem warmen Gewicht ihrer Tochter beladen stieg es über eine Leiter aus Ästen zum Boden hinab.

Währenddessen streifte Noth auf allen vieren über die dicke Schicht aus verrottendem Laub.

Die hiesigen Bäume waren Laubbäume. Jeden Herbst warfen sie die großen, geäderten Blätter ab, die den Boden mit einer Schicht Biomasse bedeckten. Die Matte, auf der Noth ging, bestand überwiegend aus dem Laub des letzten Herbsts, das in der Winterkälte gefroren war, ehe es zu vermodern vermochte. Doch nun wurden die Blätter schnell kompostiert, und kleine Fliegen schwirrten durch die diesige Luft. Es gab auch Schmetterlinge, deren bunte Flügel als huschende Farbkleckse mit dem schmutzigen Boden kontrastierten.

Noth war auf Nahrungssuche. Er bewegte sich langsam und war sich der Gefahr bewusst. Er war nicht allein hier.

Zwei dicke Taeniodonten zogen Furchen durch den Boden; die Gesichter hatten sie in den vermodernden Blättern vergraben. Sie sahen wie Wombats aus und benutzten die kräftigen Vorderbeine, um auf der Suche nach Wurzeln und Knollen im Schmutz zu wühlen. Sie wurden von einem Jungen gefolgt, einem tapsigen Bündel, das fortwährend gegen die Beine der Eltern stieß und sich durch die dicke Laubschicht kämpfte. Ein Paläonodont stocherte mit der langen Ameisenbären-Schnauze nach Ameisen und Käfern. Und hier war ein

einzelnes Barylambda, ein plumpes Geschöpf wie ein Faultier mit muskulösen Beinen und einem kurzen spitzen Schwanz. Diese Kreatur, die missmutig im Dreck wühlte, hatte die Größe einer Dänischen Dogge. Ihre Verwandten im offenen Land erreichten jedoch die Größe von Bisons und zählten zu den größten Tieren ihrer Zeit.

In einer Ecke der Lichtung machte Noth die langsame Bewegung eines Primaten aus, der einer anderen Adapiden-Art angehörte. Aber er hatte keine Ähnlichkeit mit Noth. Wie die Herrscher des Tierreichs späterer Zeiten sah auch diese träge Kreatur eher aus wie ein tapsiges Bärenjunges als ein Primat. Sie bewegte sich fast geräuschlos durch den Kompost und schnüffelte am Boden. Dieser Adapide hielt sich generell tiefer im Wald auf, wo seine Langsamkeit kein so großes Handicap war wie im freieren Gelände. Hier war er mit den langsamen und lautlosen Bewegungen fast unsichtbar für Räuber – und für die Insekten, die seine Beute waren.

Noth rümpfte die Nase. Dieser Adapide setzte Duftmarken mit Urin; bei jedem Streifzug durch sein Revier urinierte er gründlich auf Hände und Füße, um seine Signatur zu hinterlassen. Mit dem Ergebnis, dass es für Noths feine Nase übel stank.

Noth fand einen umgestürzten Bienenstock und nahm ihn ebenso neugierig wie vorsichtig in Augenschein. Bienenstöcke waren eine relativ neue Erscheinung – Teil einer Explosion von Schmetterlingen, Käfern und anderen Insekten. Der Stock war leer, aber er enthielt noch reichlich Honig.

Doch bevor er sich am Honig labte, stellte Noth die Lauscher auf und sog schnüffelnd die Luft ein. Seine Nase sagte ihm, dass die anderen noch hoch in den Bäumen und weit weg waren. Er müsste in der Lage sein, die Leckerei zu verspeisen, bevor sie ihn erreichten. Aber er *dürfte* es nicht. Das galt es zu berücksichtigen.

Noth nahm unter den Männchen seiner Gruppe einen niederen Rang ein. Von Noth wurde erwartet, dass er es den anderen meldete, wenn er Nahrung gefunden hatte. Dann würden die anderen Männchen und Weibchen kommen, sich am Honig gütlich tun und – wenn Noth Glück hatte – ihm etwas übriglassen. Wenn er nichts von sich hören ließ und mit dem Honig erwischt wurde, würde man ihn verprügeln und das restliche Futter wegnehmen, sodass er gar nichts mehr hätte.

Andererseits, wenn er nicht erwischt wurde, könnte er den *ganzen* Honig schlabbern und entginge auch einer Bestrafung...

Die Entscheidung war getroffen. Er griff mit beiden Händen in den Honig und leckte ihn hastig ab, wobei er zugleich Ausschau nach den anderen hielt. Als seine Mutter den Boden erreichte, hatte er den Honig bereits verspeist und sich die Schnauze abgewischt.

Das Junge, Links, klammerte sich noch immer an ihren Bauch. Sie scharrte auf dem Boden und hatte den mit Fett gefüllten Schwanz nach hinten gestreckt. Ihre Silhouette zeichnete sich gegen die hellen Lichtbahnen ab, die die oberen Etagen des Waldes durchstachen. Noth machte sich einen Spaß daraus, nach dem Honig zu greifen, doch seine Mutter stieß ihn weg und machte sich selbst darüber her.

Inzwischen war auch Noths Vater aufgetaucht und wollte an dem Schmaus teilhaben, doch seine Gefährtin drehte ihm den Rücken zu. Und dann kamen zwei Tanten von Noth, Schwestern seiner Mutter. Sie schlugen sich sofort auf die Seite ihrer Schwester und vertrieben Noths Vater mit Gekreis, gebleckten Zähnen und Blättern, mit denen sie ihn bewarfen. Eine riss ihm sogar ein Stück Honigwabe aus der Hand. Noths Vater setzte sich zwar zur Wehr, aber wie die meisten Männchen war er kleiner als die Weibchen und stand auf verlorenem Posten.

So war das eben. Die Weibchen bildeten das Zentrum der Notharctus-Gesellschaft. Schwestern, Mütter, Tanten und Nichten schlossen sich auf Lebenszeit zu mächtigen Clans zusammen und ließen die Männer außen vor. Das war jedoch eine archaische Verhaltensweise: Die Dominanz der Weibchen über die Männchen und die Angewohnheit, dass Männchen und Weibchen eine Paarbildung eingingen, die auch nach der Paarung Bestand hatte, war eher bei nachtaktiven Spezies anzutreffen als bei solchen, die im Licht zu leben vermochten. Dieses starke Matriarchat gewährleistete, dass die Schwestern vor jedem Männchen ein Anrecht auf die beste Nahrung hatten.

Noth fügte sich brav in seinen Ausschluss. Schließlich hatte er noch den Nachgeschmack des verbotenen Honigs im Mund. Er stahl sich davon, um woanders Nahrung zu suchen.

Purga und Plesi hatten ein isoliertes Leben geführt, normalerweise nur als Weibchen mit Jungen oder als Paar zur Paarungszeit. Einzeljagd war eine bessere Strategie für nachtaktive Geschöpfe; als Teil einer lauten

Gruppe hätte man sich zu leicht den Jägern der Nacht verraten, die ihrer Beute im Hinterhalt auflauerten.

Für tagaktive Tiere war Gruppenbildung jedoch die bessere Alternative, denn viele Augen und Ohren nahmen Angreifer eher wahr. Die Notharctus hatten Alarmrufe und Gerüche entwickelt, um sich vor verschiedenen Räubern zu warnen -Raubvögel, Boden-Räuber und Schlangen –, die jeweils eine andere Verteidigungsstrategie erforderten. Und als Teil einer Gruppe bestand immer die Chance, dass der Räuber den anderen nahm und nicht einen selbst. Es war ein kaltblütiges Glücksspiel, das sich jedoch oft genug auszahlte, um übernommen zu werden.

Aber das Gruppenleben hatte auch Nachteile. Vor allem den, dass bei großen Gruppen die Konkurrenz um Nahrung zunahm. Um diese Konkurrenz aufzuheben, musste die soziale Komplexität zunehmen, woraufhin die Adapiden wiederum größere Gehirne entwickelt hatten, um diese Komplexität zu beherrschen. Daraufhin waren sie natürlich gezwungen, die Effizienz bei der Nahrungssuche zu steigern, um diesen großen Gehirnen Brennstoff zuzuführen.

Das war der Weg in die Zukunft. Mit zunehmender Komplexität der Primaten-Gesellschaften entstand eine Art kognitiven Wettrüstens, wobei durch zunehmende soziale Komplikationen wiederum die Intelligenz stärker ausgeprägt wurde.

Aber so intelligent war Noth auch wieder nicht. Als er den Honig fand, hatte Noth eine einfache Verhaltensregel befolgt: *Meldung machen, wenn die Großen in der Nähe sind. Keine Meldung machen, wenn sie nicht da sind.* Durch diese Regel hatte Noth die Chance, mit einem Maximum an Nahrung und einem Minimum an Schlägen davonzukommen. Das klappte zwar nicht immer, aber doch so oft, dass die Anwendung dieser Regel sich lohnte.

Es sah so aus, als ob er bezüglich des Honigs gelogen hatte. Aber Noth war gar nicht fähig, bewusst zu lügen – also eine falsche Maxime ins Bewusstsein eines anderen zu pflanzen –, denn er wusste nicht, dass andere überhaupt eine Maxime hatten. Ganz zu schweigen davon, dass ihre Maximen sich von seinen unterschieden oder dass seine Handlungen diese Maximen zu prägen vermochten. Das Spiel, das gern von Menschenbabys gespielt wurde – um dich zu verstecken, musst du dir



nur die Augen zuhalten; wenn du sie nicht siehst, sehen sie dich auch nicht –, hätte bei ihm jedes Mal geklappt.

Noth war eins der intelligentesten Geschöpfe auf dem Planeten. Aber seine Intelligenz war spezialisiert. Er war viel intelligenter, was Probleme seiner Artgenossen betraf – wo sie waren, ihr Bedrohungs- oder Hilfspotential und die Hierarchien, die sie bildeten –, als sonst jemand in seiner Umgebung. Andererseits war er nicht fähig, anhand von Schlangenspuren zu abstrahieren, dass er über eine Schlange stolperte. Obwohl sein Verhalten durchaus komplex und subtil wirkte, befolgte er Regeln, die so starr waren, als ob sie einem Roboter einprogrammiert worden wären.

Und doch verbrachten die Notharctus den Großteil ihres Lebens als Einzeljäger, wie Purga es getan hatte. Das sah man schon an der Art, wie sie sich bewegten: Sie waren sich der anderen bewusst und gingen sich je nach Bedarf aus dem Weg oder drängten sich zum Schutz zusammen, aber sie bewegten sich nicht als *Einheit*. Als ob sie von Natur aus Einzelgänger gewesen wären, die der Not gehorchend mit anderen kooperierten, sich dabei aber eingeengt fühlten.

Als Noth über den Waldboden streifte, huschte ein Rudel kleiner dunkler Geschöpfe vorbei. Sie hatten rattenartige Schneidezähne und muteten im Vergleich zu Noth und seiner Familie wie Ungeziefer an. Das schwarz-weiße Fell war struppig und schmutzig. Diese kleinen Primaten waren Plesiapiden und fast identisch mit Purga, die vor bereits vierzehn Millionen Jahren gestorben war. Sie waren ein Relikt der Vergangenheit. Ein Plesi kam Noth zu nah und beschnüffelte ihn in seiner relativen Blindheit. Noth reagierte, indem er es mit einem Samen bespie; der Samen traf die Kreatur im Auge, und sie zuckte zusammen.

Ein geschmeidiger, schlanker Körper wie der einer Hyäne brach aus dem Schatten der Bäume. Es handelte sich um ein Mesonychid.

Noth und seine Familie räumten schnell das Feld.

Das Plesi erstarrte. Aber auf dem offenen Waldboden saß es wie auf dem Präsentierteller.

Das Mesonychid machte einen Satz. Das Plesi schlug einen Haken und rollte sich zischend herum. Aber die Zähne des Mesos hatten ihm schon ein Stück aus dem Hinterlauf gerissen. Und nun kamen weitere Angehörige des Meso-Rudels herbei. Sie hatten Blut gerochen.

Das Mesonychid war eine Art der Condylarthen, eine Tier-Gruppe, die mit den Vorfahren der Huftiere verwandt waren. Das Meso war nicht aufs Töten spezialisiert und auch kein ausschließlicher Fleischfresser, aber wie Bären und Vielfraße war es ein Opportunist. Die Condylarthen starben zehn Millionen Jahre vor dem Entstehen der Menschen aus. Fürs Erste waren sie jedoch die stärksten Räuber des Welten-Walds.

Die anderen Bewohner des Waldbodens reagierten in der ihnen eigenen Art und Weise. Die lorisartigen Adapiden hatten auf dem Rücken einen Hornhaut-Schild über knöchigen Höckern, unter den sie nun den Kopf zogen. Das große dumme Barylambda kam zu dem Schluss, dass auch ein Rudel dieser kleinen Jäger keine Gefahr darstellte; wie die Hyänen späterer Zeitalter waren die Mesos hauptsächlich Aasfresser und griffen nur selten Tiere an, die größer waren als sie selbst. Die Taeniodonten indes hielten Vorsicht für geboten; sie trotteten schwerfällig davon und zeigten die langen Zähne.

Das Plesi setzte sich derweil zur Wehr und brachte den Angreifern Kratz- und Bisswunden bei. Ein Meso winselte; die Sehnen des rechten Hinterlaufs waren durchtrennt und Blut tropfte aus der Wunde. Doch schließlich unterlag das Plesi der Übermacht. Die Mesos bildeten einen losen Kreis um ihr Opfer, und dann drängten die schlanken Leiber sich mit wedelnden Schwänzen um die Beute wie Fliegen um eine offene Wunde. Der Geruch von Blut und der Gestank von in Panik abgesondertem Kot und Mageninhalt waren zu viel für Noths empfindliche Nase.

Obwohl die altertümlichen Plesiapiden gelernt hatten, wie ein Opossum Früchte zu schälen oder vom Mark der Bäume zu leben, waren sie primär Insektenfresser geblieben. Doch nun bekamen sie Konkurrenz von anderen Insektenfressern, den Vorfahren der Igel und Mäuse – und von ihren eigenen Nachfahren wie den Notharctus. In Nordamerika waren die Plesis schon fast ausgestorben und überlebten nur noch in Randgebieten wie diesem nur bedingt bewohnbaren Wald in der Polarregion. Jedoch waren die endlosen Tage ungünstig für Körper und Lebensgewohnheiten, die sich in den Nächten der Kreidezeit ausgeprägt hatten. Bald würde auch das letzte Plesi verschwunden sein.

Noth war hoch oben unter den kathedralenartigen Wipfeln und sah die Familie mit geschmeidigen Bewegungen zu sich heraufklettern. Doch

irgendetwas störte ihn: eine Änderung der Lichtverhältnisse, eine plötzliche Kälte. Als Wolken sich vor die Sonne schoben, zerbrachen die Gitterstreben aus Licht, die den Wald durchzogen. Noth fror, und das Fell sträubte sich. Und dann regnete es: Schwere, dicke Tropfen prasselten auf die großen Blätter und zerplatzten wie Geschosse auf dem lehmigen Boden.

Es lag am einsetzenden Regen und dem überwältigenden Gestank des blutigen Gemetzels am Boden, weshalb Noth die Annäherung von Solo nicht bemerkte.

Solo hatte sich in einem schattigen Abschnitt versteckt, und zwar so, dass er Gegenwind hatte. So vermochte die Sippe der Notharctus, die sich in (trügerische) Sicherheit brachte, nicht seine Witterung aufzunehmen.

Und er sah Noths Mutter mit dem Kleinen.

Sie war ein fruchtbares, gesundes Weibchen: Das war es, was die Anwesenheit des Jungen ihm über sie sagte. Aber sie hatte einen Gefährten bei sich, und weil sie schon ein Kind hatte, war es unwahrscheinlich, dass sie in dieser Paarungssaison noch einmal heiß werden würde. Allerdings ließ Solo sich davon nicht abhalten. Er wartete, bis Noths Familie sich auf einem Ast in Sicherheit gebracht und wieder beruhigt hatte.

Solo war drei Jahre alt und ein geschlechtsreifes starkes Notharctus-Männchen. Und er fiel auch irgendwie aus dem Rahmen. Die meisten Männchen durchstreiften in Grüppchen den Wald und suchten nach den großen und sesshafteren Gruppen von Weibchen, mit denen sie sich zu paaren hofften. Aber nicht Solo. Solo zog es vor, allein auf die Pirsch zu gehen. Er war größer und stärker als fast alle Weibchen, denen er auf seinen Streifzügen durch den polaren Wald begegnet war. Auch in dieser Hinsicht war Solo untypisch; das durchschnittliche Männchen war nämlich kleiner als das durchschnittliche Weibchen.

Und er hatte gelernt, sich mit dieser Stärke zu holen, was er wollte.

Mit einem geschmeidigen Schwung ließ Solo sich auf den Ast fallen und baute sich vor Noths Mutter auf. Er schien nur mit Mühe das Gleichgewicht zu halten – die Hinterläufe waren vergleichsweise kräftig,

die Vorderarme kurz und dünn, und den langen Schwanz hatte er aufgestellt, sodass er ihm wie ein Haken über den Kopf ragte. Aber er war groß, bedrohlich ruhig und einschüchternd.

Noths Mutter roch den großen Fremden: nicht verwandt. Sie geriet in Panik, zischte und schob Links hinter sich.

Noths Vater trat auf den Plan. Er richtete sich auf den Hinterbeinen auf und stellte sich dem Eindringling. Mit schnellen, ruckartigen Bewegungen rieb er die Geschlechts-Drüsen an den umliegenden Blättern und strich mit dem Schwanz über die Unterarme, sodass die Knochensporne über den Handgelenks-Drüsen durch den buschigen Schwanz kämmt und ihn mit seinem Geruch imprägnierten. Dann wirbelte er den stinkenden Schwanz über dem Kopf. In der vom Geruch dominierten Welt der Notharctus war das eine machtvolle Demonstration. *Geh weg! Das ist mein Platz. Das ist meine Sippe, Junge. Geh weg!*

Das Verhalten des Vaters enthielt keine emotionale Komponente. Der einzige Zweck seiner ›Vaterschaft‹ war die Zeugung gesunder Nachkommen und deren Schutz, damit sie bis zur Geschlechtsreife überlebten. Die Bereitschaft, sich dem Eindringling entgegenzustellen, entsprang allein dem selbstsüchtigen Bestreben, sein Erbe zu erhalten. Normalerweise wäre dieses Spiel ›Abschreckung durch Gestank‹ weitergegangen, bis eins der beiden Männchen sich ohne Körperkontakt zurückgezogen hätte. Doch auch in dieser Hinsicht wich Solo von der Norm ab. Er verzichtete auf eine entsprechende ›Gegendarstellung‹ und beobachtete das hektische Gebaren des anderen nur mit kaltem Blick. Entnervt durch die unheimliche Ruhe des Neuankömmlings gab Noths Vater schließlich auf. Die Duftdrüsen trockneten ein, und er ließ den Schwanz hängen.

Da schlug Solo zu.

Mit gefletschten Zähnen stürzte er sich auf Noths Vater und prallte gegen seine Brust. Noths Vater kippte quiekend um. Solo ging auf alle viere hinunter, ließ sich auf ihn fallen und biss ihm durchs Fell in die Brust. Noths Vater schrie auf und verschwand. Er war nur leicht verletzt, aber seine Moral war gebrochen.

Nun wandte Solo sich den Weibchen zu. Die Tanten hätten Solo leicht abzuwehren vermocht, wenn sie mit vereinten Kräften gegen ihn

vorgegangen wären. Aber sie zogen sich vor Solo zurück. Seine Attacke hatte sie genauso verstört wie sein Opfer. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Sie waren auch alle Mütter und dachten sofort an die Jungen, die sie in den oberen Ästen zurückgelassen hatten.

Solo ignorierte sie ebenfalls. Mit den geschmeidigen Bewegungen eines Fleischfressers näherte er sich Noths Mutter, seinem Hauptziel.

Sie bleckte zischend die Zähne und trat ihn sogar mit den kräftigen Hinterbeinen. Aber er wehrte ihre Schläge mühelos ab, durchbrach ihre Abwehr – und entriss ihr das verwirrte Junge. Er biss es schnell in den Hals und zerfleischte es, bis er die Luftröhre aufgerissen hatte. Das Kind hauchte sein Leben aus. Er ließ den zuckenden Kadaver auf den Waldboden fallen, wo sich durch den Geruch des frischen Bluts angelockte Mesonychiden mit unheimlichem Bellen, das so ganz anders klang als das eines Hunds, einfanden. Mit blutiger Schnauze und Händen wandte Solo sich Noths Mutter zu. Sie war natürlich noch nicht wieder fruchtbar, vielleicht erst in ein paar Wochen, aber er konnte sie schon einmal mit seinem Geruch markieren, um den Besitzanspruch anzumelden und die Ambitionen anderer Männchen zu vereiteln.

Solo verübte aber keine bewussten Grausamkeiten. Indem er die Jungen von Noths Mutter nämlich tötete, würde sie vielleicht bis zum Ende des Sommers wieder heiß werden. Und wenn Solo sie dann deckte, würde er von ihr Nachwuchs bekommen. Somit war der Kindermord also eine Gewinn bringende Taktik für Solo.

Jedoch wäre Solos brutale Strategie nicht überall von Erfolg gekrönt gewesen. Die Notharctus-Männchen waren nicht als Kämpfer ausgestattet. Ihnen fehlten nämlich die Reißzähne, mit denen spätere Spezies ihren Rivalen Wunden schlagen würden. Zumal dieser Polarwald eine territoriale Randlage hatte, wo tödliche Kämpfe buchstäblich eine Energieverschwendung und Vergeudung knapper Ressourcen gewesen wären – weshalb sich auch die Gestank-Duelle entwickelt hatten. Aber für Solo, die Ausnahme, war es eine Strategie, die sich hundertfach bewährt und ihm viele Gefährtinnen beschert hatte – und viele Nachkommen, die im ganzen Wald verstreut waren und in deren Adern Solos Blut floss.

Diesmal hatte er sich jedoch verkalkuliert.

Noths Mutter, mit dem Geruch des Killers markiert, schaute hinab in die

grüne Leere unter sich. Sie hatte ihr Baby verloren; ein Verlust, wie auch Purga, ihre Urahnin, ihn einst erlitten hatte. Weil sie deutlich intelligenter war als Purga, verspürte sie aber auch den Schmerz umso stärker.

Sie wurde von Schwärze erfüllt. Mit aufgerissenem Mund und wirbelnden Gliedmaßen stürzte sie sich auf Solo. Er wich erschrocken zurück.

Sie verfehlte ihn. Und stürzte ab.

Noth sah, wie seine Mutter in die Grube fiel, in die zuvor seine kleine Schwester gefallen war. Ihr zuckender Leib wurde sofort unter den umherwuselnden Körpern der Mesos begraben.

Noth war ein paar Wochen nach der Geburt entwöhnt worden. Bald wäre eh die Zeit gekommen, da er sich von der Sippe entfernt und eigene Wege gegangen wäre. Die Bindung zu seiner Mutter war nur noch schwach. Und doch verspürte er einen so starken Schmerz, als ob man ihn von der Mutterbrust weggerissen hätte.

Und der Regen wurde immer heftiger.

Noth kroch zitternd durchs Laub. Es war fast windstill, sodass der Regen in schweren Tropfen auf den Körper und die großen Blätter der Bäume prasselte.

Er folgte den noch vorhandenen Duftspuren seiner Mutter und stieß auf seine kleine Schwester. Sie klammerte sich noch immer an den Baum, wo ihre Mutter sie zurückgelassen hatte – und wo sie wahrscheinlich ausgeharrt hätte, bis sie verhungert wäre. Noth roch ihr feuchtes Fell. Er schmiegte sich an sie, schlang die Arme um sie und schützte den kleinen zitternden Körper vorm Regen.

Er wollte bei ihr bleiben. Sie roch nach Familie und teilte einen Großteil seines genetischen Erbes. Deshalb hatte er einen Anteil am Nachwuchs, den sie eines Tages vielleicht gebar.

Es regnete eine ganze Nacht und einen ganzen Tag, derweil die Sonne ihre sinnlosen Kreise am Himmel zog. Der Waldboden verwandelte sich in Matsch; schimmernde Pfützen, auf denen Pflanzenreste trieben, bedeckten den Boden und überschwemmten abgenagte und verstreute Knochen.

Und der unaufhörliche Regen wusch auch die letzten Reste der

Geruchsmarkierungen von Noths Sippe von den Bäumen. Noth und seine Schwester waren verloren.

## II

Während der endlose Tag sich dahin zog und die Sonne ihre Kreise beschrieb, stolperten Noth und Rechts durch die Äste des Waldes. Sie waren schon seit einer Woche auf sich gestellt. Sie hatten keinen von ihrer Art gefunden. Aber es gab hier in den Baumwipfeln viele Adapiden, Verwandte des Notharctus. Viele waren kleiner als Noth. Manchmal sah er kurz ihre glühenden Augen, die wie unheimliche gelbe Lichter aus einem dunklen Winkel lugten. Ein paar huschten die Äste entlang, von einer schattigen Deckung zu nächsten. Ein Geschöpf vollführte jedoch spektakuläre aufrechte Sprünge von Baum zu Baum. Es ließ die Hinterbeine baumeln und packte mit den Pfoten zu. Die membranartigen Ohren drehten sich wie bei einer Fledermaus, während es mitten im Flug ein Insekt aus der Luft pflückte. Eine einsame Kreatur klammerte sich an die verrottete Rinde eines alten Baums. Sie hatte ein struppiges schwarzes Fell, fledermausartige Ohren und vorstehende Schneidezähne. Mit einem krallenbesetzten Finger klopfte es geduldig ans Holz und schwenkte dabei die großen Ohren. Wenn es die Bewegung einer Larve unter der Rinde hörte, schälte es die Rinde mit den Zähnen ab, spießte die Larve mit dem langen Mittelfinger auf und steckte sie sich in den großen, gierigen Mund. Dieser Primate hatte gelernt, wie ein Vogel, wie ein Specht zu leben. Einmal traf Noth auf eine riesige, faultierartige Kreatur, die kopfüber an einem dicken Ast hing und mit den Primatenhänden das Holz umklammerte. Das Ungeheuer drehte den Kopf und musterte Noth und Rechts mit leerem Blick. Es hatte den Mund voll saftiger Blätter, von denen es sich hauptsächlich ernährte und kaute gemächlich. Diese Art hatte sich ›vergrößern‹ müssen, weil sie einen Magen unterbringen musste, der groß genug war, um die Zellulose in den Zellwänden des Laubs aufzubrechen. Das Gesicht des faultierartigen Wesens war seltsam unbeweglich, statisch und mit begrenzter Ausdrucksfähigkeit. Das soziale Leben dieser träge herumhängenden Kreatur war öde; der langsame Stoffwechsel und der Mangel an frei verfügbarer Energie



ließen ihm keine andere Wahl.

Die Welt hatte sich seit dem schrecklichen Einschlag stetig erwärmt. Die Vegetation hatte sich in Wellen vom Äquator ausgebreitet, bis tropische Regenwälder schließlich ganz Afrika und Südamerika, Nordamerika bis zur heutigen kanadischen Grenze, China, Europa bis nach Frankreich und den Großteil Australiens bedeckten. Sogar an den Polen gab es Dschungel.

Nordamerika war noch immer durch mächtige Landbrücken mit Europa und Asien verbunden, während die südlichen Kontinente wie eine Inselkette unterhalb des Äquators aufgereiht waren. Indien und Afrika verschoben sich beide nach Norden, doch das Tethys-Meer umspannte noch immer den Äquator. Die mächtige Strömung transportierte Wärme um den ganzen Planeten. Der Tethys war wie ein Fluss durch den Garten Eden.

Im Zuge der Erderwärmung hatten die Kinder von Plesi und den anderen Säugetieren die Vergangenheit schließlich abgeschüttelt. Es war, als ob die Erdbewohner endlich erkannt hätten, dass der leere Planet ihnen viel mehr zu bieten hatte als neue Pflanzen, an denen sie sich gütlich zu tun vermochten.

Während die überlebenden Reptilien, die Eidechsen, Krokodile und Schildkröten weitgehend unverändert blieben, sollten bald die Grundlagen für die erfolgreichen Säugetier-Linien der Zukunft gelegt werden.

Plesi war wie Purga ein kurzbeiniges ›Kriechtier‹ mit für Säugetiere typischen vier Füßen und dem gesenkten Kopf gewesen. Ihre Primaten-Nachkommen wurden nun größer und bildeten kräftigere Hinterbeine aus, um einen aufrechten Rumpf und Kopf zu stützen.

Inzwischen waren auch die Augen der Primaten nach vorn gerückt. Das ermöglichte ihnen das räumliche Sehen und verlieh ihnen die Fähigkeit, die immer weiteren Sprünge abzuschätzen und die Insekten und kleinen Reptilien anzupeilen, die noch immer auf ihrem Speiseplan standen. In dem Maß, wie die Primaten ihre Lebensweise differenzierten, prägten sie unterschiedliche Formen aus.

Dahinter stand jedoch kein Plan, und zielgerichtete Verbesserungen fanden auch nicht statt. Jeder Organismus kämpfte nur darum, sich selbst, seine Nachkommen und seine Art zu erhalten. Doch während die

Umwelt sich allmählich veränderte, veränderten durch die unerbittliche Selektion sich auch die Spezies, die sie bewohnten. Es war kein Vorgang, der vom Leben gespeist wurde, sondern vom Tod: die Eliminierung der weniger gut Angepassten, das endlose Aussondern ungeeigneter Möglichkeiten.

Viele Adapiden hatten sich zu sehr spezialisiert. Diese behagliche, den Planeten umspannende Wärme würde nicht für immer anhalten. In kühleren Zeiten in der Zukunft, als die Wälder sich zurückzogen und jahreszeitliche Unterschiede deutlicher hervortraten, war es unklug, bei der Suche nach Nahrung allzu wählerisch zu sein. Die zwangsläufige Folge waren wieder Massensterben.

Noth fand die Geschwister in dieser breit gestreuten Ansammlung exotischer Primaten nicht.

Bei der Untersuchung des Waldbodens entdeckte er eine Pflanze mit einer gekapselten Frucht – eine Art Erbse. Er brach ein paar Schoten auf und gab sie seiner Schwester zu essen.

Eine Art Ameisenbär mit einer Länge von einem Meter näherte sich einem säulenartigen Ameisenhügel. Er stürzte sich auf das Nest und stemmte sich mit den kräftigen Armen und Schultern dagegen. Wie bei einer Spitzhacke war die ganze Kraft in einem Punkt konzentriert: in der Spitze des gekrümmten Mittelfingers. Die Ameisen schwärmten aus – sie waren riesig, bis zu zehn Zentimeter lang –, und der Ameisenfresser verleibte sie sich mit der langen klebrigen Zunge ein, ehe die Soldaten sich noch zur Verteidigung zu formieren vermochten. Der Ameisenfresser war ein Nachkomme einer südamerikanischen Art, die vor vielen Generationen über Landbrücken eingewandert war.

Noth und Rechts sahen mit großen Augen zu. Während Noth den Ameisenfresser beobachtete, wurde er im Unterbewusstsein jedoch von Sorge geplagt.

Er war auf Nahrungssuche gegangen, damit die Schwänze Winterfett ansetzten und sie den langen Winterschlaf überstanden, der immer näher rückte. Er folgte damit dem Befehl seiner inneren Programmierung. Aber sie bekamen nicht genug Nahrung. Ohne die Unterstützung der Sippe musste er zu viel Zeit damit verbringen, nach Räubern Ausschau zu halten.

Er hätte umzukehren vermocht. Wie die ganze Spezies – und die mobilen Männchen mehr als die sesshaften Weibchen – bestimmte er die Position durch nautisches Koppeln, die Integration von Zeit, Raum und dem Winkel des einfallenden Sonnenlichts. Diese Fähigkeit half ihm, Futter- und Wasserquellen zu finden. Im Notfall hätte Noth nach Hause zurückzufinden vermocht, zu der Baumgruppe, die der Ausgangspunkt der Aktivitäten seiner Sippe war. Aber er vernahm nicht ihren unverwechselbaren trällernden Gesang, sodass die rudimentären Entscheidungsfindungs-Prozesse ihn dazu zwangen, nach einer anderen Sippe zu suchen, die ihn und seine Schwester aufnahm.

Obwohl die Sonne noch immer ihre endlosen Kreise überm Horizont zog, wurde das Tageslicht allmählich rot gefärbt, und hier am Waldboden hafteten nun Sporen an den Farnwedeln. Der Herbst nahte. Und dann würde der Winter kommen. Sie waren unterernährt, und die Zeit lief ihnen davon.

Rechts versank wieder in Niedergeschlagenheit, wie es so oft geschah. Sie ließ die Erbsenschoten fallen und krümmte sich zusammen. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht und schaukelte mit leisem Klagen hin und her. Noth nahm sie in den Arm und trug sie zu einer Astgabel, wo er sie kämmte. Vorsichtig behandelte er das lichte Fell und beseitigte Schmutz, Reste von Laub und getrockneten Kot, glättete verfilzte Fellpartien und entfernte Parasiten, die sich an ihrer zarten Haut labten. Rechts beruhigte sich schnell wieder. Das Kämmen war eine Mischung aus Vergnügen, Zuwendung und leichtem Schmerz, wodurch der Kreislauf mit Endorphinen geflutet wurde, den körpereigenen Opiaten. Noch ehe sie viel älter geworden war, wäre sie buchstäblich süchtig nach diesem angenehmen Kratzen – wie ihr Bruder, der die massierenden Streicheleinheiten erwachsener Finger auf dem Rücken schon schmerzlich vermisste.

Dennoch machte Noth sich Sorgen um sie, und zwar auf einer tiefen Ebene, die er nicht verstand.

Rechts irritierender Kummer erfüllte einen Zweck. Damit signalisierte sie sich selbst, dass sie einen Verlust erlitten hatte, dass ein Loch in ihrer Welt klaffte, das sie ausfüllen musste. Obwohl Noth zu echter Empathie nicht fähig war – wenn man nicht wusste, dass andere Leute ein Bewusstsein, Gedanken und Gefühle wie man selbst hatte, vermochte

man unmöglich Empathie zu verspüren –, lösten die Anzeichen des Kummers bei seiner Schwester dennoch eine Art Beschützerinstinkt bei ihm aus. Er wollte die Dinge für seine Schwester wieder ins Lot bringen: Der Instinkt, dem Waisenkind zu helfen, ging sehr tief. Letztlich war zwanghafte Trauer aber kontraproduktiv. Wenn Rechts sich nicht wieder erholte, gab es nichts, was er für sie zu tun vermochte. Er würde sie im Stich lassen müssen, und dann würde sie sicher sterben.

Die Tage gingen ins Land, und schließlich rutschte die Sonne, als sie im tiefsten Punkt der Umlaufbahn am Himmel stand, unter den südlichen Horizont. Anfangs waren die kurzen Nächte zwielichtig, und in klaren Nächten hoben sich purpurrote Lichtvorhänge in den weiten Himmel. Doch die Abstecher der Sonne in die Unsichtbarkeit wurden immer länger, und die Abschnitte, wo Sterne an einem tiefblauen Himmel leuchteten, wurden ebenfalls länger. Bald würde es wieder richtig dunkel werden im polaren Wald.

Das Wetter wurde schnell kälter und trockener. Regen fiel nur noch selten, und an manchen Tagen schien die Wärme der Sonne kaum die Nebelschwaden zu durchdringen. Viele Vögel, die in den Baumwipfeln lebten, waren bereits verschwunden und unter den verständnislosen Blicken der Primaten in dicht aufeinander folgenden Schwärmen in die wärmeren südlichen Gefilde abgeflogen.

Noth war erschöpft und derangiert, und seine Träume handelten von blitzenden Klauen und schnappenden Zähnen. Er hatte Visionen, dass seine kleine Schwester in riesigen Mäulern verschwand.

Ihr größtes Problem war nun der Durst. Es hatte so lang nicht mehr geregnet, dass die Baumwipfel schon verdorrten. Und die Bäume verloren bereits das Laub; die letzten Blätter waren verwelkt und braun. Bald musste Noth sich damit behelfen, jeden Morgen den kalten Tau von der Rinde zu lecken.

Schließlich machten die Geschwister sich, vom Durst getrieben, auf die Suche nach Oberflächenwasser. Unweit des nächsten großen Sees huschten sie mit großen Augen einen Baumstamm hinab.

Auf dem Weg zum Wasser kamen die Primaten an zwei Wesen vorbei, die wie Miniatur-Hirsche aussahen. Diese schnellen und einzeln lebenden Läufer hatten die Größe eines Hundes und lange Schwänze, die

sie nachschleppten. Sie ernährten sich von Blättern und Fallobst. Sie waren Vorfahren der großen Artiodactylus-Familie, die eines Tages Schweine, Schafe, Kühe, Damwild, Antilopen, Giraffen und Kamele umfassen würde. Rechts scheuchte einen Frosch auf. Er hüpfte mit einem ärgerlichen Quaken davon. Sie wich zurück und schaute das fremdartige Geschöpf mit großen Augen an. Bald sahen sie noch mehr Amphibien – Frösche, Kröten und Salamander. Vögel bevölkerten die Büsche und erfüllten mit ihren schrillen Schreien die feuchte Luft.

Noth fühlte sich unwohl. Das Ufer war zu überlaufen. Noth und Rechts waren nämlich nicht die einzigen durstigen Geschöpfe in diesem kalten Dschungel.

Eine meterlange Kreatur wie ein langschwänziges Känguru rannte vorbei; es handelte sich um ein Leptictidium, das kleine Tiere und Insekten jagte. Als es mit der biegsamen Nase den Boden sondierte, scheuchte es einen Pholidocerus auf, einen stachelhaarigen Vorfahren der Igel. Er hoppelte davon wie ein Kaninchen. Und dort stand eine dicht gedrängte Pferdeherde. Die Tiere waren klein – nicht größer als Terrier, aber schon mit richtigen Pferdeköpfen. Vorsichtig bahnten diese edlen kleinen Geschöpfe sich einen Weg durchs Unterholz. Sie gingen auf Pfotenballen wie Katzen und hatten an jedem Fuß ein paar Hufzehen. Diese Art war erst vor ein paar Millionen Jahren in Afrika entstanden. Das raue Grollen eines hungrigen Fleischfressers schreckte die Pferdchen auf, und sie ergriffen sofort die Flucht.

Durch diese exotische Versammlung schlichen nun die zwei Primaten, legten Sprints ein und schlugen Haken.

Der See selbst lag still da und war mit Pflanzen, totem Schilf und blühenden Algen bedeckt. An manchen Stellen hatten sich schon dünne graue Eisflächen gebildet. Durchs offene Wasser wateten Vögel, Vorfahren der Flamingos und Säbelschnäbler, und große Wasserlilien trieben auf der Oberfläche.

Eine Spinne hing überm Wasser an einem seidenen Faden, und riesige Ameisen – jede so groß wie die Hand eines Menschen – flogen über den See, um neue Nester zu bauen. Durch diese Wolke aus Insekten flatterte eine Familie zarter Fledermäuse. Die fliegenden Säugetiere, die sich erst kürzlich entwickelt hatten und so groß und filigran wie Papierdrachen waren, schnappten nach den Insekten. Urtümliche knochige Fische und

ein spiraliger Aal brachen durch die Wasseroberfläche und fingen das Futter aus der Luft.

Die Primaten fanden weit genug von den Räubern entfernt einen Platz, an dem sie ungestört zu trinken vermochten. Sie gingen in die Knie, tauchten die Schnauzen ins kühle Nass und sogen es dankbar ein.

Die größten Tiere von allen suhlten sich am schlammigen Ufer des Sees. Ein Paar Uintatheria stand nebeneinander. Diese großen Tiere sahen aus wie übergroße Nashörner. Sie hatten sechs Hörner auf dem Kopf und lange obere Reißzähne wie ein Säbelzahn tiger. Die dicke Haut war mit Schlamm verkrustet, der sie kühlte und die Insekten fernhielt. Sie grast genüsslich den Seeboden ab und tranken das von Algen grün gefärbte Wasser, während ein dickes lebhaftes Jungtier um die Beine der Eltern strich und mit dem Kopf, aus dem erst die Ansätze der Hörner sprossen, die Säulenbeine rammte.

Noth behielt die mächtigen Füße ängstlich im Auge.

Am Ufer marschierte eine Moeritherium-Familie entlang. Die einen Meter großen Erwachsenen bewegten sich mit ruhiger Gelassenheit durchs Wasser und verständigten sich mit einem beruhigenden Grummeln, während die rundlichen Jungen zu ihren Füßen herumplanschten. Mit den langen Nasen grast sie methodisch die Vegetation des Seebodens ab. Sie gehörten zu den ersten Proboscidea, den Vorfahren der Elefanten und Mammuts. Sie hatten zwar noch größere Ähnlichkeit mit Schweinen als mit Elefanten, waren aber schon intelligente und soziale Tiere.

Um die Pflanzenfresserherden schlichen Fleischfresser. Es handelte sich überwiegend um Creodonten, die wie eine Kreuzung aus Fuchs und Vielfraß aussahen. Und es gab ein Rudel behufter Räuber – wie Fleisch fressende Pferde. Zu diesen bizarren, Furcht einflößenden Kreaturen gab es im Zeitalter der Menschen keine Entsprechung.

Viele dieser Tiere wirkten langsam, träge und irgendwie missraten. Sie waren das Ergebnis der ersten Experimente der Natur, große Pflanzenfresser und Fleischfresser aus dem Bestand der Säugetiere hervorzubringen, die den Tod der Dinosaurier überlebt hatten. Das offene Grasland lag noch Millionen Jahre in der Zukunft, genauso wie die schlanken, langbeinigen und eleganten Pflanzenfresser, die sich in den üppigen Weiden einrichten würden und wie die klügeren und

schnelleren Fleischfresser, die sie jagen würden. Wenn es soweit war, würden die meisten Spezies um Noth dem Massensterben anheim fallen. Aber die den Menschen bekannte Ordnung – die echten Primaten, die Huftiere, die Nagetiere und Ratten, das Damwild und die Pferde – hatte ihr Debüt bereits gegeben.

Im Moment gab es nirgendwo auf der Erde eine komplexere und dichtere Ökologie als hier auf Ellesmere Island. Dieser Ort war ein Knotenpunkt der großen Wanderwege durch den amerikanischen Doppelkontinent und übers Dach der Welt nach Europa, Asien und Afrika. Hier trafen sich Pangoline aus Asien, Fleischfresser aus Nordamerika, Huftiere aus Afrika, europäische Insektenfresser wie urtümliche Igel und sogar Ameisenfresser aus Südamerika und traten in Konkurrenz zueinander. Plötzlich hob Noth den Kopf.

Aus dem Wasser schauten zwei Primaten ihn an, ein kräftiges Männchen und ein kleines Weibchen. Er vermochte das Männchen aber nicht zu riechen, vermochte nicht zu sagen, ob es ein Verwandter oder ein Fremder war. Er kreischte und fletschte die Zähne. Das Primaten-Männchen fletschte seinerseits die Zähne.

Wütend stand Noth auf und zeigte dem Fremden im Wasser seine Duftdrüsen – der gleichermaßen reagierte, was ihn noch wütender machte –, und dann schlug er aufs Wasser, bis der gespiegelte Notharctus verschwunden war.

Noth vermochte andere Exemplare seiner Art zu erkennen, zwischen Männchen und Weibchen und zwischen verwandt und nicht verwandt zu unterscheiden. Sich selbst vermochte er jedoch nicht zu erkennen, weil sein Bewusstsein nicht die Fähigkeit zur Selbstreflexion hatte. Sein Leben lang würde er sich vor solchen zufälligen Spiegelungen fürchten. Eine schlanke Gestalt sprang aus dem Wasser und schob sich mit flossenartigen Gliedmaßen auf die Gesteinsplattform. Noth und Rechts wichen zurück. Über eine krokodilsartige Schnauze peilte der Neuankömmling zwei verdutzte Primaten an.

Dieses Ambulocetus war ein Verwandter der hyänenartigen Mesonychiden. Wie ein Otter war es in einen schwarzen Pelz gehüllt und hatte lange starke Hinterläufe, die mit zehn Zentimeter langen Zehen bewehrt waren. Vor Äonen waren die Vorfahren dieses Tiers auf der Suche nach einem besseren Leben ins Wasser zurückgekehrt und von der

Selektion entsprechend geformt worden. Das Ambulocetus hatte bereits größere Ähnlichkeit mit einem Wasser- als mit einem Land-Lebewesen. Bald würde diese Art auf Dauer im Meer untertauchen. Schädel und Hals würden kürzer und die Nase zurückversetzt werden, und die Ohren würden sich schließen, sodass der Schall durch eine Fettschicht übertragen würde. Zuletzt würden die Beine sich in Flossen verwandeln – wobei mehr Knochen hinzukamen –, und die nutzlos gewordenen Zehen würden sich zurückentwickeln und schließlich verschwinden. Wenn sie die weiten Räume des Pazifik und Atlantik erreichte, würde sie wachsen und im Vergleich zur jetzigen Größe so groß werden wie ein Mensch im Verhältnis zu einer Maus. Dennoch würden diese mächtigen, im Meer lebenden Nachkommen das Erbe der Geschöpfe – wie fossile Knochen und molekulare Spuren – in sich tragen, die sie einst gewesen waren.

Der wandernde Wal starrte die zwei furchtsamen Primaten verständnislos an. Dann entschied er, dass dieser überfüllte Strand doch kein so guter Platz zum Sonnenbaden sei. Er bog den Rücken durch und schwamm elegant davon.

Als das Licht erlosch, zogen Noth und Rechts sich in den Schutz der Bäume zurück. Doch die Äste waren nun alle kahl und boten ihnen kaum Deckung. Sie schmiegt sich in einer Astgabel aneinander. Die Pflanzenfresser kamen platschend aus dem Wasser, und die Familien fanden durch Rufe zueinander. Und die Stimmen der Räuber ertönten: Ein raues, hundeartiges Bellen und löwenartiges Knurren hallte im lichten Wald wider.

Mit zunehmender Kälte spürte Noth, wie eine Starre von ihm Besitz ergriff. Aber er *fror* und saß hier mit seiner kleinen Schwester fest – weit entfernt von der kuscheligen Wärme der Sippe.

Und dann wurde er zu seiner Überraschung durch einen starken Moschusduft aus dem Schlaf gerissen.

Plötzlich war er von Notharctus umgeben. Es wimmelte nur so von ihnen. Sie waren auf den Ästen über und unter ihm. Die dicht gedrängten Gestalten hatten die Beine unter sich angewinkelt und ließen die langen, dicken Schwänze herabbaumeln. Der Geruch sagte ihm, dass sie von seiner Art, aber nicht mit ihm verwandt waren. Er hatte ihre Duftmarken



nicht früher entdeckt, denn die Markierungen waren von Frostschichten versiegelt. Dafür hatten die fremden Notharctus ihn entdeckt.

Zwei kräftige Weibchen ließen sich, vom Geruch des Babys angelockt, in der Nähe nieder. Eine, die er als Größte bezeichnete, stieß die andere – die nur Groß war – weg und nahm Rechts in Augenschein.

Noths Gedanken jagten sich. Er wusste, ihr Leben hing davon ab, dass sie von dieser neuen Gruppe akzeptiert wurden. Also streckte er die Hand nach dem Weibchen aus, das ihm am nächsten war und bohrte vorsichtig die Finger ins Fell der Hinterläufe. Groß fand Gefallen am Kämmen und streckte wohligh die Beine aus.

Als jedoch Größte dessen ansichtig wurde, stieß sie einen Schrei aus und schlug sie beide. Noth kauerte sich zitternd zusammen.

Noth war schlau genug, um seinen Platz auf der sozialen Leiter zu erkennen – in diesem Fall auf der untersten Sprosse. Aber seine soziale Kompetenz hatte auch ihre Grenzen. Genauso wenig, wie er die Ansichten und Wünsche anderer zu erkennen vermochte, hatte er die Intelligenz, den relativen Rang anderer in einer Gruppe zu beurteilen. Er hatte einen Fehler gemacht: Größte stand rangmäßig über Groß, und sie erwartete, dass dieses neue Männchen sich zuerst ihr widmete.

Also wartete Noth, während Größte mit der schläfrigen Rechts spielte. Schließlich ließ Größte zu, dass Noth sich ihr näherte und das dichte miefige Fell kraulte.

### III

Die Tage wurden kürzer, und die Nächte länger. Bald gab es nur noch für ein paar Stunden am Tag Licht, und die Intervalle zwischen der Dunkelheit wurden nur noch von einem rosig-grauen Zwielight unterbrochen.

Im Wald herrschte nun Stille. Die meisten Vögel und die großen Pflanzenfresser-Herden waren längst verschwunden und waren gen Süden in wärme Klimazonen gewandert. Das ohrenbetäubende Kreischen war mit ihnen verschwunden. Die summenden Insektenschwärme des Hochsommers waren nur noch eine Erinnerung – die Larven und tief vergrabenen Eier schliefen traumlos. Die großen Laubbäume hatten das Laub abgeworfen. Es lag nun in dicken Schichten am Boden und war durch den Dauerfrost zusammengeschweißt. Die kahlen Baumstämme und blattlosen Äste würden erst dann wieder ein Lebenszeichen zeigen, wenn in ein paar Monaten die Sonne zurückkehrte. Am Boden waren Pflanzen wie der Bodenfarn bis auf die Wurzeln und Rhizome abgestorben und wären bald unter einer Schicht aus Eis und Schnee in der Erde versiegelt.

Die hier vorkommenden Spezies waren aus alten Stämmen hervorgegangen, die an die milden klimatischen Bedingungen der Tropen angepasst waren und hatten es nur mit größter Mühe geschafft, unter den extremen Bedingungen des Pols zu überleben. Jede Pflanze, egal wo sie wuchs, war zwecks Energiezufuhr und Wachstum auf Sonnenlicht angewiesen, und während des endlosen Sommers war die Vegetation mit großen eckigen Blättern förmlich zur Sonne empor geschwappt. Doch nun nahte eine Jahreszeit, wo es für Monate kein Licht geben würde außer dem Mond- und Sternenlicht. Das war aber zuwenig fürs Wachstum: Wenn die Pflanzen weiter gewachsen wären und geatmet hätten, dann hätten sie den gesamten Energievorrat verbraucht. Also hatte die Flora sich auf einen Pflanzen-Winterschlaf eingerichtet, wobei jede Art ihre eigene Strategie verfolgte. Und so schliefen auch die Pflanzen.

Die Notharctus-Sippe bestand aus dreißig Mitgliedern, die sich in den Ästen einer großen Konifere versammelt hatten. Sie sahen aus wie große pelzige Früchte. Im Schlaf klammerten sie sich mit Händen und Füßen an den Ästen fest. Die Köpfe hatten sie an die Brust gelegt und die Rücken der Kälte zugewandt. Reif glitzerte auf dem neuen Winterfell, und wo eine Schnauze hervorlugte, entströmte blau-weißer Atem. Noth verschlief die langen Nächte. Sein Fell sträubte sich durch die Körperwärme der anderen Sippenmitglieder. Manchmal träumte er auch. Er sah seine Mutter den Mesos ins Maul fallen. Oder er war allein auf einer offenen Fläche, von gierig schauenden Räufern umzingelt. Oder er war wieder ein Baby und wurde von einer Sippe von Erwachsenen verstoßen, die größer und stärker waren als er – ausgeschlossen durch Regeln, die er nicht instinktiv verinnerlicht hatte. Manchmal verblassten diese Träume jedoch, und er fiel in eine Art Starre, eine Trance, die die langen Monate des Winterschlafs vorwegnahm.

Einmal wachte er nachts zitternd auf, sodass die Muskeln Energie verbrennen mussten, um ihn am Leben zu erhalten.

Die schlafende Welt war voller Licht: Der volle Mond stand hoch am Himmel, und der Wald glühte blau-weiß und schwarz. Lange, scharf konturierte Schatten zogen sich über den mit Kompost bedeckten Boden, und die senkrechten Stämme der blattlosen Bäume ließen die Szene in einer unheimlichen geometrischen Präzision erscheinen. Aber die knorrigen Äste weiter oben waren ein komplexerer und bedrückender Anblick. Die kahlen und mit glitzerndem Frost glasierten Hölzer bildeten einen krassen Kontrast zum warmen grünen Glühen der Blätter im Hochsommer.

Dennoch war es eine auf ihre Art schöne Szene, und hier bewährten sich auch Noths große archaische Augen. Sie lösten Details und subtile Farbnuancen auf, die einem Menschen verborgen geblieben wären. Doch alles, was Noth wahrnahm, war *Mangel*: ein Mangel an Licht, an Wärme, an Nahrung – und ein Mangel an familiärer Nähe in dieser Gruppe von Fremden. Er hatte nur seine Schwester, deren noch wachsender Körper irgendwo in der zusammengedrängten Sippe verborgen war. Und er wusste im tiefsten Innern, dass der eigentliche Winter erst noch bevorstand: die über lange Monate sich hinziehende Art von Agonie, während sein Körper sich selbst verzehrte, um ihn am

Leben zu erhalten.

Er krümmte sich auf dem Ast und versuchte, tiefer in die Gruppe einzudringen. Die Erwachsenen wussten, dass es in ihrer aller Interesse lag, wenn sie sich abwechselnd am Rand der Gruppe platzierten und für kurze Zeit der Kälte aussetzten, um die anderen zu schützen. Es hatte niemand etwas davon, wenn die außen Liegenden erfroren. Jedoch war Noth durch seinen niederen Rang benachteiligt, und als die anderen schläfrigen Männchen seinen Geruch wahrnahmen, schoben sie ihn mit vereinten Kräften zurück, sodass er wieder genauso exponiert war wie zuvor.

Er hob den Kopf und stieß einen traurigen Laut aus.

Diese Primaten spendeten sich gegenseitig keinen Trost. Noth empfand die Fellpflege als angenehm, aber nur bezüglich seiner eigenen körperlichen Empfindungen und der Folgen, die es auf das Verhalten der anderen ihm gegenüber hatte – nicht aber in Bezug darauf, wie die anderen sich fühlten. Die anderen Notharctus waren einfach nur ein Teil seiner Umwelt wie die Koniferen und Podocarpus, die Jäger, Räuber und Beute: Sie hatten nichts mit *ihm* zu tun.

Diese aneinander gekuschelten Notharctus waren trotz der körperlichen Nähe einsamer, als ein Mensch es je sein würde. Noth war für immer im Gefängnis seines Kopfs eingesperrt und gezwungen, seine Sorgen und Nöte allein auszuhalten.

Der Tag brach an, aber ein eisiger Nebel lag über dem Wald. Auch wenn die Sonne hell strahlte, spendete sie kaum Wärme.

Die Notharctus reckten und streckten sich nach den langen Stunden, die sie unbeweglich in der Kälte verbracht hatten. Vorsichtig und wachsam kletterten sie den Baum hinab und schwärmten zögernd auf dem Waldboden aus. Die ranghöchsten Weibchen bewegten sich am Rand der Lichtung entlang und erneuerten mit Handgelenken, Achselhöhlen und Genitalien die Duftmarken.

Noth wühlte im gefrorenen Kompost. Mit dem toten Laub vermochte er nichts anzufangen, aber er lernte schnell, an Stellen zu graben, wo die Schicht besonders dick war. Die verrottenden Blätter speicherten Feuchtigkeit und gefroren nicht. Deshalb vermochte er Tau vom Laub abzulecken und im weichen Boden nach Knollen, Wurzeln und sogar

den Rhizomen von Farnen zu graben.

Plötzlich ertönte eine Serie lauter Schreie, die durch den Wald hallte.

Noth schaute mit zuckenden Schnurrhaaren auf.

Es herrschte Unruhe in einem Podocarpus-Hain. Noth sah, dass eine Gruppe Notharctus aus fremden Weibchen und einer Schar Jungen aus dem Wald gekommen war. Sie näherten sich dem Podocarpus.

Größte stob mit ein paar anderen Weibchen auf sie zu. Das große dominierende Männchen der Sippe – den Noth sich irgendwie als ›Kaiser‹ vorstellte – schloss sich den vorpreschenden Weibchen an. Bald ergingen alle sich in Drohgebärden, kreischten und benetzten die langen Schwänze mit Duftstoffen. Die fremden Weibchen wichen zurück und erwiderten die Drohgebärden. Der Wald hallte für einen Moment von einer lautstarken Auseinandersetzung wider.

Die weiblichen Clans, das Herz der Notharctus-Gesellschaft, wurden bei Grenzverletzungen des Territoriums zu Furien. Diese fremden Weibchen hatten die Duftmarken missachtet, die von Groß und den anderen gesetzt worden waren und die im Sensorium eines Notharctus wie rote Alarmlichter wirkten. In dieser Zeit des Jahres wurde auch das Futter knapp, und im letzten Versuch, die Körper-Speicher für den harten Winter aufzufüllen, lohnte sich der Kampf um einen üppigen Podocarp-Busch.

Die Weibchen führten ihre Auseinandersetzungen mit größerem Ungestüm als die Männer – und dabei trugen sie noch ihre Jungen unterm Bauch. Die Gebärden eskalierten schnell zu Ausfällen und Finten und sogar Beißattacken. Die Weibchen waren wie Messerkämpfer.

Aber es kam nicht zum Äußersten. Die Demonstration von Größter und den anderen bewog die Neuankömmlinge zum Rückzug, ohne dass ein Notharctus die Pfote gegen einen anderen erhoben hätte. Sie zogen sich in die langen grau-braunen Schatten des tiefen Waldes zurück; aber nicht ohne dass ein größeres Junges vorgeprescht wäre, die Zähne in eine von der Kälte verschrumpelte Frucht geschlagen und mit der Beute davongerannt wäre, ehe man es aufzuhalten vermochte.

Die Weibchen, die sich plötzlich der Verwundbarkeit ihres Schatzes bewusst geworden waren, bildeten nun einen Kreis um den Podocarp und verschlangen gierig die Früchte. Ein paar ältere, starke Männchen, einschließlich des Kaisers, schlossen sich Größter und den anderen bei

der Mahlzeit an. Noth umkreiste mit anderen jungen Männchen die futternde Gruppe und wartete darauf, dass er sich an den Resten gütlich tun konnte.

Er wagte es aber nicht, den Kaiser herauszufordern.

Die Notharctus-Männchen hatten ihre eigene komplexe und differenzierte Sozialstruktur, die diejenige der Weibchen überlagerte.

Und sie war auf die Paarung ausgerichtet, die die wichtigste Sache – die *einzig* wichtige Sache für sie war. Der Kaiser hatte ein großes

Territorium, das die Reviere vieler Weibchen-Gruppen umfasste. Er war bestrebt, sich mit allen Weibchen seines Territoriums zu paaren, um die Chance zu maximieren, seine Gene weiterzugeben. Er setzte Duftmarken an Weibchen, um Rivalen abzuschrecken. Und er kämpfte mit aller Macht, um andere starke Männchen von seinem großen Reich fernzuhalten – genauso wie Noths Vater versucht hatte, Solo zu vertreiben.

Dieser Kaiser war ein guter Kämpfer und hatte sein ausgedehntes Reich schon seit über zwei Jahren halten können. Aber wie alle Mitglieder seiner kurzlebigen Art alterte er schnell. Sogar Noth, der rangniederste Neuling, stellte endlose instinktive Kalkulationen über die Stärke und Konstitution des Kaisers an. Der Trieb, sich zu paaren und Nachwuchs zu zeugen, um den Fortbestand seiner Linie zu gewährleisten, war bei Noth genauso stark wie bei allen anderen Männchen. Bald würde der Kaiser sicher auf einen Herausforderer treffen, dem er nicht gewachsen war.

Doch fürs Erste war Noth noch nicht in der Position, den Kaiser oder eins der anderen stärkeren Männchen herauszufordern, die in der sozialen Hierarchie über ihm standen. Und er sah, dass der Bestand der Podocarp-Früchte schnell schwand.

Mit einem frustrierten Ruf rannte er über den Waldboden und kletterte auf einen Baum. An den Ästen, die von Reif, Tau und Flechten glitschig waren, hingen keine Blätter und Früchte mehr. Aber es bestand vielleicht immer noch die Möglichkeit, Speicher mit Nüssen oder Samen zu finden, die Waldtiere vorsorglich angelegt hatten.

Er kam zu einem Loch in einem abgestorbenen Baumstamm. In der feuchten, modrigen Höhlung sah er den Schimmer von Nussschalen. Er griff mit den kleinen, beweglichen Händen hinein und holte eine Nuss

heraus. Die runde Schale war fugenlos und intakt. Er schüttelte die Nuss und hörte den Kern darin rasseln. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen. Doch als er hineinbiss, glitten die Zähne an der glatten harten Oberfläche ab. Verwirrt versuchte er es von neuem.

Plötzlich ertönte ein lautes Zischen. Mit einem Schrei ließ er die Nuss fallen und flüchtete sich auf einen höheren Ast.

Eine Kreatur von der Größe einer großen Hauskatze kroch unbeholfen auf das Nussversteck zu. Es schaute zu Noth auf und zischte erneut, wobei es einen rosigen Rachen mit kräftigen oberen und unteren Schneidezähnen entblöste. Mit einem Ausdruck der Zufriedenheit, dass es den Konkurrenten vertrieben hatte, holte das Geschöpf eine der Nüsse aus dem Vorrat heraus und knackte die Schale mit dem kräftigen Gebiss. Dann biss es auf der Schale herum und erweiterte das entstandene Loch. Schließlich gelangte es an den Kern und knabberte ihn geräuschvoll.

Noth, der sich hinter dem Baumstamm versteckt hatte, wurde vom Schwall des süßen Aromas schier überwältigt.

Dieses Ailuvarus sah annähernd aus wie ein rudimentäres Eichhörnchen mit einem mausartigen Gesicht. Es hatte einen langen buschigen Schwanz, mit dem es wie mit einem Fallschirm den Sturz abbremste, wenn es vom Baum fiel – was oft geschah. Obwohl es nicht die biegsamen Hände und Füße eines Primaten hatte und kein sehr guter Kletterer war, hätte es wegen seiner Größe Noth mit Leichtigkeit abzuwehren vermocht.

Das Ailuvarus war eins der ersten Nagetiere. Die große robuste Familie war ein paar Millionen Jahre zuvor in Asien aufgetaucht und hatte sich dann über die ganze Welt verbreitet. Diese streiflichtartige Begegnung war ein Scharmützel am Anfang eines epochalen Kampfs um Ressourcen zwischen den Primaten und den Nagetieren.

Und die Nagetiere gingen jetzt schon als Sieger aus diesem Kampf hervor.

Einmal gelangten sie leichter an Nahrung als Primaten. Noth hätte einen Nussknacker gebraucht, um Hasel- oder Walnüsse zu essen und einen Mühlstein, um Körner wie Weizen oder Gerste zu verarbeiten. Doch die Nagetiere mit den starken und immer längeren Schneidezähnen vermochten selbst die härtesten Nussschalen und Spelzen zu knacken. Und bald würden sie auch die besten Früchte von den Bäumen fressen,

ehe sie noch reif waren.

Und nicht nur das, die Nagetiere vermehrten sich auch viel stärker als die Primaten. Dieses Ailu vermochte in einem Jahr ein paar Würfe zur Welt zu bringen. Viele Junge verhungerten zwar, unterlagen im Konkurrenzkampf mit ihren Geschwistern oder fielen Vögeln und Fleischfressern zum Opfer. Aber es überlebten trotzdem genug, um die Linie fortzuführen. Dem Ailu bedeuteten seine Jungen weniger als dem Notharctus, das nur einmal im Jahr trächtig wurde und für das der Verlust auch nur eines Jungen eine Katastrophe war. Und die große Nachkommenschaft der Nagetiere bot den blinden Schöpfern der natürlichen Auslese jede Menge Rohmaterial; sie entwickelten sich in atemberaubendem Tempo.

Obwohl Primaten wie Noth viel intelligenter waren als Nagetiere wie das Ailu, vermochte seine Art nicht mit ihnen zu konkurrieren.

Es waren nicht nur die Plesiapiden, die in Nordamerika selten wurden.

Es war nämlich kein Zufall, dass Noths Art in diesen peripheren Polarwald abgedrängt worden war. In der Zukunft würde Noths Linie weiter wandern, über das Dach der Welt nach Europa einwandern und von dort weiter nach Asien und Afrika. Auf diesem langen Marsch würden sie sich anpassen und ihre Gestalt verändern. In Nordamerika würden jedoch in ein paar Millionen Jahren die Nagetiere auf ganzer Linie siegen. Eine neue Ökologie würde entstehen, die von Goffern, Eichhörnchen, Packratten, Murmeltieren, Feldmäusen und Streifenhörnchen bevölkert wurde. Es würde keine Primaten mehr in Nordamerika geben: nicht für die nächsten einundfünfzig Millionen Jahre, als menschliche Jäger, weit entfernte Nachfahren des Notharctus, über die Beringstraße von Asien her einwanderten.

Als das Nagetier das Mahl beendet hatte, kroch Noth vorsichtig aus seinem Versteck. Mit den beweglichen Händen sammelte er die Reste der Kerne auf, die das Ailu hatte fallen lassen und stopfte sie sich gierig in den Mund.

Für ein paar Stunden am Tag wurde es am südlichen Himmel noch hell. Aber die Sonne zog nun ihre Kreise unter dem Horizont. Die Seen waren fast alle zugefroren, und die Bäume waren dick vereist. An manchen schimmerten gespinstartige Splitter, wo der Nebel Spinnennetze vereist



hatte. Die Notharctus bewegten sich langsam und träge durch die Bäume und über den stummen Waldboden. Aber das spielte keine Rolle, denn der Wald vermochte ihnen in diesem Herbst sowieso kaum Nahrung zu bieten.

Dann kam ein letzter klarer Tag, als Schichten roter Wolken sich an einem violetten südlichen Himmel auftürmten und die purpur-grüne Aurora wie ein weiter Vorhang die Sterne verhüllte.

Die Notharctus stiegen zum Boden herab und gruben sich an Stellen, wo Laubschichten das Gefrieren des Bodens verhindert hatten, oder unter Baumwurzeln ein. In dieser Nacht würde es den bisher strengsten Frost des Winters geben, und sie alle wussten, dass es Zeit war, Schutz zu suchen. Also gruben die Primaten sich ein und bauten Höhlen, in denen auch Purga sich wohl gefühlt hätte. Es war, als ob die kurze Zeitspanne auf den Bäumen nur ein Traum von Freiheit gewesen wäre.

In tiefster Dunkelheit schob Noth sich durch Tunnel, die durch die durchziehenden Primaten-Körper geglättet wurden. Der Boden war mit Fellresten übersät. Schließlich führte seine feine Nase ihn zu Rechts. Sanft beschnupperte Noth seine Schwester. Sie schlief schon. Sie hatte sich in der Nähe von Groß zusammengerollt und den Schwanz um sich gewickelt. In den Monaten bei der Sippe von Größter war Rechts gewachsen; dennoch würde sie immer klein bleiben und Züge des Kümmerlings aufweisen, der von seinem nun toten Zwilling herumgestoßen worden war. Ihr Winterfell glänzte noch immer seidig und war weder verfilzt noch schmutzig. Der Schwanz war prall mit Fett gefüllt, das sie über den Winter bringen würde.

Noth verspürte eine Art Zufriedenheit. Angesichts der schlechten Ausgangsvoraussetzungen im Sommer hatten die beiden sich als wahre Überlebenskünstler erwiesen. Für Noth, der selbst keinen Nachwuchs hatte, war Rechts seine einzige Verwandte – seine ganze genetische Zukunft hing von ihr ab. Doch fürs erste vermochte er nicht mehr für sie zu tun.

In der Dunkelheit, eingetaucht in die Gerüche und charakteristischen Geräusche seiner Art, schmiegte Noth sich eng an seine Schwester. Er schloss die Augen und war bald eingeschlafen.

Kurz träumte er: von Splittern aus Sommerlicht, von langen Schatten, davon, wie seine Mutter vom Baum gefallen war. Und als sein Körper

sich dann abschaltete, löste das Bewusstsein sich auf.

## IV

Die fast horizontalen Sonnenstrahlen bohrten sich wie Suchscheinwerfer in den Wald. Über den langsam auftauenden Gewässern hing ein kühler Nebel. Er leuchtete in präzisen rosig-grauen Wirbeln, eine Schönheit, die von niemandem gewürdigt wurde. Von den kahlen Baumstämmen erstreckten sich lange Schatten nach Norden. Doch schon knospten die ersten Blätter an den kahlen Ästen. Kleine grüne Scheiben hingen fast senkrecht, um das Sonnenlicht einzufangen. Die Blätter waren bereits bei der Arbeit: Die Frühlings- und Sommertage waren so kurz, dass diese robusten pflanzlichen Diener jeden Lichtstrahl auffangen mussten, dessen sie habhaft wurden.

Es war nur ein Streiflicht, eine Dämmerung, die nicht länger als ein paar Minuten währte. Aber es war seit ein paar Monaten das erste Mal, dass die Sonnenscheibe sich wieder gezeigt hatte.

Der Wald war still. Die großen Pflanzenfresser-Herden befanden sich noch hunderte Kilometer im Süden; es würde noch Wochen dauern, bis sie die Sommerweiden erreichten, und die Vögel ließen auch noch auf sich warten. Noth war aber schon wach und trieb sich wieder draußen herum.

Nach dem Winterschlaf war er abgemagert, und der Schwanz war schlapp und hatte das ganze Fett verloren. Das zerzauste und von Urin gelb befleckte Fell hing wie eine von der Sonne angestrahlte Wolke um ihn und ließ ihn doppelt so groß erscheinen, wie er eigentlich war. Weil das Nahrungsangebot der Bäume noch immer dürftig war, musste er über den mit pflanzlichen Abfällen übersäten eiskalten Boden laufen. Nach der Winterkälte hatte es den Anschein, als ob hier niemand jemals gelebt hätte, und überall markierte er Steine und Baumstämme mit seinem Duft. Um ihn herum waren die Männchen auf Futtersuche, wobei eine große Konkurrenz zwischen ihnen herrschte. Sie waren nun alle erwachsen: Sogar diejenigen, die vor kaum einem Jahr geboren worden waren, hatten fast ihre volle Größe erreicht, während ›Veteranen‹ wie der Kaiser selbst, dessen dritter Geburtstag nahte, sich steifer als im vergangenen

Jahr bewegten. Nach dem auszehrenden Winterschlaf machten alle einen kränklichen Eindruck, und die anhaltende Kälte fraß sich durch das lose Fell in die abgemagerten Körper.

Es war aber riskant, so früh sich schon zu bewegen. In den Höhlen schliefen noch immer die Weibchen und brauchten die letzten Wintervorräte auf. Die Räuber waren auch schon aktiv, und wegen des Futtermangels waren ›Frühaufsteher‹-Primaten ein lohnendes Ziel. Wenn eins der Männchen auf ein unerwartetes Futterdepot stieß, wurde er schnell von schnappenden Rivalen umzingelt, und der leere Wald hallte wider von ihrem Kreischen und Kläffen.

Noth hatte aber keine andere Wahl, als sich der Kälte auszusetzen. Es nahte nämlich die Paarungszeit, eine Zeit harter Auseinandersetzungen zwischen den Männchen. Noths Körper wusste, je eher er für die bevorstehenden Kämpfe Kraft tankte und Energie speicherte, desto bessere Chancen hatte er, eine Partnerin zu finden. Er musste das Risiko eingehen.

Noth machte sich auf den Weg zum größten der nahe gelegenen Seen, wobei er sich anhand der verschwommenen Erinnerungen orientierte. Der See war noch weitgehend zugefroren. Die graue Eisdecke war mit losem, hartkörnigem Schnee bedeckt. Ein Paar entenartiger Vögel, frühe Einwanderer, watschelten über den See und pickten hoffnungsvoll auf der Oberfläche herum. Unter dem Grau sah Noth das kühle Blau älteren Eises – eine Linse tiefgekühlten Materials, das schon im letzten Sommer nicht geschmolzen war und auch in diesem Jahr nicht schmelzen würde. Er kam an einem grau-weißen Bündel vorbei, das dicht an der Wasserlinie lag. Es war ein Mesonychid. Wie der Polarfuchs späterer Zeiten überwinterte er auf dem Boden. Jedoch hatte dieser Meso im Winter bei einem Kälteeinbruch sich in einem Schneesturm verirrt und war hier am Seeufer erfroren. Der Körper war schnell gefroren und schien sich perfekt erhalten zu haben. Doch wo er nun auftaute, machten die Bakterien und Insekten sich ans Werk: Noth stieg ein süßlicher Verwesungsgeruch in die Nase. Das halbgefrorene Fleisch würde ihm munden, und die salzigen Maden wären ein Leckerbissen. Aber der Durst war stärker als der Hunger.

Nahe dem flachen schlammigen Seeufer war das Eis dünn und rissig, und Noth roch offenes Wasser. Das grünliche Wasser wimmelte von

Leben und war mit grauen Brocken der alten Eisdecke bedeckt. Noth tunkte die Schnauze ins Wasser und trank. Dadurch löste sich auch der größte Teil des zähen Schleims zwischen den Zähnen.

Er sah, dass Zusammenballungen durchsichtiger grauer Kügelchen im Wasser schwammen – der Laich der amphibischen Seebewohner, den sie so früh wie möglich abgelegt hatten. Und in der Nähe, in den Untiefen zu seinen Füßen, machte Noth winzige zuckende Wesen aus: die ersten Kaulquappen. Er fuhr mit der Hand durchs Wasser, schöpfte den Schleim ab und stopfte sich die glibbrige Masse in den Mund.

Dann wurde die Darmtätigkeit aktiviert, und wässriger Kot sammelte sich unter ihm.

Und dann brach das Eis mit einem lauten Knacken auf, und etwas kam an die Wasseroberfläche. Etwas Großes kam aus dem See. Mit großen Augen huschte Noth in die Deckung der nächsten Bäume.

Wie Noth war auch das Krokodil früh erwacht und von der Helligkeit des Tags aus dem Schlaf gerissen worden. Als es aus dem See kam, rutschten ihm Eisbrocken vom Rücken. Mit einer geschmeidigen Bewegung schnappte es den gefrorenen Meso. Eis splitterte, und Knochen knackten. Dann glitt das Kroko rückwärts ins Wasser und zog den Kadaver mühelos und fast geräuschlos mit.

Das Krokodil war hungrig.

Vor dem Kometen waren die größten Tiere in allen Ökologien der Erde Reptilien gewesen: die Plesiosaurier und Ichthyosaurier in den Meeren, die Dinosaurier an Land und die Krokodile im Süßwasser. Die Katastrophe hatte diese Familien ausgelöscht, und in ihren leeren Reichen sollten sie bald durch funktional gleichwertige Säugetiere ersetzt werden – alle außer den Krokodilen.

Die Lebensbedingungen in der Süßwasser-Umgebung waren schon immer schwierig gewesen. Während die Versorgung mit pflanzlichem Material an Land und im Meer räumlich und zeitlich geregelt war, waren Süßwasser-Umgebungen sehr variabel. Erosion, Abrasion, Verlandung, Überschwemmungen, Dürre und starke Schwankungen der Wasserqualität waren die Risiken.

Aber das Krokodil – und andere robuste Süßwasser-Arten wie Schildkröten – waren widerstandsfähig. Manche lernten, auf der Suche nach Wasser über Land zu gehen. Andere wichen ins Meer aus. Oder sie

gruben sich metertief in den Schlick ein und warteten auf den nächsten Wolkenbruch. Und was die Nahrung betraf, lebten sie selbst während der größten Auslöschungen an Land und im Meer von den Nährstoffen, die von den Kadavern, mit denen das Land übersät war, in einem steten Strom in den Untergrund einsickerten.

Auf diese Art hatten die Krokodile über hundertfünfzig Millionen Jahre überlebt – Kometen- und Meteoriten-Einschläge, plötzliche Vergletscherungen, Änderungen des Meeresspiegels, tektonische Auffaltungen und Konkurrenz von aufeinander folgenden Tierreichen. Und nach dieser ganzen Zeit hatten sie immer noch die Fähigkeit zu evolutionären Neuerungen. Die erste Zeit nach dem Kometeneinschlag waren die dominierenden Räuber an den Wasserläufen Verwandte der Krokodile mit langen Beinen und hufartigen Klauen gewesen. Sie waren ein Albtraum gewesen, schnelle Krokodile, die imstande gewesen waren, Tiere bis zur Größe kleiner Pferde zu jagen. Die Krokodile hatten sich sogar an die Lebensbedingungen hier am Pol angepasst, wo die Sonne monatelang nicht schien; sie verschliefen den Winter einfach.

Im Gegensatz zu den Dinosauriern und den Plesiosauriern wurden die Krokodile nicht von aufstrebenden Säugetieren aus ihren Süßwasser-Nischen vertrieben: weder jetzt noch in Zukunft.

Noth hatte den Meso-Kadaver verloren, aber die Stelle, wo er gelegen hatte, war mit Fleischfetzen und zerdrückten Maden bedeckt. Hungrig leckte er über den gefrorenen Boden.

Schließlich kam der Tag der Paarung.

Die Weibchen der Sippe versammelten sich in den Ästen einer großen Konifere. Sie aßen erste Früchte und führten dem Körper die Nährstoffe zu, die sie brauchten, um den Anstrengungen der Mutterschaft gewachsen zu sein. Die Weibchen wurden unauffällig von den Älteren angeleitet, darunter auch Groß und Größte. Rechts war ebenfalls bei ihnen. Sie hatte ihren ersten Winter überlebt. Sie nahm schnell an Gewicht zu, und als sie das zottige Winterfell abgeschüttelt hatte, entpuppte sie sich als eine kleine, aber gut gebaute Erwachsene, die zur Paarung bereit war.

Der Kaiser weilte in seinem Harem. Tapfer humpelnd ging er von einer zur andern, um sie zu besteigen. Größte hatte ihn schon zweimal

rangelassen, und Rechts hatte er auch schon entjungfert, ohne dass sie sich ihm widersetzt hätte. Nun nahm er Groß. Sie hatte sich an einen tiefen Ast geklammert und vornüber gebeugt. Den Kopf hatte sie zwischen die Knie und den Schwanz in die Höhe gestreckt. Der Kaiser war hinter ihr. Er hatte ihr die Arme um die Taille geschlungen und stieß sie mit einem Tempo, aus dem Erschöpfung und Dringlichkeit sprachen. Dies war der Tag, auf den der Kaiser das ganze Jahr hingearbeitet hatte; und nun war die Zeit gekommen, da er seine ganze Autorität und Energie in die Waagschale warf, um so viele Weibchen wie möglich zu decken. Doch der Kaiser drohte schon schlappzumachen. Dabei war dieser Harem nur einer von mehreren im großen Territorium, über das er herrschte.

An diesem Ort, der so stark jahreszeitlichen Einflüssen unterworfen war, musste die Aufzucht der Jungen in einem sehr kurzen Zeitraum erfolgen. Deshalb wurde Nachwuchs gezeugt, wenn reichlich Nahrung vorhanden war und die werdenden Mütter genug Futter bekamen, um genügend Milch zu produzieren. Einem Weibchen, das sich außerhalb der Paarungszeit paarte, wäre es kaum vergönnt zu erleben, wie sein Nachwuchs den Eintritt ins Erwachsenenalter erlebte. Und ein Männchen, das die Gelegenheit verpasste, sich mit einem fruchtbaren Weibchen zu paaren, würde ein ganzes Jahr der Entbehrungen, Gefahren und des Mangels aushalten müssen, ehe es eine neue Chance bekam. Für die *Notharctus* dauerte die Paarungszeit gerade einmal *achtundvierzig Stunden*. Und in dieser kurzen Zeit ging der Punk ab. An diesen beiden Tagen, beim gleichzeitigen Eisprung aller Weibchen, war die Luft mit einer Pheromonwolke geschwängert und überall wimmelte es von Männchen, die einem schier unwiderstehlichen Drang folgten. Erektionen stachen aus dem Fell. Die Männchen hatten sich seit der Rückkehr der Sonne auf diesen Moment vorbereitet. Sie hatten ordentlich gefressen, um sich zu stärken, hatten spektakuläre Sprünge vollführt und Scheinkämpfe geführt – wie Athleten, die sich auf ein Turnier vorbereiteten. Der Kaiser vermochte sie sich unmöglich alle vom Leib zu halten, und die Konkurrenz wurde immer stärker. Heute stand die Hierarchie der Männchen auf der Kippe.

Der Stress für die Weibchen würde später kommen, bei der Schwangerschaft, wenn die schnell wachsenden Föten, und beim Stillen,

wenn die Neugeborenen es der Mutter permanent abverlangten, energiereiche Nahrung zu suchen – und das zu einer Zeit, wo fast jedes ausgewachsene Weibchen stillte. Es war der hohe Preis der Reproduktion, der zur generellen Dominanz der Weibchen über die Männchen geführt hatte, und das war auch der Grund, weshalb die Weibchen immer das beste Futter bekamen.

Im ganzen Wald war es das Gleiche. Bei den Notharctus-Sippen fand die Paarungszeit gleichzeitig statt, wobei der Zeitpunkt von den chemischen Düften bestimmt wurde, die die Luft kilometerweit durchzogen. An den beiden Tagen war der Wald eine einzige Orgie, erfüllt vom Kreischen kämpfender Männchen, mit pheromongeladenen Weibchen und von heftigem Rammeln.

Noth verfolgte ein anderes junges Männchen, das er sich als Rivale vorstellte, und schnellte sich durch ein lichtetes Koniferenwäldchen. Mit einem Arm schwang er an den dünnen Ästen. Bei jedem Abschwung kam die Erde wie eine riesige Schüssel auf ihn zu, und totes Laub, frischer grüner Farn und die unansehnlichen Gestalten schnüffelnder Bodenbewohner stoben unter ihm davon.

Sein Kopf war vom Östrogengeruch benebelt. Er hatte schon eine Erektion, seit er heute Morgen aufgewacht war. Auch jetzt, während er sich von Baum zu Baum schwang, stach der Penis rosig und steif hervor. Er musste sich erst noch durch die dicht gedrängten Männchen kämpfen, um zu einem empfängnisbereiten Weibchen zu gelangen, und er hatte das Gefühl, dass ihm der Bauch platzen würde, wenn er nicht bald Erfolg hatte. Obwohl er sich vor Lust schier verzehrte, genoss er es, sich mit dem geschmeidigen Körper kraftvoll durch den Wald zu schwingen, an den er so gut angepasst war.

Nie zuvor hatte Noth sich so lebendig gefühlt.

Noth landete punktgenau auf dem Baum des Rivalen und packte die Äste mit exakt koordinierten Händen und Füßen. Doch sofort fiel Rivale über ihn her.

Sie standen sich aufrecht gegenüber. Die Penisse wiesen wie Spieße aufeinander. Noth ging mit aufgestelltem Schwanz auf den Rivalen zu, wobei er keckernd und belfernd die Genitalien an der Baumrinde rieb.

Rivale erwiderte die Gesten. Das war ein ritualisiertes

Aufeinandertreffen, bei dem jeder in einer Art Tanz auf die Bewegungen



des jeweils anderen reagierte: Die ›Choreographie‹ umfasste Schwanz aufstellen, Genitalien reiben, Arme ausbreiten und sich mit Blicken töten.

Bald war die Luft von ihrem Gestank erfüllt. Sie kamen sich so nahe, dass Noth die Spitzen des gestäubten Fells des anderen spürte. Sein Gesicht wurde vom Speichel des Rivalen benetzt.

Rivale war etwa im gleichen Alter wie Noth und hatte die gleiche Größe. Er hatte sich der Sippe etwas früher als Noth und seine Schwester angeschlossen. Für ihn war Noth ein Eindringling in eine Sippe gewesen, die er schon als ›seine‹ betrachtete. Noth und Rivale waren sich – wie Brüder – zu ähnlich und zu nah, um etwas anderes zu sein als Rivalen. Rivale war geringfügig größer und schwerer als Noth, weil er bei der Nahrungssuche im Frühling erfolgreicher gewesen war. Doch Noth hatte in diesem schwierigen Jahr eine innere Kraft entwickelt und hielt ihm stand.

Schließlich gab die Psychologie den Ausschlag. Rivale wurde plötzlich der Schneid abgekauft, und er gab die Drohgebärden auf. Er drehte Noth den Rücken zu und bot ihm in einer kurzen symbolischen Geste der Unterwerfung das rosige Hinterteil dar.

Noth stieß einen triumphierenden Ruf aus. Kurz rieb er die Handgelenke am Rücken des Rivalen, markierte den Sieg mit seinem Geruch und urinierte in einem Schwall auf ihn. Dann ließ er zu, dass Rivale sich auf dem Ast in Richtung eines Beerenfruchtstands trollte.

Rivale war dabei nicht zu Schaden gekommen. Er würde für eine Weile auf seinem Baum schmollen, vielleicht etwas fressen und sich für eine Weile aus dem Paarungs-Treiben heraushalten. Seine Chancen hatten sich aber nur für ein paar Stunden verschlechtert. Noths Urin hatte ihn kurzzeitig sterilisiert und sogar die Fähigkeit beeinträchtigt, die speziellen trillernden Rufe auszustoßen, mit denen die Männchen Weibchen anlockten.

Für Noth war das eine folgerichtige Strategie. Es war heute unmöglich für ein Männchen, alle Weibchen zu decken – und wenn es sich noch so sehr anstrengte. Er vermochte jedoch die Anzahl der konkurrierenden Männchen durch diese sensorische Einschüchterung zu verringern.

Nach der Niederlage des Rivalen zuckte Noths Penis von neuem; bald würde er die Befriedigung finden, nach der er sich sehnte. Mit schnellen,

kräftigen Sprüngen bewegte er sich von Ast zu Ast durch den Wald zu der Stelle, wo die Weibchen sich versammelt hatten.

Aber er wusste noch nichts von dem wilden Kampf, der dort stattfand.

Der Kaiser ging noch immer im Harem um und beendete eine weitere Paarung. Mit wundem, schlaffem Penis streifte er zwischen den Weibchen umher und hieb und schnappte nach jedem Männchen, das in seine Reichweite kam.

Und plötzlich sah er sich Solo gegenüber.

Der alternde Kaiser richtete sich auf und fletschte die Zähne. Die Drüsen steigerten die Produktion seines starken Duftstoffs. Mit dem gesträubten Fell und der zuckenden Schnauze bot er einen beeindruckenden Anblick, mit dem er jedes andere Männchen eingeschüchtert hätte.

Jeden außer Solo.

Solo hatte in einer nicht weit entfernten Höhle einen lauschigen Winter mit einer Schar Weibchen verbracht. Gleich nachdem das Licht zurückgekehrt war, hatte er sich auf Futtersuche begeben und sich schnell so viel Masse angefressen, bis er wieder so stark war wie letztes Jahr zu seinen besten Zeiten.

Und er hatte die Streifzüge wieder aufgenommen. Allein heute hatte er schon im ganzen Wald ein halbes Dutzend Weibchen begattet. Und ihm stand der Sinn nach mehr – doch dazu musste er erst die Konkurrenz ausschalten.

Solo sprang den Kaiser an und rammte ihm die vernarbte Schnauze in den Bauch.

Der Kaiser fiel rücklings auf den Ast. Er wand sich und wäre vielleicht vom Baum gefallen, wenn die beweglichen Primaten-Hände nicht an der Rinde Halt gefunden hätten. Er war durch den plötzlichen körperlichen Angriff genauso schockiert wie verwundet. Außer Knüffen und Püffen von Weibchen, die ihren Anspruch auf die beste Nahrung geltend machten und gelegentlichen unbeabsichtigten Schlägen von anderen Männchen war er in seinem ganzen Leben noch von niemandem verletzt worden.

Und es war auch noch nicht vorbei.

Mit einem Sprung, der für ein Geschöpf seiner Größe geradezu elegant anmutete, sprang Solo auf den Kaiser. Er setzte sich dem älteren

Männchen auf die Brust und drückte dem Kaiser die Rippen zusammen. Der Kaiser schrie auf. Er schnaufte und keuchte und schlug Solo auf den Rücken. Mit vollem Krafteinsatz hätte er den anderen vielleicht abgeschüttelt. Jemanden zu verletzen ging ihm jedoch gegen den Instinkt, und deshalb setzte er sich nur halbherzig zur Wehr.

Damit hatte er seine Chance vertan.

Solo beugte sich nach vorn und stieß dem Kaiser die Schnauze in die Genitalien. Er schob das Fell beiseite, das noch steif war vom Samen und der Vaginalflüssigkeit einiger Weibchen. Mit einer schnellen Bewegung biss er dem Kaiser in den Hodensack und riss einen Hoden heraus.

Der Kaiser heulte auf und schlug um sich. Blut schoss hervor und vermischte sich mit den anderen Flüssigkeiten im Fell.

Solo löste sich vom Kaiser und beförderte ihn mit einem gezielten Tritt vom Ast hinunter. Der Körper des älteren Männchens brach durch die unteren Laubschichten und fiel auf den Boden. Dann spie Solo den blutigen Hoden aus und ließ ihn auf den Waldboden fallen.

Solo machte sich über Rechts her, Noths Schwester. Sie war noch eins der jüngsten Weibchen. Er befangerte seinen schnell anschwellenden Penis und schickte sich an, sie zu nehmen.

Und plötzlich fiel Noth – jung, kraftvoll und geil – aus der Luft und landete vor Solos Füßen. Solo drehte sich wie ein Geschützturm zum neuen Herausforderer um.

Noth hatte nicht gewusst, dass Solo hier war. Aber er erinnerte sich an ihn. Er hatte weder eine Vorstellung von gestern und morgen noch eine zusammenhängende Erinnerung; sie war eher wie eine Galerie lebendiger Bilder auf der Grundlage visueller und Geruchs-Eindrücke. Jedoch löste Solos intensiver Gestank eine Bilderflut in ihm aus – bruchstückhafte und streiflichtartige Impressionen jenes schrecklichen Tages in einem anderen Teil des Waldes, des verzweifelten Geheuls seiner Mutter, als sie in eine Grube aus Zähnen stürzte.

Widerstreitende Impulse wallten in ihm auf. Er sollte sich in Positur werfen und kräftig stinken – oder er sollte dieser starken Kreatur eine Demutsgeste zeigen, wie Rivale sich ihm unterworfen hatte.

Doch *keine* der Alternativen schien auf Solo anwendbar zu sein. Er befolgte keine der ungeschriebenen Regeln, die die Gesellschaft der Notharctus zusammenhielt. Soeben hatte er das dominierende Männchen

der Sippe verstümmelt. Solo würde sich mit einem symbolischen Sieg sicher nicht zufrieden geben. Solo würde ihn verwunden, wenn nicht gar töten wollen.

Und hier war Rechts, Noths einzige Verwandte, die im Laub zu Solos Füßen kauerte. Hier waren die Weibchen, mit denen er ein halbes Jahr zusammengelebt hatte und deren angeschwollene Vaginas ihn seit Tagen und Wochen voller Vorfreude mit Lust erfüllt hatten – und hier war dieses Ungeheuer, Solo, der alles zerstört hatte, mit dem er aufgewachsen war.

Er richtete sich auf und stieß ein Heulen aus.

Solo hielt erschrocken inne.

Noths Handgelenke und Genitalien juckten vor Moschus. Er warf sich für eine Sekunde in Positur, eine verkürzte Demonstration seiner Kraft und Jugend. Dann senkte er blindlings und ohne zu wissen, was er tat, den Kopf und stieß ihn Solo in den Bauch. Mit einem erstickten Schrei wurde Solo zurückgeworfen und fiel rücklings auf einen Blätterhaufen.

Wenn er sofort nachgesetzt hätte, dann hätte Noth mit diesem Überraschungsangriff vielleicht Erfolg gehabt. Aber er hatte noch nie in seinem Leben einen körperlichen Kampf ausgetragen. Und dann warf Solo sich mit den Instinkten eines erfahrenen Kämpfers herum und stieß Noth das Knie gegen die Schläfe. Noth fiel um und suchte instinktiv nach einem Halt. Eine schwere Masse krachte ihm auf den Rücken und drückte ihn gegen die Rinde. Und dann spürte North, wie Solos Schneidezähne sich ins weiche Fleisch im Nacken gruben. Er schrie auf vor Schmerz, krümmte sich und schlug um sich. Er vermochte Solo nicht abzuschütteln – aber durch die heftigen Bewegungen fielen beide vom Ast.

Schreiend brach Noth durch Schichten aus Blättern und Zweigen, während Solo ihm noch immer die Zähne in den Nacken geschlagen hatte.

Sie krachten auf den Boden, wobei der Fall durch die Schicht aus vermodertem Laub kaum gedämpft wurde. Immerhin wurde Noth Solo los, nachdem der ihm noch einmal in die Schulter gebissen hatte. Dann erging Solo sich seinerseits in Drohgebärden. Er stieß ein drohendes Knurren aus, richtete sich auf und schlug mit den kleinen Fäusten auf den Kompost zu seinen Füßen. Laubreste stoben auf und hüllten ihn in

einer losen Wolke ein.

Es war ein Kampf zweier kleiner Kreaturen. Doch selbst viel größere Tiere, die furchtsam zuschauten, schreckten vor Solos Wildheit zurück. Und es war ein ungleicher Kampf. Solo stapfte durch die sich herabsenkenden Laubreste auf Noth zu. Noth warf sich nicht in Positur, sondern sah Solo nur wie hypnotisiert an. Dann schaute er entsetzt auf seine Schulter. Die Haut hing in Fetzen, und das Fell war blutgetränkt. Doch nun kam Solo ein massiger Leib entgegen geflogen. Es war der Kaiser. Obwohl ihm noch das Blut aus dem zerfetzten Hodensack floss, trat der große Notharctus Solo im Flug in den Rücken und schleuderte ihn bäuchlings zu Boden.

Diesmal zögerte Noth nicht. Er stürzte sich auf Solo und bearbeitete Rücken und Schultern mit Füßen, Händen und Schnauze. Der Kaiser schloss sich ihm an, und es kamen immer mehr Männchen herbei, bis Solo unter einer Schicht schreiender und unerfahrener Angreifer begraben war. Jedem Einzelnen von ihnen wäre Solo überlegen gewesen – nicht aber allen zusammen. Unter dem Hagel ungezielter Schläge vermochte er sich nicht einmal aufzurichten.

Schließlich wühlte er sich wie ein Taeniodont durch den Mulch auf dem Waldboden und entzog sich dem Zugriff der wütenden Meute. Als sie schließlich bemerkten, dass ihre Schläge und Tritte nur den Dreck oder die anderen trafen, hatte Solo sich schon davon geschleppt.

Zerschlagen und unter Schmerzen kletterte Noth wieder auf den Baum. Oben angekommen sah er, dass die Weibchen sich ungerührt kämmten und eingetrockneten Samen aus dem Haar um die Genitalien zupften, als ob der Kampf dort unten nie stattgefunden hätte. Der Kaiser saß still neben dem Weibchen GröÙte. Der Blutfluss war versiegt, aber mit dem Kopulieren hatte es nun ein Ende.

Und hier war Rivale, der Rechts deckte. Noth sah, dass seine Schwester das Gesicht im Brusthaar verborgen hatte und hörte, dass leise Lustschreie sich ihrer Kehle entzogen. Noth verspürte ein eigenartiges warmes Glühen. Er war nicht eifersüchtig auf die anderen Männchen wegen seiner Schwester; nicht einmal auf dieses Männchen, das er besiegt und das sich anscheinend sehr schnell wieder erholt hatte. Auf einer tiefen biochemischen Ebene begriff er, dass durch die

Schwangerschaft seiner Schwester die Linie fortbestehen würde: der leuchtende ununterbrochene molekulare Strang, der – von Purga ausgehend – diesen von der polaren Sonne beschienenen Moment durchlief und sich in unvorstellbare Zukünfte erstrecken sollte.

In der Ferne hörte er ein Träten. Es war der Ruf eines Moeritheriums, der Matriarchin einer Herde, die langsam von Süden sich näherte. Mit der Rückkehr der Herden war es endlich wieder Sommer geworden. Im ganzen Wald ertönten hohe Stimmen: Das war der Gesang der Notharctus, ein Lied der Einsamkeit und des Wunders.

In ein paar Jahren würde Noths Leben vorbei sein. Bald würde auch seine Art verschwunden sein, und ihre Nachfahren würden eine neue Gestalt angenommen haben. Und bald, während die Erde sich nach dieser Mittsommer-Warmphase abkühlte, würde sogar der Polarwald schrumpfen und absterben. Doch fürs erste genoss Noth – blutig, keuchend und mit verschmutztem Fell – seinen Triumph, seinen Tag im Licht.

Das Weibchen Groß näherte sich ihm. Er trillerte leise. Mit einem Funkeln in den Augen krümmte sie den Rücken und bot sich ihm dar. Noth drang schnell in sie ein, und seine Welt versank in einem Freudentaumel.

## KAPITEL 6

### ~~~~~ DIE ÜBERQUERUNG

*Der Kongo, Westafrika,  
vor ca. 32 Millionen Jahren*

~~~~~

I

Kurz bevor er schließlich ins Meer mündete, wälzte der mächtige Fluss sich träge zwischen Wänden aus üppigem Regenwald dahin. Er hatte viele Schleifen und Seitenarme, die vom Hauptstrom abgeschnitten waren und sich in sumpfige Abschnitte und Tümpel verwandelt hatten. Es war, als ob der Fluss nach der langen Reise erschöpft sei, auf der er das Herz eines Kontinenten entwässerte.

Und in diesem Spätsommer hatte es viel geregnet. Der Fluss führte Hochwasser und überschwemmte ein Land, dessen Grundwasserspiegel ohnehin dicht unter der Erdoberfläche lag. Das schmutzige Wasser transportierte erodiertes Gestein, Schlamm und Lebewesen. Flöße aus ineinander verhakten Ästen und Pflanzen trieben wie steuerlose Schiffe auf dem gewaltigen Strom – Relikte, die bereits tausende Kilometer von ihrem Ursprung entfernt waren.

Hoch über dem Wasser, im vielstimmigen Obergeschoss des Waldes, vollführten die Anthros ihre tägliche zerstörerische Prozession.

Sie waren wie Affen. Sie liefen über Äste, schwangen sich mit den kräftigen Armen von Ast zu Ast, pflückten Früchte, rissen Palmwedel ab und zogen Rinde ab, um an Insekten zu gelangen. Weibchen streiften in Gruppen umher und gingen ihrer Arbeit nach, wobei sie hin und wieder eine Pause einlegten und sich der Fellpflege widmeten. Da waren Mütter mit Babys, die sich an Rücken und Bauch klammerten. Sie wurden von

Tanten-Gruppen unterstützt. Die Männchen, die größer waren und einen weiteren Aktionsradius hatten, bildeten lockere und steter Veränderung unterliegende Allianzen, während sie um Nahrung, Status und Zugang zu den Weibchen konkurrierten.

Mehr als dreißig Anthros arbeiteten hier. Sie waren schlaue und gute Jäger und markierten ihre Jagdrouten mit Exkrementen. Es herrschte ein fröhliches, lautstarkes Treiben, während die Mitglieder der Gruppe aßen, arbeiteten und die Kräfte maßen.

Streuner war im Moment allein und schwang sich von einem dicken Ast zum nächsten. Obwohl sie hoch über dem Boden war, hatte sie keine Angst zu fallen. Sie war hier in ihrem Element; ihr Körper und Geist waren hervorragend an die Bedingungen dieses undurchdringlichen Blätterdachs angepasst.

An der Küste, im Westen, gab es dichte Mangrovensümpfe. Doch hier im Binnenland war der alte Wald reichhaltig und vielgestaltig. Hier wuchsen mächtige Bäume mit ausladenden Wurzeln: Papayas, Cashews und Fächerpalmen. Die meisten Bäume trugen Früchte und waren reich an Harz und Ölen. Es war ein ausgesprochen günstiger Platz zum Leben. Aber er war auch das Relikt einer Welt, die dem Untergang geweiht war, denn die Welt wurde seit Noths Zeit von einer starken Abkühlung heimgesucht, und die einst weltumspannenden Wälder waren zu kleinen Inseln geschrumpft.

Streuner fand eine Palmnuss. Sie setzte sich auf einen Ast und inspizierte sie. Eine dicke grüne Raupe kroch über die Schale. Sie leckte die Raupe ab und kaute sie genüsslich.

Die Horde brach geräuschvoll durch die Baumwipfel um sie herum.

Auch wenn sie allein war, wusste sie genau, wo die anderen alle steckten. In den langen Jahren seit Noths Zeit hatte die soziale Struktur der Primaten sich stetig weiter entwickelt: Für die Anthros waren ihre Artgenossen nunmehr interessanter als tote Gegenstände – sie waren die interessantesten Objekte in der Welt. Streuner war sich der übrigen Horde so bewusst, als ob sie wie eine Lampion-Reihe in den Baumkronen aufgehängt wäre und den Rest der Welt zu einem amorphen Grau verdunkelte.

Streuner gehörte keiner der Spezies an, die jemals von Menschen katalogisiert werden würde. Sie sah aus wie ein Kapuzineräffchen, der

›Leierkasten spielende‹ Affe, der eines Tages die Wälder Südafrikas durchstreifen würde, und hatte auch in etwa seine Größe. Sie wog nur ein paar Kilogramm und hatte ein dichtes schwarzes Fell mit weißen Zeichnungen an Schultern, Hals und im Gesicht, womit sie eben an einen Kapuzinermönch erinnerte. Arme und Beine waren gelenkig und symmetrisch, ganz im Gegensatz zu Noth: Dieser Körper-Bauplan war typisch für die Bewohner offener Baumkronen. Die Nase war flach und hatte kleine, seitlich ausgestellte Nasenlöcher, die für die Affen des späteren Südamerika typisch waren und nicht für die afrikanischen. Sie sah aus wie ein Affe. Aber sie war kein Affe: Als entfernter Nachfahr von Noths Adapiden gehörte ihre Art zu einem Primatentyp mit der Bezeichnung Anthropoiden, den Vorläufern der Affen und Menschenaffen – diese große Aufspaltung in der Familie der Primaten sollte erst noch stattfinden.

Fast zwanzig Millionen Jahre nach dem Tod von Noth waren die Kämm-Krallen der Notharctus-Füße bei Streuner durch Fußnägel ersetzt worden. Sie hatte kleinere Augen als Noth und wegen der kürzeren Schnauze ein weites räumliches Blickfeld – und die Augen wurden durch eine feste Knochenhöhle geschützt. Noths Augen waren nur durch einen Knochenring geschützt worden, und seine Sicht wurde beim Kauen sogar durch die Backenmuskeln beeinträchtigt. Außerdem hatte Streuner viele der alten Nachtjagd-Merkmale verloren, über die Noth noch verfügt hatte. Der Sinnes-Schwerpunkt hatte sich vom Geruch zum Sehen verschoben.

Aus Rechts' Enkeln war eine große Armee hervorgegangen. Sie hatte sich über die Alte Welt ausgebreitet und die dichten tropischen Wälder Asiens und Afrikas besiedelt. Auf der Wanderschaft hatten sie sich weiterentwickelt, diversifiziert und verändert. Die Linie der Anthropoiden aus der Alten Welt sollte jedoch mit Streuner abbrechen. Streuner konnte nicht wissen, dass sie ihre Mutter nie mehr wieder sehen sollte – und ihr Schicksal war weitaus seltsamer als alles, was ihre unmittelbaren Vorfahren erlebt hatten.

Durch das weiß gefleckte Fell wirkte Streuners Gesicht skizzenhaft, unfertig und irgendwie wehmütig. Aber sie hatte eine jugendliche Schönheit. Sie war drei Jahre alt und damit noch ein Jahr von der Menarche entfernt. Sie hatte den unabhängigen Geist einer jungen Frau

und war noch nicht voll in die Hierarchien und Bündnisse der Horde integriert. Vielmehr wirkten bei ihr noch die solitären Instinkte der entfernten Vorfahren. Sie blieb gern für sich. Zumal die Gruppe im Moment keine sehr angenehme Gesellschaft war.

Die letzten paar Jahre waren eine Zeit des Überflusses gewesen, und die Horde hatte sich zahlenmäßig vergrößert. Ein Baby-Boom hatte stattgefunden, aus dem auch Streuner hervorgegangen war. Allerdings brachte das Wachstum auch Probleme mit sich. Einmal herrschte eine harte Konkurrenz um Nahrung. Jeden Tag gab es Streitigkeiten.

Und dann war da das Kämmen. In einer kleinen Gruppe war genug Zeit, um alle zu kämmen. Das unterstützte die Pflege von Beziehungen und die Festigung von Allianzen. Wurde die Gruppe jedoch zu groß, war dafür einfach keine Zeit mehr. Also bildeten sich Cliques und Untergruppen heraus, wo man gegenseitige Fellpflege betrieb und die anderen ignorierte. Ein paar Cliques gingen sogar schon tagsüber eigene Wege und kamen nur noch zum Schlafen zurück.

Irgendwann würde es die Gruppe zerreißen. Die Cliques würden sich absondern, und die Gruppe würde sich auflösen. Jedoch mussten die neuen, kleineren Gruppen groß genug sein, um sich vor Räufern zu schützen – was auch der eigentliche Grund war, weshalb es am Tag überhaupt zur Gruppenbildung kam –, sodass es noch eine lange Zeit, vielleicht sogar Jahre dauern würde, bis eine Abspaltung vollzogen war. Das geschah allenthalben. Es war eine zwangsläufige Folge der wachsenden Primatengemeinschaften. Und es hatte ständige Reibereien zur Folge.

Deshalb war Streuner froh, dem ganzen Hickhack für eine Weile zu entrinnen.

Nachdem der Käfer gründlich zerkaut war, untersuchte Streuner die Palmenuss. Sie wusste, dass der Kern eine Delikatesse war, aber ihre Hände und Zähne waren zu schwach, um die Schale aufzubrechen. Also schlug sie die Schale gegen den Ast.

Dann wurde sie sich zweier heller Augen bewusst, die sie beobachteten. Sie gehörten einer schlanken rostroten Gestalt, die sich an einen Ast klammerte. Sie machte sich aber keine Sorgen. Das Männchen gehörte zu einem Primatentyp, der eng mit Streuners Art verwandt war. Er war jedoch kleiner, schlanker – und nicht annähernd so intelligent. Hinter

ihm machte Streuner noch mehr Exemplare dieser Art aus, die sich an die Äste dieses und des nächsten Baums geklammert hatten und wie eine Kette sich durch die grün illuminierte Welt des Waldes zogen. Der Fremde wollte Streuner die Nuss nicht streitig machen und stellte schon gar keine Bedrohung für sie dar; der kleine Primat hatte es nur auf Streuners Reste abgesehen.

Streuner ernährte sich hauptsächlich von Früchten. Doch die Rostroten fraßen – wie ihre Adapiden-Vorfahren – vorwiegend Raupen und Insekten, die sie von den Ästen klaubten, und sie hatten spitze kleine Zähne, um die erbeuteten Insekten zu zerkleinern. Sie lebten in dichten mobilen Kolonien mit fünfzig und mehr Tieren. Dies bot ihnen Schutz gegen Räuber und andere Primaten: Selbst eine Rotte Anthros hätte Schwierigkeiten gehabt, sich einer dieser flinken, koordinierten Horden zu erwehren.

Streuner war jedoch viel intelligenter als jeder von diesen Roten. Es würde noch ein paar Dutzend Jahrmillionen dauern, bis ein Primat etwas benutzte, das man als Werkzeug im eigentlichen Sinn zu bezeichnen vermochte. Streuners Intelligenz war weitgehend spezialisiert und dahingehend ausgeprägt, dass sie die Wechselfälle ihres Soziallebens zu bewältigen vermochte. Dennoch war Streuner intelligent genug, um die nähere Umwelt zu begreifen und sie so zu manipulieren, dass sie bekam, was sie wollte. Eine Nuss gegen einen Baum zu schlagen war kaum fortgeschrittene Technik, aber sie war trotzdem gefordert, ein paar Schritte voraus zu denken – der Ansatz eines viel größeren Einfallsreichtums, der erst nach langer Zeit zum Tragen kommen sollte. Und dieses Nussschlagen war ein kognitiver Sprung, durch den die Roten ins Hintertreffen geraten waren. Was auch der Grund dafür war, dass sie sich hier versammelt hatten.

Streuner hörte ein Rascheln tief unter sich. Sie hielt sich am Ast fest und lugte ins grüne Zwielflicht.

Sie sah die Pflanzenreste auf dem Waldboden und eine schemenhafte Gestalt, die mit raschelnden Federn und am Boden pickend zwischen den Bäumen hindurch lief. Es war ein flügelloser Vogel in der Art eines Kasuars. Und als sie den Weg zurückverfolgte, den der Vogel bis zur Mitte der Lichtung genommen hatte, erkannte Streuner etwas matt glänzendes Rundes.

Eier. Es waren zehn Stück, die im nachlässig gebauten Vogelnest lagen. Ihr Eidotter war so groß wie Streuners Kopf. In der Mittagsruhe und in Abwesenheit des Gefährten hatte der Vogel das Nest kurz unbeaufsichtigt gelassen und darauf gehofft, dass es unversehrt bliebe, während er seinen Hunger stillte. Er hatte aber das Pech, dass Streuners scharfe Augen das Nest so schnell entdeckten.

Streuner zögerte für einen Moment. Wenn sie das Gelege plünderte, ging sie ein Risiko ein. Durch das Nussknacken hatte sie schon so viel Zeit verloren, dass sie den Anschluss an die Horde zu verlieren drohte, und es wäre schlecht für sie, auf sich allein gestellt zu sein. Zumal der Vogel auch eine Bedrohung darstellte. Das staksende Ungeheuer war einer der letzten Vertreter einer zwanzig Millionen Jahre alten Dynastie. Nach dem Kometen waren die Landsäugetiere zunächst klein geblieben und hatten sich in den dichten Wäldern bedeckt gehalten. Manche Vögel waren jedoch richtig groß geworden, und flügellose Ungeheuer wie dieses hatten die Rolle des ›Räuberhauptmanns‹ angestrebt. Ohne die durch den Flug auferlegten Gewichtsbeschränkungen hatten sie einen schweren, muskulösen Körperbau und enorme Kräfte entwickelt und Schnäbel, die eine Wirbelsäule zu brechen vermochten. Aber sie waren zu spät gekommen: Je größer die Säugetier-Pflanzenfresser wurden, desto größer wurden auch die Säugetier-Fleischfresser, und mit denen vermochten die Vögel nicht zu konkurrieren.

Die Eier waren *da*, direkt unter Streuner. Sie brauchte nur zuzugreifen. Wenn sie älter gewesen wäre und besser in die Gruppe integriert, hätte sie vielleicht eine andere Entscheidung getroffen. Doch nun kletterte sie an der rauen Baumrinde hinab auf den Boden, wobei ihr schon das Wasser im Mund zusammenlief. Es war diese eine Entscheidung, die die Weichen für ihr ganzes Leben stellte – und für das weitere Schicksal der großen Primaten-Familie.

Sie hatte die Reste des Nusskerns fallenlassen. Hinter ihr verlor der kleine Rote die Geduld und machte sich über die süßen Brocken her. Doch schon im nächsten Moment schwärmten seine Artgenossen über den Ast aus und raubten ihm die Beute.

Während sie den Baum hinabkletterte, scheuchte Streuner eine Schar Brüllaffen auf. Diese Primaten waren sehr klein und hatten Mähnen aus

feinem, seidigem Haar und bizarre weiße Schnurrbärte. Sie wurden aufgeschreckt und verschwanden kreischend im dichten Laub – sie wirkten fast vogelartig mit den schnellen Bewegungen und dem dünnen hellen Fell.

Brüllaffen ernährten sich vom Harz der Bäume. Sie gewannen es, indem sie die unteren Zähne in die Baumrinde schlugen. Wenn sie sich satt gegessen hatten, urinierten sie in das ausgebissene Loch, um anderen den Appetit zu verderben. Es gab viele Arten dieser kleinen Geschöpfe, die sich jeweils auf das Harz eines bestimmten Baums spezialisiert hatten und sich durch ihre Haartracht unterschieden. Mit dem extravaganten Fell und den trillernden Rufen erfüllten sie die Baumwipfel mit Farbe, Leben und Lärm.

Auf dem Boden gab es noch eine weitere Primatenart. Es handelte sich um einen Dickbauch, ein einzelnes Männchen.

Es war viermal so groß wie Streuner, und der massige Leib war in ein dichtes schwarzes Fell gehüllt. Er saß reglos da, zupfte unablässig Blätter von einem Busch und steckte sie sich in sein großes Maul. Die Schnauze war rußgeschwärzt: Er hatte Holzkohle von einem vom Blitz gefällten Baum gefressen, die die Giftstoffe in seiner pflanzlichen Nahrung neutralisierte.

Als Streuner auf den Boden hinuntersprang, schaute er sie finster an, zog die Mundwinkel herunter und stieß ein Brüllen aus. Sie ließ nervös den Blick schweifen, in der Furcht, dass sein Gebrüll vielleicht die Aufmerksamkeit der sorglosen Vogelmutter auf sich gezogen hätte.

Streuner hatte vom Dickbauch nichts zu befürchten. Er hatte einen großen Magen mit einem Dünndarm, in dem die nährstoffarme Nahrung teilweise fermentiert wurde. Und damit die große organische Fabrik auch effektiv arbeitete, musste er Dreiviertel der Zeit reglos verharren.

Streuner hörte das Rumoren des großen Magens. Das Geschöpf war aber erstaunlich sauber; angesichts seines Lebensstils hätte es so reinlich sein müssen wie eine Kanalaratte. Als sie sich von seinem Revier entfernte, fiel der Dickbauch in ein verdrießliches Schweigen.

Die Waldlichtung war dicht bewachsen. Grasland war aber noch selten. In Ermangelung von Gras war der Bodenbewuchs nirgends höher als einen Meter und bestand aus kleinen Sträuchern und Büschen wie Aloe, Kakteen und Fettpflanzen. Am spektakulärsten waren große distelartige

Pflanzen, die gerade Blütezeit hatten und psychedelisch gefärbte Blüten austrieben. Solche botanischen Wunder zierten die Landmassen dieses Erdzeitalters, aber es war ein Ensemble, das in menschlichen Zeiten ungewöhnlich war; es hatte Ähnlichkeit mit der Fynbos-Pflanzenwelt in Südafrika.

Um das Vogelnest zu erreichen, würde Streuner die Deckung der Bäume verlassen müssen. Und der offene Himmel wirkte sehr hell – hell und ausgewaschen –, und es lag ein eigenartiger Ozongeruch in der Luft. Sie hielt unbehaglich inne.

Sie hielt sich am Waldrand und versuchte sich an die Eier heranzupirschen.

Dabei durchquerte sie einen sumpfigen Abschnitt, einen Teil der Flutebene des mächtigen Stroms. Sie sah das Wasser: Es war mit vermoderter Vegetation übersät und schimmerte unter der hochstehenden Sonne. Hier, nicht weit vom Flussdelta entfernt, war sie in der Nähe des Meers. Gelegentliche Überschwemmungen und Hochwasser hatten den Boden mit Salz gesättigt, sodass dort kaum noch etwas wuchs.

Tiere bewegten sich über die Lichtung und strebten dem offenen Wasser entgegen. Im Unterholz äste eine Gruppe gazellenartiger *Stenomylus*. Die unruhigen Tiere hatten sich zusammengedrängt und ließen beim Fressen furchtsam den Blick schweifen.

Sie wurden von einer *Cainotherium*-Schar gefolgt, die kleinen langohrigen Antilopen glichen. Es streiften noch weitere hirschartige Tiere durch den Wald. Der *Stenomylus* war jedoch keine Gazelle, sondern eine Abart des Kamels – wie auch das *Cainotherium* mit dem seltsamen kaninchenartigen Kopf.

In der Nähe des Ufers hatte sich eine Familie großer Pflanzenfresser versammelt, die an Nashörner erinnerten. Nur dass es keine Rhinocerosse waren, und der traurige Abschwung der Oberlippen gab auch einen Hinweis auf ihre Abstammung: In Wirklichkeit waren sie *Arsinoetheria*, also Verwandte der Elefanten. Im Wasser selbst aalten sich zwei sich paarende *Metamynodons*, die Nilpferden sehr ähnlich waren. Watvögel wichen dem Liebesspiel vorsichtig aus. Die *Metamynodons* waren jedoch enger mit Nashörnern verwandt als die *Arsinoetheria*.

Wo Pflanzenfresser sich versammelten, waren auch Räuber und

Aasfresser nicht weit. Sie taxierten sie, wie es ihre Art war. Den merkwürdigen Proto-Rhinozerosen und Kamel-Gazellen folgten in gebührendem Abstand Bärenhund-Rudel – Amphicyons, Räuber und Aasfresser zugleich, die wie Bären auf platten Füßen umherliefen. So war das damals. Ein menschlicher Beobachter hätte sich im Fiebertraum gewähnt. Ein Bär wie ein Hund, ein Kamel wie eine Antilope – Gestalten, die in den Grundzügen vertraut waren und im Detail wie Vexierbilder anmuteten. Die großen Säugetier-Familien mussten erst noch den Platz finden, den sie später einmal einnehmen würden.

Und es gab auch in diesem Zeitalter einen ›Champion‹. Am Waldrand sah Streuner eine schemenhafte Bewegung zwischen den Bäumen, die von einem riesigen, trägen und bedrohlichen Wesen ausging. Das war ein Magistatherium, das an einen Bären erinnerte. Sogar auf allen vieren war es noch doppelt so groß wie ein aufgerichteter Kodiakbär. Die Reißzähne waren an der Wurzel fünf Zentimeter dick und doppelt so lang wie die eines Tyrannosaurus. Und wie der Tyrannosaurus jagte es aus dem Hinterhalt. Es war das größte Fleisch fressende Säugetier, das je an Land gelebt hatte, und es beherrschte die Wälder Afrikas. Aber die Schneidezähne, wichtige Werkzeuge eines Fleischfressers, waren im Gegensatz zu den Fleischfressern der Zukunft paarweise angeordnet. Deshalb bestand die Gefahr, dass sie ausgeschlagen wurden oder abbrechen. Dieser geringfügige ›Konstruktionsfehler‹ sollte schließlich zum Aussterben des Magistatheriums führen.

Derweil kreuzte der gezackte Rücken eines Krokodils im größten Teich. *Ihm* war diese Fremdartigkeit gleichgültig. Solang jemand dumm genug war, sich dem Reich des Krokodils zu nähern und solange dieser Jemand Fleisch hatte, das den Magen füllte und Knochen, die im Maul knirschten, hätte er auch als der fünfbeinige Grawunkel daherkommen können – sein Schicksal wäre von vornherein besiegelt.

Schließlich war Streuner nah genug am Nest. Sie brach aus der Deckung, wobei sie leere Blicke der grasenden Pflanzenfresser auf sich zog und machte sich über die Eier her.

Das Nest war teilweise mit herabgefallenen Farnwedeln bedeckt, sodass sie in deren Schutz ans Werk zu gehen vermochte. Ihr lief das Wasser im Mund zusammen, und sie hob das erste Ei auf – und stutzte. Mit den

Händen strich sie über die glatte Eierschale, ohne einen Ansatzpunkt zum Aufreißen oder Aufbrechen zu finden. Sie drückte das Ei an die Brust, was genauso wenig zum Erfolg führte; die Schale war einfach zu dick. Es war auch kein Ast in der Nähe, an dem sie das Ei aufzuschlagen vermocht hätte. Nun versuchte sie, sich das ganze Ei in den Mund zu stecken und es mit den kräftigen Mahlzähnen zu knacken, aber das Ei passte nur zum Teil in den kleinen Mund.

Das Problem war, dass ihre Mutter immer die Eier für sie aufgeschlagen hatte. Ohne die Mutter war sie jedoch aufgeschmissen.

Das Licht am Himmel schien heller zu werden, und es kam ein Wind auf, der die Oberfläche der Teiche kräuselte und braune Blätter über den Boden wehte. Sie verspürte einen Anflug von Panik; sie hatte sich weit von ihrer Sippe entfernt. Sie ließ das Ei wieder ins Nest fallen und griff nach einem anderen.

Plötzlich stieg ihr der süßliche Geruch von Dotter in die Nase. Das Ei, das sie hatte fallenlassen, war auf die anderen gefallen und dabei zerbrochen. Sie stieß die Hände in die Trümmer und steckte das Gesicht in den süßen gelben Glibber. Bald kaute sie auf winzigen Knochen herum. Als sie jedoch ein weiteres Ei nahm, vermochte sie sich nicht mehr daran zu erinnern, wie sie das erste geöffnet hatte. Der ganze Versuch-und-Irrtum-Prozess ging von vorne los. Sie befangerte das Ei und versuchte hineinzubeißen.

Die Eier aufeinander fallen lassen – so hatte ihre Mutter sie geöffnet. Doch selbst wenn ihre Mutter hier gewesen wäre und ihr gezeigt hätte, wie sie es anstellen musste, hätte Streuner die Technik nicht erlernt.

Streuner war nämlich nicht in der Lage, die Absichten anderer zu erkennen und vermochte auch keine Handlungen nachzuahmen.

Psychologie hatte für die Anthros keine Geltung; jede Generation musste anhand elementarer Rohmaterialien und Situationen alles von Grund auf neu erlernen. Das hatte einen langsamen Lernfortschritt zur Folge.

Trotzdem kam Streuner bald zu einem zweiten Ei.

Sie war so sehr mit dem Essen beschäftigt, dass sie die Augen nicht bemerkte, die sie begierig musterten.

Bevor sie ein drittes Ei aufschlug, setzte der Regen ein. Er schien aus heiterem Himmel zu kommen – große Tropfen fielen aus einem wolkenlosen, sonnigen Himmel.

Ein starker Wind fegte über die Marschen. Watvögel schwingen sich in den Himmel und flohen vorm aufziehenden Unwetter gen Westen zum Meer. Die großen Pflanzenfresser schauten in stoischer Ruhe zum Himmel empor. Das Krokodil tauchte ab und wartete in den Tiefen seines trüben Reichs darauf, dass der Sturm sich wieder legte.

Und nun verdüsterten Wolken die Sonne, und Dunkelheit senkte sich wie ein Deckel herab. Im Osten, wo der Sturm sich zusammenbraute, ertönte Donnerhall. Es war ein Unwetter von einer Heftigkeit, wie es das Land nur ein paar Mal in einem Jahrzehnt heimsuchte.

Streuner kauerte sich in dem verwüsteten Nest zusammen. Das Fell klebte ihr schon am Körper. Die Regentropfen schlugen rings um sie in den Boden ein, prasselten auf die tote Vegetation und schlugen winzige Krater in den Lehm. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Sie hatte die Stürme immer in der relativen Sicherheit der Bäume abgeritten, deren Laub das herabstürzende Wasser streute und dämpfte. Doch nun war sie dem Unwetter schutzlos ausgesetzt und wurde sich mit einem Mal bewusst, wie weit sie sich von der Sippe entfernt hatte. Wenn sie in diesem Moment von einem Räuber entdeckt worden wäre, hätte sie das vielleicht das Leben gekostet.

Aber wie der Zufall es wollte, wurde sie von einem Artgenossen entdeckt: von einem Anthro, einem großen Männchen. Es fiel vor ihr auf den aufgeweichten Boden und musterte sie reglos.

Sie wimmerte erschrocken und näherte sich ihm vorsichtig. Vielleicht war es eins von den Männchen, die ihre Sippe dominierten – die lockere, zerfallende Horde, die sie als eine Art multipler Vater betrachtete. Aber das war er nicht, wie sie schnell feststellte. Das Gesicht, in dem das vom Regen durchnässte Fell klebte, war fremdartig, und das schwarze Bauchfell war mit einem eigenartigen Muster aus weißen Tropfen gezeichnet, die beinahe wie Blut aussahen.

Dieses Männchen – Weißblut – war doppelt so groß wie sie und ein Fremder. Und Fremde verhiessen nie etwas Gutes. Sie wich kreischend zurück.

Aber sie hatte zu spät reagiert. Er streckte die Hand aus und packte sie am Schlafittchen. Sie wehrte sich zappelnd, aber er hob sie mit einer solchen Leichtigkeit hoch, als ob sie eine Frucht wäre.

Dann schleppte er sie zurück in den Wald.

Dass Weißblut Streuner – ein jugendliches Weibchen, das noch dazu allein unterwegs war – entdeckt hatte, war ein ausgesprochener Glückstreffer für ihn gewesen. Er war ihr unauffällig gefolgt, wobei der Früchteesser sich wie ein routinierter Jäger bewegt hatte.

Und nun hatte der heftige Sturm ihm die Gelegenheit zum Zugriff geboten. Weißblut hatte nämlich selbst Probleme, und er glaubte, dass Streuner vielleicht ein Teil der Lösung wäre.

Wie ihre Vorfahren, die Notharctus, lebten Anthro-Weibchen in Gruppen, deren Mitglieder sich gegenseitig unterstützten. Doch in diesem schlaraffenlandähnlichen Tropenwald ohne Jahreszeiten bestand keine Notwendigkeit, die Paarungszyklen zu synchronisieren. Das Leben war viel flexibler, wenn verschiedene Weibchen zu verschiedenen Zeiten einen Eisprung hatten.

Das ermöglichte es auch einer kleinen Gruppe Männchen, manchmal sogar einem einzelnen Männchen, einen Anspruch auf eine ganze Schar von Weibchen zu erheben. Im Gegensatz zum Notharctus-Kaiser musste ein Anthro-Männchen nämlich nicht versuchen, alle Weibchen innerhalb von achtundvierzig Stunden zu decken oder sich der schier unlösbaren Aufgabe zu stellen, andere Männchen abzuwehren. Stattdessen genügte es, wenn er Rivalen von der kleinen Anzahl Weibchen fernhielt, die zu einer bestimmten Zeit fruchtbar waren.

Trotz der überlegenen Körpergröße ›besaßen‹ die Anthro-Männchen weder die Weibchen noch dominierten sie sie übermäßig. Aber die Männchen, die durch eine genetische Loyalität an die Gruppen der Weibchen gebunden waren – in einer promiskuitiven Gruppe bestand immer die Möglichkeit, dass ein Neugeborenes von *einem selbst* war –, waren bestrebt, die Gruppe vor Außenseitern und Räubern zu schützen. Und die Weibchen für ihren Teil waren ganz zufrieden mit den lockeren männlichen Gemeinschaften, die sie wie Satelliten umkreisten. Die Männchen waren gelegentlich nützlich, offensichtlich notwendig und selten einmal lästig.

Doch seit einiger Zeit liefen die Dinge in Weißbluts Gruppe aus dem Ruder.

Zehn der dreiundzwanzig Weibchen der Sippe hatten zur gleichen Zeit einen Eisprung gehabt. Alsbald waren andere Männchen vom Geruch

von Blut und Pheromonen angelockt worden. Und plötzlich gab es nicht mehr genug Weibchen für jeden. Die Lage war instabil geworden, und es hatte sich eine starke Konkurrenzsituation ergeben. Es bestand die Gefahr, dass die Gruppe ganz auseinanderbrach.

Also hatte Weißblut sich auf die Jagd nach Weibchen begeben.

Halbwüchsige waren am begehrtesten: Sie waren noch so jung und klein, dass man sie leicht zu fangen vermochte und so dumm, sich von ihrer Sippe abzusondern. Natürlich bedeutete das auch, dass man noch ein Jahr oder länger warten musste, bevor man sich mit einem Kind wie Streuner zu paaren vermochte. Weißblut war aber bereit, zu warten: Sein Bewusstsein war schon so komplex, um heute zu handeln mit der Aussicht auf eine spätere Belohnung.

Für Weißblut war es eine ganz logische Situation. Doch für Streuner war es ein Albtraum.

Plötzlich schwangen sie sich rasant von Baum zu Baum und rannten über Äste. Weißblut hielt sie am Nackenfell fest. Ihr Gewicht schien ihn kaum zu bremsen. Streuner hatte noch nie so große Sprünge und weite Sätze gemacht: Ihre Mutter und die anderen Weibchen, die ohnehin sesshafter waren als die Männchen, hatten sich viel vorsichtiger bewegt. Und sie wurde über eine große Entfernung transportiert; sie roch lehmiges Wasser, als sie sich dem Flussufer näherten.

Und derweil prasselte der Regen hernieder, schoss durch die Blätter und verwandelte die Luft in einen trüben grauen Dunst. Ihr Fell war klitschnass, und Wasser rann ihr in die Augen und nahm ihr die Sicht. Tief unter ihnen floss Wasser über den aufgeweichten Boden – Rinnsale vereinigten sich zu Bächen, die rotbraunen Schlamm in den ohnehin schon angeschwollenen Fluss eintrugen. Es war, als ob Wald und Fluss miteinander verschmolzen und durch die Wucht des Sturms eins würden. Ihre Panik verstärkte sich, und sie versuchte sich aus Weißbluts Griff zu befreien. Dabei handelte sie sich aber nur so harte Schläge auf den Hinterkopf ein, dass sie quiekte.

Schließlich erreichten sie Weißbluts Territorium. Der Großteil der Sippe, Männchen, Weibchen und Junge hatten sich auf einem einzigen Baum versammelt, einem niedrigen ausladenden Mango. Sie saßen wie Häufchen nassen Elends nebeneinander auf den Ästen. Als die Männchen aber sahen, was Weißblut da angebracht hatte, stießen sie

Rufe aus und schlugen auf die Äste.

Weißblut warf Streuner achtlos in eine Gruppe Weibchen. Ein Weibchen betatschte Streuners Gesicht, Bauch und Genitalien. Streuner schlug ihre Hand weg und kreischte empört. Doch das Weibchen ließ sich davon nicht abhalten, und nun scharten sich noch weitere um sie und wollten die Neue in Augenschein nehmen. Diese Neugier war eine Mischung aus der üblichen Faszination der Anthros für alles Neue und eine Art Rivalität gegenüber diesem potenziellen Konkurrenten, einem neuen Rekruten in den ständig wechselnden Hierarchien.

Streuner war total verwirrt: durch die Blitze, die durch den purpurnen Himmel zuckten, den Regen, der ihr ins Gesicht prasselte, das Tosen des Wassers unter ihr, das durchnässte Fell und den ungewohnten Gestank der Weibchen und Jungen um sie herum. Die offenen rosigen Münder und tastenden Finger, die sie bedrängten, gaben ihr den Rest. Sie unternahm einen Fluchtversuch, machte einen Satz und baumelte kurz über dem Ast.

Und sie erblickte etwas Fremdartiges.

Zwei Indricotheria standen unter dem Baum. Diese großen Kreaturen mit der dreifachen Masse eines ausgewachsenen Elefanten waren eine Art ungehörntes Rhinoceros. Sie hatten lange, giraffenartige Beine und Hälse und eine elefantenartige Haut. Sie waren von einer gravitatischen Anmut und hatten wegen ihrer Größe keine natürlichen Feinde. Nun hoben sie die pferdeartigen Gesichter auf den dicken Hälsen und fraßen die nassen Blätter vom Baum ab.

Aber sie waren dennoch in Gefahr. Schlammiges Wasser strömte über den Erdboden und umspülte die Beine der Indricotheria, als ob der Baum und die Tiere selbst in einem Fluss stünden.

Schließlich brach in unmittelbarer Nähe der flachen Baumwurzeln eine lehmige Erdschicht vom Flussufer ab und glitt ins Wasser. Ein mächtiges Indricotherium trompetete und scharrte mit den elefantenartigen Füßen auf einem Boden, der sich plötzlich in einen rutschigen, tückischen Abhang verwandelt hatte – und dann ging es mit verdrehtem Hals und peitschendem Schwanz abwärts. Fünfzehn Tonnen Fleisch flogen durch die Luft. Es fiel mit einem lauten Platschen ins Wasser und war im nächsten Moment verschwunden, mitgerissen vom alles verschlingenden Fluss.

Das zweite Indricotherium stieß ein trauriges Trompeten aus. Es war selbst in Bedrängnis, denn der Boden löste sich schon unter dem anbrandenden Wasser auf, und das Tier brachte sich stolpernd in Sicherheit.

Und dann geriet der Baum selbst in Gefahr. Die Wurzeln waren durch die plötzliche Überschwemmung freigelegt worden und hatten durch die Wucht, mit der der Fluss gegen das Ufer anbrandete, weiter an Halt verloren. Der Baum knarrte und erzitterte.

Und dann gaben die Wurzeln mit einem salvenartigen explosiven Krachen nach. Der Baum neigte sich dem Wasser entgegen. Wie Obst von einem geschüttelten Ast fielen Primaten in allen Größen vom Baum und stürzten schreiend ins schäumende Wasser.

Streuner klammerte sich heulend am Ast fest, als der Baum wie in einem Albtraum in den Fluss kippte.

Die ersten Minuten waren die schlimmsten.

In Ufernähe waren die Turbulenzen am stärksten, weil das Wasser zwischen der starken Strömung und der Reibung mit dem Land hin und her gerissen wurde. In diesem mächtigen Strudel war selbst der große Mangobaum nicht mehr als ein Zweig, der in einen Bach geworfen wurde. Er bäumte sich auf, knarrte und verwand sich. Erst fiel das Laub ins Wasser, und dann richteten die Wurzeln, deren Zwischenräume mit Schlamm und Geröll verstopft waren, sich wie eine Klaue gen Himmel. Streuner wurde durch die Luft geschleudert und fiel in schmutzigbraunes Wasser, das ihr in Mund und Nase drang. Dann kam sie wieder an die Wasseroberfläche.

Schließlich löste der Baum sich vom Chaos in der Nähe des Ufers und trieb in die Flussmitte, wo es schnell ruhiger wurde.

Streuner wurde wieder unter Wasser gedrückt. Durch das trübe Wasser schaute sie zu einer schimmernden Oberfläche hinauf, auf der Blätter und Zweige trieben. Mund und Hals füllten sich mit Wasser, und Panik überkam sie. Mit einem erstickten Schrei stieg sie durchs Blättergewirr dem Licht entgegen.

Sie brach durch die Wasseroberfläche. Licht, Lärm und der heftige Regen brandeten gegen ihre Sinne an. Sie zog sich aus dem Wasser und legte sich flach auf einen Ast.

Der Baum trieb mit der Krone voran flussabwärts. Das verrippte Wurzelgeflecht griff nach dem dräuenden, von Blitzen durchzuckten Himmel aus. Streuner hob den Kopf und hielt Ausschau nach den anderen Anthros. Es war nicht leicht, sie in der dunstigen Luft und im strömenden Regen auszumachen, so zerrupft und durchnässt wie sie waren. Aber sie erkannte Weißblut, das kräftige Männchen, das sie entführt hatte, zwei weitere Männchen und ein Weibchen mit einem Jungen, das sich irgendwie an ihrem Rücken festhielt – ein kleines, klitschnasses Fellbündel.

Obwohl sie noch genauso zerschlagen und halb ertrunken war wie zuvor, fühlte Streuner sich plötzlich besser. Wäre sie ganz allein gewesen, hätte sie sehr darunter gelitten; die Anwesenheit der anderen war tröstlich für sie. Dennoch gehörten diese anderen nicht zu ihrer Familie, nicht zu ihrer Sippe.

Es trieb noch mehr Vegetation im Wasser. Sie sammelte sich in der Mitte, wo der Fluss am tiefsten war. Da waren Bäume und Büsche, die zum Teil schon am Oberlauf des Kongo mitgerissen worden waren, tausende Kilometer entfernt in einem ganz anderen Land in der Mitte des Kontinents. Es waren auch Tiere dabei. Ein paar klammerten sich an die Äste wie die Anthros. Sie sah die zappelnden Leiber eines Pärchens der Rostrotten und sogar einen Dickbauch, der auf einem Walnuss-Baum hockte. Der Dickbauch, ein Weibchen, hatte es sich gemütlich gemacht und ließ sich auch durch den Regen nicht die Laune verderben. Sie war schon wieder in ihre Gewohnheit verfallen, ständig Laub zu mampfen und brauchte nur noch zuzugreifen.

Aber nicht alle Tiere hatten die Reise in dieser Arche des Schreckens lebend überstanden. Eine ganze Familie dicker, schweineartiger Anthracotheria war ertrunken und steckte wie fleischige Früchte zwischen den Ästen einer zerbrochenen Palme. Und da war auch das Indricotherium, das vor der Entwurzelung des Mangos in den Fluss gestürzt war. Der Kadaver trieb mit wackelndem Hals und gespreizten Beinen im Wasser – auf ein Stück Treibgut reduziert wie die anderen. Als der Fluss sich verbreiterte, wurde dieses Treibgut von den turbulenten Strömungen zu einer Art Floß aus Baumkronen und Wurzeln zusammen geschoben. Die Tiere starrten sich und den Fluss an, während ihr schwimmender Untersatz immer weiter trieb.

Streuner sah den dichten grünen Wald, der das flache Flussufer aus erodiertem Sandstein säumte. Die Bäume waren Mangobäume, Palmen und eine Art Bananenstauden. Äste hingen tief übers Wasser, und Lianen und Ranken schlängelten sich über die überwucherten Terrassen. Sie hielt Ausschau nach einem Ast, an dem sie sich emporzuschwingen und von hier zu entkommen vermochte. Aber sie war durch den reißenden Fluss vom Wald getrennt, und je länger das Pflanzen-Floß flussabwärts trieb, desto weiter traten diese verlockenden Ufer auseinander, und der vertraute Wald wich schließlich den Mangroven, die die Küstenregion dominierten.

Und der Regen wollte einfach nicht nachlassen. Er wurde sogar noch stärker. Schwere Tropfen fielen vom bleiernen Himmel und schlugen im Wasser Krater, die im Moment ihrer Entstehung auch schon wieder verschwanden. Ein weißes Rauschen dröhnte ihr in den Ohren, sodass sie das Gefühl hatte, in einer riesigen Blase aus Wasser eingeschlossen zu sein – Wasser unter sich und um sich herum – und nur diesen entwurzelten Mangobaum hatte, an dem sie sich festzuhalten vermochte. Stöhnend und ausgekühlt verschwand Streuner zwischen den Ästen des Mangobaums und kauerte sich dort einsam und allein zusammen. Sie wartete darauf, dass dieser Albtraum endlich verschwand und sie wieder in die ihr vertraute Welt mit Bäumen, Früchten und Anthros zurückversetzt wurde.

Das sollte jedoch nie geschehen.

Das Unwetter, so heftig es gewesen war, flaute rasch ab. Streuner sah fingerdünne Lichtstangen in den Blätter-Verhau dringen. Das Prasseln des Regens war verstummt und dem unheimlichen leisen Plätschern des Flusses gewichen.

Sie kroch zwischen den Ästen hervor und kletterte auf die Oberseite des Baums. Die Sonne war stark, als ob die Luft gereinigt worden wäre, und sie spürte, wie die Wärme tief ins Fell eindrang und es schnell trocknete. Für einen Moment genoss sie die Wärme und Trockenheit.

Jedoch gab es hier keinen Wald mehr: nur diesen Baum und seine entwurzelten Begleiter, die auf der graubraunen Wasseroberfläche trieben. Die Flussufer waren auch nicht mehr zu sehen. Ihr Blick ging bis zu einem messerscharfen Horizont – und sonst war der Baum nur von Wasser umgeben. Als sie den Weg zurückverfolgte, den das Floß

genommen hatte, machte sie Land aus: eine grün-braune Linie, die den östlichen Horizont säumte.

Eine Linie, die zurückwich.

Das Pflanzen-Floß war ins Meer gespült worden, hinaus in den weiten Atlantik – mitsamt der Fracht aus Anthros, dem Dickbauch, den Rostrotten und allen anderen.

II

Nach den Tagen von Noth hatte die Geometrie der rastlosen Welt sich stetig verändert und bestimmte weiterhin das Schicksal der Kreaturen, die die auseinanderdriftenden Kontinente bevölkerten.

Die beiden großen Risse, die den Untergang von Pangäa eingeleitet hatten – das ost-westliche Tethys-Meer und der nord-südliche Atlantik – schlossen respektive erweiterten sich. Afrika war auf Kollisionskurs mit Europa, derweil Indien nordwärts driftete und Asien rammte, wodurch der Himalaya aufgefaltet wurde. Doch die Berge waren kaum entstanden, als der Regen und die Gletscher sich ans Werk machten und das Gebirge durch Aushöhlung und Erosion wieder ins Meer spülten: Auf diesem turbulenten Planeten floss Gestein wie Wasser, und Gebirgszüge wurden traumgleich aufgefaltet und abgetragen. Die sich vereinigenden Kontinente schnürten den paradiesischen Fluss von Tethys ab. Reste dieses riesigen Meeres haben sich als Schwarzes und Kaspisches Meer sowie Aral-See und Mittelmeer in die Neuzeit hinübergerettet.

Als Tethys versiegte, setzte eine Dürre am Äquator ein. Einst hatte es Mangrovenwälder in der Sahara gegeben. Nun spannte sich im alten Bett von Tethys eine Halbwüsten-Vegetationszone um Nordamerika, das südliche Eurasien und das nördliche Afrika.

Inzwischen zerbrach auch die große Landbrücke, die den nördlichen Atlantik abgetrennt und von Nordamerika über Grönland und Großbritannien nach Nordeuropa sich erstreckt hatte. Nun ging der Atlantik ins Polarmeer über. Als die alte Ost-West-Passage geschlossen wurde, öffnete sich ein neuer Kanal von Süden nach Norden.

So änderten sich auch die Meeresströmungen.

Die Meere waren riesige Energiereservoirs – unruhig, instabil und ständig in Bewegung. Und die Meere wurden von Strömungen durchzogen, unsichtbaren Flüssen, gegen die jeder Fluss an Land ein bloßes Rinnsal war. Die Strömungen wurden durch die Sonnenwärme und die Erddrehung erzeugt; in den oberen paar Metern der Weltmeere

war mehr Energie gespeichert als in der gesamten Atmosphäre. Nun wurden die mächtigen äquatorialen Strömungen, die einst im Tethys-Meer vorgeherrscht hatten, unterbrochen. Zugleich prägten sich auch schon die Strömungen aus, die den sich verbreiternden Atlantik dominieren würden: ein Vorläufer des Golfstroms, ein mächtiger Fluss mit einer Breite von sechzig Kilometern und der dreihundertfachen Strömungsenergie des Amazonas floss von Süden nach Norden. Diese Änderung der Zirkulationsmuster wirkte sich auch auf das Klima des Planeten aus. Die Äquatorialströmungen bewirkten nämlich eine Erwärmung, die interpolaren Nord-Süd-Strömungen hingegen eine Abkühlung der Erde.

Und zu allem Überfluss hatte Antarktika sich über den Südpol geschoben und wurde zum ersten Mal seit zweihundert Millionen Jahren von einer Eiskappe bedeckt. Gewaltige kalte, polare Meeresströmungen entstanden in den südlichen Gewässern und speisten die großen, nordwärts gerichteten Strömungen des Atlantiks.

Es hatte ein Paradigmenwechsel stattgefunden – der Beginn einer starken planetaren Abkühlung, die sich bis ins Zeitalter der Menschen und darüber hinaus fortsetzen sollte.

Auf dem ganzen Planeten zogen die alten Klimagürtel sich zum Äquator zurück. Tropische Vegetation überlebte nur in den Äquatorialbreiten. Im Norden erschien eine neue Art von Ökologie, eine gemäßigte Zone mit Mischwald aus Koniferen und Laubbäumen. Dieser Bereich bedeckte einen Teil der nördlichen Regionen und erstreckte sich von den Tropen über Nordamerika, Europa und Asien bis zur Arktis.

Der klimatische Kollaps löste ein neues Artensterben aus, das Paläobiologen später als den ›*Großen Schnitt*‹ bezeichneten. Es war ein lang anhaltendes, multiples Ereignis. In den Meeren wurde die Plankton-Population wiederholt dezimiert. Viele Gastropoden- und Muschelarten verschwanden.

Und an Land wurden die Säugetiere nach einer dreißig Millionen Jahre währenden Erfolgsgeschichte vom ersten Massensterben heimgesucht. Die Säugetierpopulation wurde um die Hälfte reduziert. Die exotischen Spezies aus Noths Tagen wurden dahingerafft. Dafür entwickelten sich neue, größere Pflanzenfresser mit kräftigen Mahlzähnen, die die grobe Vegetation zu zerkleinern vermochten, die für das jahreszeitlich geprägte

Waldland typisch war. Zu Streuners Zeit durchstreiften bereits die ersten, mit Rüsseln und Stoßzähnen ausgestatteten Proboscidea die afrikanischen Ebenen. Mit dem Rüssel, dem an Flexibilität nur der Arm eines Tintenfischs gleichkam, stopfte das Tier sich die großen Futtermengen ins Maul, die es benötigte. Diese Deinotheria hatten kurze Rüssel und seltsam nach unten gebogene Stoßzähne, mit denen sie die Rinde von den Bäumen schälten. Im Gegensatz zu ihrem Vorfahren, dem Moeritherium, sahen sie aber aus wie Elefanten und wuchsen auch bald zur Größe der späteren afrikanischen Elefanten heran.

Und in dieser Zeit machten auch die Pferde einen großen Sprung. Die Nachkommen der ängstlichen Geschöpfe in Noths Wald hatten sich in viele Arten ausdifferenziert, die als Pflanzenfresser im Waldland lebten. Sie waren zum Teil so groß wie Gazellen und hatten kräftigere Zähne als ihre Vorfahren, sodass sie nun auch Blätter und nicht mehr nur weiche Früchte zu fressen vermochten. Eine andere Richtung waren Tiere mit längeren Beinen, die sich auf Gras als Nahrung spezialisierten. Die meisten Pferde hatten drei Zehen an Vorder- und Hinterfüßen, wobei die in der Ebene lebenden Läufer jedoch schon die seitlichen Zehen verloren und das ganze Gewicht auf den mittleren Zeh verlagerten. Doch in dem Maß, wie der Wald schrumpfte, verringerte sich auch seine Vielfalt, und bald würden viele Wald-Spezies verschwinden. Die Nagetiere diversifizierten sich mit dem Erscheinen der ersten Ziesel, Biber, Haselmäuse, Hamster und Eichhörnchen – und den ersten Ratten. Die Primaten profitierten nicht von den veränderten Bedingungen. Ihr Lebensraum, die tropischen Wälder, war auf den Bereich der heutigen Tropen geschrumpft. Viele Primaten-Familien waren ausgestorben. Früchteesser wie Streuner harrten nur noch in den Regenwäldern Afrikas und Südasiens aus und lebten vom ganzjährigen Nahrungsangebot, das in diesen Wäldern noch vorhanden war. Als Streuner geboren wurde, existierten keine Primaten mehr nördlich der Tropen, und auf dem amerikanischen Doppelkontinent gab es seit dem Erscheinen der Nagetiere überhaupt keine mehr – keine einzige Art. Das sollte sich aber bald ändern.

Das Meer um Streuner war eine stahlgraue Fläche, die mit der Trägheit von Quecksilber Wellen schlug. Streuner war an einem unbegreiflichen

Ort, in einer elementaren zweidimensionalen Umwelt mit groben Konturen, die statisch und zugleich mit einer geheimnisvollen mahlstromartigen Bewegung erfüllt war. Der Unterschied zum Wald hätte nicht größer sein können.

Nervös kletterte sie über das Pflanzen-Floß. Jeden Moment rechnete sie damit, dass ein wilder Luft-Räuber ihr in den Kopf biss. Und sie spürte, wie das Floß unter ihr sich verwand, hörte, wie die lose verknüpften Bestandteile in der trägen Dünung des Meers raschelten. Es hatte den Anschein, dass das ganze Ding jeden Moment auseinander fiel.

Es waren nur noch sechs Anthros übrig: drei Männchen, zwei Weibchen – einschließlich Streuner – und das Baby, das sich schläfrig ans Fell seiner Mutter klammerte. Das waren die einzigen Überlebenden von Weißbluts Sippe.

Die Anthros saßen auf einem Astgewirr und beäugten sich gegenseitig. Es wurde Zeit, eine vorläufige Hierarchie zu bilden.

Für die beiden Weibchen waren die Prioritäten klar.

Das eine Weibchen, die Mutter, war ein über zehn Jahre altes, stämmiges Exemplar. Dieses Kind war ihr viertes, und - was sie nicht wusste – ihr einziger überlebender Nachkomme. Ihr auffälligstes Merkmal war ein kahler Fleck aus Narbengewebe an einer Schulter, wo ein Waldbrand ihr das Fell versengt hatte. Das Baby, das sich an Flecks Brust klammerte, war selbst für sein Alter zu klein – es war ein winziges Fellknäuel. Fleck, die Mutter, musterte Streuner abschätzig. Streuner war klein, jung und eine Fremde, nicht einmal eine entfernte Verwandte. Also drehte sie Streuner den Rücken zu und streichelte ihr Junges, Knäuel.

Streuner wusste, was sie zu tun hatte. Sie huschte über die Äste zu Fleck, grub ihr die Finger ins noch nasse Fell und glättete Verfilzungen und beseitigte Schmutzreste. Als sie Flecks Haut berührte, spürte sie Verhärtungen in der Muskulatur und traf Stellen, bei deren Berührung Fleck zusammenzuckte.

Bei der Massage durch Streuners kräftige Hände entspannte Fleck sich langsam. Wie allen anderen hatte auch Fleck die Vertreibung aus dem Wald und der Verlust der Familie stark zugesetzt. Und sie litt darunter, dass es sie in diese gähnende Leere verschlagen hatte. Es war, als ob sie unter der magischen Berührung Streuners für einen Moment vergaß, wo sie war. Selbst auf Knäuel, das Kind, schien der Kontakt der beiden

Weibchen beruhigend zu wirken.

Streuner wurde durch die einfachen, sich wiederholenden Handgriffe des Kämmens und das soziale Band beruhigt, das sie zwischen sich und Fleck knüpfte.

Die Verhandlungen der Männchen waren da schon deftiger.

Weißblut wurde mit zwei jüngeren Männchen konfrontiert, bei denen es sich um Brüder handelte. Einer hatte ein besonderes brillenartiges Muster aus weißem Haar um die Augen, wodurch er ständig einen erstaunten Eindruck machte, und der andere war ein Linkshänder, sodass die Muskeln des linken Arms viel stärker entwickelt waren als die des rechten Arms.

Brille und Linkshänder waren jedoch jünger, kleiner und schwächer als Weißblut; im Wald wären sie keine Konkurrenz für ihn gewesen.

Weißblut hatte aber seine Bundesgenossen verloren, und gemeinsam waren diese beiden ihm vielleicht doch überlegen.

Also warf er sich ohne zu zögern in Positur. Er stand unsicher auf zwei Beinen, brüllte und kreischte und warf mit Blättern. Dann drehte er sich um, spreizte die Beine und kotete durch das feuchte Fell.

Linkshänder wurde dadurch sofort eingeschüchtert. Er wich zurück und schlang die Arme um sich.

Brille ließ sich nicht so schnell den Schneid abkaufen und beantwortete Weißbluts Darbietung ebenfalls mit einem lauten Kreischen. Aber er war kleiner als Weißblut und ohne die Unterstützung seines Bruders dem älteren Männchen hoffnungslos unterlegen. Weißblut versetzte Brille Kopf- und Nackenschläge, worauf er zurückwich und auf den Rücken fiel. In einer Geste der Unterwerfung spreizte er Arme und Beine wie ein kleines Kind. Es war erst zu Ende, als Weißblut durch einen unvorsichtigen Schritt durchs Laub brach und ins kalte Wasser trat. Jaulend zog er das Bein zurück, setzte sich erschöpft hin und zog die Beine unter sich.

Aber er hatte sich behauptet. Die Brüder näherten sich ihm mit gesenkten Köpfen und in demütiger Haltung. Durch hektisches gegenseitiges Kämmen wurde die neue Hierarchie besiegelt, und die drei Männchen zupften sich gegenseitig Kotreste aus dem Fell.

Die Zweckgemeinschaften von Noth hatten Straßenbanden geglichen und waren im Grunde nur durch brutale Gewalt und Dominanz

zusammengehalten worden, wobei die einzelnen Gruppenmitglieder sich kaum mehr als ihres Platzes in der Hierarchie bewusst waren.

Inzwischen hatten die Vorzüge einer sozialen Lebensweise die Primaten-Gesellschaften jedoch geradezu barock verschnörkelt und die Entwicklung eines neuen Bewusstseins befördert.

Das Zusammenleben in einer Gruppe erforderte eine hohe soziale Kompetenz: Man musste wissen, wer wem gegenüber sich wie verhielt, wie die eigenen Handlungen damit zu vereinbaren waren und wen man wann das Fell zu kämmen hatte, um sich das Leben zu erleichtern. Je größer die Gruppe, desto zahlreicher die Beziehungen, die man verfolgen musste – und weil diese Beziehungen sich ständig änderten, brauchte man eine noch höhere Rechenkapazität, um das alles zu verarbeiten. Indem sie zuließen, dass ihr Gruppenleben ein solches Maß an Komplexität erreichte, nahm die Intelligenz der Primaten rasant zu. Jedoch nicht bei allen Primaten.

Während dieses ganzen Zwischenfalls hatte Dickbauch auf dem Ast gesessen, auf dem sie es sich bequem gemacht hatte, und ihn methodisch der Blätter beraubt. Sie interessierte sich nicht für die Händel und die haarige Fummelei der Anthros.

Dickbauch hatte sogar die Gesellschaft von Artgenossen gemieden. Sie hatte die anderen Weibchen ignoriert und sich nur mit Männchen eingelassen, wenn sie den Drang zur Paarung verspürte – was jetzt der Fall war. Wenn Anthro-Weibchen wie Fleck und Streuner brünstig waren, schwellen ihre Genitalien an. Bei einem Geschöpf, das fast die ganze Zeit auf dem Hintern saß, hätte das jedoch wenig genützt. Deshalb prangten an Dickbauchs Brust rosige Knospen, die zu langen Warzen mit einer unmissverständlichen Botschaft angeschwollen waren. Weil aber kein Dickbauch-Männchen in der Nähe war, verpuffte der Effekt nutzlos. Nicht dass es Dickbauch viel ausgemacht hätte. Sie wusste genauso wenig wie die Anthros, wo sie war und was ihr zugestoßen war, aber das kümmerte sie auch nicht. Sie sah nur, dass der entwurzelte Baum genug Blätter trug, um sie über den Tag zu bringen. Aber sie vermochte sich nicht vorzustellen, dass morgen ein weiterer Tag war und dass die Vorräte irgendwann aufgebraucht sein könnten.

Die Anthros wurden jedenfalls schon hungrig; ihr Körper setzte die

nährstoffarme Nahrung schnell um. Sie lösten die Kämm-Gruppen auf und schwärmten über die Äste des entwurzelten Mangobaums aus. Der Baum hatte die meisten Früchte sowie die Bewohner verloren, als er in den Fluss gestürzt war. Brille, einer der Brüder, entdeckte jedoch schnell einen Fruchtstand, der zwischen einem Ast und dem Baumstamm eingeklemmt war. Mit einem Ruf verständigte er die anderen.

Die neue kleine Gesellschaft arbeitete effizient. Es gelang Brille zwar, sich eine Frucht zu schnappen, doch dann wurde er von Weißblut verdrängt. Und Weißblut musste wiederum Fleck weichen. Obwohl sie nur etwa zwei Drittel der Größe von Weißblut hatte, war das an ihrer Brust hängende Junge so etwas wie ein Rangabzeichen. Weißblut nahm sich eine Frucht und ließ Fleck dann grummelnd den Vortritt.

Streuner und die Brüder wussten, dass sie erst dann an die Früchte herankommen würden, wenn die Stärkeren sich bedient hatten.

Allein ging sie vorsichtig und auf allen vieren zum Rand des Floßes, wo das Gewirr der Äste nicht mehr ganz so dicht war. Die zwei furchtsam aneinander geschmiegt Rostroten flohen bei ihrer Annäherung. Durchs Laub sah sie schmutzibraunes, träge plätscherndes Wasser, auf dem Holzstücke und Blätter trieben. Das gestreute, glitzernde Sonnenlicht drang durch Lücken in der Baumkrone. Das auf den Wellen tanzende Licht war bezaubernd und einlullend.

Streuner war ebenso hungrig wie durstig. Sie tauchte vorsichtig die Hand ins Wasser – es war kühl – und schöpfte einen Schluck. Das Wasser war nur leicht salzig, denn selbst in dieser Entfernung vom Land verdünnte die starke Strömung des Flusses das Meerwasser noch. Je mehr sie trank, desto stärker wurde aber der Salzgeschmack, und sie spie den letzten Schluck aus.

Die hungrigen und gelangweilten Brüder kamen herbei, als sie trank. Sie hatte den Kopf zwischen die Blätter gesteckt, die Arme ausgestreckt und das Hinterteil in die Höhe gereckt. Sie beschnüffelten sie neugierig und rochen, dass sie noch sehr jung war – zu jung zum Paaren.

Als die Älteren fertig waren, fielen Streuner und die anderen über die Früchte her.

Wo sie erst einmal einen vollen Bauch hatten, kamen die Anthros zur Ruhe. Aber das zerbrechliche Floß war schon so weit aufs Meer hinausgetrieben, dass das Land nicht mehr zu sehen war. Die Anthros

hatten schon einen Großteil der Früchte des Mangobaums verzehrt. Und der zufrieden mampfende Dickbauch hatte bereits das halbe Laub von den Ästen gefressen.

Und keiner von ihnen hatte das hellgraue Dreieck bemerkt, das nur ein paar Meter entfernt durchs Wasser schnitt.

Der Hai umkreiste das primitive, sich auflösende Floß. Er war vom Festmahl angelockt worden, das die ertrunkenen Waldbewohner abgegeben hatten, als sie ins Meer gespült wurden und hatte das Blut gerochen, das aus dem Kadaver des Indricotheriums sickerte. Und nun spürte er Bewegung in der Baumkrone, die auf dem Wasser trieb. Er umkreiste sie berechnend und geduldig.

Der Hai war nicht so intelligent wie die Landbewohner. Aber er war auch kein Primat, nicht einmal ein Wirbeltier. Sein Rückgrat bestand nicht aus Knochen, sondern aus zähem Knorpel, die dem Hai eine größere Beweglichkeit verliehen als höher entwickelten Fischen. Der Kiefer bestand auch aus Knorpeln, in die Zähne eingelassen waren. Sie waren wie Steakmesser gezackt und hervorragend zum Abscheren von Fleisch geeignet. Die lange Schnauze wirkte plump, teilte das Wasser aber mit der Präzision eines U-Boots und war mit einer Nase ausgestattet, die auch geringste Blutspuren witterte. Unter dem Maul befand sich ein Spezialorgan mit einer außerordentlichen Schwingungsempfindlichkeit, das die Bewegungen eines verletzten oder kranken Tieres über große Entfernungen zu registrieren vermochte. Hinter dem kleinen Kopf bestand der ganze Körper des Hais aus lauter Muskeln; er war konsequent auf Kraft und Geschwindigkeit ausgelegt und glich einem Rammbock.

Die Haie waren seit dreihundert Millionen Jahren die Herrscher der Meere. Sie hatten die großen Auslöschungen überlebt, bei denen ganze Familien von Land-Räubern weggefeht worden waren. Sie hatten sich auch nicht der Konkurrenz durch neue Tierklassen stellen müssen, die zum Teil viel jünger waren – wie die richtigen Fische. In diesem langen Zeitraum hatte der Körperbau der Haie sich kaum verändert, weil es einfach nicht notwendig war.

Der Hai war erbarmungslos. Er ließ sich auch nicht mit List ablenken und setzte den Angriff fort, solange die Sinne entsprechend stimuliert wurden. Er war eine aufs Töten spezialisierte Maschine.

Der Hai spürte die große Masse toten Fleisches, die in der Mitte des Floßes driftete. Und er hörte die Bewegungen lebendiger Tiere an der Oberseite. Das tote Ding konnte warten.

Der Zeitpunkt zum Angriff war gekommen. Der Hai griff frontal und mit aufgerissenem Maul an. Er hatte keine Augenlider. Um die Augen zu schützen, verdrehte er sie, sodass sie im letzten Moment vor dem Angriff weiß wurden.

Fleck war die erste, die die nahende Flosse bemerkte, den Körper wie ein Torpedo aufs Floß zu gleiten sah und in die weißen Augen schaute. Sie hatte ein solches Ding noch nie zuvor gesehen, doch der Instinkt sagte ihr, dass von dieser schlanken Gestalt Gefahr drohte. Sie rannte über die losen Blätter zur entgegen gesetzten Seite des Floßes.

Die Anthros gerieten in Panik. Die zwei Rostroten zirpten wie Vögel und huschten ziellos umher. Nur der Dickbauch blieb ungerührt auf seinem Ast hocken und schob sich wieder eine Handvoll Laub rein.

Die von der Mutter getrennte Knäuel reagierte nicht.

Fleck war entsetzt. Sie hatte eigentlich erwartet, dass ihr Kind ihr zur anderen Seite des Floßes folgen würde. Doch das Junge hatte die drohende Gefahr nicht erkannt. Eine Menschen-Mutter wäre in der Lage gewesen, sich in ihr Kind hineinzusetzen und hätte gewusst, dass das Kind nicht alles wahrzunehmen vermochte, was sie wahrnahm. Zu einem Perspektivenwechsel dieser Art war Fleck aber nicht in der Lage. In dieser Hinsicht glich sie Noth und war selbst wie ein kleines Menschenkind; sie stellte sich vor, dass alle Geschöpfe in der Welt sahen, was sie sah und den gleichen Maximen folgten.

Der Hai brach mit der stumpfen Schnauze durch das lose Blattwerk. Für Streuner war dieses klaffende Maul, das unter der Welt hervorbrach, ein alpträumhafter Anblick. Sie stieß einen Schrei aus und rannte ziellos umher, ohne jedoch in der Lage zu sein, aus dem engen Raum des Floßes auszubrechen.

Das Kind hatte Glück. Als das Floß unter dem Angriff des Hais erbebt, flüchtete es sich in die Lücke zwischen einem Ast und dem Baumstamm. Seine Mutter sprang über das rotierende Floß, machte einen Satz über das Loch, das der Hai geschlagen hatte und schnappte sich das Kind. Aber der Hai kehrte noch einmal zurück. Diesmal rammte er die keilförmige Schnauze zwischen zwei Baumstämme, die das Grundgerüst

des Floßes bildeten. Einer der Rostroten fiel quiekend in die klaffende Lücke.

Das Maul des Hais tat sich wie eine Höhle vor ihm auf. Das Fünkchen Bewusstsein des Crowders wurde ausgelöscht. Der Hai war sich des kleinen Happens kaum bewusst, den er verschluckte. Er hatte gerade erst angefangen.

Weißblut sah den fetten, selbstgefälligen Dickbauch auf seinem laubbehängten Ast thronen. Diese lächerliche rote Schwellung prangte noch immer an ihrer Brust, obwohl sie durch das Wüten des Hais plötzlich direkt am Wasser saß. In diesem Moment unmittelbarer Gefahr schlossen sich neue Schaltkreise in Weißbluts einfallsreichem Gehirn. Es war eine logische Kette, durch die ihm ein Spitzenplatz in seiner Art gebührte. Jedoch war jede Anthro-Generation im Durchschnitt ohnehin etwas intelligenter als die letzte.

Weißblut machte einen Satz wie ein Kampfsportler und stieß Dickbauch die Füße in den Rücken. Sie fiel kopfüber ins Meer.

Auf dieses fette, zappelnde Geschöpf hatte der Hai gerade gewartet. Er packte die Beute genau in der Mitte. Der ganze Körper des Hais erzitterte, als er den Dickbauch durchschüttelte und mit den spitzen Zähnen einen Brocken aus der unglücklichen Kreatur herausriss. Dann wartete er in einer auseinanderdriftenden Wolke aus Blut, dass sein Opfer verblutete.

Der Dickbauch fasste es nicht, dass er plötzlich im Wasser lag und wurde im selben Moment von einem quälenden Schmerz überwältigt. Doch dann wurde ihr Gehirn mit Chemikalien geflutet, und die Zentren des funktionalen Bewusstseins wurden abgeschaltet. Sie verspürte eine Art Frieden in dieser blutigen Dunkelheit.

Weißblut saß keuchend über dem Schauplatz dieser Attacke. Vom Dickbauch war nichts mehr übrig außer einem Haufen dünnen, übel riechenden Kots und einer Handvoll zerstampfter Blätter. Allmählich schloss die Lücke im Floß sich wieder, als ob es sich selbst heilte. Die Anthros kauerten sich zusammen. Sie waren sogar zu mitgenommen, um sich zu kämmen.

Und die Sonne stieg am westlichen Himmel hinab – in der Richtung, in die sie hilflos trieben.

III

Die Tage und Nächte folgten endlos aufeinander. Es war nichts zu hören außer dem Knarren der Äste und dem leisen Plätschern der Wellen. In den Nächten hing ein erdrückender Himmel über ihnen, vor dem Streuner sich am liebsten verkrochen hätte.

Doch im Licht des Tages, unter der grellen Sonne oder grauen Wolken, sah sie nichts außer dem Meer. Es gab weder Wald noch Land oder Hügel. Sie roch nichts außer Salz, und es drangen weder die Rufe von Vögeln oder Primaten noch das Trompeten von Pflanzenfressern an ihr Ohr. Das Wasser der Flussmündung hatte sich inzwischen mit dem Meerwasser vermischt, und selbst der Schutt, der vom schrecklichen Sturm ins Meer gespült worden war, hatte sich zerstreut und driftete hinterm Horizont seinem Schicksal entgegen.

Das Floß selbst war leer geworden.

Die Anthracothere-Kadaver, die in den Ästen des Mango-Baums festgesteckt hatten, waren längst verschwunden. Der letzte Rostrote war auch nicht mehr da. Vielleicht war er ins Meer gefallen. Das Indricotherium war angeschwollen, während die Bakterien in seinen Gedärmen sich nach draußen fraßen. Doch die unsichtbaren Münder des Meers hatten sich auch am Indricotherium zu schaffen gemacht und fraßen es von unten auf. Nachdem er immer mehr Fleisch verloren hatte, war der mächtige Kadaver schließlich zusammengefallen und ins Meer gerutscht.

Die Anthros hatten längst alle Früchte verzehrt.

Sie versuchten das Laub zu essen. Anfangs gewannen sie daraus wenigstens einen Mund voll Wasser, das für eine Weile den Durst stillte. Aber der entwurzelte Baum war tot, und die restlichen Blätter schrumpelten bald. Und anders als der unglückliche Dickbauch vermochten die Anthros eine so grobe Nahrung auch nicht zu verdauen, und sie verloren in dem wässrigen Kot, den sie ausschieden, nur noch mehr Flüssigkeit.

Streuner war ein kleines Tier, das für ein Leben in der Sicherheit des

Waldes geschaffen war, wo es Nahrung und Wasser im Überfluss gab. Im Gegensatz zu einem Menschen, dessen Körper dafür ausgelegt war, eine lange Zeit im Freien zu überleben, hatte sie nur sehr wenig Fett, das die Haupt-Brennstoffreserve eines Menschen ist. Streuners Zustand verschlechterte sich zusehends. Bald wurde ihr Speichel dick und schmeckte faulig. Die Zunge klebte am Gaumen fest. Sie hatte starke Schmerzen in Kopf und Hals, weil die trocknende Haut sich zusammenzog. Die Stimme wurde brüchig, und sie schien einen harten, schmerzenden Knoten im Mund zu haben, der einfach nicht verschwinden wollte, so oft sie auch schluckte. Sie und die anderen Anthros hätten aber noch mehr gelitten, wenn der bewölkte Himmel die grelle Sonne nicht meistens ausgeblendet hätte.

Manchmal träumte Streuner. Der tote Mangobaum erblühte plötzlich, die Wurzeln bohrten sich wie Primatenfinger in den harten Meeresboden, die Blätter ergrünt und wedelten wie kämmende Hände, und dicke Fruchtstände zierten den Baum. Sie pflückte die Früchte, öffnete sie sogar und tauchte das Gesicht ins klare Wasser, mit dem jede Schale seltsamerweise gefüllt war. Und dann kamen ihre Mutter und Schwestern, wohlgenährt und voller Spannkraft und kämmten sie. Doch dann verschwand das Wasser, als ob es in der heißen Sonne verdunstete, und sie wurde gewahr, dass sie nur an einem Stück Rinde oder einer Handvoll trockener Blätter kaute.

Fleck hatte einen Eisprung.

Weißblut machte als Alpha-Männchen dieser kleinen verlorenen Gemeinschaft schnell seinen Anspruch geltend. Weil sie nichts anderes zu tun hatten und auch nirgends hinzugehen vermochten, kopulierten Weißblut und Fleck oft – manchmal zu oft, und dann handelte es sich nur um eine ›Trockenübung‹ mit ein paar mechanischen Stößen.

Normalerweise wären wahrscheinlich auch Rangniedere wie die Brüder imstande gewesen, sich in diesen frühen Tagen des Eisprungs mit Fleck zu paaren. Weißblut, der aus einer Vielzahl potentieller Partnerinnen zu wählen vermochte, hätte sie erst dann vertrieben, wenn der Gipfel von Flecks Fruchtbarkeit nahte und damit die beste Chance, sie zu schwängern.

Das wäre nämlich auch in Flecks Interesse gewesen. Mit der Schwellung

wollte sie möglichst viele Männchen auf ihre Fruchtbarkeit aufmerksam machen. Einmal bewirkte die daraus resultierende Konkurrenz eine hohe Qualität der Bewerber, ohne dass sie sich die Mühe machen musste, den Besten auszusuchen. Und wenn alle Männchen der Gruppe zur gleichen Zeit sich mit ihr paarten, vermochte sich keins sicher zu sein, wer denn nun der Vater eines Babys war. Deshalb riskierte ein Männchen, das versucht war, ein Baby zu töten, um den Fruchtbarkeits-Zyklus eines Weibchens zu beschleunigen, die Ermordung seines eigenen Nachwuchses. Die Schwellung, mit der sie den Eisprung ›publik‹ machte, war für Fleck also eine Möglichkeit, die Männchen um sie herum mit minimalem Aufwand zu kontrollieren und zugleich das Risiko eines Kindsmords zu verringern.

Allerdings gab es auf diesem kleinen Floß nur ein ausgewachsenes Weibchen, das Weißblut mit niemandem teilen würde. Also saßen Brille und Linkshänder zu Statisten degradiert nebeneinander und kauten auf Blättern herum, während die erigierten Penisse aus dem Fell stachen. Sie mussten sich damit begnügen, Flecks prächtige Schwellung zu bewundern. Jedes Mal, wenn sie eine Annäherung an Fleck versuchten oder sie gar zaghaft zu kämmen versuchten, geriet Weißblut in Rage, erging sich in Drohgebärden und attackierte den Vorwitzigen.

Was Streuner betraf, so wäre sie Fleck als Fremde immer untergeordnet. Dennoch war sie in dieser Ausnahmesituation Fleck schnell so nahe gekommen wie ihren Schwestern.

Wenn Weißblut und Fleck kopulierten, nahm Streuner sich oft Knäuel an. Nach ein paar Tagen hatte Knäuel Streuner als eine Tante ehrenhalber akzeptiert. Das kleine Gesicht des Babys war kahl, und es hatte ein olivfarbenes Fell, mit dem es sich deutlich von der Mutter abhob; es war eine Farbe, die bei Streuner und sogar bei den Männchen einen Beschützerinstinkt weckte. Manchmal spielte Knäuel allein und kletterte tapsig über die verflochtenen Äste, doch viel lieber wollte sie sich an Streuners Brust oder Rücken klammern oder von ihr im Arm gehalten werden.

Die Aufgabe der Kinderaufzucht teilten die Anthros sich – obwohl normalerweise nur Verwandte als Betreuer zugelassen waren.

Anthro-Kinder wuchsen viel langsamer als die Jungen aus Noths Ära, weil die Entwicklung der Gehirne mehr Zeit in Anspruch nahm. Obwohl

die Anthro-Kinder im Vergleich zu den Menschenkindern bei der Geburt schon gut entwickelt waren, waren sie doch hilflos, schwach und völlig von der Mutter abhängig. Es war, als ob Knäuel ein Frühchen wäre und das embryonale Wachstum außerhalb des Mutterleibs abschloss.

Dadurch stand Fleck unter großem Druck. Achtzehn Monate lang musste eine Anthro-Mutter die täglichen Überlebens-Anforderungen mit den Pflichten der Kinderaufzucht unter einen Hut bringen – und sie musste sich auch noch die Zeit nehmen, ihre Schwestern, Artgenossinnen und potenzielle Paarungsgefährten zu kämmen. Schon bevor sie auf dem Floß gestrandet war, hatten diese Pflichten Fleck über Gebühr strapaziert. Aber in der Gesellschaft der Weibchen um sie herum hatten sich immer wieder ›Tanten‹ und Kindermädchen gefunden, die ihr das Kind abgenommen und eine Ruhepause ermöglicht hatten. Streuners Hilfe entlastete Fleck, zumal Streuner auch ihre Freude daran hatte. Außerdem bereitete sie sich so auf ihre eigene Mutterrolle vor. Und sie hatte reichlich Zeit zum Kämmen.

Sie alle vermissten die Fellpflege. Das kam sie in diesem ozeanischen Gefängnis am schwersten an. Weißblut zeigte bereits Spuren von ›Überkämmung‹ durch seine zwei jungen Diener; Kopf und Nacken wiesen schon kahle Stellen auf. Deshalb freute Streuner sich, das Junge stundenlang zu verwöhnen, indem sie das Fell sanft mit den Fingern zupfte, kämmte und kitzelte.

Während die Tage ›ins Wasser‹ gingen, wurde das ständig hungrige und durstige Kind jedoch zusehends quengelig. Knäuel streifte übers Floß und giftete sogar die Männchen an. Manchmal bekam sie einen Wutanfall, wobei sie das Laub verwirbelte, ihre Mutter am Fell riss oder halsbrecherisch auf dem Floß umher rannte.

All das setzte Fleck nur noch mehr zu und reizte die anderen.

So ging das Tag für Tag. Die Anthros, die auf diesem Splitter der Trockenheit im Meer gefangen waren, gingen sich allmählich auf die Nerven. Wenn sie mehr Platz gehabt hätten, hätten sie sich dem lästigen Treiben des Kinds zu entziehen vermocht. Wenn sie mehr gewesen wären, hätte die Eifersucht der Jüngeren auf Weißblut keine Rolle gespielt; sie hätten leicht andere paarungsbereite Weibchen gefunden und die Spannung abgebaut, indem sie sich außerhalb von Weißbluts Sichtweite heimlich gepaart hätten.

Aber es gab eben keine größere Gruppe, in der sie Dampf abzulassen, und keine Büsche, in die sich zu schlagen vermocht hätten – und nichts zu essen außer trockenem Laub und nichts zu trinken außer salzigem Meerwasser.

Eines Tages spitzte die Lage sich zu.

Knäuel war wieder einmal ein richtiger Zorngickel. Sie tobte auf dem Floß umher, wobei sie dem geduldig wartenden Meer gefährlich nahe kam, zerrte an Blättern und Rinde und stieß kehlige Schreie aus. Sie war abgemagert, und das schmutzige Fell schlackerte ihr um den kleinen Körper.

Diesmal verscheuchten die Männchen sie jedoch nicht mit einem Klaps. Stattdessen musterten die drei sie mit einer Art Berechnung.

Schließlich sammelte Fleck Knäuel ein. Sie drückte das Kind an die Brust und säugte es, obwohl sie keine Milch mehr hatte.

Weißblut kam auf Fleck zu. Normalerweise näherte er sich ihr allein, doch diesmal wurde er von Brille, dem größeren der Brüder gefolgt. Der weiße Fellrand um die Augen glänzte in der grellen Sonne. Brille kämmte Fleck, und Weißblut setzte sich neben ihn. Allmählich rückten die Finger zu ihrem Bauch und den Genitalien vor. Das war ein eindeutiges Vorspiel zur Paarung.

Fleck zog sich mit einem erschrockenen Blick zurück. Knäuel klammerte sich noch immer an ihren Bauch. Weißblut streichelte ihr jedoch beruhigend den Rücken, bis sie sich setzte und die Annäherung von Brille wieder zuließ. Obwohl Brille ihm ständig nervöse Blicke zuwarf, griff Weißblut nicht ein.

Streuner, die es sich in einer Astgabel bequem gemacht hatte, starrte auf die Männchen. Ihr Verhalten erstaunte sie auf eine Art und Weise, wie Noth es nie zu empfinden vermocht hätte. Je komplexer das Bewusstsein der Primaten wurde, desto stärker schien – mit der einzigartigen Läuterung als Ursprung – eine Art Selbst-Bewusstsein von ihren immer sozialeren Nachkommen auszustrahlen. All das befähigte die Anthros, neue komplexe und subtile Bündnisse zu schließen und Hierarchien zu bilden – und neue Täuschungsmanöver zu inszenieren. Noth hatte ganz genau gewusst, wo sein Platz in der Hierarchie und den Bündnissen seiner Gesellschaft war. Die Anthros waren indes schon einen Schritt weiter: Streuner wusste, dass sie einen niedrigeren Rang innehatte als

Fleck, aber sie kannte auch die relativen Positionen der anderen. Sie wusste, dass ein ranghohes Männchen wie Weißblut dieses Verhalten von Brille eigentlich nicht zulassen dürfte – und nicht nur das; er schien ihn sogar noch zu ermutigen, sich mit ›seinem‹ Weibchen zu paaren. Schließlich stellte Brille sich hinter Fleck und legte ihr die Hände auf die Hüfte. Fleck schickte sich ins Unvermeidliche. Während sie Brille das rosige Hinterteil darbot, nahm sie das schläfrige Kind von der Brust und hielt es Streuner hin.

Und dann machte Weißblut einen Satz. Mit der Präzision des auf Bäumen lebenden Primaten, der er schließlich war, entriss Weißblut Fleck das Kind. Er packte das Kind im Genick und lief zu Linkshänder, schnell gefolgt von einem nervösen Brille.

Fleck schien von dem Vorgang überrascht. Sie starrte Weißblut an, wobei das Hinterteil noch dem verschwundenen Männchen entgegengereckt war.

Die Männchen hatten einen Kreis gebildet. Die pelzigen Rücken wirkten wie eine Wand. Streuner sah, wie Weißblut Knäuel wiegte, fast als ob er sie säugen wollte. Das Baby zappelte mit den Beinchen und schaute gurgelnd zu Weißblut auf. Dann legte Weißblut ihr die Hand auf den Kopf.

Plötzlich begriff Fleck. Sie heulte auf und machte einen Satz.

Aber die Brüder stellten sich ihr entgegen. Jedes dieser halbwüchsigen Männchen war größer als sie. Obwohl sie Bedenken hatten, sich einem ranghohen Weibchen gegenüber feindselig zu verhalten, wehrten sie sie mit Klapsen und Schreien leicht ab.

Weißblut schloss die Hand. Streuner hörte das Knacken von Knochen – ein Geräusch, als ob ein Dickbauch in ein knackiges Blatt bisse. Das Baby zuckte konvulsivisch und erschlaffte. Weißblut schaute für einen Moment auf den kleinen Körper und betrachtete das im Todeskampf verzerrte olivfarbene Gesicht mit einem wechselnden Gefühlsausdruck. Und dann fielen die Männchen über den winzigen Körper her. Ein Biss ins Genick, sodass der Kopf fast abgetrennt wurde; Weißblut zerrte an den Gliedmaßen, bis Knorpel rissen und Knochen knackten. Aber es war gar nicht einmal das Fleisch, auf das die Männchen es abgesehen hatten, sondern das Blut, das aus dem aufgerissenen Hals des Kinds floss. Sie tranken gierig die warme Flüssigkeit, bis Münder und Zähne sich hellrot

gefärbt hatten.

Fleck heulte, warf sich in Drohpositur, tobte auf dem Floß herum, wobei sie an Ästen und Blättern zerrte, und schlug die Männchen auf den Rücken. Das Floß erzitterte und schwankte, sodass Streuner sich ängstlich an den Ast klammerte. Aber es war nicht mehr zu ändern.

Weißblut hatte ihr im Grunde auch nichts vorgemacht. Genauso wenig wie sein Altvorderer Noth vermochte er sich in andere hineinzusetzen und war deshalb auch nicht in der Lage, falsche Maximen in ihre Köpfe zu pflanzen – jedenfalls nicht wirklich. Die Anthros hatten jedoch eine hohe soziale Intelligenz und verfügten über eine gute

Problemlösungs-Kompetenz, wenn sie neuen Herausforderungen gegenüberstanden. Weißblut, der auf seine Art ein Genie war, hatte diese Facetten zu kombinieren und einen Plan zu entwickeln vermocht, Knäuel seiner Mutter erfolgreich zu entwenden.

Mit einem letzten heiseren Schrei warf Fleck sich gegen den Mangobaum und baute sich aus abgebrochenen Ästen eine Art Nest. Und noch immer labten die Männchen sich an ihrer Beute, begleitet von lautem Schmatzen und dem Knacken der Knochen zwischen den Zähnen.

Streuner, deren Kopf vom Gestank des Bluts erfüllt war, ging zum Rand des Floßes, wo tote Äste wie Finger im Wasser trieben.

Das trübe Meerwasser war wie eine dünne Suppe und voller Leben. Die oberen, von der Sonne durchdrungenen Schichten waren mit Algenplankton angereichert, einer kompakten mikroskopischen Ökologie. Das Plankton war wie ein Wald im Meer, wobei dieser Wald jedoch seines Überbaus aus Blättern, Zweigen, Ästen und Baumstämmen entkleidet war und nur noch die winzigen chlorophyllhaltigen Zellen der Baumkronen übrig waren, die in der reichen Nährlösung schwammen.

Obwohl sich die ökologische Struktur des Planktons in einer halben Milliarde Jahren nicht verändert hatte, waren die Spezies in ihm gekommen und gegangen und der Variation und Auslöschung zum Opfer gefallen wie andere auch; genauso wie an Land wurden in diesem Wasserreich Spiele über viele Runden ausgetragen, wobei die Akteure immer wieder ausgewechselt wurden.

Eine Qualle trieb vorbei. Dieser Planktonfresser war ein durchsichtiger

Sack, der sich träge ausdehnte und zusammenzog. Er war mit silbrigen fransenartigen Tentakeln besetzt, die Giftzellen enthielten, mit denen das Plankton gelähmt wurde.

Verglichen mit den meisten Tieren war die Qualle eine primitive Kreatur. Sie hatte eine simple radiale Symmetrie ohne Substanz und Gewebeorganisation. Und sie hatte nicht einmal Blut. Aber die Form war uralt. Einst war das Meer voller Geschöpfe gewesen, die der Qualle mehr oder weniger geglichen hatten. Sie hatten sich am Meeresboden verankert und das Meer in einen Wald brennender Tentakel verwandelt. Sie mussten auch gar nicht aktiv sein und wurden weder von Räubern noch von anderen hungrigen Kreaturen bedroht, weil die Luft nicht genug Sauerstoff enthalten hatte, um derart gefährliche Ungeheuer mit Energie zu versorgen.

Für Streuner war das Meer etwas Unbegreifliches. Wasser war für sie etwas, das in Teichen, Flüssen und Pflanzen-Kelchen vorkam – eine frische, salzfreie Flüssigkeit, die man trank, wenn das gefahrlos möglich war. Nichts in ihrer Erfahrung und in der neuronalen Programmierung hatte sie darauf vorbereitet, über einem weiten umgestülpten Himmel zu hängen, durch den so bizarre Kreaturen wie die Qualle trieben.

Und sie war durstig, schrecklich durstig. Sie tauchte die Hand in diese sämige Suppe und führte eine Hand voll Wasser zum Mund. Sie hatte ganz vergessen, dass sie das vor weniger als einer Stunde schon einmal getan hatte, und den bitteren Geschmack der Brühe hatte sie auch schon wieder vergessen.

Sie sah, dass die Männchen ihr Mahl beendet hatten und in der Hitze in eine Art Starre verfallen waren. Von Fleck war nicht mehr als ein Fuß mit gekrümmten Zehen zu sehen, der aus dem Nest ragte.

Vorsichtig ging Streuner zu der Stelle, wo sie das Baby geschlachtet hatten. Die Äste waren mit Blut verschmiert, das Anthro-Zungen abgeleckt hatten. Streuner durchsuchte gründlich das Laub. Vom Kind war nichts mehr übrig außer einem dünnen Fellfetzen und einer unversehrten kleinen Hand. Sie schnappte sich die Hand und zog sich so weit wie möglich von den anderen in eine Ecke des Floßes zurück.

Die Hand war schlaff und entspannt, als ob sie zu einem schlafenden Kind gehörte. Streuner strich sich damit kurz über die Brust und erinnerte sich daran, wie Knäuel an ihrem Fell gezupft hatte.

Doch Knäuel gab es nicht mehr.

Streuner biss dicht überm Knöchel in den Mittelfinger. Das weiche Fleisch reizte den trockenen Gaumen. Mit einer schnellen, ruckartigen Bewegung zog sie das Fleisch vom Knochen ab. So verfuhr sie auch mit den anderen Fingern und verspeiste dann das weiche Fleisch des Handballens. Als sie die Hand bis auf die Knochen abgenagt hatte und nur noch ein paar Knorpel- und Fleischfetzen daran hingen, zerbiss sie die winzigen Knochen und sog ein paar Tropfen Mark aus.

Dann warf sie den Rest ins endlose Meer. Sie sah, wie kleine silbrige Fische sich versammelten, ehe die Knochen noch in der Tiefe versanken.

Fleck blieb zwei Tage lang in ihrem Nest und rührte sich kaum. Die Männchen lagen reglos durcheinander und zupften sich gelegentlich am immer dünner werdenden Fell.

Streuner schlich schlapp um den Baum herum und suchte nach Linderung. Im Mund sammelte sich kein Speichel mehr. Die Zunge hatte sich zu einem gefühllosen, unbeweglichen Klumpen verhärtet und lag ihr wie ein Stein im Mund. Sie vermochte weder Rufe noch Schreie auszustoßen und brachte nur noch ein unartikulierte Stöhnen hervor. Sie stocherte sogar im getrockneten Kot, den der Dickbauch abgesondert hatte, und suchte nach Feuchtigkeit oder vielleicht ein paar unverdauten Nusskernen. Der Dung des Pflanzenfressers war jedoch unergiebig und trocken. Erschöpft gab sie auf und dämmerte in einem Zustand zwischen Schlaf und Wachen vor sich hin.

Am dritten Tag nach Knäuels Tod begann Fleck sich wieder zu regen. Streuner beobachtete sie apathisch.

Fleck kroch auf allen vieren und taumelte benommen, weil der Flüssigkeitshaushalt nach der langen Ruhepause aus dem Lot geraten war – und Streuner sah, dass sie sich an den Bauch fasste. Sie war schwanger von Weißblut, und diese Schwangerschaft entzog dem ausgezehrten Körper auch noch die letzten Reserven. Sie rappelte sich aber wieder auf und näherte sich den Männchen.

Brille setzte sich bei Flecks Annäherung nervös auf, als ob er mit einem Angriff rechnete. Streuner sah, wie ihm die schwarz verfärbte Zunge aus dem Mund hing. Das Gesichtsfell war noch immer mit Knäuels Blut verschmiert.

Fleck setzte sich jedoch nur neben ihn und fuhr ihm mit den Fingern durchs Fell. Das Kämmen hatte aber nicht die übliche wohltuende Wirkung. Bei allen hatte das Fell sich gelichtet, und die Haut war mit Geschwüren und Wunden bedeckt, die nicht heilen wollten. Sie riss Narben auf und drückte auf Blutergüsse. Aber er ließ es dennoch geschehen und genoss die Zuwendung trotz der Schmerzen.

Und dann löste sie sich von ihm, drehte sich um und bot ihm das Hinterteil dar. Sehr attraktiv war sie in diesem Moment aber nicht. Das Fell war struppig, die Haut rissig, und die Schwellung im Genitalbereich hatte sich schon vor Tagen zurückgebildet. Trotzdem sprach Brille darauf an, als sie ihm das Hinterteil gegen den Oberkörper drückte, und alsbald stach eine dürre Erektion aus dem verfilzten Bauchfell.

Nun nahm Weißblut diese Missachtung der Hierarchie schließlich doch zur Kenntnis. Das war etwas anderes als sein eigenes Täuschungsmanöver; das vermochte er nicht zu dulden. Mit einem Ruck richtete er sich auf und stieß mit der geschwollenen Zunge ein unartikulierte Brüllen aus. Brille wich zurück.

Plötzlich griff Fleck Weißblut an, rammte ihm den Kopf in die Brust und schlug ihn mit den Fäusten gegen die Schläfen. Er fiel erschrocken um. Dann lief Fleck zu den anderen Männchen zurück, präsentierte ihnen die Kehrseite und stieß heisere Rufe aus. Und dann stürzte sie sich wieder auf Weißblut.

In diesem Moment wurden neue Bündnisse geschlossen und Rangordnungen aufgehoben. Ohne sich auch nur anzuschauen, trafen die beiden Brüder eine schnelle Entscheidung und unterstützten Fleck beim Angriff auf Weißblut. Weißblut setzte sich zur Wehr und blockte die Schläge ab, mit denen sie ihn eindeckten.

Es war ein grotesker Kampf, der von vier so schwachen Kreaturen ausgefochten wurde. Die Schläge und Tritte waren kraftlos und wurden zeitlupenartig ausgeteilt. Und der Kampf fand in einer Stille statt, die nur von einem erschöpften und schmerzerfüllten Japsen unterbrochen wurde. Es war nichts von den Schreien und Rufen zu vernehmen, die eine Attacke von zwei ›Jungmännern‹ auf ein dominantes Männchen normalerweise begleitet hätten.

Und doch war dieser Kampf tödlich. Denn unter Flecks Führung drängten die beiden Brüder Weißblut Schritt für Schritt zum Rand des

Floßes.

Es war Fleck, die den letzten Schlag führte: Mit einem heiseren Brüllen rammte sie Weißblut erneut den Kopf in den Bauch. Weißblut taumelte zurück und fiel durch das lose Geäst am Rand des Floßes ins Wasser. Er trieb ruderdnd und prustend im Wasser. Das Fell sog sich sofort voll und behinderte seine Bewegungen. Er schaute zum Floß zurück und winselte wie ein Kleinkind mit seiner schwarz verfärbten Zunge.

Brille und Linkshänder waren verwirrt. Sie hatten Weißblut nicht töten wollen; die wenigsten Rangkämpfe unter den Anthros endeten tödlich. Streuner verspürte einen seltsamen Anflug von Bedauern. Es gab sowieso nur noch ein paar von ihnen. Der Instinkt sagte ihr, dass ein zu kleiner Pool potentieller Paarungs-Gefährten nicht gut sei. Doch für diese Bedenken war es nun zu spät.

Weißblut verließen schnell die Kräfte. Bald vermochte er Mund und Nase nicht mehr über Wasser zu halten, und er bewegte sich nicht mehr. Der Hai, angelockt vom Blut, das aus Weißbluts Wunden sickerte, verschlang den Körper mit einem Biss.

Danach wurde es noch schlimmer für sie. Während das leise knarrende Floß über die Weiten des Ozeans driftete und diese kleinen Kreaturen ihre letzten Reserven aufzehrten, konnte es nur schlimmer werden. Streuners Gliedmaßen waren angeschwollen. Die gespannte Haut schmerzte ständig und riss schnell. Die Zunge quoll ihr aus dem Mund, als ob man ihr einen großen Klumpen Dung hineingestopft hätte. Die Augenlider waren aufgeplatzt, und sie hatte das Gefühl zu weinen; als sie aber das Fell berührte, sah sie, dass es Blut war, das aus den Augen tropfte.

Sie wurde bei lebendigem Leib mumifiziert.

Und eines Morgens hörte sie schließlich einen Schrei, hoch und leise wie der eines Vogels.

Sie schob das Laub weg, mit dem sie sich zugedeckt hatte, und setzte sich aufrecht hin. Die Welt wurde gelb, und sie hatte ein seltsames Klingeln im Ohr. Sie sah kaum noch etwas; das Blickfeld war verschwommen, und als sie blinzelte, verschaffte das den Augen keine Erleichterung. Der Körper vermochte keine Feuchtigkeit mehr abzugeben.

Trotzdem erkannte sie, dass zwei Anthros – Fleck und Brille – nebeneinander über einer dunklen zusammen gekrümmten Gestalt saßen. Vielleicht war es etwas zu essen. Unter Schmerzen kroch sie zu ihnen hinüber.

Es war Linkshänder, der mit gespreizten Gliedern flach am Boden lag. Die sengende Sonnenhitze hatte ihm den Garau gemacht. Das weiße Fell am Kopf und im Nacken war fast völlig verschwunden. Das Fleisch war an den Knochen verschmort. Streuner sah die Konturen des Schädels, der filigranen Handknochen, der Füße und des Beckens. Die nackte Haut hatte sich purpurn und grau verfärbt und war mit großen Blasen und Streifen überzogen. Die Lippen waren zu dünnen Strichen aus schwarzem Gewebe geschrumpft, sodass die Zähne und der rissige Gaumen zu sehen waren. Der Rest des Gesichts war ebenfalls schwarz und vertrocknet, als ob es verbrannt wäre. Das Fleisch um die Nase war verschrumpelt, sodass die kleinen, seitwärts gerichteten Nasenlöcher gedehnt wurden und die schwarze Innenseite der Nase nach außen gestülpt wurde. Die Lider waren auch geschrumpft, wodurch die Augen unablässig in die Sonne starrten. Die Bindehaut, die die Augen umspannte, hatte sich pechschwarz verfärbt. Bei der vergeblichen Suche nach Nahrung hatte er an der Rinde gekratzt und Hände und Füße aufgeschnitten. Aber es war kein Blut zu sehen; die Schnitte waren wie Kratzer in gegerbtem Leder.

Aber er war noch bei Bewusstsein und stieß raue, leise Schreie aus. Dann drehte er leicht den Kopf und spreizte die Finger der kräftigeren linken Hand.

Ohne Nahrung und im Bestreben, die lebenswichtigen Systeme so lang wie möglich am Laufen zu halten, hatte Linkshänders Körper sich selbst verzehrt. Als das Fett aufgebraucht war, wurden die Muskeln angegriffen. Dadurch waren wiederum die inneren Organe beschädigt worden, die schließlich den Dienst einstellten.

Doch in diesen letzten Momenten verspürte Linkshänder keinen Schmerz. Sogar das Hunger- und Durstgefühl war verschwunden. Streuner schaute benommen und verwirrt zu. Es war, als ob sie ein lebendiges Skelett betrachtete.

Schließlich verstummten Linkshänders unheimliche Rufe. Die ausgestreckten Finger erstarrten in dieser finalen Geste.

Der geschrumpfte Magen rumorte, und ein letzter Rülps entwich dem leblosen Mund.

Streuner schaute die anderen trübe an. Sie waren selbst nur noch Haut und Knochen, nicht viel besser dran als Linkshänder und kaum noch als Anthros zu erkennen. Sie unternahmen keine Anstrengungen mehr, sich zu kämmen oder überhaupt einen Kontakt herzustellen. Es war, als ob die Sonne alles ausgebrannt hätte, was sie zu Anthros machte und sie aller Errungenschaften beraubt hätte, die sie in dreißig Millionen Jahren der Evolution mühsam erworben hatten.

Streuner wandte sich ab und humpelte unter Schmerzen in die Deckung ihres Nests zurück.

Sie lag reglos da und bewegte sich nur, um den Schmerz der schwärenden Wunden zu lindern. Ihr Bewusstsein schien leer, bar jeder Neugierde. Sie existierte nur noch in einem reptilienartigen Dämmerzustand. Sie stopfte sich den Mund mit Rinde und trockenem Laub voll, aber die tote Materie kratzte nur am Gaumen.

Und sie dachte ständig an Linkshänders Leiche.

Sie stand langsam auf und ging zu Linkshänders Körper. Die Brust war gespalten – durch das Austrocknen der Haut hatte sich nach dem Tod eine Wunde geöffnet. Aber der Gestank war seltsamerweise gar nicht so schlimm. In dieser Wasserwüste lief der Verwesungsprozess, der Linkshänders Leiche im Wald schnell zersetzt hätte, nur sehr langsam ab. Die Mumifizierung, die schon zu Lebzeiten eingesetzt hatte, ging weiter.

Vorsichtig schob sie die Hand in die Wunde und berührte fast schon trockene Rippen. Sie zupfte am Brustfleisch. Es ließ sich leicht abziehen und brachte den Brustkorb zum Vorschein.

Es war kaum noch Muskelgewebe am Körper vorhanden. Auch kein Fett, nur Spuren einer durchscheinenden, klebrigen Substanz. Sie sah die Organe in Linkshänders Bauchhöhle: Herz, Leber und Nieren. Sie waren geschrumpft und sahen aus wie harte schwarze Früchte.

Ja, wie Früchte.

Streuner stieß die Hand in den Brustkorb. Er splitterte mit einem Knacken und brachte die fleischigen Früchte ans Licht.

Sie schloss die Hand um das schwarz verfärbte Herz. Es löste sich mit einem leisen Reißen.

Sie holte das Herz heraus und biss hinein, als sei es nicht exotischer als eine seltene Mangofrucht. Das Fleisch war mager, faserig und widersetzte sich den Zähnen, die nur noch lose im Kiefer steckten. Doch dann schlug sie die Zähne in das Organ und wurde mit etwas Flüssigkeit belohnt – Herzblut, das noch nicht eingetrocknet war.

Anstatt den Hunger zu lindern, war das Fleisch jedoch ein Appetithappen, der Streuners atavistische Fresslust erst richtig entfachte. Die Speichelbildung setzte wieder ein, und es wurden Verdauungssäfte in den schmerzenden Magen gepumpt. Sie erbrach die ersten Bissen ins Meer, ließ sich aber nicht irritieren und aß solange weiter, bis sie das feste, faserige Fleisch bei sich behielt.

Linkshänders milchig-weiße, trübe Augen starrten noch immer blicklos in die Sonne, die ihn umgebracht hatte, und die Finger der linken Hand waren noch immer ausgestreckt.

Fleck hatte sich wieder geregt und lief vorsichtig auf Streuner zu. Ihre Haut war ein straffer Überzug, an dem nur noch ein paar Büschel des einst so schönen schwarzen Fells klebten. Neugierig wühlte sie in Linkshänders offener Brust und holte die Leber heraus, die sie hastig verschlang.

Brille hatte sich in der Zwischenzeit nicht bewegt. Er nahm keinen Anteil am Schicksal seines Bruders und lag mit gespreizten Gliedmaßen auf der Seite. Er schien wie tot, aber Streuner erkannte eine unmerkliche Bewegung. Seine Brust hob und senkte sich langsam wie das Wogen des Meers: Er investierte die letzte Kraft in die Atmung.

Streuner ließ sich nun vom Instinkt leiten. Fleck war von Weißblut geschwängert worden, aber vielleicht hatte ihr Körper den Fötus auch zerstört und ihn genauso wie die Muskeln und das Fett verzehrt, um die Funktionsfähigkeit des Organismus aufrechtzuerhalten. Zwei Weibchen allein hatten keine Perspektive außer dem Tod. Also musste Brille, das letzte Männchen, am Leben erhalten werden.

Streuner kehrte zur Leiche zurück und entnahm ihm eine Niere, auch so ein schwarzes, verschrumpeltes Stück Fleisch.

Sie trug die Niere zu Brille und steckte sie ihm in den Mund. Schließlich regte er sich. Mit einer Bewegung so schwach wie die eines Kinds nahm er den Fleischklumpen und nagte ihn langsam an.

Dabei machte die Nahrung sie umso hungriger, weil ihr das Fett fehlte,

das für die richtige Verdauung notwendig gewesen wäre. Dennoch kehrten die drei Überlebenden immer wieder zur Leiche zurück, räumten die Bauchhöhle aus und nagten das Fleisch von Gliedmaßen, Rippen, Becken und Rücken ab. Schließlich waren nur noch verstreute Knochen übrig – Knochen und ein Schädel mit Augäpfeln, die noch immer in die Sonne starrten.

Danach zogen die drei Anthros sich wieder in ihre Ecken zurück. Wenn sie Menschen gewesen wären, hätten sie nun – wo das Tabu, das Fleisch eines Artgenossen zu verzehren, gebrochen war – grausame Kalkulationen angestellt. Noch ein Toter hätte schließlich noch mehr Fleisch für die Überlebenden bedeutet und zugleich die Anzahl derjenigen verringert, mit denen man es teilen musste.

Es war vielleicht eine Gnade, dass die Anthros nicht so weit zu denken vermochten.

IV

Das Floß ruckte unter ihr. Die Bewegung war zu heftig, um vom trägen Wellengang des Meers verursacht worden zu sein. Aber sie war zu erschöpft, um noch Neugier zu empfinden und blieb reglos auf dem schwankenden Floß liegen. Äste pieksten ihr in den ausgemergelten Körper.

Sie verspürte ständig Schmerzen. Die Knochen fühlten sich an, als ob sie die Haut durchstoßen wollten, die nur noch ein einziges Geschwür war. Die ausgetrockneten Lider vermochte sie kaum noch zu schließen. Die Erinnerung glich einer mit optischen und akustischen Eindrücken angefüllten Rumpelkammer: das Gefühl, wie die kräftigen Finger ihrer Schwester sie kämmt, der vertraute Geruch der warmen Muttermilch, die begehrliehen Schreie der Männchen, die glaubten, sie können alle Weibchen haben. Und dann wurden die süßen Träume von mächtigen zuschnappenden Kiefern aus den Tiefen der Welt verschlungen...

Sie verspürte wieder einen Ruck, und das trockene Holz knarrte. Sie hörte das Geräusch sich brechender Wellen, das sich vom monotonen Plätschern der offenen See deutlich unterschied.

Vögel kreischten über ihr.

Sie schaute auf. Das waren die ersten Vögel, die sie sah, seitdem sie ins Meer gespült worden war. Sie waren schneeweiß und zogen hoch über ihr ihre Kreise.

Etwas bewegte sich auf ihrer Brust. Es fühlte sich wie leicht kratzende Finger an; vielleicht wollte jemand sie kämmen. Mit einer Kraftanstrengung hob sie den Kopf. Er wackelte, und die Kopfhaut spannte sich wie eine Maske. Die Zunge lag ihr wie ein Holzpflöck im Mund. Sie hatte Schwierigkeiten, die blutenden Augen zu fokussieren. Etwas krabbelte über sie: ein flaches orangefarbenes Ding mit vielen segmentierten Beinen und großen erhobenen Scheren. Sie stieß ein leises, heiseres Winseln aus und wischte mit dem Arm über die Brust. Die Krabbe verzog sich indigniert.

Trotz der von der Sonne geschwärzten Nase roch sie etwas Neues.

Wasser. Nicht etwa die stinkende Brühe des Meers, sondern frisches Wasser.

Sie hob den Arm und zog an den Blättern. Sie war ein körperliches Wrack. Die platzenden Blasen und reißenden Narben verursachten höllische Schmerzen. Mit einer enormen Anstrengung gelang es ihr, sich aufrecht hinzusetzen und die Beine zu falten. Der Kopf wackelte haltlos auf dem Hals. Und es kostete sie noch mehr Energie, den Kopf zu heben und die geschundenen Augen zu benutzen.

Grün.

Sie sah Grün, einen dicken horizontalen Streifen, der sich von einem Horizont zum andern zog. Es war das erste Grün, das sie sah, seit die Blätter des Mangobaums sich zusammengerollt und braun verfärbt hatten. Nach einer so langer Zeit von Blau und Grau, mit nichts als Himmel und Wasser, erschien das Grün strahlend hell, so hell, dass sie schier geblendet wurde – es war wunderschön wie eine Verheißung. Schon der bloße Anblick schien sie wieder zu beleben.

Halb kriechend bewegte sie sich vorwärts. Das tote Laub des Mangobaums piekste und ritzte sie, aber es verursachte keine Blutung, nur Dutzende winziger Schmerzquellen.

Sie erreichte den Rand des Floßes. Kein Meer, kein Wasser. Sie sah einen schmalen grobkörnigen Sandstrand, der sich in einer leichten Steigung zu einem lichten Wald hinaufzog. Leuchtend blaue und orangefarbene Vögel flogen durch die Baumkronen und trillerten lieblich.

Ihren ersten Eindruck hätte man so zusammenzufassen vermocht: *Ich bin wieder zuhause.* Aber das war sie nicht.

Sie zog sich über die Äste und fiel in den Sand. Er war heiß, glühend heiß und brannte auf der nackten Haut. Sie richtete sich winselnd auf und humpelte – als sei sie stark gealtert – den Strand zum Wald hinauf.

Am Waldrand gab es einen Schatten spendenden Bewuchs aus niedrigen Farnen. Hohe Bäume ragten über ihr auf. An den Ästen hingen Trauben roter Früchte, die sie nicht kannte. Der Mund war zu trocken, um Speichel zu bilden, aber die Zunge schlug gegen die Zähne.

Sie schaute den Weg zurück, den sie gekommen war. Der Mangobaum und das Pflanzen-Floß waren nur ein zerbrochenes und verrottetes, mit Algen bewachsenes Stück Treibholz, das an diese Küste gespült worden

war. Sie sah die reglose Gestalt eines Anthros – Fleck oder Brille – auf dem löchrigen, salzverkrusteten Blätterdach liegen. Und hinter dem Floß brandete das ewige blaugraue Meer gegen das Land an. Es erstreckte sich, so weit das Auge reichte, bis zu einem Horizont von unheimlicher geometrischer Perfektion.

Plötzlich ertönten ein Krachen und das Rascheln von Laub. Streuner zuckte zurück.

Ein Riese brach aus dem Wald wie ein aus dem Unterholz rollender Panzer. Das große, gedrungene Geschöpf unter einer großen knöchernen Schale sah aus wie eine riesige Schildkröte oder vielleicht auch wie ein gepanzerter Elefant. Der mächtige armierte Körper ruhte auf vier stämmigen Beinen. Er wedelte mit einem Schwanz, der in einem stacheligen Klöppel auslief. Und als der kleine Kopf sich ins Licht schob, blinzelten gepanzerte Augenlider. Diese riesige, an einen Ankylosaurier erinnernde Kreatur war ein Glyptodont. So etwas hatte Streuner in Afrika nie gesehen.

Freilich war das auch nicht Afrika.

Das gepanzerte Ungeheuer trollte sich. Vorsichtig folgte Streuner dem Glyptodont tiefer in den Wald. Sie kam zu einer Lichtung, die von mächtigen Bäumen eingefasst war. Der Boden war mit Aloe bewachsen. Streuner knabberte an einem Blatt. Es war saftig, aber bitter.

Sie ging weiter und sah den Schimmer eines stehenden Gewässers, das sich als flacher, mit Schilf überwuchelter Süßwasserteich herausstellte. Am Ufer grasten zwei große Tiere. Sie weideten den Bewuchs am Rand des Teichs mit spatenförmigen Schnauzen ab.

Der Teich befand sich am Rand einer weiten Ebene. Und dort offenbarten sich nun noch größere Geheimnisse, die auf Streuner warteten. Die Kreaturen hätten Pferde sein können, Kamele, Hirsche und kleinere Tiere wie Schweine. Sie wurden von einer kleinen Familie Dinomyiden begleitet: plumpe, bärenartige Pflanzenfresser, die große Nagetiere und mit Haselmäusen und Ratten verwandt waren. Räuber gab es hier auch – diese Kreaturen jagten in Rudeln wie Hunde, waren aber Beuteltiere, die nur entfernt mit den Säugetier-Pendants verwandt waren, die anderswo existierten. Sie waren von einer abweichenden Evolution geformt und doch für eine ähnliche Funktion ausgelegt.

In einem grünen Schatten in Streuners Nähe drehte sich ein Kopf und

erschreckte sie. Der Kopf hing herunter. Zwei schwarze Augen schauten sie trübe an. Über dem Kopf war ein großer Körper mit einem braunen Fell, der wiederum an Gliedmaßen hing, die einen Ast umklammert hielten. Das war ein Faultier, eine Art Megatherium.

Schließlich kroch Streuner vorsichtig zum Teich. Das grünliche Wasser war schlammig und warm. Als sie aber den Kopf hineintauchte, war es das Köstlichste, was sie je geschmeckt hatte. Sie trank in großen Schlucken. Bald hatte sie den geschrumpften Bauch voller Wasser, und ein quälender Schmerz durchzuckte sie, als ob es sie innerlich zerriss. Sie fiel schreiend um und spie fast alles aus, was sie getrunken hatte. Doch dann stieß sie das Gesicht erneut ins Wasser und trank wieder.

Dieser brackige Teich war eigentlich eine fünfzig Meter tiefe Sickergrube. Sie war entstanden, als das Grundwasser den Kalksteinboden auflöste. Es gab viele solcher Sickergruben in der Gegend, die an tiefen Spalten im Gestein angeordnet waren.

Aus der Luft betrachtet hätten die Sickergruben einen weiten Halbkreis mit einem Durchmesser von etwa hundertfünfzig Kilometern gebildet.

Dieser Bogen von Sickergruben markierte eine Grenzverwerfung des uralten, längst zugeschütteten Chicxulub-Kraters, dessen Reste sich unter dem flachen Wasser und den Sedimenten des Golfs von Mexico erstreckten. Dies war die Halbinsel von Yucatan.

Streuners Floß, das von einem afrikanischen Fluss ins Meer gespült und von den Strömungen westwärts getrieben worden war, hatte den Atlantik überquert.

Nichts auf der Erde war wirklich isoliert.

Alles war durch die Strömungen der Meere miteinander verbunden, die zum Teil eine Geschwindigkeit von hundert Kilometern pro Tag erreichten. Die großen Strömungen waren wie Fließbänder, die Treibgut rund um die Welt trugen. In späteren Zeiten würden die Bewohner der Osterinseln amerikanische Redwood-Baumstämme verbrennen, die nach einer Reise von fünftausend Kilometern dort angelandet worden waren. Die Bewohner der Korallenatolle mitten im Pazifik würden Werkzeuge aus Steinen fertigen, die in den Wurzeln gestrandeter Bäume eingeklemmt waren.

Und auf dem Treibgut reisten Tiere. Manche Insekten ließen sich sogar

auf dem Wasser selbst treiben. Andere Lebewesen schwammen: Westliche Strömungen trugen die Lederrücken-Schildkröten von ihren Futterplätzen nahe der Insel Ascension zu den Brutplätzen in der Karibik.

Und manche Tiere trieben auf Flößen über den Atlantik, wobei sie diese Seefahrt aber nicht bewusst und geplant unternahmen, sondern wegen der Launen des Schicksals, die auch Streuner zu spüren bekommen hatte. Obwohl der Atlantik seit dem Auseinanderbrechen von Pangäa sich ständig verbreitert hatte, war er noch viel schmaler als zu Zeiten des Menschen: An der engsten Stelle war er nicht mehr als fünfhundert Kilometer breit. Das war keine unüberwindliche Entfernung – eine Überfahrt, die auch so zerbrechliche Waldbewohner wie Streuner mit etwas Glück zu überstehen vermochten. Solche Überquerungen waren zwar unwahrscheinlich, aber dennoch *möglich* in Anbetracht der Schubwirkung der mächtigen Ströme, der engen Meere und vielleicht noch mit Hilfe der Sturmwinde.

In so großen zeitlichen Maßstäben, in Zeiträumen von Jahrmillionen, überstieg das Wirken des Zufalls das menschliche Vorstellungsvermögen. Die Menschen sind mit einem subjektiven Risikobewusstsein und einer Einschätzung von Wahrscheinlichkeiten ausgestattet, die für Lebewesen mit einer Lebensspanne von einem Jahrhundert ausgelegt ist. Ereignisse, die mit einer viel geringeren Häufigkeit eintreten – zum Beispiel Asteroideneinschläge –, werden im menschlichen Bewusstsein nicht in die Kategorie *selten*, sondern *nie* einsortiert. Aber die Einschläge geschahen dennoch und wären einem Lebewesen mit einer Lebensspanne von beispielsweise zehn Millionen Jahren gar nicht so unwahrscheinlich erschienen.

Im entsprechenden Zeitrahmen würden selbst so unwahrscheinliche Ereignisse wie Meeresüberquerungen von Afrika nach Südamerika unweigerlich stattfinden – immer wieder – und das Schicksal des Lebens bestimmen.

Und so verhielt es sich auch jetzt. In den Bäumen, die über Streuner aufragten, lebte kein einziger Primate – und nicht einmal auf dem ganzen Kontinent. Ihre entfernten Verwandten, andere Kinder von Purga, waren vor Millionen Jahren dem Konkurrenzdruck der Nagetiere unterlegen und ausgestorben.

So entstand an diesem Ort, wo eine Welt untergegangen war und wo unterschiedlich entwickelte Lebewesen durch unterschiedliche Wälder streiften, neues Leben, eine neue Linie von Purgas großer Familie. Von nur drei Überlebenden würde im Lauf der Zeit und durch das langsame, plastische Fließen ihres genetischen Materials ein ganzes Spektrum neuer Arten ausstrahlen.

Nach allem Ermessen würden die Affen in der Neuen Welt sich behaupten. Jedoch würden auf diesem dicht bevölkerten Dschungelkontinent Streuners Nachkommen einen ganz anderen Weg einschlagen als die Nachfahren ihrer Schwester in Afrika. Dort würden die Primaten unter dem nachhaltigen Einfluss des sich ändernden Klimas schnell neue Formen entwickeln. Dort würde Purgas Linie über die Menschenaffen schließlich in den Menschen münden. Selbst die späteren Affen, die Streuner so ähnlich waren, würden aus dem Wald ausschwärmen und sich Lebensräume in der Savanne, im Gebirge und sogar in der Wüste erschließen.

Hier war das anders. Auf einem einheitlichen Kontinent war die Versuchung zu groß, in den großen Regenwäldern zu bleiben. Streuners Kinder würden niemals von den Bäumen herunterkommen. Sie würden auch nicht viel intelligenter werden, als sie jetzt schon waren. Und sie würden auch keine Rolle für das zukünftige Schicksal der Menschheit spielen, es sei denn als Haustiere, Fleischlieferanten oder Objekte wissenschaftlicher Neugier.

Doch all das lag noch weit in der Zukunft.

Streuner fühlte sich nach der kurzen Zeit im Wald und durch das Wasser, das sie getrunken hatte, schon viel besser. Sie schaute sich um. Im Unterholz sah sie einen roten Tupfer und stolperte in diese Richtung. Sie fand eine unbekannte, aber dicke und weiche Frucht. Sie biss hinein. Als sie das Fruchtfleisch kaute, spritzte Saft heraus und benetzte das Fell. Etwas so Köstliches und Süßes hatte sie noch nie gegessen.

KAPITEL 7

DIE LETZTE HÖHLE

*Ellsworth Land, Antarktika,
vor ca. 10 Millionen Jahren*



Die Höhlengräber schlichen durchs harte, struppige Gras, das sich an die Dünen klammerte. Es waren ihrer sehr viele. Sie wuselten so dicht gedrängt durcheinander, dass sie wie ein wogender braungrauer Flokatiteppich anmuteten.

Graben machte ein dichtes Farndickicht auf einer kleinen Landzunge aus, die das Meer überblickte. Weil die jagende Meute dort nicht ganz so dicht schien, schlug sie diese Richtung ein. Im Schutz der Farne zerpflückte sie die Wedel mit ihren beweglichen fünffingrigen Händen und knabberte an den braunen Sporen.

Mit ihren drei Jahren war Graben schon einer der ältesten Höhlengräber. Sie war nur ein paar Zentimeter lang. Sie war dick und rund und mit einem dichten braunen Fell bedeckt, um die Körperwärme besser zu speichern. Sie hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Lemming. Aber sie war kein Lemming. Sie war ein Primat.

Von hier aus sah sie das Meer. Die Sonne hing tief am nördlichen Himmel über der endlosen Wasserwüste. Es war Herbst in der Arktis, und die Sonne verschwand schon für mehr als die Hälfte des Tages hinterm Horizont. Und weit vom Land entfernt hatte sich bereits Packeis gebildet. Graben sah, dass in Küstennähe Schichten aus matschigem grauem Eis entstanden, die sich auf dem Wasser kräuselten. Ihr Körper wusste, was das zu bedeuten hatte. Die von Licht erfüllten Tage des Sommers waren nur noch eine verschwommene Erinnerung; bald würde sie die Wintermonate in völliger Dunkelheit aushalten müssen. Auf einer Packeisplatte sah sie einen Blutfleck, mit dem die

schimmernde Oberfläche verschmiert war, und einen unidentifizierbaren Fleischhaufen. Kreischende Vögel kreisten in der Luft und warteten darauf, sich über den blutigen Kadaver herzumachen. Und ein langer, starker Schatten glitt durchs Wasser. Eine große Schnauze stach aus dem kalten Wasser, um sich ihren Anteil an der Beute zu holen.

Der Meeres-Fleischfresser war eine Amphibie und stammte von einer Art mit der Bezeichnung Koolasuchus ab. Das vier Meter lange Wesen sah aus wie ein monströser Raubfrosch. Der Frosch war ein Überbleibsel aus uralten Zeiten, als die Amphibien noch die Welt beherrscht hatten. In den tropischen Klimazonen hatten seine Vorfahren gegen die Krokodile den kürzeren gezogen, denen sie in Größe und Form stark ähnelten. Die großen Amphibien waren schon auf dem absteigenden Ast gewesen, als die ersten Dinosaurier auf der Erde auftauchten, doch im kalten Wasser der Polarregionen hatten sie sich behauptet.

Selbst in dieser Entfernung schauderte Graben in der Deckung des Farns. Plötzlich raste eine kompakte gefiederte Gestalt über die Ebene der Tundra heran. Die durcheinander wuselnden Höhlenbauer stoben panisch auseinander, und Graben kauerte sich zusammen. Der Neuankömmling lief aufrecht auf langen, kräftigen Beinen. Die Hände, die vor dem Hintergrund des dichten weißen Gefieders kaum zu sehen waren, waren mit messerscharfen Klauen besetzt. Diese Kreatur rannte nun ins Wasser und schwamm zu der Eisscholle hinaus, wo sie sich mit der Amphibie um Brocken des Kadavers stritt, wie in späteren Zeiten Polarfüchse versuchten, Eisbären ihre Beute streitig zu machen.

Der weißgefiederte Räuber sah aus wie ein flügelloser Vogel. Der er aber nicht war. Er war ein Abkömmling der Velociraptoren aus der Kreidezeit.

Auf Antarktika gab es fünfzig Millionen Jahre nach dem Kometeneinschlag noch immer Dinosaurier.

Graben wandte sich von der blutigen Szene an der Küste ab und ging landeinwärts. Sie bewegte sich vorsichtig und blieb immer in Deckung. Hier und da sah sie weiße Federn, die der Raptor verloren hatte, als er zum Kadaver auf dem Eis gerannt war.

Schließlich erklomm sie die letzte Düne und schaute über die Landschaft.

Sie war eine große grün-braune Ebene, die hier und da vom Blau von Wasser durchsetzt war. Das Gras war noch immer dick, obwohl es sich schon zurückzog, und wo es noch nicht ganz verschwunden war, hatte es sich goldbraun verfärbt. Die meisten Blumen waren verblüht, weil es keine Insekten mehr gab, die sie anzulocken vermochten; an manchen Stellen hielten sich aber noch leuchtende, schöne Blumen wie Steinbrech. Um die schimmernden Süßwasserteiche versammelten sich Tiere zum Trinken. Aber die Teiche waren auch schon mit grauem Eis bedeckt.

Es war eine typische Tundra-Szene – ein Ausschnitt aus einem Landschaftsgürtel, der noch immer den Kontinent umspannte.

Und durch diese Tundra marschierten Dinosaurier.

Ein paar Kilometer im Südwesten erblickte Graben etwas, das wie eine dunkle Wolke aussah, die über den Boden zog. Es war eine Herde Muttas. Ihr Atem hing als Dampfwolken in der kühlen Luft. Sie waren Dinosaurier, große Pflanzenfresser. Aus der Ferne muteten sie wie Mammuts ohne Stoßzähne an. Aus der Nähe traten jedoch ihre klassischen Dinosaurier-Merkmale zutage: Die Hinterbeine waren kräftiger als die Vorderläufe, sie hatten dicke Schwänze, mit denen sie das Gleichgewicht hielten, und sie legten ein seltsam rastloses und nervöses Verhalten an den Tag, das eher an Vögel als an Säugetiere erinnerte – und manchmal stellten sie sich auch auf die Hinterbeine und bellten mit der Wildheit eines Tyrannosaurus.

Die Muttas stammten vom Muttaburrasaurus ab, stämmigen Pflanzenfressern aus dem Jura, die sich seinerzeit von Zikaden, Farnen und Koniferen ernährt hatten. Als die Kälte sich über Antarktika gelegt hatte, hatten die Muttas gelernt, von der kargen Vegetation der Tundra zu leben. Ihre Leiber waren kompakt und rund geworden und sie hatten sich einen dicken Mantel aus mehreren Lagen dunkelbrauner schuppiger Federn zugelegt. Mit der Zeit hatten sie sich in große Pflanzenfresser verwandelt, die in der Tundra umherwanderten: eine Rolle, die später und anderswo von Tieren wie Karibus, Moschusochsen und Mammuts übernommen wurde. Das traurige Trompeten, das sie mit aufblasbaren Hautsäcken auf den großen hornigen Schnauzen produzierten, hallte von den Eiswänden im Süden wider.

Einst waren die Muttas über den ganzen Kontinent gewandert und hatten

den kurzen, aber üppigen Sommer ausgenutzt. Das vorrückende Eis hatte die Muttas jedoch dezimiert, und die restlichen Herden wanderten irgendwie verloren über den immer schmaleren Tundrastreifen zwischen Eis und Meer.

Diese Mutta-Herde wurde von einem einsamen Jäger verfolgt.

Stocksteif inspizierte der Zwerg-Allosaurier die Mutta-Herde. Er sah aus wie eine goldene gefiederte Statue. Der Allo war ein geschrumpftes Überbleibsel einer Familie von Tieren, die andernorts längst ausgestorben waren – er stammte in direkter Linie vom Jura-Löwen ab, der Stego getötet hatte. Die Herde hatte den Allos aber schon bemerkt und blieb dicht zusammen; die Jungen hatten sie in die Mitte genommen. Die Bewegungen des Allos waren träge, als ob er unter Drogen stünde. Er hatte eine erfolgreiche Jagdsaison hinter sich, und der Stoffwechsel schaltete mit dem eingelagerten Fett in der zunehmenden Kälte schon auf Sparflamme. Bald würde der Allo in der Art von Eisbären eine Winterhöhle in den Schnee graben.

Allo-Weibchen legten die Eier gegen Ende des Winters und brüteten sie in der Sicherheit des Schnees aus. Die Säugetiere von Antarktika freuten sich aber schon auf den Frühling, weil die Aussicht bestand, dass plötzlich eine Schar gefräßiger Allosaurier-Babys aus dem Schnee sprang und sich bei der Verfolgung ihrer ersten Mahlzeit selbst in die Haare geriet.

Plötzlich machte sich unter den Höhlengräbern Unruhe breit. Die kalte Brise von der Eiskappe trug einen intensiven Fleischgeruch heran. *Eier*. Sie rannte so schnell sie konnte durch die Farne und das hohe Gras, ohne sich Gedanken um ihre Sicherheit zu machen.

Das Nest enthielt Dinosaurier-Eier: die Eier eines Mutta. Das war aber ein ungewöhnlicher Fund für diese Jahreszeit und noch dazu so weit von den Brutstätten der Muttas entfernt. Vielleicht waren diese Eier von einer kranken oder verletzten Mutter abgelegt worden. Es waren bereits Höhlengräber am Werk, und in der durcheinander wimmelnden Masse tummelten sich auch ein paar größere Steropodons: Die plumpen, schwarzhaarigen und irgendwie unfertig anmutenden Kreaturen stammten von Säugetieren ab, die den südlichen Kontinent seit dem Jura bevölkert hatten.

Graben gelang es, sich einen Weg ins Nest zu bahnen, ehe es völlig

zerstört war. Bald waren Gesicht und Hände mit klebrigem Dotter verschmiert. Aber die Konkurrenz um die Eier geriet schnell zu einer heftigen Schlacht. Es gab in diesem Herbst Unmengen von Höhlengräbern in der Tundra, viel mehr als im letzten Jahr. Und Graben war intelligent genug, um diese Masse der Höhlengräber auf einer tiefen Ebene als zutiefst beunruhigend zu empfinden.

Es gab mehrere Ursachen für eine so starke Vermehrung. Die Höhlenbauer waren Teil eines komplexen ökologischen Kreislaufs der üppigen Natur, den Insekten, die von ihr lebten und den Fleischfressern, die sich wiederum von Insekten ernährten. In solchen Zeiten der Übervölkerung schwärmten Höhlengräber vom Instinkt getrieben über das grüne Land aus, um in leeren Gebieten neue Höhlen zu graben. Viele von ihnen fielen Räubern zum Opfer, aber das war der Lauf der Dinge – es überlebten immer noch genug.

Jedenfalls war das bisher immer so abgelaufen. Wo das Eis jedoch vorrückte und die Tundra schrumpfte, gab es keine Rückzugsmöglichkeiten mehr als in die ohnehin schon übervölkerten Gebiete. Deshalb wurden derartige Ansammlungen und Kämpfe zum Dauerzustand.

Das war natürlich schlecht für das Mutta, das diese Eier gelegt hatte. Die Muttas hatten die Eier auf dem Erdboden ausgebrütet, wie ihre Vorfahren es schon getan hatten. Jedoch wurden sie dadurch verwundbar für Räuber wie die Höhlengräber. Die Hauptursache für den Niedergang der Muttas war die zunehmende Konkurrenz um das Protein, das in ihren Eiern enthalten war. Große Pflanzen fressende Säugetiere wie Mammuts und Karibus hätten bessere Chancen gehabt, weil ihre Jungen in dieser entscheidenden Phase ihres Lebens sicherer waren. Aber die Muttas, die wie die anderen hier gestrandet waren, nachdem Antarktika von den anderen Kontinenten weggedriftet war, hatten in dieser Hinsicht keine Wahl.

Plötzlich stieß eine Klaue vom Himmel herab. Mit einem in über zweihundert Millionen Jahren geschärften Instinkt presste Graben sich an den Boden, während die Höhlengräber quiekend durcheinander liefen. Die Klaue schnappte sich einen kleinen, halbwüchsigen Höhlengräber und steckte ihn in einen aufgerissenen Mund. Erneut zischte die Klaue durch die Luft. Diesmal griff sie jedoch ins Leere, denn die Säugetiere

hatten sich bereits zerstreut. Und nach einer Weile hörte Graben unverkennbare Schmatzgeräusche, als ein Zackenschnabel ein Mutta-Embryo nach dem andern zerquetschte.

Dieser Räuber war eine Leaellynasaura. Er war ein Dinosaurier, der die Gestalt eines athletischen Huhns hatte. Die Leaellynasaurae vermochten keine großen Beutetiere zu jagen und betätigten sich deshalb als Aasfresser. Für diese Leaellynasaura wie für die Säugetiere war ein Mutta-Ei in dieser vorgerückten Zeit des Jahres eine seltene Delikatesse. Während die Leaellynasaura fraß, versuchte Graben sich ganz ruhig zu verhalten, um nicht die Aufmerksamkeit des Killers zu erregen. Aber sie hatte Hunger. Es war nur ein kurzer, unergiebiges Sommer gewesen, und sie hatte nicht genug Fett anzusetzen vermocht, um die Widrigkeiten des Winters zu überstehen. Und nun fraß die Leaellynasaura die Eier – *all ihre Eier*.

Zorn und Verzweiflung gewannen schließlich die Oberhand über die Vorsicht. Sie stellte sich auf die Hinterbeine und zischte mit ausgebreiteten Pfoten.

Die Leaellynasaura, deren Mund mit Blut und Dotter verschmiert war, zuckte beim Anblick dieser Erscheinung erschrocken zurück. Doch dann sagte das kleine Reptilien-Bewusstsein ihr, dass dieses Ding keine Gefahr für eine Leaellynasaura bedeutete. Ganz im Gegenteil – dieses warme Fellknäuel war trotz der ungewöhnlichen Pose ein leckerer Happen, besser als Embryos und Eigelb.

Die Leaellynasaura öffnete den Mund und setzte zum Sprung an. Graben ergriff die Flucht. Das Nest war verloren, und der Hunger wühlte in ihren Eingeweiden.

Graben stammte in direkter Linie von Plesi ab, dem kleinen Carpolestiden, der ein paar Millionen Jahre nach dem Einschlag des Teufelsschweifs die sich erwärmende Welt bewohnt hatte. Plesi's Nachkommen hatten sich über den ganzen Planeten ausgebreitet und waren über Landbrücken, Inseln und mit Flößen von einem Inselkontinent zum andern gewandert. Ein Zweig der alten Familie hatte zu einer Zeit, da der südlichste Kontinent sich noch nicht über dem Pol zentriert hatte, eine Landbrücke zwischen Südamerika und Antarktika überquert.

Und hier waren sie auf Dinosaurier gestoßen.

Selbst in der warmen Kreidezeit hatten die Dinosaurier von Antarktika die langen Monate der Polarnacht aushalten müssen. Deshalb hatten diese Überlebenden, die die globale Katastrophe überstanden hatten, auch den anschließenden Kometen-Winter gut überstanden, während ihre Zeitgenossen in den wärmeren Breiten untergegangen waren.

Die Kontinente – Bruchstücke des alten Superkontinents, der sich noch immer in Auflösung befand – waren jedoch immer weiter auseinandergedriftet. Antarktika hatte sich von den anderen Teilen des südlichen Pangäa getrennt und bald so weit von ihnen entfernt, dass keine Landbrücken und Floßpassagen mehr möglich waren. Und während die Welt sich vom Einschlag erholte, schlugen die Flora und Fauna von Antarktika eine einzigartige Entwicklung ein. Hier ging das uralte Spiel Dinosaurier gegen Säugetier in die Verlängerung – und hier mussten die Säugetiere wegen der Übermacht der Dinosaurier und dem strengen Regiment von Väterchen Frost noch immer in den erniedrigenden Nischen der Kreidezeit ausharren.

Doch dann war Antarktika am Südpol zur Ruhe gekommen, und die Eiskappe hatte sich langsam ausgebreitet.

Die Tage wurden immer kürzer, und die blutrote Sonne tauchte nur kurz überm Horizont auf. Der Boden gefror. Viele Pflanzenarten starben ab, und die Sporen warteten auf die Rückkehr der kurzen Sommerwärme. Es fiel kaum Schnee. Streng genommen war der Kontinent größtenteils eine Halbwüste: Das bisschen, was an Schnee fiel, kam als harte kristalline Flocken, die sich wie Gestein am Boden ablagerten, bis der Wind sie zu Bänken und Verwehungen zusammen trieb.

Der Schnee war trotz der geringen Menge lebenswichtig für die Höhlengräber.

Diejenigen, die den Sommer und Herbst überlebt hatten, gruben sich in die Schneeverwehungen ein und legten weit verzweigte Tunnelsysteme unter den verharschten oberen Schichten an. Die Tunnel waren Städte mit einem feuchten, milden Klima, deren Wände vom Durchgang vieler kleiner, warmer Körper gehärtet worden waren. Die Luft war vom Geruch warmen feuchten Fells erfüllt. Zwar war es in den Höhlen nicht eben warm, aber die Temperatur fiel auch nie unter den Gefrierpunkt. Draußen flatterten Auroras durch den sternenklaren Winterhimmel.

Die Leaellynasaura, die Graben die Eier gestohlen hatte, gehörte zu einem überwiegend aus Geschwistern bestehenden Rudel. Sie hatten in einer Gruppe gejagt, die sich um ein dominierendes Brut-Paar geschart hatte. Ehe das Leaellynasaura-Rudel im Winter in die Kaltblütler-Starre fiel, drängte es sich zu einem wärmenden Haufen zusammen.

Die Leaellynasaurae stammten von kleinen, flinken Pflanzen fressenden Dinosauriern ab, die einst in großer Zahl im antarktischen Wald ausgeschwärmt waren. Damals hatten die Leaellynasaurae die Größe eines ausgewachsenen Menschen erreicht. Sie hatten große Augen, die gut an die Dunkelheit der polaren Wälder angepasst waren. Mit der großen Kälte waren die Leaellynasaurae aber klein und dick geworden und hatten sich als Isolierung ein schuppiges Gefieder zugelegt.

Und im Lauf der Jahrmillionen hatten sie auch ihre Vorliebe für Fleisch entdeckt, das mehr Kalorien lieferte.

Als die Temperatur weiter sank, fielen die Mitglieder des Rudels in Bewusstlosigkeit. Der Stoffwechsel wurde drastisch heruntergefahren und war gerade noch so aktiv, dass sie nicht erfroren. Das war eine uralte Strategie, die durch Jahrmillionen des Lebens in diesen Polarregionen entwickelt worden war und sich immer bewährt hatte.

Diesmal aber nicht. Dies war nämlich der kälteste Winter aller Zeiten. Und mitten im dicksten Winter wurde die Gruppe der Leaellynasaurae von einem Sturm überrascht. Der heftige Wind entzog ihnen zu viel Körperwärme. Eis bildete sich im Fleisch der Leaellynasaurae und zerstörte die Struktur der Zellen. Langsam senkten Erfrierungen sich wie kalte Dolche in die kleinen Körper.

Aber die Leaellynasaurae verspürten keinen Schmerz. Sie waren in einen bleiernen, traumlosen Reptilien-Schlaf versunken, der tiefer war als alles, was ein Säugetier je erleben würde, und er leitete unmerklich in den Tod über.

Jedes Jahr wurden die Sommer kürzer und der Wintereinbruch härter. Jedes Frühjahr schob sich die Eiskappe in der Mitte des Kontinents, einem lebensfeindlichen Ort, ein Stück weiter zum Rand vor. Einst hatte es hier Bäume gegeben: Koniferen, Baumfarne und die urtümlichen Podocarps mit schweren Fruchtständen an der Basis. Es war ein Wald gewesen, in dem Noth sich zu Hause gefühlt hätte. Doch nun existierten

diese Bäume, die längst von der Kälte gefällt worden waren, nur noch als Kohlenflöze tief unter Grabens Füßen. Es war schon viele Millionen Jahre her, seit Grabens Vorfahren auf Bäume geklettert waren. Die Primaten von Antarktika hatten sich an die Kälte angepasst. Und sie waren durch die Konkurrenz mit den Dinosauriern an die Wachstumsgrenze gestoßen. Aber sie entwickelten isolierende Schichten aus Fett und Fell, um die Körperwärme zu speichern. Grabens Füße wurden so gekühlt, dass nur ein geringer Temperaturunterschied zum Boden bestand und dadurch kaum Wärme verloren ging. Blut, das von den Füßen in den Körper hinaufgepumpt wurde, strömte durch Blutgefäße mit warmem Blut, das in Gegenrichtung floss. So wurde das abwärts fließende Blut gekühlt, ehe es die Füße erreichte. Das Fett in Beinen und Füßen war von besonderer Qualität: Es bestand aus kurzen Kohlenwasserstoff-Ketten mit einem niedrigen Schmelzpunkt, weil es sich sonst wie Butter im Kühlschrank verhärtet hätte. Und so weiter. Trotz aller Kälteanpassungen war Graben aber immer noch ein Primat. Sie hatte noch die beweglichen Hände und starken Unterarme ihrer Vorfahren. Und obwohl sie ein viel kleineres Gehirn hatte als ihre Ahnen – in dieser kargen Landschaft war ein großes Gehirn ein teurer Luxus, und die Tiere waren nicht klüger als unbedingt notwendig –, war sie intelligenter als jeder Lemming. Aber das Klima wurde immer kälter. Und jedes Jahr wurden die restlichen Tiere und Pflanzen in einem immer schmaleren Tundra-Streifen an der Küste zusammengedrängt. Das Endspiel stand bevor.

Graben rang nach Luft.

In plötzlicher Panik scharrte sie im Schnee über sich und grub sich mit Händen, die eigentlich für das Erklimmen von Bäumen geschaffen waren, durch ein Dach aus Schnee.

Schließlich schob sie sich aus der Höhle in grelles Frühlingslicht. Ein Schwall miefiger Luft entwich hinter ihr und waberte in der Kälte – muffig und mit dem Geruch des Todes geschwängert.

Sie war ein zum Skelett abgemagertes Bündel mit Urin befleckter Haut und Fell in einer weiten unberührten Schneelandschaft. Die Sonne stand so hoch überm Horizont, um wie eine gelbe Laterne an einem

purpur-blauen Himmel zu hängen. Der Frühling war also schon weit fortgeschritten. Aber nichts regte sich: keine Vögel, keine Raptoren und es brachen auch keine Allo-Babys aus den Winterhöhlen. Kein anderer Höhlengräber erschien im Schnee; kein einziger Artgenosse folgte ihr. Sie arbeitete sich die Schneebank hinunter. Sie bewegte sich steif, denn die Gelenke schmerzten. Und sie hatte einen Heißhunger und eine völlig ausgedörrte Kehle. Durch den langen Winterschlaf hatte sie ungefähr ein Viertel der Körpermasse verloren. Und sie *zitterte*.

Das Zittern kündigte das Versagen der körpereigenen Kälteschutz-Systeme an. Es war die letzte Option, durch Muskelbewegungen Körperwärme zu erzeugen – und sie war auch extrem energieaufwändig. Das Zittern hätte eigentlich nicht sein dürfen. Etwas stimmte nicht.

Sie erreichte den nackten Erdboden, der das Meer säumte. Der Boden war noch steinhart gefroren. Und trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit wuchs hier noch nichts; Sporen und Samen schlummerten noch immer unter der Erde.

Sie stieß auf eine Gruppe *Leaellynasaurae*. In der Kälte hatten sie die Glieder und Hälse ineinander verschlungen, sodass sie eine Art gefiederte Skulptur bildeten. Instinktiv presste sie sich in den Schnee. Aber von den *Leaellynasaurae* ging keine Gefahr aus. Sie waren tot, in der finalen Umarmung erstarrt. Wenn Graben an ihnen gerührt hätte, wäre das Ensemble umgekippt und die gefrorenen Federn wären abgebrochen wie Eiszapfen.

Sie eilte weiter und überließ die *Leaellynasaurae* dem Todesschlaf.

Sie erreichte eine kleine Landzunge, von der aus man das Meer überblickte. An dieser Stelle hatte sie schon am Ende des letzten Sommers gestanden und aus der Deckung eines kleinen Farndickichts den Kampf zwischen einem Raptor und einem Frosch beobachtet. Doch nun waren selbst die Sporen des Farns im kahlen Boden eingeschlossen, und es gab nichts zu essen. Vor ihr erstreckte sich das Meer als eine nahtlose weiße Fläche bis zum Horizont. Sie verzagte angesichts der leblosen Geometrie: ein messerscharfer Horizont vor ihr, eine weiße Fläche unter ihr, eine leere blaue Kuppel über ihr.

Nur an der Küste wurde die Eintönigkeit aufgelockert. Hier hatte die anbrandende See das Eis gebrochen, und hier tummelte sich sogar jetzt

noch Leben. Graben sah kleine Krustentiere durch die Wasseroberfläche brechen und sich am Plankton laben. Und Quallen, groß und klein, pulsierten in dieser Einöde – durchscheinende, ätherische und zarte Geschöpfe, die in der Dünung des Meeres schwebten.

Selbst hier, an den Extremen der Erde, wimmelte das Meer von Leben, wie es seit Urzeiten gewesen war. Aber es war nichts für Graben dabei.

In dem Maß, wie die globale Abkühlung andauerte, wurde die Umklammerung des Eises mit jedem Jahr stärker. Die einmalige Ökologie aus Tieren und Pflanzen, die auf diesem riesigen isolierten Floß gefangen war, hatte keine Ausweichmöglichkeiten. Und die Evolution vermochte den letztendlichen Sieg des Eises nicht aufzuhalten. Es war ein grausames Auslöschungs-Ereignis, das vor den Blicken der Welt verborgen hier über Millionen Jahre sich hinzog. Eine komplette Biozönose starb den Kältetod. Nachdem die Tiere und Pflanzen alle verschwunden waren, dehnte die gewaltige Eiskappe im Herzen des Kontinents sich immer weiter aus und schickte Gletscher aus, die sich einen Weg durchs Gestein frästen, bis die leblose Abstraktion des Eises das Meer traf. Obwohl die tief begraben Fossilien und Kohlenflöze der Urzeit überdauern würden, blieb keine Spur zurück, aus der man auf die Existenz von Grabens Tundra-Welt und die einzigartigen Lebensformen, die sie bevölkert hatten, zu schließen vermocht hätte.

Mutlos wandte sie sich ab und lief auf der Suche nach Nahrung über den gefrorenen Boden.

KAPITEL 8

BRUCHSTÜCKE

*Nordafrikanische Küste,
vor ca. 5 Millionen Jahren*

I

Im ersten Licht der Morgenröte wachte Capo in seinem Nest in der Baumkrone auf. Er gähnte herzhaft, wobei die dicken Gaumenzäpfchen zutage traten, und streckte die langen pelzigen Glieder. Dann nahm er die Hoden in die Hand und kratzte sie genüsslich.

Capo hatte gewisse Ähnlichkeit mit einem Schimpansen – aber es gab noch keine Schimpansen auf der Welt. Aber er war immerhin schon ein Menschenaffe. In den langen Jahren seit Streuners Tod hatten die aufblühenden Primaten-Familien sich diversifiziert, und Capos Linie hatte sich vor ungefähr zwanzig Millionen Jahren von den Affen abgespalten. Und doch hatten fünf Millionen Jahre vor dem Aufstieg der Menschen die Menschenaffen ihre beste Zeit schon hinter sich.

Capo schielte in den Himmel. Er war graublau und wolkenlos. Es würde wieder ein langer, heißer und sonniger Tag werden.

Und ein guter Tag. Er rieb sich nachdenklich den Penis. Er hatte die allmorgendliche stramme Erektion. Ein paar der aufmüpfigsten rangniedereren Männchen waren vor wenigen Tagen in der Tiefe des Waldes verschwunden. Es dürfte Wochen dauern, bis sie wiederkamen; Wochen relativer Ruhe und Ordnung. Capo hätte also leichtes Spiel. In der morgendlichen Stille trugen Rufe weit. Wie er so in Gedanken versunken lag, hörte er ein entferntes Brüllen wie das Grollen eines riesigen verwundeten Tiers. Es kam aus westlicher Richtung. Er lauschte

für eine Weile, und ihm sträubten sich die Haare bei der Majestät des nicht enden wollenden, verwirrenden Donnerhalls. Der Laut kündete von enormer Macht. Aber der Verursacher war nicht präsent und nicht zu sehen. Der Laut war sein Leben lang im Hintergrund gewesen, unveränderlich und unbegreiflich – und weit genug entfernt, um ihn nicht zu kümmern.

Er verspürte ein nagendes Unbehagen, aber nicht etwa wegen des Geräuschs. Es war vielmehr eine vage Besorgnis, die ihn in solchen nachdenklichen Momenten überkam.

Capo war über vierzig Jahre alt. Am Körper trug er die Narben vieler Kämpfe und kahle Stellen von der endlosen Fellpflege. Er war alt genug und intelligent genug, um sich an viele Jahreszeiten zu erinnern, aber nicht etwa in einer linearen Abfolge, sondern in Streiflichtern und Splittern – wie lebendige Szenen, die man aus einem Film herausgeschnitten und zufällig aneinandergereiht hatte. Und auf einer tiefen Ebene wusste er, dass die Welt nicht mehr so war, wie sie in der Vergangenheit gewesen war. Die Dinge änderten sich, und nicht unbedingt zum Besseren.

Aber er vermochte daran nichts zu ändern.

Träge rollte er sich auf den Bauch. Das Nest war nur ein Gewirr aus dünnen geflochtenen Ästen, die durch sein Gewicht fixiert wurden. Durch die Lücken erkannte er die im Baum verstreute Sippe. Die Primaten nisteten wie Vögel. Mit einem leisen Grunzen entleerte er die Blase. Der Urin schoss gießkannenartig aus dem noch halb erigierten Penis und regnete auf den Baum hinab.

Er spritzte auf Blatt, eins der hochrangigen Weibchen, das auf dem Rücken geschlafen hatte. Ihr Kind klammerte sich am Bauchfell fest. Sie schreckte auf, wischte sich Urin aus dem Gesicht und gab ihren Protest durch einen Schrei kund.

Die Phase des Nachdenkens war vorbei, und die Erektion erschlaffte.

Capo setzte sich auf und schwang sich aus dem Nest.

Zeit, an die Arbeit zu gehen. Als großes schwarzbraunes Fellknäuel brach er durch den Baum. Er riss Nester ein, knuffte und trat die Bewohner und führte sich dabei wie ein kreischender Hampelmann auf. Er machte weiter, bis er die Blätter des ganzen Baums zerzaust hatte und sicher war, dass niemand mehr schlief und sich der Präsenz des großen

Capo nicht bewusst war.

Er legte eine schöne harte Landung mitten im Nest von Finger hin, einem kräftigen jüngeren Männchen mit einem wachen Verstand und geschickten Fingern. Finger rollte sich schnatternd zusammen und wollte Capo in einer Demutshaltung das Hinterteil entgegenstrecken. Doch der versetzte Finger nur einen gut gezielten Tritt in den Hintern, sodass er kreischend durchs Laub auf den Boden fiel. Es war höchste Zeit, dass Finger eine Lektion bekam; er war für Capos Geschmack nämlich zu fürwitzig geworden.

Schließlich erreichte Capo mit gesträubtem Fell und außer Atem den Erdboden. Er war am Rand einer kleinen Lichtung, in deren Mitte sich ein sumpfiger, verlandeter Teich befand. Er lief im Slalom um die Stämme der äußersten Baumreihe herum, schlug mit den Handflächen auf die Bäume, riss dünne Äste ab und schüttelte sie so heftig, dass das Laub um ihn herum niederging. Und die ganze Zeit kreischte und schrie er.

Finger hatte sich nach dem Sturz wieder aufgerappelt. Leicht humpelnd kroch er in den Schatten einer niedrigen Palme und erholte sich von der Züchtigung durch Capo. Andere Männchen hüpfen liebesdienerisch und schreiend um ihn herum. Ein paar Weibchen waren auch schon auf. Sie gingen Capo aus dem Weg und ihren morgendlichen Verrichtungen nach.

Als er die Vorführung beendet hatte, machte Capo Heulen aus, ein Weibchen mit einer besonders schrillen Stimme. Sie hockte an einem Akazienstamm, riss Stücke aus einer Morchel heraus und stopfte sie sich in den Mund. Heulen war noch nicht geschlechtsreif, aber nicht mehr weit davon entfernt. Als Capo die enge Spalte ihres Geschlechts sah, bekam er sofort eine Erektion.

Das Fell war noch immer gesträubt, und er war auch noch etwas außer Atem. Trotzdem stolzierte er zu Heulen hinüber, hob sie an der Hüfte an und drang schnell in sie ein. Ihre Scheide war lustvoll eng, und Capos Gefolgsleute riefen und knurrten, trommelten auf den Boden und feuerten ihn an. Heulen wehrte sich nicht und änderte ihre Haltung, um ihn besser in sich aufzunehmen. Doch während er sie stieß, zupfte sie unbeteiligt weiter an der Morchel herum.

Capo zog sich aus Heulen zurück, bevor er ejakulierte: Dazu war es noch

zu früh am Tag. Als Gnadenerweis drehte er seinen hockenden Unterlingen jedoch den Rücken zu und stieß eine Ladung Kot aus, die auf sie spritzte. Dann warf er sich mit verschränkten Armen flach ins Gras und ließ es zu, dass ein paar Günstlinge sich ihm näherten und mit der täglichen Fellpflege begannen.

Solcherart war der große Boss, das Alpha-Männchen, der *capo di capi* dieser Sippe – der Urahn der Menschheit, der Vorfahr von großen Männern wie Sokrates, Newton und Napoleon – gut in den Tag gestartet.

Sich den Bauch voll schlagen war die nächste Priorität.

Capo nahm einen seiner Untergebenen – Wedel, ein großes, sehniges und nervöses Geschöpf – ins Visier und malträtierte den Kopf der zusammengekauerten Kreatur mit einer Abfolge von Knüffen und Püffen.

Wedel verstand die Botschaft schnell. Er hatte den Auftrag, die Sippe bei der täglichen Suche nach Nahrung und Wasser anzuführen. Wie der Zufall es wollte, schlug er eine östliche Richtung ein, der aufgehenden Sonne entgegen und lief auf einem Pfad hin und her, der in diese Richtung führte. Sein Gang war eine Mischung aus einer ungelenken Fortbewegung auf den Knöcheln und aufrechten Sprints. Er drehte sich mit einem um Zustimmung heischenden Blick zu Capo um.

Für Capo war diese Richtung so gut wie jede andere. Er machte einen Satz, bei dem die großen Füße in den weichen Untergrund einsanken, und folgte Wedel. Der Rest der Sippe formierte sich schnell hinter ihm – Männchen und Weibchen gleichermaßen. Die Jungen klammerten sich an den Bäuchen ihrer Mütter fest.

Die Sippe streifte am Waldrand entlang und führte eine systematische Suche durch. Sie hatten es hauptsächlich auf Früchte abgesehen, obwohl sie auch Insekten und Fleisch nicht verschmähten, wenn welches verfügbar war. Die Männchen machten geräuschvoll Mätzchen und maßen die Kräfte. Die Weibchen verhielten sich ruhiger. Die Babys blieben bei ihren Müttern, doch die größeren Kinder tollten auch schon umher und balgten sich.

Auf den endlosen Streifzügen durch den Wald bewährte sich die Freundschaft der Weibchen. In Wirklichkeit waren nämlich die Weibchen das Fundament von Capos Gesellschaft. Die Weibchen

bildeten Verwandtschafts-Gruppen und teilten miteinander die Nahrung, die sie fanden. In genetischer Hinsicht war das eine sinnvolle Praxis, denn die Tanten, Nichten und Schwestern hatten das gleiche Erbe. Und was die Männchen betraf, so gingen die überallhin, wohin auch die Weibchen gingen. Die Rangordnungskämpfe waren eine Art Show-Element, mit denen sie im Grunde keinen Beitrag für die Sippe leisteten.

Mit dem feuchten Penis, angenehm schmerzenden Fäusten und der Aussicht, bald etwas in den Magen zu bekommen, hätte Capo der glücklichste Affe auf der Welt sein müssen. Es war ein gutes Leben hier draußen im Wald. Und für Capo, den Rudelführer, konnte es kaum besser kommen. Trotzdem verspürte er noch immer ein leichtes Unbehagen.

Und Capos Stimmung hellte sich nicht auf, zumal die Nahrungsausbeute an diesem Morgen mager war. Sie mussten weiterziehen.

Im Wald begegneten sie anderen Tieren. Es gab Okapis – Giraffen mit kurzen Hälsen –, Zwergnilpferde und kleine Wald-Rüsseltiere. Es war eine alte Fauna, die sich in den Schutz des Waldes geflüchtet hatte. Und es gab auch noch andere Primaten. Sie kamen an einem Paar Riesen vorbei: mächtige, breitschultrige und silberhaarige Geschöpfe, die unverrückbar auf dem Boden saßen und sich von den Blättern ernährten, die sie von den Bäumen pflückten.

Sie waren wie die Dickbäuche aus Streuners Tagen. Capos Vorfahren hatten ein neues Gebiss entwickelt, um die aus Früchten bestehende Nahrung besser zu zerkleinern: Capo hatte große Schneidezähne, um kraftvoll in Früchte zu beißen, dafür aber kleine Mahlzähne. Das Gebiss dieser Pflanzenfresser war entgegengesetzt aufgebaut; Laub musste nicht großartig abgebissen, sondern gut zerkaut werden. Diese großen Tiere, die eng mit den Gigantopithecinen Asiens verwandt waren, wogen eine Tonne und gehörten zu den größten Primaten aller Zeiten. Aber die Riesen waren schon selten in Afrika.

Sie waren keine direkten Konkurrenten von Capos Sippe, denn die vermochte sich nicht von Blättern zu ernähren, weil ihnen die großen fermentierenden Mehrkammer-Mägen der Riesen fehlten. Dennoch missfiel es Capo, dass er einen Umweg machen musste, um diesen stummen und geduldigen, wie Statuen dasitzenden Kreaturen aus dem

Weg zu gehen. Weil er andererseits auch nicht das Gesicht verlieren wollte, ging Capo auf den Knöcheln zum größeren der Riesen, einem Männchen, hin und warf sich in eine herausfordernde Pose. Er lief mit gesträubtem Fell im Kreis herum und trommelte auf den Boden. Der Pflanzenfresser schaute teilnahmslos und gelangweilt zu. Selbst im Sitzen überragte er Capo noch.

Nachdem er seine Ehre wiederhergestellt hatte, trollte Capo sich. Es dauerte nicht lang, bis der morgendliche Marsch ein Ende fand und die Sippe aus dem Wald hinaustrat.

Und hier war auch der Grund von Capos Unbehagen. Dieses schrumpfende, halb überflutete Waldgebiet war keine so lauschige Heimat mehr, wie sie einmal gewesen war. Es war im Grunde nur noch eine Insel in einer offenen, weiten Welt.

Er schaute zwischen den Bäumen hindurch und warf einen Blick auf diese Welt, die sich gerade aus der nebligen Morgendämmerung schälte. Dieses Waldgebiet lag mitten in einer weiten funkelnden Ebene. Es war eine Art Parklandschaft mit einer Mischung aus offenen grünen Flächen und Wäldchen. Der Wald bestand zum größten Teil aus Palmen und Akazien, aber es gab auch Mischwald mit Koniferen und Laubbäumen: Walnuss, Eiche, Ulme, Birke und Wacholder.

Was Streuner, Capos Urahnin, jedoch am meisten erstaunt hätte, wäre die Beschaffenheit des Bodenbewuchses gewesen, der sich über diese offenen grünen Flächen erstreckte. Es war Gras: ein robustes und widerstandsfähiges Gewächs, das sich nun in einem langsamen Triumphzug über die ganze Welt ausbreitete.

Und in der Ebene wimmelte es nur so von Seen, Teichen und Feuchtgebieten. Überall wallte Nebel auf, als die Wärme der Morgensonne die Luft mit Feuchtigkeit sättigte. Ein großer Fluss, der im südlichen Hochland entsprang, wand sich träge durch die Ebene. Die Ufer wurden von Flutebenen gesäumt, bei denen es sich zum Teil um Marschen und stehende Gewässer handelte. Das Land war wie ein voll gesogener Schwamm, aus dem das Wasser heraus quoll. Die Bäume starben zum Teil schon ab, und die Wurzeln wurden von Wasser umspült. Die Überreste des Waldes, der durch die stetige Abkühlung und die zunehmende Trockenheit ohnehin schon geschrumpft war, sofften ab. Diese aufgeweichte Ebene erstreckte sich nach Norden, so weit Capos

Auge reichte. Doch im Süden stieg das Land zu einem hohen Gebirgszug mit einer Kerbe an, durch die dieser mächtige Fluss strömte. Diesem Höhenzug war eine öde Ebene mit großen knochenweißen Salzseen vorgelagert, in denen zum Teil Tümpel standen.

Im Norden ertönte ein Bellen, und Capo drehte sich um. Die Tiere der Ebene gingen ihren Verrichtungen nach. In der Ferne sah Capo etwas, das wie eine Herde übergroßer Wildschweine aussah, die das lange Gras abweideten. Mit den geduckten grau-braunen Körpern sahen sie aus wie große Schnecken. Sie waren aber weder Schweine noch Nilpferde, sondern Anthracotheria, Relikte längst vergangener Zeiten.

Zwei mächtige Chalicotheria arbeiteten sich langsam über die Ebene vor und zupften mit den großen Tatzen an Büschen. Sie pflückten nur frische Triebe ab und steckten sie sich wie Pandas in den Mund. Das größere Tier, das Männchen, hatte eine Schulterhöhe von fast drei Metern. Sie hatten massige Körper und stämmige Hinterbeine, doch die Vorderbeine waren lang und erstaunlich grazil. Wegen der langen Krallen vermochten sie mit den Vorderfüßen aber nicht auf dem Boden aufzutreten und gingen stattdessen auf den Knöcheln. Sie sahen aus wie große kurzhaarige Gorillas, doch die Köpfe waren die von Pferden. Diese urtümlichen Kreaturen waren Verwandte der Pferde. Früher waren sie weit verbreitet gewesen, doch nun wurden die Sträucher, von denen sie sich ernährten, immer rarer. Diese Spezies war die letzte Art der Chalicotheria.

In der Nähe hörten die Menschenaffen ein stetiges lautes Rascheln. Vorsichtig lugten sie zwischen den Bäumen hindurch. Eine Familie einer Art Elefanten machte sich an den Bäumen am Waldrand zu schaffen. Mit dem Rüssel brachen sie Äste ab und stopften sie sich ins Maul. Die mächtigen Tiere waren Gomphotheria. Sie hatten vier Stoßzähne, wobei jeweils ein Paar aus dem Ober- und Unterkiefer ragte. Mit der Bestückung erinnerten ihre Gesichter an Gabelstapler.

Die Rufe der Gomphotheria trugen weit in der Morgenluft und hallten bis tief in den Infraschallbereich wider. Es waren unheimliche Laute. Diese speziellen Proboscidea waren Allesfresser. Sie waren kaum leichtfüßige Jäger, aber einem Fleisch fressenden Elefanten ging man trotzdem besser aus dem Weg.

Just in diesem Moment trat Wedel, das dürre Männchen, aus dem

Schatten des Waldes hinaus ins lange Gras, das ihm bis zu den Schultern reichte. Das Gras wogte um ihn herum, und in der Brise pflanzten die Wellen sich über die weiten Felder fort.

Zögernd richtete Wedel sich auf. Für einen Moment stand er aufrecht da und schaute eine Welt außerhalb der Reichweite der Primaten – hinaus in eine grüne Leere, in der Tiere wanderten und Antilopen, Elefanten und Chalicotheria das im Überfluss vorhandene Gras abweideten.

Dann bekam er doch Angst vor der eigenen Courage, ließ sich wieder auf alle viere fallen und huschte in den schattigen Wald zurück.

Capo versetzte ihm einen derben Schlag auf den Kopf, weil er ein solches Risiko eingegangen war und führte die Sippe wieder in den Wald zurück.

Capo schwang sich auf der Suche nach Früchten und Blüten auf einen Akazienbaum. Capo erklomm ihn schnell. Er wandte einen gleitenden Stil an, bei dem er sich mit den Armen hochzog und mit den Füßen den Baumstamm umklammerte, um sich abzustützen.

Das war eine Leistung, zu der Streuner nicht imstande gewesen wäre – oder irgendein anderer Affe. Menschenaffen wie Capo hatten eine flache Brust, kurze Beine und lange Arme. Indem die Schulterblätter in den Rücken gewandert waren, hatten sie eine größere Beweglichkeit erlangt, die es Capo ermöglichte, mit den Händen über den Kopf zu greifen. Diese Ausstattung war erforderlich, um auf Bäume zu klettern. Wo Streuner den größten Teil des Lebens Äste entlangelaufen war, war Capo ein Kletterer.

Und diese Neukonstruktion zum Klettern hatte noch einen Nebeneffekt, der in Capos langem, schlankem Körper augenfällig wurde. Durch die neue, senkrecht ausgelegte Knochenstruktur und das Gleichgewichtssystem hatte Capo schon die Anlagen zum aufrechten Gang. Manchmal versuchte er das auch schon auf einem Baum. Er hielt sich an Ästen fest, um das Gleichgewicht zu wahren und griff nach den höchsten Früchten. Und manchmal richtete seine Art sich auch im Freien auf, wie Wedel demonstriert hatte.

Durch die körperliche Umformung waren die Menschenaffen zugleich intelligenter geworden.

In diesen tropischen Gefilden trugen die Bäume selten gleichzeitig

Früchte. Und wenn man einen Früchte tragenden Baum fand, musste man unter Umständen weit gehen, bis man zum nächsten gelangte. Deshalb mussten die Menschenaffen einen großen Teil des Tags darauf verwenden, nach den verstreuten Nahrungsquellen zu suchen. Sie gingen allein oder in kleinen Gruppen und sammelten sich dann wieder, um in den Nestern in den Baumkronen zu schlafen. Diese grundlegende Architektur der Nahrungssuche hatte ihr soziales Leben geprägt. Einmal mussten sie mit der Umwelt sehr vertraut sein, wenn sie die Nahrung finden wollten, die sie benötigten.

Und in Anbetracht ihrer Lebensweise waren die Bindungen unter ihnen lose. Sie lebten in ständig wechselnden Verbänden und gingen besondere Beziehungen zu anderen Mitgliedern der Gemeinschaft ein, auch wenn sie sich vielleicht wochenlang nicht sahen. Um sich in einer vielschichtigen, variablen und komplexen Gesellschaft zu orientieren, bedurfte es einer zunehmenden Intelligenz. Wie die Menschenaffen mit ihren Beziehungen jonglierten, erinnerte das an eine Seifenoper – aber es war ein sozialer Mahlstrom, der das sich entwickelnde Bewusstsein schulte.

Nach der richtungsweisenden Spaltung der archaischen Anthropoiden-Familie in Menschenaffen und Affen hatten die Menschenaffen sich zu den dominierenden Primaten der Alten Welt entwickelt. Obwohl die schrumpfenden Klimazonen sie in die mittleren Breiten verwiesen hatten, fanden sie reichlich Platz in einem durchgehenden Waldgürtel, der sich um ganz Afrika spannte und sich von China über Eurasien zur Iberischen Halbinsel erstreckte. In diesem grünen Korridor waren die Menschenaffen aus Afrika eingewandert und hatten sich über die Wälder der Alten Welt verbreitet – sie hatten die Proboscidea auf ihrer Wanderung sozusagen begleitet.

Auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung gab es über sechzig Menschenaffen-Spezies. Was ihre Körpergröße betraf, hatten sie zwischen einer Katze und einem jungen Elefanten rangiert. Die größten, wie die Riesen, waren Laubesser, die mittelgroßen – wie Capo – lebten von Früchten, und die kleinsten unter einem Kilo oder so waren wie ihre entfernten Vorfahren Insektenfresser: Je kleiner das Tier, desto schneller ist sein Stoffwechsel und desto höhere Ansprüche stellt es an die Qualität der Nahrung. Aber es gab Platz für alle. Es war ein Zeitalter der

Menschenaffen gewesen, ein mächtiges anthropoides Reich.

Leider hatte es nicht allzu lang Bestand.

Durch die anhaltende Abkühlung und Austrocknung der Erde waren die einst breiten Waldgürtel zu isolierten Inseln geschrumpft. Durch die gekappten Wald-Verbindungen zwischen Afrika und Eurasien waren die asiatischen Menschenaffen-Populationen isoliert worden. Sie würden sich unabhängig von den Ereignissen in Afrika zum Orang-Utan und seinen Verwandten entwickeln. Die geschrumpften Lebensräume hatten eine Abnahme der Populationen bedingt. Die meisten Menschenaffen-Spezies *waren* bereits ausgestorben.

Und dann war ein neuer Konkurrent auf den Plan getreten.

Capo gelangte zum Blätterdickicht einer Akazie, von der er wusste, dass sie besonders eifrig Blüten trieb. Jedoch stellte er fest, dass die Äste bereits geplündert waren. Er schob sie auseinander und schaute in ein kleines, erschrockenes schwarzes Gesicht mit einem weißen Fellrand und einem grauen Wuschel auf dem Kopf. Es war ein Affe – wie eine Meerkatze –, dem Saft aus dem Mund tropfte. Er schaute Capo an, kreischte und verschwand blitzartig, ehe Capo zu reagieren vermochte. Er ruhte sich für eine Weile aus und kratzte sich nachdenklich an der Backe.

Affen waren eine Plage. Ihr großer Vorteil war nämlich, dass sie unreife Früchte zu fressen vermochten. Ihr Körper produzierte ein Enzym, das die giftigen Chemikalien neutralisierte, mit denen die Bäume die Früchte schützten, bis die Samen keimfähig waren. Die Menschenaffen hatten dem nichts entgegenzusetzen. Daher waren die Affen in der Lage, die Bäume schon vor der Ankunft der Menschenaffen leer zu machen. Sie schwärmten sogar ins Grasland aus und ernährten sich von den nussartigen Samen, die es dort gab. Für die Menschenaffen waren die Affen eine genauso harte Konkurrenz, wie die Nagetiere immer gewesen waren.

Hoch über Capos Kopf bewegte sich eine schlanke Gestalt elegant von Ast zu Ast. Es war ein Gibbon. Er schwang sich durch die Baumwipfel und nutzte den Körper als Pendel, um kinetische Energie zu speichern. Dazu pendelte er wie ein Kind auf der Schaukel mit den Beinen, um die Geschwindigkeit zu erhöhen.

Der Körper des Gibbons war eine Art Sonderausführung des

›Langarm-Flachbrust‹-Designs der Menschenaffen. Die Kugelgelenke von Schulter und Handgelenk hatten einen so hohen Freiheitsgrad, dass der Gibbon an den Armen hängend den Körper im Vollkreis zu drehen imstande war. Mit dem geringen Gewicht und der extremen Beweglichkeit vermochte der Gibbon an den äußersten Ästen der höchsten Bäume zu hängen und die Früchte zu erreichen, die sich an den dünnsten Zweigen befanden – und war zugleich vor den Räubern sicher, die auf Bäume kletterten. Durch die Fähigkeit, kopfüber von den Ästen zu hängen, gelangte der Gibbon sogar an Leckereien außerhalb der Reichweite von Menschenaffen, die zu schwer waren, um in solche Höhen zu klettern – und die sogar dem Zugriff der Affen entzogen waren, die nämlich nur auf den Ästen entlangliefen.

Capo schaute zum Gibbon empor. Er beneidete ihn um die Eleganz, Geschwindigkeit und Körperbeherrschung, die er nie erlangen würde. Doch so großartig der Gibbon auch war – er war nicht etwa die Krone der Menschenaffen, sondern ein ›Auslaufmodell‹, das den Konkurrenzkampf mit den Affen verloren hatte und dazu verurteilt war, sein Dasein in ökologischen Nischen zu fristen. Enttäuscht und hungrig ging Capo weiter.

Schließlich stieß Capo auf eine andere Quelle seiner Leibspeisen, eine Gruppe Ölpalmen. Die Nüsse dieser Bäume hatten ein nahrhaftes, öliges Fleisch, das allerdings von einer besonders harten Schale umschlossen wurde. Damit war es dem Zugriff der meisten Tiere entzogen, sogar für die geschickten Finger der Affen. Nicht aber für Menschenaffen.

Capo ließ ein paar Dutzend Nüsse auf den Boden fallen, dann stieg er hinab. Er sammelte die Nüsse ein, trug sie zu einer ganz bestimmten Akazie und versteckte sie unter einem Haufen getrockneter Palmwedel. Dann arbeitete er sich zum Waldrand vor, wo er seine Hammer-Steine gelagert hatte. Dabei handelte es sich um Kieselsteine, die formschlüssig in der Hand lagen. Er suchte sich einen aus und ging zum Nuss-Depot zurück.

Auf dem Rückweg kam er an der halbwüchsigen Heulen vorbei. Er spielte kurz mit dem Gedanken, sich wieder mit ihr zu paaren, doch wenn Capo sich einmal am Tag einem Weibchen widmete, war das Gunstbeweis genug.

Zumal ein Kind bei ihr war, ein merkwürdig aussehendes Männchen mit einer auffallend verlängerten Unterlippe: Elefant. Er war einer von Capos Söhnen. Er saß auf dem Boden und hielt sich laut stöhnend den Bauch. Vielleicht hatte er einen Wurm oder einen anderen Parasiten. Heulen stöhnte mit ihm, als ob der Schmerz sich auch auf ihren Körper übertragen hätte. Sie riss schnell Blätter ab und veranlasste das Junge, sie zu schlucken; das Laub enthielt Substanzen, die Parasiten austrieben. Und dann erblickte er Finger und Wedel, die über den Waldboden schlichen. Capo hatte den Eindruck, dass die jungen Männchen etwas im Schilde führten. Und dann wurde er sich zornig bewusst, dass sie es auf seinen Laubhaufen abgesehen hatten.

Capo zügelte seine Ungeduld. Er setzte sich unter einen Baum, ließ den Hammer-Stein fallen und säuberte methodisch die Zwischenräume zwischen den Zehen. Er wusste, wenn er die Palmnüsse zu erreichen versuchte, würden die anderen eher da sein und sie klauen. Indem er sich nun mit seinen Füßen beschäftigte, machte er Wedel und Finger glauben, dass dort gar keine Nüsse versteckt seien.

Anders als Streuner vermochte Capo die Absichten von anderen zu erkennen. Und Capo wusste auch, dass seine Artgenossen wahrscheinlich andere Prämissen hatten als er und dass er mit seinen Handlungen die Prämissen anderer zu ändern vermochte. Es war eine Fähigkeit, die sogar ein begrenztes Maß an Empathie ermöglichte: Heulen hatte das Leid von Elefant wirklich geteilt. Aber sie ermöglichte auch raffinierte Methoden der Täuschung und des Verrats. Er war in gewisser Weise imstande, Gedanken zu lesen.

Diese neue Fähigkeit hatte ihn auf einer höheren Ebene selbstbewusst gemacht. Die beste Methode, die Gedanken eines anderen zu ergründen bestand darin, die eigenen Gedanken zu studieren: *Wenn ich sähe, was sie sieht, und wenn ich glaubte, was sie tut, was würde ich tun...?* Es war eine Innenansicht, eine Reflexion: die Geburt des Bewusstseins. Wenn Capo sein Gesicht im Spiegel gesehen hätte, dann hätte er gewusst, dass *er selbst* das war und nicht etwa ein Artgenosse in einem Fenster. Seine Art waren die ersten Tiere seit den Jägern von Pangäa, die dieses Intelligenzniveau erreicht hatte.

Schließlich entfernten Wedel und Finger sich von dem Blätterhaufen. Capo schnappte sich den Hammer-Stein, um die Palmnüsse zu knacken.

Er würde den beiden später noch eine Tracht Prügel verabreichen – aus Prinzip. Sie würden nie verstehen, weshalb sie die Haue eigentlich bezogen.

Er schob das Laub beiseite, unter dem sein Lieblings-»Amboss« versteckt war: ein flacher, im Boden versenkter Stein. Um das Hinterteil zu schützen, breitete er etwas Laub auf dem feuchten Boden aus. Dann setzte er sich hin und zog die Beine an die Brust. Er legte eine Palmnuss auf den Amboss, hielt sie mit dem Mittel- und Zeigefinger fest und schlug mit dem Hammer zu, wobei er die Finger im letzten Moment wegzog. Die Nuss rollte unter dem Hammer und flutschte unbeschädigt weg; Capo hielt sie auf und versuchte es erneut. Es war eine knifflige Prozedur, die viel Geschick erforderte. Doch schon nach dem dritten Versuch hatte Capo die erste Nuss geknackt und aß die Kerne auf. Siebenundzwanzig Millionen Jahre nach Streuner und ihrer Verfahrensweise, Nüsse gegen Äste zu schleudern, war dies der Stand der Technik auf der Erde.

Capo knackte der Reihe nach die Nüsse. Er verlor sich förmlich in dieser diffizilen Tätigkeit und verdrängte die diffusen Ängste, die ihm zu schaffen machten, aus dem Bewusstsein. Es war inzwischen Vormittag, und für eine Weile verspürte er Zufriedenheit. Das Wissen, dass er genug Nahrung beschafft hatte, um den Hunger zumindest für ein paar Stunden zu unterdrücken, befriedigte ihn.

Elefant kam vom intensiven Aroma der Nüsse angelockt herbei, um zu sehen, was hier los war. Das Magenproblem des Jungen war durch Heulens Kräutermédisin offensichtlich behoben worden – oder vielleicht hatte er auch nur simuliert, um Zuwendung zu erhalten –, und er hatte Hunger bekommen. Er sah Reste von Nussschalen um den Amboss und sogar ein paar Splitter der Kerne. Das Junge schnappte sich diese Reste und stopfte sie sich in den Mund.

Capo ließ ihn großmütig gewähren.

Nun kam Blatt mit dem Kind auf dem Rücken vorbei.

Capo ließ den Hammer-Stein fallen und griff nach Blatt. Er kämmte ihr den Bauch, eine Zuwendung, die sie sich gern gefallen ließ. Blatt, ein großes, sanftes Wesen, war eins seiner Lieblings-Weibchen. Überhaupt wurde sie von allen Männchen der Sippe begehrt, die sich darum stritten, sie kämmen zu dürfen.

Doch Capo begnügte sich nicht damit, sie zu kämmen. Bald schon stach sein Penis aus dem Fell, und mehr Kämmen würde Blatt nicht bekommen. Blatt hob vorsichtig das Junge vom Rücken und setzte es auf den Boden. Dann hob sie das Hinterteil und ließ Capo in sich eindringen. Während er sie stieß, hob sie das Hinterteil noch höher, sodass der Kopf nach unten gerichtet war und das Gewicht auf dem Schädel ruhte. Die Menschenaffen nahmen bei der Paarung oft diese Stellung ein. Auch hier kam Empathie zum Tragen: Sie verschafften sich gegenseitig Lustgewinn beim Kämmen und beim Kopulieren.

Capo und Blatt standen sich nah. Obwohl sie sich auch mit anderen paarten, verschwanden Capo und Blatt manchmal tagelang im Wald – die beiden ganz allein –, und auf solchen ›Lustreisen‹, die die sexuelle Intimität späterer Arten vorwegnahmen, hatte Blatt die meisten Kinder von Capo empfangen, einschließlich Elefant.

Was Capo und Blatt in solchen Momenten füreinander empfanden, war mit menschlicher Liebe natürlich nicht zu vergleichen. Jeder der Menschenaffen blieb im Gefängnis der Sprachlosigkeit eingesperrt; ihre ›Sprache‹ war noch nicht viel differenzierter als ein Schmerzensschrei. Aber sie waren dennoch weniger einsam als die meisten Geschöpfe auf dem Planeten – weniger einsam als alle, die jemals gelebt hatten.

Inzwischen beschäftigte Elefant sich mit Capos Werkzeugsatz. Er schlug Nuss gegen Kieselstein, Kieselstein gegen Amboss.

Capos Menschenaffen mussten von klein auf viel über ihre Umwelt lernen. Sie mussten lernen, Wasser und Nahrung zu suchen, die Werkzeuge zu benutzen, um an die Nahrung zu gelangen, und die simple Kräutermédisin anzuwenden. Diese Lebensweise war ihnen durch die Konkurrenz zu den Affen aufgezwungen worden: Sie mussten sich Nahrungsquellen erschließen, die die Affen nicht abzustauben vermochten, und das erforderte Intelligenz.

Aber es gab hier keine Schulung. Nicht dass Elefant nachzuvollziehen versucht hätte, was Capo getan hatte. Indem er aber experimentierte, nach dem Prinzip ›Versuch und Irrtum‹ verfuhr und die Werkzeuge benutzte, die die Erwachsenen liegengelassen hatten, würde Elefant – vom verlockenden Duft der Palmnüsse angetrieben – schließlich lernen, wie man Nüsse knackte.

Unablässig schlug er auf die Schalen ein, als sei er der erste

Menschenaffe, der diesen Trick anwandte.

Capo schaukelte sich zu einem langsamen, heftigen Orgasmus auf – dem ersten heute. Er löste sich von Blatt und rollte sich mit einem eigentlich unbegründeten Stolz auf sich selbst auf den Rücken. Dann ließ er sich von ihr kämmen und das Fell säubern.

Plötzlich wurde sein Seelenfrieden jedoch durch eine Kakophonie im Wald gestört: laute Schreie, Trommeln und das Schaben großer Leiber, die Bäume hinaufkletterten und sich von Ast zu Ast schwangen.

Capo setzte sich auf. In dieser Welt empfahl es sich nicht, zu viel Aufregung zuzulassen, die er nicht selbst verursachte. Er sprang über einen Baumstumpf, trommelte auf einen Ast, gab Elefant routinemäßig eine Kopfnuss und lief dem Ursprung des Lärms entgegen.

Eine Gruppe junger Männchen jagte einen Affen.

Für Capos Augen sah er aus wie die kleine Meerkatzen-artige Kreatur, die er vor einiger Zeit beim Futtern der Akazienblüten gestört hatte. Nun hatte sie sich in der Krone einer jungen Palme zusammengekauert.

Die Jäger hatten sich um den Fuß des Baums aufgestellt und erklommen Bäume in der Nachbarschaft. Andere, darunter Wedel und Finger, hatten sich als Zuschauer bei diesem Spektakel eingefunden. Es waren diese Zuschauer, die den Lärm veranstalteten; die Jäger selbst bewegten sich lautlos im Verborgenen. Der Affe wurde durch den Lärm erschreckt und verlor die Orientierung.

Capo war unangenehm überrascht, als er sah, wer die Jäger waren. Es handelte sich nämlich um die frechen jungen Männchen, die vor kurzem zu einem Jagdausflug in einen anderen Teil des Waldes verschwunden waren. Ihr informeller Anführer, eine stämmige Kreatur mit dem Namen Felsbrocken, hatte Capo schon in der Vergangenheit durch seine Aufmüpfigkeit Scherereien gemacht, und Capo war über sein Verschwinden froh gewesen: Sollte er Dampf ablassen, ein paar Fehler machen und sich ruhig auch ein paar Blessuren einhandeln. Umso bereitwilliger würde er wieder Capos Autorität anerkennen.

Felsbrocken war aber nur für ein paar Tage weg gewesen, wo Capo von ein paar Wochen ausgegangen war. Und seinem aggressiven Verhalten nach zu urteilen war er durch den Ausflug keinen Deut ruhiger geworden.

Capo war auch wegen der Jagd beunruhigt. Sie machten normalerweise

nur Jagd auf Affen, wenn andere Nahrung knapp wurde, zum Beispiel in Dürreperioden. Wieso *jetzt*?

Einer der kletternden Menschenaffen machte plötzlich einen Satz. Der schnatternde Affe sprang in die andere Richtung – und direkt in die Arme eines lauernden Jägers. Die zuschauenden Menschenaffen schrieen und bellten. Der Jäger wirbelte den Affen über sich herum und schleuderte ihn mit dem Kopf gegen einen Baumstamm. Die Schreie verstummten sofort. Dann warf der Jäger den Kadaver auf den Boden, wobei der zerschmetterte Kopf einen hellroten Fleck auf dem dunkelgrünen Waldboden hinterließ.

Nun war Capos Moment gekommen. Er sprang an Felsbrocken vorbei und stürzte sich auf den Körper. Er packte das noch warme Bündel, fasste es am Knöchel und riss das kleine Bein am Knie ab.

Zu seinem Erstaunen attackierte Felsbrocken ihn aber. Das stämmige Männchen sprang ihn an und ramnte ihm die Füße in die Brust. Capo fiel um und streckte alle viere von sich. Er verspürte Schmerzen im Brustkorb und bekam für einen Moment keine Luft mehr. Felsbrocken hob die Affenkeule ostentativ auf und biss hinein. Blut spritzte ihm ins Gesicht. Die Menschenaffen waren nun völlig aus dem Häuschen; sie schrien, trommelten und balgten sich.

Capo ignorierte die Schmerzen in der Brust und sprang mit Gebrüll auf. Das durfte er Felsbrocken diesmal nicht durchgehen lassen. Er kletterte auf die untersten Äste eines Baums, trommelte wild und schrie so laut, dass die Vögel gestört wurden, die hoch über ihm nisteten. Dann sprang er wieder auf den Boden. Er steigerte sich derart in Rage, dass das Fell sich sträubte und bekam eine stolze rosig-purpurne Erektion. Das war ein schöner Kontrapunkt, quasi sein Markenzeichen.

Felsbrocken ließ sich davon aber nicht beeindrucken. Er warf sich selbst in Positur und schwang das Affenbein wie einen Knüppel. Sein Stampfen, Springen und Trommeln war genauso beeindruckend wie Capos Vorführung.

Capo wusste, dass er diese Auseinandersetzung unbedingt für sich entscheiden musste. Wenn er nun klein beigab, verlor er angesichts Felsbrockens Kreis blutrünstiger Jäger vielleicht nicht nur seinen Status, sondern auch gleich das Leben.

Mit einer Beweglichkeit, die man ihm bei seinem Alter gar nicht mehr

zugetraut hätte, machte er einen Satz, schlug Felsbrocken nieder und setzte sich auf seine Brust. Dann deckte er Felsbrockens Kopf und Oberkörper mit harten Schlägen ein. Felsbrocken wehrte sich zwar. Doch außer der Jugend war Capo im Vorteil und warf Überraschungsmoment, Erfahrung und Autorität in die Waagschale. Felsbrocken war unter Capo eingeklemmt und vermochte die kräftigen Arme und Beine nicht richtig zum Einsatz zu bringen. Capo sah, dass er den Kampf in den Augen der restlichen Horde allmählich für sich entschied, was genauso wichtig war wie der Sieg über Felsbrocken. Die Gefolgsleute des jungen Männchens schienen zwischen den Bäumen verschwunden zu sein, und die Erregungsschreie und Anfeuerungsrufe, die Capo hörte, schienen nun ihm zu gelten. Doch selbst während er Felsbrocken niederrang, wurde der intelligente Capo durch etwas abgelenkt. Er dachte an die sterbenden Bäume, die er vom Rand der Waldinsel aus gesehen hatte, an die schnelle Rückkehr von Felsbrocken und seiner Truppe, an ihren offensichtlichen Hunger und den Jagdtrieb. Felsbrocken hatte keinen anderen Platz gefunden. *Das Wäldchen schrumpfte*. Es war immer kleiner geworden, solange er sich erinnerte, und nun vermochte man die Augen nicht mehr davor zu verschließen. Es gab nicht mehr genug Platz für sie. Wenn er die Gruppe hier zu behalten versuchte, würden wegen der Konkurrenz um die schwindenden Ressourcen die Spannungen unter ihnen unerträglich werden. Sie würden weiterziehen müssen. Schließlich gab Felsbrocken auf. Er erschlaffte unter Capo, umfasste das Hinterteil des älteren Männchens und streichelte ihm sogar kurz den noch immer erigierten Penis – Gesten der Unterwerfung. Um ihm seinen Standpunkt nachhaltig klarzumachen, bearbeitete Capo noch für eine Weile Felsbrockens Kopf. Dann stieg er vom geschlagenen jungen Männchen herunter. Mit immer noch gesträubtem Fell schlug er sich in die Büsche, wo er ungeniert humpeln und die schmerzende Brust massieren durfte, ohne dass die anderen ihm das als Schwäche auslegten. Hinter ihm fielen die anderen über die Meerkatze her. Ihre Mägen vermochten Fleisch nicht gut zu verdauen; sie würden später den Kot nach halb verdauten Fleischbrocken durchsuchen und sie nochmals essen. Das Verdauungssystem bedurfte der Verbesserung, wenn die

Nachkommen dieser Geschöpfe in der Savanne überleben wollten.

II

Seit Streuners Zeiten hatte Gras die Welt verändert. Die epochale Abkühlung der Erde dauerte an. Je mehr Wasser in der antarktischen Eiskappe gebunden wurde, desto weiter sank der Meeresspiegel, und Binnenmeere schrumpften oder wurden vom Ozean getrennt. Und in dem Maß, wie die kontinentalen Landmassen die Meere verdrängten, vermochten sie immer weniger als Puffer für die klimatischen Wärme- und Kälteextreme zu dienen. Das verwitternde Gestein zog Kohlendioxid aus der Luft und verringerte ihre Fähigkeit, die Sonnenwärme zu speichern. Der Planet hatte durch die Abkühlung und Austrocknung einen Rückkopplungs-Mechanismus in Gang gesetzt, der den Trend zur Trockenheit und Abkühlung weiter verstärkte.

Inzwischen entstanden durch tektonische Kollisionen neue Gebirgszüge: die Anden in Südamerika und der Himalaja in Asien. Diese neuen Auffaltungen warfen riesige Regen-Schatten über die Kontinente; in einem solchen Schatten sollte bald die Wüste Sahara entstehen. In der neuen Trockenheit schoben große Laubwald-Gebiete sich von Süden und Norden auf den Äquator zu.

Und das Grasland breitete sich aus.

Gräser, die in großen Mengen auftraten und durch vom Wind verwehte Pollen bestäubt wurden, waren der ideale Bewuchs für die neuen offenen und trockenen Zonen. Gräser vermochten auch bei dem sporadischen Regen zu existieren, der nun fiel, wogegen die meisten Bäume, deren Wurzeln immer tiefer in den Boden reichten, in der Trockenheit keine Chance hatten. Das eigentliche Geheimnis der Gräser lag jedoch in den Halmen. Die Blätter der meisten Pflanzen entwickelten sich aus Schösslingen. Anders beim Gras: Die Grashalme sprossen aus unterirdischen Stielen. Also vermochte Gras sich auch dann zu regenerieren, wenn ein hungriges Tier es bis auf den Boden abgefressen hatte.

Diese Qualitäten hatten es dem Gras ermöglicht, eine ganze Welt zu übernehmen und sie zu ernähren.

Die neuen Gras weidenden Pflanzenfresser entwickelten spezialisierte Wiederkäuer-Mägen, um das Grasfutter über lange Zeiträume zu verdauen und ihm alle Nährstoffe zu entziehen. Außerdem bildeten sie Zähne aus, die dem Schmirgeleffekt der Quarzkörnchen in den Grashalmen zu widerstehen vermochten. Viele Pflanzenfresser begaben sich wegen der jahreszeitlich unterschiedlichen Regenfälle auf Wanderschaft. Diese neuen Säugetiere waren größer als ihre urzeitlichen Vorfahren, schlank und langbeinig mit spezialisierten Füßen und einer reduzierten Zehenanzahl, um große Entfernungen zu gehen und zu rennen. Inzwischen waren auch viele neue Nagetierarten wie Wühlmäuse und Feldmäuse entstanden, die sich von Grassamen zu ernähren vermochten.

Und es kamen neue Fleischfresser auf, die für die Jagd auf die Herden der großen Pflanzenfresser ausgestattet waren. Die Regeln des alten Spiels hatten sich jedoch geändert. In der schlechten Deckung des Graslandes machten die Räuber die Beute schon aus großer Entfernung aus – und umgekehrt. So starteten Räuber und Beute ein Stoffwechsel-Wettrüsten, bei dem der Schwerpunkt auf Geschwindigkeit und Ausdauer lag; sie entwickelten noch längere Beine und schnellere Reaktionen.

Eine neue Art von Landschaft entstand, vor allem an den Ostküsten der Kontinente, die vom überwiegenden Westwind und dem Regen geschützt waren, den er brachte. Es handelte sich um offene, mit Gras bewachsene Ebenen, die durch vereinzelte Büsche und Bäume charakterisiert wurden. Und die Tiere, die sich an die neue Vegetation anpassten, wurden mit einer garantierten Futterquelle belohnt, die sich über hunderte Kilometer erstreckte.

Durch die Spezialisierung und die Stabilität des Graslands wurden die Pflanzenfresser jedoch auf die Gräser beschränkt und die Räuber auf ihre Beute, sodass eine enge gegenseitige Abhängigkeit entstand. In dieser Periode unterschieden Hirsche, Kühe, Schweine, Hunde und Kaninchen sich kaum noch von ihren Pendants des Menschenzeitalters, das fünf Millionen Jahre später einsetzen sollte. Dennoch hätten viele Tiere erstaunlich groß angemutet; allerdings wurden sie später von kleineren und schnelleren Verwandten verdrängt.

Inzwischen hatte die Eröffnung der Landbrücken, die durch den

sinkenden Meeresspiegel entstanden, eine große Tier-Wanderung ausgelöst. Drei Arten von Elefanten – das Deinotherium (fraß Laub von den Bäumen), das Gomphotherium (fraß einfach alles) und das Mastodon (ein Weidetier) – wanderten von Afrika nach Asien ein. Begleitet wurden sie von Menschenaffen, Capos Verwandten. Aus der Gegenrichtung kamen Nagetiere und Insektenfresser, Katzen, Rhinocerosse, Maushirsche, Schweine sowie urtümliche Giraffen- und Antilopenarten.

Es gab auch ein paar Exoten, vor allem auf den Inseln und den isolierten Kontinenten. In Südamerika gediehen die größten Nagetiere, die jemals gelebt hatten; es existierte beispielsweise eine Meerschweinchen-Art so groß wie ein Nilpferd. In Australien hatten Kängurus ihr Debüt gegeben. Und in Nordamerika, Europa und Asien tauchten Tiere auf, die später als tropisch bezeichnet wurden. So suhlten sich zum Beispiel Nilpferde und Elefanten in der Flutebene der breiten und sumpfigen Themse. Die Welt hatte sich seit Noths Zeiten stark abgekühlt, aber deswegen war sie noch nicht *kalt*; die tiefste Kälte sollte erst noch kommen.

Aber die Austrocknung schritt voran. Bald hatte der alte Flickenteppich aus Grasland und Waldland, in dem eine große Vielfalt von Tieren zu leben vermochte, sich in die äquatorialen Zonen Afrikas zurückgezogen; andernorts ging das Grasland in Halbwüste, Savannen, Steppen und Pampas über. Unter diesen rauen Bedingungen mit dem verringerten Nahrungsangebot starben viele Arten aus.

Bei diesem gewaltigen evolutionären Drama führte das ständig wechselnde Erdklima Regie – und die Tiere und Pflanzen waren den Launen des unsichtbaren Regisseurs hilflos ausgeliefert.

Am nächsten Morgen wurde es nichts aus dem genüsslichen An-den-Eiern-Kratzen. Nach dem Aufwachen setzte Capo sich auf und stieß wegen der Verletzungen und Prellungen vom Vortag einen leisen Schmerzensschrei aus. Dann entleerte er in einer schnellen Bewegung Blase und Darm, ohne das protestierende Geschnatter unter sich zu beachten.

Er sprang aus dem Nest und kletterte den Baum hinunter. Wie tags zuvor krachte er mit Gebrüll in die Nester der Sippe und weckte sie mit Tritten und Schlägen. An diesem Tag war Capo aber nicht an einer

Demonstration seiner Macht interessiert; an diesem Morgen ging es ihm nicht um Dominanz, sondern um Führung.

Sein Entschluss hatte noch immer Bestand. Die Sippe musste weiterziehen. Wohin sie gehen sollten, war freilich kein Element seiner planlosen Entscheidungsfindung vom gestrigen Tag. Was ihm jedoch deutlich im Bewusstsein war, war der gestrige Zwischenfall, der Kampf mit Felsbrocken und das Gefühl, dass dieses kleine Waldgebiet übervölkert war.

Die Sippe versammelte sich auf dem Erdboden. Es waren über vierzig Mitglieder, einschließlich der Kleinkinder, die sich an Bauch oder Rücken ihrer Mütter klammerten. Sie waren verschlafen, unruhig und kratzten und streckten sich. Capo hatte sie kaum versammelt, da zerstreuten sie sich natürlich schon wieder. Sie zupften an Grasbüscheln und Moos auf dem Boden und pflückten tief hängende Feigen und andere Früchte. Selbst unter den Männchen spürte er Reserviertheit, Rivalität und Ressentiments; vielleicht widersetzten sie sich ihm, nur um sich in den endlosen Machtkämpfen selbst zu profilieren. Und was die Weibchen betraf, so folgten die trotz Capos Imponiergehabe eigenen Gesetzen.

Wie sollte er eine solche Horde überhaupt irgendwohin führen?

Sein Gehirn war eine hoch entwickelte Maschine, die in erster Linie zu dem Zweck entwickelt worden war, komplexe soziale Situationen zu handhaben. Und er verfügte über ein gutes, angeborenes Verständnis seiner Umwelt. Er hatte die überlebensnotwendigen Ressourcen und ihre Standorte in einer Art Datenbank im Kopf abgespeichert. Er verstand sich sogar auf nautische Kopplung und vermochte leicht die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten zu berechnen. Es war sein Umweltbewusstsein, das die Besorgnis wegen des schrumpfenden Waldgebiets verursacht hatte.

Jedoch war sein Bewusstsein, im Gegensatz zu einem Menschen, nicht ständig aktiv. Das Bewusstsein schaltete sich quasi in Intervallen zu. Er war sich seiner Gedanken, seiner selbst nur dann bewusst, wenn er an andere in der Sippe dachte – weil das nämlich der primäre Zweck des Bewusstseins war, das Denken anderer zu beeinflussen. In Bezug auf andere Lebensbereiche wie Nahrungssuche oder auch Werkzeugbenutzung hatte er dieses Bewusstsein nicht: Das waren

unbewusste Handlungen, die wie das Atmen oder die Bein- und Armarbeit beim Klettern ohne das Zutun des Bewusstseins abliefen. Sein Denken war nicht vernetzt wie das eines Menschen, sondern ein ›Schubladendenken‹.

Er hatte allerdings Schwierigkeiten, die verschiedenen Teile des Puzzles zusammenzusetzen: die Gefahr, die vom schrumpfenden Wald ausging und wie er seine Sippe führen sollte. Dennoch empfand er die Gefahr als höchst real, und alle Instinkte schrien ihn an, von hier zu verschwinden. Die Sippe musste ihm folgen. Das war zwingend notwendig; er wusste es in jeder Faser seines Seins. Wenn sie hier blieben, würden sie sicher sterben.

Also stieß er ein Gebrüll aus, um das Blut in Wallung zu bringen, und lieferte die Vorstellung seines Lebens ab. Er rannte vor der Sippe auf und ab und schlug, knuffte und trat seine Artgenossen. Dann riss er Äste von den Bäumen und schwang sie über dem Kopf, um noch größer zu wirken. Er sprang und schwang sich über Äste und Baumstämme, trommelte wild auf den Boden und – als eine ultimative Bekräftigung des gestrigen Siegs – warf er Felsbrocken auf den Boden und setzte sich mit dem rosettenartigen Anus auf das Gesicht des jüngeren Männchens. Es war ein großartiges Spektakel und übertraf fast alles, was er in jüngeren Jahren gebracht hatte. Männchen jubelten, Weibchen zuckten zurück und Babys schrien, und Capo gestattete sich einen Anflug von Stolz auf seine Leistung.

Und dann versuchte er, sie zum Waldrand zu führen. Er ging zurück, schüttelte Äste und lief hin und her.

Sie starrten ihn nur an. Plötzlich verhielt er sich wie ein unterwürfiges junges Männchen. Also setzte er sich noch mal in Szene, trommelte, sprang und schrie, und dann bedeutete er ihnen erneut, ihm zu folgen. Schließlich regte sich einer von ihnen. Es war Wedel, das dürre junge Männchen. Er machte ein paar zögerliche Schritte auf den Knöcheln. Capo reagierte mit einem frohen Schrei, warf sich auf Wedel und belohnte ihn mit einem intensiven Kämmen. Nun kamen noch mehr herbei: Finger und ein paar ›Jungmännchen‹, die auch gern gekämmt werden wollten. Capo bemerkte jedoch, dass Felsbrocken Wedel unauffällig in den Hintern trat.

Und dann kam zu Capos großer Erleichterung Blatt mit ihrem Kind auf

dem Rücken an. Sie lief gemessen, wenn auch etwas steif auf den Knöcheln. Nachdem dieses hochrangige Weibchen den Anfang gemacht hatte, kamen weitere, darunter Heulen, das fast geschlechtsreife Weibchen.

Doch nicht alle Weibchen folgten ihr – und auch nicht alle Männchen. Felsbrocken blieb unter einem Baum sitzen; die Beine hatte er ostentativ unter sich verschränkt. Andere Männchen scharten sich um ihn. Capo machte ihnen eine fürchterliche Szene. Doch sie drängten sich zusammen und kämmten sich gegenseitig, als ob Capo überhaupt nicht mehr existierte. Das war ein bewusster Affront. Wenn er seine Position aufrechterhalten wollte, musste Capo diese rebellische Rotte zerstreuen und vielleicht noch einmal gegen Felsbrocken antreten.

Doch dann gab er, fast zu seiner eigenen Verwunderung, den Versuch auf und trat keuchend zurück.

Im Herzen wusste er nämlich, dass er sie verloren hatte, dass er sie zu hart ran genommen hatte und dass die Sippe sich auflöste. Diejenigen, die ihm folgten, würden mit ihm ihrem Schicksal entgegengehen – ein Schicksal, von dem er nicht die geringste Vorstellung hatte. Diejenigen, die zurückblieben, mussten auf ihr Glück vertrauen.

Ohne sich umzudrehen, lief er schnell aus der Mitte des Waldes dem Tageslicht entgegen; allerdings vermochte er der Versuchung nicht zu widerstehen, sich mit einem letzten feuchten Furz in Richtung der Rebellen zu verabschieden.

Schließlich blieben etwa die Hälfte der Männchen und der größere Teil der Weibchen zurück. Damit hatte Capo einen Großteil seiner Macht eingebüßt. Als er dem hellen Licht der Ebene entgegenging, hörte er den Jubel und das Geheul der Männchen. Der Kampf um die neue Hierarchie hatte bereits begonnen.

Am Waldrand, am Rand der Leere, machte Capo eine Pause.

Wie am Vortag fraßen Gomphotheria an den beschädigten, halb ertrunkenen Bäumen. Im Norden erstreckte sich die grasbedeckte, mit schimmernden Seen und Marschen durchsetzte Ebene bis zum diesigen Horizont. Pflanzenfresser-Herden zogen wie Schemen dahin. Im Süden, in einer Entfernung von etwa einem Kilometer, schimmerte der Boden weiß wie Knochen. Die Durchquerung der Salzpflanze würde sich schwierig gestalten. Capo sah aber, dass das Land zu einem grünen

Plateau anstieg, wo – so schien es jedenfalls für seine schlechten Augen, die an die kurzen Entfernungen des Waldes angepasst waren – ein dicker Teppich aus Wald das Gestein überzog.

Also nach Süden, durch das trockene Land zum neuen Wald auf dem Plateau. Ohne sich zu vergewissern, dass die anderen ihm folgten, ging er auf Knöcheln und Füßen weiter und schob sich durch schulterhohes Gras, das um ihn herum wogte.

Das Land stieg an und wurde immer trockener.

Es gab hier auch ein paar Bäume, aber das waren nur Krüppelkiefern, die sich an den trockenen Boden klammerten und weder die tröstliche Dichte noch die Feuchtigkeit des Waldes boten. Also hatten sie hier kaum Schutz vor der Mittagssonne. Capo war bald außer Atem. Er wurde im dicken Fell förmlich gegrillt, und Knöchel und Füße waren wund gelaufen. Er vermochte nicht zu schwitzen, und die Gangart auf den Knöcheln, die für die Bewegung in der komplexen Umgebung des dichten Waldes geeignet war, erwies sich hier als ineffizient.

Außerdem wurde Capo, ein Geschöpf des Waldes, durch diese endlose Weite eingeschüchtert. Er stieß einen leisen Ruf aus und hätte sich am liebsten zusammengekauert, die Arme um den Kopf geschlungen oder sich auf den nächsten Baum geflüchtet.

Es gab auch Tiere zu sehen, die über die trockene Ebene verstreut waren: Es gab Hirsche, ein paar Hunde-Spezies und eine Familie von Wühltieren wie Stachelschweine. Die großen Tiere waren eher selten, doch dafür flohen jede Menge kleinerer Tiere vor dem anrückenden Capo: Eidechsen, Nagetiere und sogar primitive Kaninchen.

Die etwa zwanzig Mitglieder der Sippe, die sich ihm angeschlossen hatten, quälten sich hinter ihm die Steigung hinauf. Sie kamen nur langsam voran, weil sie immer wieder Rast machten, um zu essen, zu trinken, sich zu kämmen, zu spielen und sich zu streiten. Diese Wanderung glich eher einem gemütlichen Spaziergang von Kindern, die sich leicht ablenken ließen. Aber es lag auch nicht in Capos Absicht, sie zur Eile zu treiben. Sie konnten halt nicht aus ihrer Haut.

Capo erklimmte einen flachen, erodierten Hügel. Von dort ließ er den Blick über die feuchte, glitzernde Landschaft mit der Waldinsel und den äsenden Pflanzenfressern schweifen. Doch als er dann nach Süden

schaute, sah er die große Trockenheit vor ihnen liegen. Es war ein breites Hochtal mit vereinzelt dürren Bäumen und spärlicher Vegetation. Die Trockenheit war durch einen geologischen Unfall bedingt, der das Tal in einer großen unterirdischen Felsschüssel ohne Quellen eingebettet hatte und vom Regen abschottete.

Beim Anblick dieser endlosen Weite wollte er schier verzagen. Aber er musste sie dennoch durchqueren.

Und weil er hier nicht mehr im Wald war, der den Schall dämpfte, hörte er auch wieder dieses mysteriöse Brüllen aus dem Westen. Das entfernte Geräusch klang wie der stöhnende Schrei eines riesigen, gequälten und zornigen Tiers oder wie die donnernden Hufe einer riesigen Herde Pflanzenfresser. Als er jedoch gen Westen schaute, sah er weder Staubwolken noch einen Strom schwarzer Tierleiber. Da war nur das Brüllen, das ihn sein Leben lang begleitet hatte.

Er schickte sich an, den felsigen Abhang in südlicher Richtung hinab zu steigen.

Der Boden wurde kahl. Es klammerten sich zwar noch immer Bäume ans Leben und trieben spiralige Wurzeln in Bodenspalten. Doch diese Bäumchen waren verkrüppelt und hatten stachelige Blätter, um ihr Wasser zu schützen. Er blieb unter einem dieser Bäume stehen. Die Äste und das Laub spendeten ihm praktisch keinen Schatten. Der Baum trug auch keine Früchte, und die Blätter, die er abzupfte, lagen ihm scharf und trocken im Mund. Dann versuchte er, eine kleine mausartige Kreatur mit langen Hinterbeinen zu fangen; bei der Vorstellung, in diesen weichen feuchten Körper zu beißen und die kleinen Knochen zu zermalmen, lief ihm das Wasser im Mund zusammen. Auf diesem steinigen Boden verhielt er sich jedoch ungeschickt und machte Lärm, sodass das Mauswesen ihm leicht entkam.

Nun änderte der Untergrund sich wieder und verwandelte sich in einen Abhang aus Geröll. Er breitete sich vor ihm aus und führte wie eine Straße in die Tiefen des trockenen Tals. Das Fortkommen wurde immer beschwerlicher; Capo geriet auf dem Geröll ins Rutschen und stürzte. Überhitzt, durstig, hungrig und verängstigt schrie er seinen Protest heraus, warf mit Geröll um sich, trampelte darauf herum und wirbelte es mit den Füßen auf. Aber das Land ließ sich von Capos Mätzchen nicht beeindrucken.

Derweil beobachtete das Chasma die Horde Anthropoiden, die sich den unebenen, tückischen Abhang hinunterquälte.

Solche Kreaturen hatte sie noch nie gesehen. Mit dem kalten Kalkül eines Räubers stellte sie Berechnungen bezüglich Schnelligkeit, Stärke und Fleischausbeute der potentiellen Beute an und kategorisierte sie. Hier war einer, der verwundet schien und leicht hinkte; hier war ein Junges, das sich an die Brust der Mutter klammerte; hier war ein Halbwüchsiger, der sich leichtsinnigerweise von der Horde entfernte. Dieses Chasmaporthetes war eigentlich eine Art Hyäne. Dennoch sah die langbeinige, schlanke Gestalt eher wie ein Leopard aus, auch wenn sie nicht ganz so geschmeidig und schnell war wie die richtigen Katzen; ihre Art musste sich an die Bedingungen des im Entstehen begriffenen Graslands anpassen. Doch in diesem öden Tal hatte sie ein großes Revier. Sie war der ›Räuberhauptmann‹ und gut ausgestattet für ihr schreckliches Werk.

Für sie waren die Menschenaffen eine neue Beute in der Savanne. Sie wartete. Die Augen glühten wie eingefangene Sterne.

Schließlich gab Capo erschöpft auf und ließ sich auf den Boden fallen. Einer nach dem andern schlossen die Mitglieder seiner Horde zu ihm auf. Als sie schließlich alle vereinigt waren, ging die Sonne bereits unter. Sie setzte den Himmel in Brand und warf lange, dunkle Schatten auf den Boden dieser geröllübersäten Schüssel.

Eine Art dumpfer Unentschiedenheit tobte in Capo. Sie durften nicht hier im freien Gelände bleiben; sein Körper sehnte sich danach, auf einen Baum zu klettern und aus den Ästen ein behagliches, warmes und sicheres Nest zu bauen. Jedoch gab es hier weder Bäume noch Sicherheit. Auf der anderen Seite konnten sie das Tal auch nicht im Dunklen durchqueren. Und sie hatten alle Hunger und Durst und waren erschöpft.

Er wusste nicht, was er tun sollte. Also tat er gar nichts.

Die Horde zerstreute sich. Jeder folgte seinen eigenen Instinkten. Finger hob einen runden faustgroßen Stein auf, vielleicht in der Hoffnung, ihn irgendwann als Nussknacker zu verwenden. Doch dann kroch ein Skorpion unter dem Stein hervor, und Finger floh mit einem Schrei. Wedel saß allein mit dem Rücken zum Rest der Horde und war in irgendeine Beschäftigung versunken. Capo schlich sich so leise wie

möglich auf dem Geröll an.

Wedel hatte einen Termitenhügel gefunden. Er saß davor und stocherte unbeholfen mit Stöcken darin herum. Bei Capos Anblick kauerte er sich kreischend zusammen. Capo versetzte ihm die obligatorischen festen Schläge auf Kopf und Schultern, mit denen Wedel ohnehin schon gerechnet hatte. Er hätte seinen Fund den anderen nämlich durch einen Ruf anzeigen sollen.

Capo riss einen Strauch auseinander. Die Zweige waren dürr und krumm, und als er einen Zweig entlaubte, indem er ihn durch den Mund zog, rissen die harten stacheligen Blätter ihm fast die Lippen auf. Aber das musste genügen. Er setzte sich neben Wedel. Dann steckte er den Zweig in einen Riss im Termitenhügel und schraubte ihn tief hinein. Ideal war das nicht; der Stock war zu kurz und krumm, um ein optimales Ergebnis zu erzielen, aber etwas anderes hatte er nicht. Er drehte den Stock und wartete geduldig. Dann zog er ihn Zentimeter um Zentimeter heraus. Am Stock klebten Termiten-Soldaten, die ausgeschwärmt waren, um die Kolonie vor diesem Eindringling zu schützen. Capo achtete darauf, dass er diese Fracht nicht abstreifte. Dann zog er sich den Stecken durch den Mund und genoss einen Mundvoll süßes feuchtes Fleisch.

Als die anderen sahen, was dort vorging, scharten sie sich um Capo, und die Älteren fertigten auch Stöcke zum Stochern an. Alsbald etablierte sich eine Hackordnung, die durch Tritte, Schläge, Schreie und ›taktisches‹ Kämmen gefestigt wurde. Die ranghöheren Männchen und Weibchen versammelten sich gleichberechtigt um den Hügel, während die Jungen, die ohnehin nicht begriffen, was hier los war, ausgeschlossen wurden. Capo kümmerte das aber nicht. Er konzentrierte sich nur darauf, die Stellung am Hügel zu halten und labte sich an den Termiten.

Die Termiten waren uralte Geschöpfe, deren komplexe Gesellschaft das Ergebnis einer eigenen langen Entwicklungsgeschichte war. Dieser Hügel war schon alt und aus Lehm errichtet worden, der sich hier abgelagert hatte, als vereinzelte Wolkenbrüche das Tal zeitweise überflutet hatten. Der steinharte Panzer schützte die Termiten vor den Zudringlichkeiten der meisten Tiere – nicht aber vor diesen Menschenaffen.

Capos Werkzeugeinsatz – die Termiten-Angelruten, die Hammer-Steine,

die Blätter, die er zu Schwämmen zerkaute, um Wasser aus Hohlräumen zu ziehen, und sogar die kleinen zahnstocherartigen Stöckchen, mit denen er manchmal Zahnpflege betrieb – schien auf einem hohen Niveau zu erfolgen. Er wusste, was er erreichen wollte, und er wusste auch, welche Art Werkzeug er brauchte, um es zu erreichen. Er merkte sich den Lagerort der Lieblingswerkzeuge wie die Hammer-Steine und entschied, welches Werkzeug für welchen Zweck am besten geeignet war – zum Beispiel musste er in Abhängigkeit von der Schlaghöhe das Gewicht des Hammers kalkulieren. Und er begnügte sich nicht damit, einen handlichen Stein zu benutzen, den er irgendwo gefunden hatte; er änderte die Werkzeuge auch, wie diese Termiten-Angelrute.

Dennoch war er nicht mit einem menschlichen Handwerker zu vergleichen. Die Änderungen, die er vornahm, waren gering: Die nach Gebrauch geworfenen Werkzeuge wären nur schwer von den Erzeugnissen der unbeseelten Welt zu unterscheiden gewesen. Die Handlungen, mit denen er die Werkzeuge fertigte, entstammten dem normalen Repertoire wie Beißen, Entlauben und Steine werfen. Niemand hatte wirklich *neue* Abläufe erfunden, wie das mit Lehm werfen eines Töpfers oder die Feinmotorik eines Holzschnitzers. Er benutzte ein Werkzeug – und nur eins – für einen ganz bestimmten Zweck. Es kam ihm nie in den Sinn, dass man eine Termiten-Angelrute auch als Zahnstocher verwenden könne. Wenn er einmal ein funktionierendes Design gefunden hatte, verbesserte er die Werkzeuge nicht mehr. Und selbst wenn er – durch einen unwahrscheinlichen Zufall – im Lauf seines Lebens ein neues Werkzeug entwickelt hätte, dann hätte dieses Werkzeug, und wäre es noch so gut gewesen, sich nur sehr langsam in seiner Gemeinschaft durchgesetzt. Es hätte vielleicht sogar Generationen gedauert. Die Lehre, also das Konzept, dass man den Bewusstseins-Inhalt von jemand anders durch Ausprobieren und Vorführung zu formen vermochte, musste erst noch entdeckt werden. Deshalb war Capos Werkzeugsatz extrem beschränkt und sehr konservativ. Schon vor fünf Millionen Jahren hatten Capos Vorfahren, Geschöpfe einer anderen Art, Werkzeuge benutzt, die seinen kaum nachstanden. Er war sich nicht einmal der Tatsache bewusst, dass er überhaupt Werkzeug *benutzte*.

Und doch war Capo, der fleißig arbeitete, der wusste, was er wollte, der

das geeignete Material auswählte, um sein Ziel zu erreichen und der die Welt um sich herum neu erschuf und formte, der bislang Klügste in der langen Ahnenreihe seit Purga. Es war, als ob ein Feuer in seinen Augen, im Bewusstsein und in den Händen schwelte – ein Feuer, das bald hell auflodern würde.

Als die Sonne hinterm Horizont verschwand und es dunkel wurde im Tal, drängten die Menschenaffen sich zusammen. Missmutig stießen, schubsten und schlugen sie sich und schrien sich gegenseitig an. Sie gehörten nicht hierher. Sie hatten keine Waffen, mit denen sie sich zu verteidigen und kein Feuer, mit dem sie die Tiere abzuschrecken vermochten. Sie hatten nicht einmal den Instinkt, sich ab Sonnenuntergang, wo die Stunde der Räuber schlug, ruhig zu verhalten. Alles, was sie hatten, war der gegenseitige Schutz und die große Anzahl – die Hoffnung, dass es einen anderen erwischte und nicht *mich*. Capo vergewisserte sich, dass er im Mittelpunkt der Horde war, umgeben von den kräftigen Leibern der anderen Erwachsenen. Das junge Männchen namens Elefant hatte keinen allzu großen Selbsterhaltungstrieb. Und seine Mutter, die irgendwo in der Menge steckte, war zu sehr mit ihrem jüngsten Kind, einem Weibchen beschäftigt. Elefant spielte im Moment eine Nebenrolle. Er hatte das Pech, im falschen Alter zu sein: Er war schon zu alt, um von den Erwachsenen geschützt zu werden und noch zu jung, um sich einen Platz in der sicheren Mitte zu erkämpfen. Er wurde an den Rand der Horde gedrängt und versuchte sich dort einzurichten. Er fand einen Platz in der Nähe von Finger, einem Cousin. Im Gegensatz zu den weichen Nestern, an die er gewöhnt war, war der Boden hier hart und trocken; dennoch gelang es ihm, eine flache Mulde auszuheben. Er schmiegte sich mit dem Bauch an Fingers Rücken. Er war noch so jung, dass er sich nicht einmal der Gefahr bewusst war, in der er schwebte. Er fiel in einen unruhigen Schlaf. Später, es war schon dunkel, wurde er durch ein leises Zwicken an der Schulter geweckt. Es war fast sanft, als ob er gekämmt würde. Er regte sich etwas und kuschelte sich noch enger an Fingers Rücken. Doch dann spürte er einen heißen Atem auf der Wange, hörte ein schnurrendes Grollen wie ein Felsbrocken, der einen Abhang hinunterkullerte, und

roch einen Atem, der nach Fleisch stank. Er war sofort hellwach. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Er schrie auf und krümmte sich. Die Schulter war aufgerissen und schmerzte. Er wurde rückwärts geschleift wie ein Ast, der von einem Baum abgerissen wurde. Er erhaschte einen letzten Blick auf die Horde. Alle waren aufgewacht, schrien panisch und fielen bei ihren Fluchtversuchen übereinander. Dann wirbelte der Sternenhimmel über ihm, und er wurde so hart auf den Boden geschleudert, dass ihm die Luft aus der Lunge gepresst wurde. Eine schlanke Gestalt, deren Silhouette sich gegen den blau-schwarzen Himmel abzeichnete, beugte sich über ihn. Er spürte, wie eine muskulöse Brust sich fast liebevoll an ihn schmiegte. Da waren ein Fell mit einem Brandgeruch, ein nach Blut riechender Atem und zwei gelbe Augen, die über ihm leuchteten.

Dann wurde er gebissen – in die Beine und die Niere. Es waren scharfe, fast skalpellartige Stiche, und er wand sich unter dem feurigen Schmerz. Er wälzte sich kreischend herum und versuchte zu fliehen. Aber die Beine versagten den Dienst, denn die Sehnen waren durchtrennt. Nun spürte er wieder dieses Zwicken am Hals. Er wurde von dem Fellding aufgehoben und spürte, wie spitze Zähne sich ihm ins Fleisch gruben. Zuerst wehrte er sich und scharrte mit den Händen im Geröll, doch dadurch rissen die Wunden am Hals nur weiter auf, und der Schmerz wurde stärker.

Er gab auf. Er hing schlaff im Maul der Chasma und schlug mit dem Kopf und den verletzten Beinen auf den unebenen Boden. Die Gedanken verflüchtigten sich. Er hörte nicht mehr die lauten Schreie der Horde. Er war nun allein, allein mit dem Schmerz, dem metallischen Geruch seines eigenen Bluts und den stetigen Schritten der auf Samtpfoten einher schreitenden Chasma.

Vielleicht war er auch für eine Weile bewusstlos.

Er fiel auf den Boden. Er fiel nicht hart, aber alle Wunden schmerzten. Winselnd versuchte er sich hochzustemmen. Der Boden war mit Geröll übersät wie der Ort, von dem er gekommen war, war aber mit Fellbüscheln bedeckt und stank nach Chasmas.

Und nun sprangen in der Dunkelheit kleine schwarze Gestalten um ihn herum. Sie bewegten sich schnell, aber auch etwas tapsig. Er spürte Schnurrhaare über sein Fell streichen und spitze Zähnchen in den

Fußknöcheln und Handgelenken. Das waren Chasma-Junge. Er stieß einen trotzig Schrei aus und schlug blindlings um sich. Dabei erwischte er ein warmes kleines Bündel, das jaulend von den Füßen gerissen wurde.

Ein kurzes bellendes Brüllen ertönte: Das war die Chasma-Mutter. In plötzlicher Panik versuchte er davon zu kriechen.

Die Jungen kläfften aufgeregt, als sie die kurze Verfolgungsjagd beendet hatten. Und nun fraßen sie ihn ernstlich an und schlugen ihm die Zähne in den Rücken, das Gesäß und den Bauch. Er rollte sich auf den Rücken, zog die Beine an die Brust und schlug in die Luft. Aber die Jungen waren ebenso schnell wie zornig und hartnäckig; bald hatte einer ihm die Zähne in die Backe geschlagen und hängte sich mit seinem ganzen Gewicht an ihn, um ihm das Gesicht aufzureißen.

Mit einem neuerlichen Brüllen verscheuchte die Mutter die Jungen. Wieder versuchte Elefant zu fliehen. Wieder holten die Jungen ihn ein und brachten ihm ein Dutzend weitere kleine, aber schwächende Wunden bei.

Ohne die Jungen hätte das Chasma kurzen Prozess mit Elefant gemacht. Doch sie wollte ihnen die Gelegenheit geben, zu üben, eine Beute zu jagen und zu erlegen. Wenn sie älter wären, würden sie ihre Beute selbst zur Strecke bringen und zerfleischen; später würde die Mutter ihre Beute fast unverletzt wieder laufen lassen und die Jungen auf sie ansetzen. Das war eine Art praxisbezogenes Lernen, hatte aber genauso wenig mit menschlicher Ausbildung zu tun wie bei den Menschenaffen: Es war ein angeborenes Verhalten, das diese kluge Fleischfresser-Spezies entwickelt hatte, um die Jungen mit den Fertigkeiten auszustatten, die sie für die Jagd brauchten.

Während der ›Unterricht‹ weiterging, war Elefant noch bei Bewusstsein. Ein Funken Entsetzen und Sehnsucht, der in einer zerfetzten Hülle aus Blut, Fleisch und Gewebe eingebettet war. Das älteste Junge knabberte seine Zunge an, die ihm aus dem zerstörten Mund hing.

Aber die Jungen waren noch zu klein, um Elefant allein den Garaus zu machen.

Schließlich griff die Mutter ein. Das Letzte, was Elefant hörte, als ihr Maul sich um seinen Kopf schloss – er spürte spitze Zähne am Kopfumfang wie eine Dornenkrone –, war dieses entfernte schnurrende

Grollen.

Am nächsten Morgen wussten alle, dass es Elefant erwischt hatte. Capo schaute fasziniert auf den mit Haaren übersäten Geröllabschnitt, wo Elefant kurz Widerstand geleistet hatte, auf die Linie aus blutigen Pfotenabdrücken, die schon eingetrocknet und braun verfärbt waren und in der Ferne verschwanden. Er verspürte ein vages Bedauern beim Verlust von Elefant. Es verwirrte ihn, dass er diesen unbeholfenen Jungen nie mehr wieder sehen würde, der sich beim Kämmen und Knacken von Palmnüssen so ungeschickt angestellt hatte.

Doch der Tag war noch nicht vorbei, als nur Elefants Mutter sich noch an ihn erinnerte. Und wenn sie irgendwann starb, würde niemand mehr wissen, dass er jemals gelebt hatte. Er würde im großen Dunkel verschwinden, das all seine Vorfahren verschlungen hatte.

Elefant hatte den Preis für das Überleben der Horde gezahlt. Capo verspürte eine kalte Erleichterung. Ohne zu zögern bewegte Capo sich den Anhang hinunter und betrat die Salzebene. Er verzichtete sogar auf die Aufforderung an die Horde, ihm zu folgen.

III

Am nächsten Tag mussten sie das Salz durchqueren. Unter einem ausgewaschenen, blauweißen Himmel erstreckte die Pfanne sich fast bis zum Horizont, wo Capo Hügel, Wald und Feuchtgebiete ausmachte. Es war, als ob diese graue Schicht ein Makel wäre, mit dem die Welt behaftet war.

Die Salzschrift, die harten grauen Lehm bedeckte, war dünn. Aber sie hatte eine Textur und war hier und da mit weiten konzentrischen Kreisen markiert, die um zentrale Knoten zentriert waren. An einer Stelle war das Salz von einer unterirdischen Quelle zu großen Blöcken aufgeworfen worden, über die die Menschenaffen hinwegklettern mussten.

Aber es wuchs nichts im Salz. Es gab nicht einmal irgendwelche Spuren. Und es regte sich nichts außer den Menschenaffen: weder Kaninchen noch Nagetiere, nicht einmal Insekten. Der Wind strich stöhnend über diese tote Landschaft, ohne dass sich ihm Bäume, Büsche oder Gräser entgegengestellt hätten, die er zum Rauschen anzuregen vermocht hätte. Dennoch musste Capo weitergehen, denn er hatte keine andere Wahl. Es dauerte Stunden, die Salzpanne zu durchqueren. Doch schließlich merkte Capo, dem schon die Füße und Hände wehtaten, dass er eine Steigung erklomm. Auf dem Kamm des Höhenzugs war ein Waldgürtel – auch wenn der Wald dicht war und nicht sehr einladend wirkte.

Capo hielt inne und musterte den Wald. Er war überhitzt und Beine und Füße bluteten aus einem Dutzend kleiner Wunden. Dann gab er sich einen Ruck und drang ins grüne Dämmerlicht des Waldes ein.

Der Boden war unter einem Gewirr aus Wurzeln, Ästen, Moos und Laub verborgen. Überall wuchs büschelweise wilder Sellerie. Obwohl es gegen Mittag war, war die Luft hier kühl und feucht. Es war diesig wie bei einem Morgennebel. Die Bäume waren glitschig, und die Flechten und das Moos hinterließen lästige grüne Streifen auf den Handflächen. Die Feuchtigkeit schien sogar durchs Fell zu dringen. Nach der trockenen Salzpanne genoss er jedoch das tröstliche grüne Geflecht um sich herum und verschlang die Blätter, Früchte und Pilze, derer er

habhaft wurde. Und er fühlte sich vor Räubern sicher. Es gab sicherlich nichts, was der hungrigen, müden Horde in diesem grünen Wald gefährlich zu werden vermochte.

Plötzlich sah er direkt vor sich massige schwarzbraune Gestalten. Sie waren durch den grünen Schleier aber nur schemenhaft zu sehen. Er erstarrte.

Ein mächtiger Arm, der dicker war als Capos Schenkel, griff nach einem Ast. Muskeln arbeiteten in einer massigen Schulter, und der Ast wurde mit der gleichen Leichtigkeit zerbrochen, mit der Capo einen Zweig abbrach, um die Zähne zu reinigen. Große Finger rissen Blätter von den Ästen und stopften sie in ein riesiges Maul. Der Kopf arbeitete, als das große Tier kaute: Muskelstränge wirkten auf Kopf und Kiefer gleichzeitig.

Diese Kreatur war ein Menschenaffen-Männchen, wie Capo eins war – aber es war doch nicht wie Capo. Das große Männchen betrachtete die seltsamen, struppigen kleinen Menschenaffen ohne Neugier. Es wirkte mächtig und bedrohlich. Aber es bewegte sich nicht. Das Männchen und ein kleiner Clan aus Weibchen und Kindern saßen nur herum und fraßen das Laub und den wilden Sellerie, der den Waldboden bedeckte.

Das war ein Gorilla: ein entfernter Verwandter von Capo. Seine Art hatte sich schon vor einer Million Jahren von der Hauptlinie der Menschenaffen abgespalten. Diese Trennung war erfolgt, als der Wald sich gelichtet und die in ihm lebenden Populationen isoliert hatte.

Nachdem sie in die Gipfelregionen zurückgedrängt worden waren, hatten diese Menschenaffen ihre Ernährung auf Blätter umgestellt, die selbst hier im Überfluss vorhanden waren, und waren so groß geworden, dass sie der Kälte zu widerstehen vermochten. Zugleich hatten sie sich eine eigentümliche Grazie bewahrt und waren in der Lage, sich lautlos durch diesen dichten Wald zu bewegen.

Obwohl Gorilla-Populationen sich später wieder an die Bedingungen im Tiefland anpassten und lernten, auf Bäume zu klettern und sich von Früchten zu ernähren, hatten sie ihren evolutionären Sinn im Grunde schon erfüllt. Sie hatten sich auf ihre jeweiligen Umgebungen spezialisiert und gelernt, sich Nahrungsquellen zu erschließen, die so gut geschützt waren – mit Widerhaken, Stacheln und Dornen –, dass niemand sonst sich dafür interessierte. Sie aßen sogar Nesseln. Dafür

hatten sie ein raffiniertes Verfahren entwickelt, bei dem sie Blätter von einem Stiel abrissen, die scharfen Blattränder umklappten und das ganze Paket in den Mund steckten.

Wie sie im idyllischen Bergwald saßen und genüsslich ihre Blätter aßen, würden sie fast unverändert bis ins Menschenzeitalter überleben, wo sie schließlich vom großen Sterben dahingerafft werden sollten.

Als er sich vergewissert hatte, dass die Gorillas keine Gefahr bedeuteten, verzog Capo sich und führte die anderen weiter durch den Wald.

Schließlich trat Capo auf der anderen Seite aus dem Wald heraus.

Sie hatten das trockene Tiefland-Becken überwunden. Als er in südlicher Richtung über das Plateau schaute, das er erreicht hatte, erblickte er ein geröllübersätes Tal, das zu einem tiefer gelegenen Gelände abfiel. Und dort, jenseits des Tals, sah er auch das Land, in das er seine Hoffnung gesetzt hatte: Es lag höher als die Ebene, von der er ausgezogen war, aber mit reichlich Wasser gesegnet. Das Gebiet war mit schimmernden Seen durchsetzt, mit grünem Gras überzogen und mit Waldinseln gesprenkelt. Die schemenhaften Gestalten einer Herde Pflanzenfresser – Proboscidea vielleicht –, die majestätisch über die üppige Ebene wanderten.

Mit Triumphgeheul sprang er über Felsbrocken, trommelte auf den steinigen Boden und schiss explosiv, wobei er die Felsen mit seinem Gestank imprägnierte.

Die Begeisterung von Capos Horde hielt sich jedoch in Grenzen. Alle hatten Hunger und einen brennenden Durst. Capo war selbst erschöpft. Aber er führte trotzdem einen Freudentanz auf; er gehorchte einem gesunden Instinkt, dass jeder Erfolg, und sei er noch so klein, gefeiert werden müsse.

Nun hatte er jedoch eine solche Höhe erreicht, dass dieses ferne Dauer-Grollen aus dem Westen lauter geworden war. Mit verhaltener Neugier drehte Capo sich um und schaute in diese Richtung.

Von dieser hohen Warte aus vermochte er weit zu blicken. In der Ferne machte er eine Turbulenz aus, eine weiße Verwirbelung. Sie schien wie eine wallende Wolke überm Erdboden zu schweben. In Wirklichkeit sah er eine Art Luftspiegelung, ein weit entferntes Bild, das durch die Brechung der sich erwärmenden Luft direkt vor ihm zu stehen schien. Die wallende Wolke war indes real.

Was er da sah, war die Straße von Gibraltar, wo der mächtigste Wasserfall der Geschichte – mit der Energie und dem Volumen von tausend Niagarafällen – kaskadenartig über Klippen stürzte und sich in ein leeres Meeresbecken ergoss. Einst hatte die Ebene, aus der Capo emporgestiegen war, zwei Kilometer tief unter dem Meeresspiegel gelegen. Sie war der Boden des ausgetrockneten Mittelmeers.

Capo war in dem Becken geboren worden, das zwischen den Küsten Afrikas im Süden und der iberischen Halbinsel im Norden lag. Er war auch nicht weit von dem Punkt entfernt, wo ein schlauer Dinosaurier namens Lauscher vor langer Zeit an der Küste von Pangäa gestanden und aufs weite Tethys-Meer hinausgeschaut hatte. Nun hatte Capo das Bassin verlassen und befand sich in Afrika. Doch wenn Lauscher die Geburt von Tethys geschaut hatte, war Capo in gewisser Weise Augenzeuge seines Todes. Als der Meeresspiegel absank, war dieses letzte Fragment von Tethys vor Gibraltar gestaut worden. Das eingeschlossene Meer war verdunstet und hinterließ ein stellenweise fünf Kilometer tiefes Becken, das mit Salzpflanzen durchsetzt war.

Durch die Klimaschwankungen stieg der Meeresspiegel aber wieder an, und das Wasser des Atlantiks durchbrach die Barriere von Gibraltar. Nun wurde das Meer wieder aufgefüllt. Capo musste jedoch nicht befürchten, dass eine riesige Flutwelle aus Westen über ihm zusammenschlug, denn nicht einmal tausend Niagarafälle vermochten ein Meer über Nacht aufzufüllen. Das durch die Meerenge von Gibraltar strömende Wasser flutete das Becken allmählich und erschuf mächtige Flüsse. Der alte Meeresboden verwandelte sich in feuchtes Marschland, wo die Vegetation langsam abstarb. Schließlich vereinigten die Flüsse sich und bedeckten den ganzen Boden.

Doch nach jeder Auffüllung sank der Meeresspiegel, und das Mittelmeer verdunstete wieder. Das geschah fünfzehn Mal in einer Million Jahren, der zeitlichen Klammer für Capos kurzes Leben. Der Meeresboden des Mittelmeers erlangte durch die aufeinander folgenden Austrocknungen eine komplexe Geologie mit einer Sandwichstruktur aus Schlamm und Salzpflanzen.

Diese Strukturen hatten maßgebliche Auswirkungen auf das Gebiet, in dem Capo lebte – und auf seine Art. Vor der Austrocknung war die Sahara-Region dicht bewaldet und wasserreich gewesen und hatte vielen

Affenarten eine Heimat geboten. Durch die Klimapumpe der Austrocknungen und den immer längeren Regenschatten, den der entfernte Himalaja warf, wurde die Sahara jedoch immer trockener. Die alten Wälder starben ab. Und mit ihnen zersplitterten die Affen-Gemeinschaften, wobei jede Teil-Population sich auf eine Reise zu einem neuen evolutionären Schicksal begab – oder in den Untergang. Aber das Rumoren und Gibraltar waren zu weit entfernt, um irgendeine Bedeutung für Capo zu haben. Er wandte sich ab und stolperte zur Ebene hinab.

Schließlich überschritt er die Grenze zwischen nacktem Gestein und Vegetation. Er genoss das weiche grüne Gras unter den Knöcheln, während er sich zügig fortbewegte. Auch die anderen, die ihm folgten, freuten sich über den Kontrast zum harten leblosen Fels. Sie rollten sich auf dem Boden, streckten sich aus und wickelten sich in die langen Gräser.

Aber noch hatten sie die neue Heimat nicht erreicht. Ein ein paar hundert Meter breiter Abschnitt offener Savanne, mit Dornbüschen bewachsen, trennte sie vom nächsten Wald – und in der Ebene tat sich etwas.

Ein Rudel Hyänen fraß an einem Kadaver. Bei der massigen runden Form hatte es sich vielleicht um ein junges Gomphotherium gehandelt, das einem Chasma zum Opfer gefallen war. Die Hyänen schnappten nacheinander und knurrten sich gegenseitig an, während sie sich über das Fleisch hermachten. Sie hatten die Köpfe in den Bauch der Kreatur gesteckt, und die schlanken Leiber krümmten sich gierig beim Fressen. Wedel und Finger schlossen zum im Gras kauenden Capo auf. Sie stießen leise Rufe aus, kämmten Capo mechanisch den Rücken und entfernten Staub und Steinchen. Die jüngeren Männchen respektierten seine Autorität noch. Aber Capo spürte ihre Ungeduld. Wie der Rest der Horde waren auch sie nach der unheimlichen Wanderung durch das offene Gelände erschöpft, durstig und hungrig und sehnten sich nach dem Schutz und dem Nahrungsangebot der Bäume. Und das untergrub Capos Autorität über sie. Die Spannung zwischen den drei Männchen war mit Händen zu greifen.

Aber es war eine Konfrontation, die fast lautlos ablief, denn die drei durften ihre Anwesenheit den Hyänen nicht verraten.

Während Capo noch zögerte, ergriff Wedel die Initiative und machte einen, zwei vorsichtige Schritte. Wegen dieses Ungehorsams versetzte Capo ihm einen derben Schlag gegen den Hinterkopf. Wedel fletschte aber nur die Zähne und entzog sich Capos Reichweite.

Die hohen Gräser wogten träge bei Wedels Durchgang, als ob er durch ein Meer aus Vegetation schwämme. Und nun stellte Wedel sich auf die Hinterbeine und schob sich mit Kopf, Schultern und Oberkörper übers Gras, um besser zu sehen. Er war ein schlanker aufrechter Schemen, der wie ein Schössling wirkte.

Die Hyänen waren noch immer mit ihrer fetten Beute zugange. Wedel duckte sich wieder im Gras und setzte den Weg fort.

Schließlich erreichte er die nächste Baumgruppe. Mit einer Mischung aus Verärgerung und Erleichterung sah Capo ihn eine hohe Palme erklimmen. Beine und Arme arbeiteten synchron wie Teile einer gut geölten Maschine. Als Wedel die Palme erklommen hatte, teilte er es den anderen mit einem leisen Ruf mit. Dann pflückte er Nüsse von der Palme und warf sie auf den Boden.

Einer nach dem andern eilten die Menschenaffen unter der Führung von Finger und dem Alpha-Weibchen Blatt durchs Gras auf das Wäldchen zu.

Sie wurden nicht von den Hyänen bedrängt, obwohl einige der Aasfresser die verwundbaren Menschenaffen witterten. Sie hatten das Glück, dass in den blutigen Kalkulationen der kleinen Hyänen-Hirne die Verlockung des unmittelbar verfügbaren Fleisches stärker war als die Versuchung, diese staubigen und zerfleddert wirkenden Primaten anzugreifen.

Capo versuchte das Beste daraus zu machen. Er knuffte und schlug die anderen Männchen, als ob die ganze Sache seine Idee gewesen wäre und er sie auf dieser kurzen Wanderung führte. Die Männchen ließen sich das gefallen, aber er spürte dennoch eine Anspannung bei ihnen, einen subtilen Mangel an Respekt, der ihm Unbehagen bereitete.

Beim Betreten des Waldes schwärmten die Menschenaffen aus.

Capo schob sich durch eine Reihe schlanker junger Bäume und stieß auf einen verlandeten See: eine türkisfarbene Wasseroberfläche, die vom tröstlichen Grün-Braun des Waldes eingerahmt wurde. Er lief zum Ufer, tauchte die Schnauze in die kühle Flüssigkeit und trank.

Als die Menschenaffen den See erreichten, wateten ein paar aufrecht hinein, bis sie hüfthoch im Wasser standen. Dann schöpften sie mit den Händen blaugrüne Algen aus dem Wasser und schluckten sie hinunter: Diese Art der Nahrungsaufnahme war auch einer der Vorzüge des aufrechten Gangs. Ein paar Junge tauchten unter und säuberten das staubverkrustete Fell; dabei kreischten und spritzten sie wie verrückt. Eine Vogelschar, die friedlich in der Mitte des Sees getrieben war, wurde aufgeschreckt und schwang sich mit einem lauten Rauschen in die Lüfte. Ein paar der jüngeren Männchen hatten sich am Seeufer versammelt, darunter auch Wedel und Finger. Wedel hatte einen Kieselstein gefunden, den er vielleicht als Hammer-Stein zu verwenden mochte, und spielte mit ihm herum. Hin und wieder warfen die Männchen Capo verstohlene Blicke zu. Ihre Körpersprache kündigte eine Verschwörung an.

Capo schürzte die Lippen und spuckte eine Erdbeere aus.

Er hatte eine sehr hohe soziale Intelligenz und wusste, was die jüngeren Männchen gerade dachten. Er hatte sie zwar in Sicherheit gebracht, aber das genügte nicht: Dass er vor der Überwindung dieser letzten grasbewachsenen Hürde gezögert hatte, hatte bei den anderen keinen guten Eindruck gemacht. Um seine Autorität wiederherzustellen, musste er sich etwas ganz Besonderes einfallen lassen. Er konnte zum Beispiel ein paar Äste abreißen und am Seeufer entlang stolzieren; das Laub, das Wasser und das Licht wären eine eindrucksvolle Kulisse. Dann würde er schwere Kämpfe bestehen müssen...

Aber vielleicht war jetzt noch nicht die Zeit dafür.

Er beobachtete, wie Mütter vorsichtig ihre Kinder badeten und junge Männchen spielerisch miteinander rangen, während Gliedmaßen und Haut sich von der Hitze und Trockenheit der Salzpflanze erholten. Das hatte noch Zeit – sollten sie sich erst einmal von der Wanderung erholen, ehe sie wieder zur Tagesordnung übergingen.

Zumal er sich im Moment auch nicht in der Lage fühlte, sich auf eine neue Auseinandersetzung einzulassen. Die Glieder schmerzten ihn, die Haut war wund und mit Kratzern und Rissen übersät, und der Magen, der an eine stetige Versorgung mit Nahrung und Wasser gewöhnt war, knurrte wegen der unregelmäßigen Nahrungsaufnahme. Er war *müde*. Er rieb sich die Augen, gähnte und gestattete sich einen explosiven Rülps.

Capo fand, dass der Ernst des Lebens noch für eine Weile warten konnte. Erst einmal musste er sich ausruhen.

Mit dieser Entschuldigung wandte er sich vom Wasser ab und lief in den Wald.

Er fand einen Kapokbaum, der mit dicken reifen Früchten behängt war. Jedoch war der Kapok mit langen, spitzen Dornen bewehrt, um die Früchte zu schützen. Also riss er zwei glatte Äste vom Baum ab, legte sie sich unter die Füße und umklammerte die Äste mit den Zehen. Dann erklomm er mit den Ästen unter den Füßen den Baum und ging über die Dornen hinweg, als ob sie gar nicht existierten. Das Klettern verlieh ihm neue Spannkraft – dafür war er geschaffen; von ihm aus hätte er in seinem ganzen Leben keinen Fuß mehr auf den Boden setzen müssen. Als er einen dichten Fruchtstand erreicht hatte, riss er wieder einen Ast ab und legte ihn über die Dornen. Dann setzte er sich darauf und langte zu.

Von hier aus sah er, dass der Wald sich um den Seitenarm eines Flusses zog, der durch diese vegetationsreiche Sahara nach Süden ins Landesinnere strömte. In der Zukunft würde diese Nil-Arterie durch tektonische Verschiebungen ihren Lauf ändern und nach Süden umgeleitet werden, sodass sie die Sahara nicht mehr durchquerte. Schließlich würde der Fluss in Westafrika in die Bucht von Benin münden – die Menschen würden ihn ›Niger‹ nennen: Selbst Flüsse wurden von der Zeit geformt, während wie im Traum das Land sich hob und senkte, während Berge aufgetürmt und abgetragen wurden. Fürs Erste führte dieser Fluss jedoch als ein grüner Korridor ins Landesinnere. Die Horde konnte diesem Weg in den Wald folgen und würde sich dabei immer weiter von der Küste entfernen...

Ein durchdringender Schrei hallte durch den Wald. Es war ein Schrei mit einer einzigen Bedeutung: *Hier lauert Gefahr*. Capo spie einen Mund voll Früchte aus und kletterte hastig auf den Boden.

Bevor er den See noch erreichte, hatte er das Problem bereits erfasst. Er vermochte sie zu *riechen*. Und bei genauerem Hinsehen erkannte er auch die Spuren, die sie bei ihrem Durchzug hinterlassen hatten:

Schalenfetzen von Früchten, die auch unter diesem Kapok lagen, und Anzeichen von Nestern hoch in den großen Bäumen.

Andere.

Sie sprangen von den Bäumen und brachen aus dem Unterholz. Es waren viele, erstaunlich viele – fünfzig bis sechzig, mehr als Capos Sippe jemals umfasst hatte. Die Männchen kamen ans Ufer. Sie warfen sich mit gesträubtem Fell in wilde Posen, trommelten auf Wurzeln und Äste und sprangen auf den untersten Ästen der Bäume umher.

Da hatten sie so viel auf sich genommen, um hierher zu gelangen und mussten nun feststellen, dass dieser Wald schon besetzt war. Capo wurde das Herz schwer – er hatte versagt.

Doch Capos Horde reagierte. Obwohl sie schwach und das Fell zu nass war, um sich zu sträuben, warfen die Männchen und sogar ein paar Weibchen sich dennoch in Positur. Capo stellte sich geschwind vor seine Horde und warf sich auch in Pose, wobei er seine ganze lange Erfahrung bemühte, um eine möglichst spektakuläre und einschüchternde Show zu bieten.

Die beiden Horden nahmen frontal Aufstellung und bildeten zwei Mauern aus kreischenden und herumhangelnden Menschenaffen. Sie gehörten derselben Spezies an und waren äußerlich auch nicht voneinander zu unterscheiden. Aber sie rochen die Unterschiede: auf der einen Seite den subtilen, vertrauten ›Stallgeruch‹, auf der anderen den Gestank von Fremden. Diese Posen kündeten von einem echten Fremdenhass und transportierten eine unmissverständliche Bedrohung. Das war die Kehrseite der sozialen Bindungen dieser klugen Tiere: Wenn man in eine Gruppe eingebunden war, dann waren alle anderen Feinde, nur weil sie nicht *dazu gehörten*.

Capo hatte Angst. Ihm wurde nämlich schnell bewusst, dass diese anderen nicht daran dachten, nachzugeben. Stattdessen wurde ihr Gehampel immer wilder, und das große Alpha-Männchen marschierte zielstrebig auf seine Gruppe zu.

Capo wusste, was nun kommen würde. Ein ›totaler‹ Krieg würde es zwar nicht werden. Die Stärksten würde es zuerst erwischen, die Männchen und die hochrangigsten Weibchen, und die Kinder würden vielleicht einen zarten Happen für diese Fremden abgeben. *Einer nach dem andern*. Es würde ein langsames blutiges Sterben geben, das erst mit dem Tod des Letzten endete. Ein derart systematisches Gemetzel war ein neuer Schrecken für die Welt, ein Schrecken, den von allen Tieren der

Erde nur die Menschenaffen zu ersinnen und inszenieren vermochten. Capo wusste, dass sie hier nicht zu bleiben vermochten. Vielleicht konnten sie weitergehen und die Wanderung über die Ebene fortsetzen; vielleicht würde es Capo doch noch gelingen, seine Horde in einen leeren Wald zu führen, wo sie in Sicherheit waren.

Doch im tiefsten Innern wusste er intuitiv die Wahrheit. In dieser Welt der schrumpfenden Wälder hatten die überlebenden Tiere sich schon in den restlichen Inseln der alten Vegetation zusammengedrängt. Und das war auch der Grund, weshalb die anderen einen so harten Abwehrkampf führten. Sie waren schon zu viele für dieses schrumpfende Wäldchen und hatten selbst keine Ausweichmöglichkeiten mehr.

Hier war ihres Bleibens nicht länger. Sie hatten keine andere Wahl, als zu gehen.

Mit vielen Kratzfüßen und ausgiebigem Astgefuchtel inszenierte er den subtilen Tanz, mit dem er ausdrückte, dass er seine Horde von diesem Ort wegführen wollte, zum Waldrand und zur Savanne zurück. Ein paar Weibchen taten es ihm gleich. Blatt und andere, die von diesen wilden Fremden eingeschüchtert waren und die Ausweglosigkeit ihrer Lage erkannt hatten, sammelten die Kinder ein und traten den Rückzug an. Selbst Wedel, eins der rebellischen jungen Männchen, machte verwirrt kehrt.

Finger wollte das aber nicht akzeptieren.

Er hatte mit einem Hammer-Stein auf eine Luftwurzel geschlagen und seinen Beitrag zum Tohuwabohu geleistet. Nun wandte er sich von den anderen ab und stürzte sich mit einem Hechtsprung auf Capo. Er trat Capo in den Rücken, warf ihn zu Boden und bearbeitete den Kopf des Anführers mit den Fäusten. Dann rollte er sich weg und stürzte sich mit dem gleichen Zorn aufs größte der gegnerischen Männchen. Plötzlich kippte der ohnehin schon schrille Lärm zur Kakophonie, und die Luft wurde vom Gestank nach Blut und in Panik abgesondertem Kot erfüllt. Capo rollte sich auf den Rücken und setzte sich auf. Der Kopf schmerzte. Die anderen Männchen zogen sich mit Gebrüll und Geschrei zurück. Finger erging es freilich schlecht. Es war ihm zwar gelungen, das große Männchen zu Boden zu werfen. Doch nun stürzten die anderen sich ins Getümmel und nahmen Finger in die Mangel. Sie zerrten ihn von seinem Gegner weg und nahmen ihn in einen Klammergriff, als ob er ein

gefangener Affe wäre; er blutete schon aus vielen Bisswunden. Und dann warfen sie ihn auf den Boden. Seine Schreie wurden bald zu einem in Blut erstickten Gurgeln, und Capo hörte das grässliche Reißen von Fleisch, das Knacken von Knochen und das Reißen von Bändern. Fingers Attacke war indes eine Art Lackmustest gewesen. Wenn jemand diese anderen hätte angreifen müssen, dann wäre es Capo gewesen. Capo wusste, dass er schon verloren hatte. Er konnte sich glücklich schätzen, wenn er diesen Tag überlebte: Wenn die anderen ihn nicht töteten, dann würden es seine ehemaligen Untergebenen tun.

Trotz der Schande und Niederlage nahm Capo den Sammel-Tanz wieder auf und versuchte seine Horde zum Mitkommen zu bewegen. Mehr vermochte er nicht zu tun.

Doch nicht einmal jetzt reagierten alle. Ein paar spien ihm ihre Angst und Trotz ins Gesicht und schlugen sich in die Büsche, um auf eigene Faust durchzukommen. Er würde sie nie wieder sehen.

Das junge Weibchen Heulen schaute ihre Horde mit vor Angst geweiteten Augen an – und wechselte dann die Seiten. Sie würde zwar Prügel von den anderen Weibchen beziehen, aber vielleicht war sie für die Männchen so attraktiv, dass sie am Leben bleiben durfte. Vor allem dann, wenn sie bei den harten Paarungen, die sie würde erdulden müssen, schnell schwanger wurde.

Diejenigen, die Capo die Treue hielten, setzten sich schließlich in Bewegung und gingen zum Waldrand zurück – doch erst, als Wedel auf Capos Tanz antwortete.

Capo verstand natürlich. Sie folgten Wedel, nicht Capo.

Sie kehrten zum Waldrand zurück, ohne dass sie verfolgt wurden; zumindest fürs Erste nicht. Betrübt und voller Ungewissheit pflückten sie Blätter und Früchte ab.

Es kam Capo schwer an, wieder auf den Ausgangspunkt zurückgeworfen zu sein. Er bemerkte den blutigen Kadaver des jungen Gomphotheriums, der noch immer dalag. Er sonderte sich von den anderen ab, kletterte auf einen Baum und baute sich ein provisorisches Nest.

Wo Finger nun tot war, wusste er nicht, wer ihm als größter Herausforderer erwachsen würde.

Wedel vielleicht? Möglicherweise vermochte Capo aber eine starke Position zu behaupten, indem er sich mit einem anderen Männchen

gegen die anderen verbündete. Er war vielleicht nicht mehr der Ober-Boss, doch hätte er als Königsmacher eine zentrale Stellung inne und würde auch weiterhin die Privilegien der Macht genießen – vor allem Paarungs-Privilegien. Und vielleicht gelang es ihm sogar, auf diese Weise auf Umwegen wieder an die Spitze zu gelangen. Der schlaue Kerl dachte sogar noch weiter und erwog wechselnde Bündnisse und Intrigen...

Seine Gedanken lösten sich auf. Er wurde von der Reise überwältigt, die er gemacht hatte, und von der brutalen Enttäuschung, die an ihrem Ende auf ihn gewartet hatte. Plötzlich schien nichts mehr eine Rolle zu spielen, nicht einmal die raffinierten Machtspiele, mit denen er in der Vergangenheit so viel erreicht hatte.

Die anderen schienen seine Stimmung zu spüren. Sie mieden seine Gesellschaft, kämmten ihn nicht mehr und schauten ihn nicht einmal mehr an. Seine Niederlage war durch den Tod von Finger zwar hinausgezögert worden, aber sie war dennoch unvermeidlich. Capos Werk war vollbracht, sein Leben fast vorbei. Sein Imponiergehabe hatte er abgelegt.

Doch dann kam Blatt zu ihm. Sie legte sich neben ihm ins Nest und kämmte ihn sanft, wie sie es getan hatte, als sie beide jung gewesen waren. Plötzlich war die Welt wieder schön und voller Möglichkeiten.

Wedel hatte kein Interesse an Capo, weder auf die eine noch auf die andere Art. Er hatte etwas anderes im Sinn.

Auf den Knöcheln ging er ein paar Schritte hinaus ins von der Sonne beschienene Grün. Wie immer war er unsicher auf den Füßen. Jedoch hatte er durch den langen Hals eine Plattform, von der aus er das Land sondierte und Räuber und andere Gefahren zu erkennen vermochte.

Wedel duckte sich wieder ins Gras und pirschte sich vorsichtig an den Kadaver des Gomphotheriums heran. Die Hyänen hatten ganze Arbeit geleistet. Der Körper sah aus, als sei er explodiert: Gliedmaßen und Rippen waren auf dem Boden verstreut, blutige Knochen glänzten, ein fleischloser Kopf schaute ihn aus leeren Augenhöhlen anklagend an, und zerbrochene und angenagte spatenartige Stoßzähne lagen herum. Er durchwühlte die Hautfetzen und von den Hyänen übrig gelassene Fleischbrocken, aber die Ausbeute war gering. Die ›Putztruppen‹ der

Savanne hatten das Fleisch des Rüsseltiers effizient verwertet. Die Hyänen hatten sogar die weichen Rippen geknackt. Doch dann fand er einen langen, dicken Schenkelknochen, der in einem großen Klumpen auslief. Er war unversehrt. Versuchsweise klopfte er mit einem anderen Knochen dagegen – er klang hohl.

Im Schmutz fand er einen Stein, der gerade in die Faust passte. Er hob den Stein und schlug damit auf den Knochen. Der Knochen splitterte, und leckeres Mark quoll heraus. Das war eine Ressource, die dem Zugriff der Hyänen-Zähne und Aasgeier-Schnäbel entzogen war – aber nicht für Wedel. Er hob den Knochen und schlürfte gierig das Mark. Die anderen, die Capo und seine Horde aus dem Wald vertrieben hatten, würden dort bleiben und sich mit dem begnügen, was sie hatten. Aus solchen Horden sollten sich schließlich die Schimpansen entwickeln, die sich kaum von dieser urzeitlichen Art unterschieden. Sie würden nicht nur überleben, sondern sogar einen Aufschwung nehmen: Obwohl die Wüste sich ausbreitete und die Wälder zu einem Gürtel um den Äquator schrumpften, würden die großen Flüsse den Schimpansen Korridore eröffnen, durch die sie ins Herz von Afrika wanderten.

Die Nachfahren von Capos Horde gingen jedoch einem ganz anderen Schicksal entgegen. Dieses Häuflein Menschenaffen, das durch das Verschwinden des Waldes heimatlos geworden war, würde einen Weg finden, *hier draußen* zu überleben. Der Abschied von einer Ökologie, an die sie sich über Jahrmillionen angepasst hatten, fiel ihnen aber schwer: Solange die Menschenaffen nicht über große Entfernungen zu gehen und zu rennen vermochten, solange sie nicht zu schwitzen und solange sie nicht einmal Fleisch zu verdauen vermochten, würden noch sehr viele sterben. Aber ein paar würden überleben: nur ein paar, aber das genügte schon.

Wedel hatte das Mark ausgesaugt. Aber es warteten noch viel mehr Knochen darauf, geknackt zu werden. Er schaute zur Horde zurück und rief sie herbei.

Dann drehte er sich wieder zur Savanne um. Er war ein Zweibeiner, Werkzeugnutzer, Fleischfresser, Fremdenfeind, dabei hierarchisch, kämpferisch und wettbewerbsorientiert – alles Eigenschaften, die er im Wald erworben hatte. Und zugleich verfügte er über die besten Qualitäten seiner Vorfahren: Purgas Zähigkeit, Noths Elan, Streuners

Mut, sogar Capos Weitblick. Erfüllt mit den Möglichkeiten der Zukunft und dem Erbe der Vergangenheit ließ das aufrecht stehende junge Männchen den Blick über die Savanne schweifen.

ZWEI



MENSCHEN



ZWISCHENSPIEL



Alyce und Joan schlurften in der Menge der Passagiere auf das Flughafengebäude zu. Sie waren nur für ein paar Minuten in der dichten Rauchwolke gewesen, und doch musste Joan sich auf den Arm von Alyce Sigurdardottir stützen. Sie hatte das Gefühl, zu schmelzen. Das Erste, was Joan nach dem Verlassen des Flugzeugs gespürt hatte, war ein Erdbeben. Eine außergewöhnliche Wahrnehmung, eine traumartige Verschiebung, die schon zu Ende war, kaum dass sie begonnen hatte.

Das Beben war natürlich vom Rabaul verursacht worden.

Unter der Insel Papua Neu-Guinea war Magma in Wallung geraten – geschmolzenes Gestein mit einem Volumen von tausend Kubikkilometern. Diese große Aufwallung war mit einer Geschwindigkeit von zehn Metern pro Monat durch Spalten in der dünnen Erdkruste zur riesigen alten Caldera namens Rabaul emporgestiegen. Das war eine erstaunliche Geschwindigkeit für ein geologisches Ereignis und kündete von gewaltigen Energien. Die aufsteigende Masse hatte das darüber liegende Gestein aufgewölbt und das Land unter eine enorme Spannung gesetzt.

Rabaul hatte schon viele kataklysmische Ausbrüche zu verzeichnen. Zwei dieser Eruptionen waren von menschlichen Wissenschaftlern datiert worden: eine vor fünfzehnhundert Jahren und die andere ungefähr zweitausend Jahre zuvor. Es war also nur eine Frage der Zeit, bis es wieder geschehen würde.

Die anderen Passagiere, die durch die rauchige Luft zum kleinen Flughafen-Terminal gingen, schienen das Beben gar nicht mitzubekommen. Bex Scott war von ihrer Mutter Alison und ihrer Schwester abgeholt worden – die goldene Augen und *grünes* Haar hatte. Unter einem Himmel, der von fernen Feuern erhellt wurde, und über einem Land, das unbemerkt von ihnen sich schüttelte, plauderten die genmodellierten Kinder fröhlich mit ihrer eleganten Mutter. Joan

bemerkte, dass sie die silbernen Ohrhörer noch in den Ohren stecken hatten. Es war, als ob sie in einem Neonnebel umherliefen.

Joan erinnerte sich zerknirscht an ihren beiläufigen Ausspruch, dass Bex schon ein ausgesprochener Pechvogel sein müsste, wenn Rabaul just in dem Moment ausbrach, wenn sie in der Nähe war. Hier draußen auf dem schwankenden Boden wurde sie Lügen gestraft. Aber vielleicht würde der Berg sich auch wieder beruhigen. Wie dem auch sei, die meisten Leute dachten gar nicht darüber nach. Es war eine überfüllte Welt mit vielen Problemen, die akuter waren als ein grummelnder Vulkan.

Der Weg zum Flughafengebäude schien endlos. Es war ein trister Schuppen, trotz der Firmenlogos, mit denen jede freie Fläche zugestrichelt war. Die intervallartigen Erschütterungen des Bodens waren eine urzeitliche Störung, und das laute Wimmern der Düsentriebwerke klang wie das Stöhnen enttäuschter Tiere.

Und dann hörte Joan ein fernes Bersten, als ob feuchtes Holz in ein Feuer geworfen würde. »Shit. War das etwa ein Schuss?«

»Da stehen Demonstranten am Flughafenzaun«, sagte Alyce Sigurdardottir. »Ich habe sie schon beim Landeanflug entdeckt. Es ist eine große Zusammenrottung, wie damals bei den Atomkraftgegnern.«

»Nur für uns?«

Alyce lächelte. »Man kann keine große Konferenz über die Globalisierung veranstalten, ohne dass Demonstranten sich ein Stelldichein geben. Aber was soll's, das hat Tradition; sie machen bei diesen Konferenzen schon so lang Rabatz, dass die Veteranen bereits Wiedersehentreffen veranstalten. Sie sollten sich geschmeichelt fühlen, dass die Sie so ernst nehmen.«

»Dann werden wir uns noch mehr anstrengen müssen«, sagte Joan grimmig, »sie von unsrem neuen Angebot zu überzeugen... ich habe den Eindruck, dass Sie Alison Scott nicht mögen.«

»Scotts ganzes Leben und ihre Arbeit ist Show-Business. Sogar ihre Kinder hat sie für ihre kommerziellen Zwecke eingespannt – nein, sie hat sie eigens dafür erschaffen. Sehen Sie sie sich doch nur mal an.«

Joan zuckte die Achseln. »Aber Sie können es ihr doch nicht zum Vorwurf machen, dass sie ihre Kinder genetisch modelliert hat.« Sie strich sich über den Bauch. »Ich glaube zwar nicht, dass ich das für den Junior hier drin wollte. Aber Eltern haben immer schon das Beste für

ihre Kinder gewollt. Die beste Schule, den Speer mit der besten Steinspitze, den besten Ast im Feigenbaum.«

Das rang Alyce ein Lächeln ab. »Gegen Genmodellierung in einem gewissen Maß wäre nichts zu sagen, wenn *alle* es sich leisten könnten. Zum Beispiel sind die beschränkten Selbstheilungskräfte unseres Körpers keine physiologische Unabdingbarkeit. Wieso sollten wir amputierte Gliedmaßen nicht wie Seesterne nachwachsen lassen? Wieso sollten wir nicht mehr Gebisse haben als nur zwei? Oder wieso tauschen wir verschlissene und arthritische Gelenke nicht einfach aus?«

»Aber glauben Sie wirklich, dass Alison Scott ihr Geld damit gemacht hat? Schauen Sie sich ihre Kinder an, das Haar, die Zähne und die Haut. Die ›inneren Werte‹ sind unsichtbar. Wozu soll man viel Geld ausgeben, wenn man seine Errungenschaften nicht zur Schau stellen kann? *Neunzig Prozent* des Geldes, das derzeit in Genmodellierung investiert wird, dient dem Aufpolieren der Fassade. Die armen Kinder von Scott sind nichts anderes als mobile Reklametafeln für ihren Reichtum und ihre Macht. Das ist wirklich ein Ausbund an Dekadenz.«

Joan legte Alyce den Arm um die Hüfte. »Das kann schon sein. Aber wir müssen für vieles offen sein. Wir brauchen Scotts Beitrag genauso sehr, wie wir Ihren brauchen... Wissen Sie, ich habe das Gefühl, einen Felsklotz im Bauch zu tragen«, sagte sie atemlos.

Alyce verzog das Gesicht. »Da erzählen Sie mir nichts Neues. Ich habe selbst drei Kinder. Aber ich bin zu ihrer Geburt jedes Mal nach Island zurückgegangen. Schlechtes Timing, hm?«

Joan lächelte. »Ein Unfall. Die Konferenz ist schon seit zwei Jahren in der Planung. Was das Baby betrifft...«

»Die Natur nimmt wie immer ihren Verlauf, trotz unsrer nichtigen Sorgen. Und der Vater?«

Der Vater, auch ein Paläontologe, war zwischen die Fronten eines sinnlosen Scharmützels geraten, das nach dem Zusammenbruch des kenianischen Staates stattgefunden hatte. Er hatte Lagerstätten mit Hominiden-Fossilien vor Dieben zu schützen versucht, aber ein Banditen-Anführer hatte geglaubt, er würde Silber, Diamanten oder einen Impfstoff gegen AIDS verteidigen. Dieser Vorfall und das Kind, das sie von ihm erwartete, hatten Joan in ihrem Entschluss bestärkt, die Konferenz zu einem Erfolg werden zu lassen.

Aber sie wollte jetzt nicht darüber sprechen. »Das ist eine lange Geschichte«, sagte sie.

Alyce schien zu verstehen.

Schließlich betraten sie das Flughafengebäude. Joan empfand die kühle Luft aus der Klimaanlage wie eine kalte Dusche und bekam beim Gedanken an die vielen Kilowatt Wärmeenergie, die dadurch woanders in die Luft gepumpt wurden, zugleich ein schlechtes Gewissen. Eine Quantas-Mitarbeiterin, eine Aborigines-Frau, führte sie zu einer Empfangslounge. »Es hat ein kleines Problem gegeben«, sagte sie wie auf einem Endlostonband zu den ankommenden Passagieren. »Wir sind aber nicht in Gefahr. In Kürze erfolgt eine Durchsage...«

Alyce und Joan gingen erschöpft zu einer unbesetzten Metallbank. Dann holte Alyce ihnen etwas zu trinken.

Die intelligenten Wände der Lounge waren mit aktuellen Meldungen von Fluglinien, Nachrichten, Unterhaltung und Telekommunikations-Schnittstellen erfüllt. Es wimmelte von Passagieren. Viele waren Konferenzteilnehmer; Joan kannte die Gesichter aus der Programmbroschüre und dem Internet. Sie alle litten offensichtlich unter dem Jetlag und an Orientierungslosigkeit und wirkten entweder erschöpft oder aufgedreht.

Ein kleiner, dickbäuchiger Mann mit einer Kutte, die man früher vielleicht als Hawaii-Hemd bezeichnet hätte, näherte sich Joan zaghaft. Der Kahlköpfige schwitzte stark und hatte ein anscheinend gewohnheitsmäßiges Grinsen im Gesicht. Er hatte einen Holo-Sticker, der immer gleiche Bilder vom Mars, dem neuen robotischen Landungsfahrzeug der NASA und einem orangefarbenen Himmel zeigte. Als Kind hätte Joan ihn vielleicht als Eierkopf bezeichnet. Aber er war nicht älter als fünfunddreißig. Also ein Eierkopf der zweiten Generation. Er streckte die Hand aus. »Ms. Useb? Mein Name ist Ian Maughan. Ich bin vom JPL. Äh...«

»Das Jet Propulsion Laboratory der NASA. Ich erinnere mich natürlich an Ihren Namen.« Joan erhob sich mühsam und schüttelte ihm die Hand. »Ich freue mich, dass Sie die Einladung angenommen haben. Noch dazu in diesem Stadium Ihrer Mission.«

»Es läuft prima, dank des großen Ju-Ju«, sagte er und zeigte ihr den Holo-Sticker. »Das sind Live-Aufnahmen aus dem Internet, natürlich

unter Berücksichtigung der Laufzeit vom Mars... Johnnie hat die Brennstoff-Fabrik schon aufgebaut und arbeitet nun an der Metallextraktion.«

»Eisen aus dem rostigen Marsgestein.«

»Ganz genau.«

›Johnnie‹ hieß mit richtigem Namen John von Neumann. Er war der amerikanische Denker des zwanzigsten Jahrhunderts, der das Konzept universaler Replikatoren präsentiert hatte -Maschinen, die, mit den entsprechenden Rohmaterialien gefüttert, alles herzustellen vermochten, sogar Kopien von sich selbst. ›Johnnie‹ war ein Technologieprojekt, ein Replikator-Prototyp mit dem ultimativen Ziel, aus den Rohstoffen des Planeten eine Kopie von sich zu fertigen.

»Er hat in der Öffentlichkeit wie eine Bombe eingeschlagen«, sagte Maughan. »Die Leute sind fasziniert. Ich glaube, es liegt an der Zielgerichtetheit, mit der er eine Komponente nach der andern fertigt.«

»Reality-TV vom Mars.«

»Ja, so in der Art. Mit diesen Einschaltquoten haben wir ganz bestimmt nicht gerechnet. Nach siebzig Jahren hat die NASA die Bedeutung der Öffentlichkeitsarbeit immer noch nicht erkannt. Aber die Aufmerksamkeit kommt uns sehr gelegen.«

»Wann, glauben Sie, wird Johnnie... ähem... geboren? Noch ehe ich versuche, mich zu replizieren?«

Maughan lachte gezwungen; der Verweis auf Joans menschliche Biologie hatte ihn peinlich berührt, was aber nicht verwunderlich war.

»Das ist durchaus möglich. Aber er gibt sich sein eigenes Tempo vor. Darin liegt gerade auch die Schönheit des Projekts. Johnnie ist autonom. Wo er nun dort oben ist, braucht er nichts mehr von der Erde. Und weil er und seine Söhne uns keinen Cent mehr kosten, ist das ein ausgesprochen kostengünstiges Projekt.«

Söhne?, fragte Joan sich.

»Allerdings ist Johnnie eher ein Konstruktions- als ein Wissenschaftsprojekt«, sagte Alyce Sigurdardottir, nachdem sie mit zwei Bechern Cola für sich und Joan zurückgekommen war. »Nicht wahr?« Maughan lächelte unbekümmert. Joan wurde sich erst jetzt bewusst, dass er trotz seines Aufzugs ein JPL-Mitarbeiter war, der um den Nutzen der Öffentlichkeitsarbeit wusste; sonst wäre er nämlich nicht gekommen.

»Das will ich nicht bestreiten«, sagte er. »Aber so läuft das eben bei uns. Bei der NASA mussten Engineering und Wissenschaft schon immer Hand in Hand gehen.« Er wandte sich wieder an Joan: »Ich fühle mich geehrt, dass Sie mich eingeladen haben, obwohl ich immer noch nicht den Grund dafür kenne. Ich bin kein Biologe, sondern von Haus aus ein Computerspezialist. Und Johnnie ist im Grunde auch nur eine Raumsonde, ein Haufen Silizium und Aluminium.«

»Bei dieser Konferenz geht es nicht nur um Biologie«, sagte Joan. »Ich wollte die besten Köpfe aus vielen Fachgebieten hier zusammenbringen und miteinander bekannt machen. Wir werden lernen müssen, in ganz neuen Bahnen zu denken.«

Alyce schüttelte den Kopf. »Obwohl ich diesem Projekt eher skeptisch gegenüberstehe, glaube ich, dass Sie Ihr Licht unter den Scheffel stellen, Dr. Maughan. Denken Sie noch mal darüber nach. Sie sind nackt auf die Welt gekommen. Sie nehmen, was die Erde Ihnen gibt – Metalle und Öl – und formen es, verleihen ihm Intelligenz und schicken es durch den Weltraum zu einer *anderen Welt*. Das Image der NASA ist immer miserabel gewesen. Aber was Sie tun, ist so... so romantisch.«

Maughan verbarg sich hinter einem flauen Scherz. »Beim Jupiter, Ma'am, ich muss Sie zu meiner nächsten Karriere-Planung hinzuziehen.«

Die Lounge füllte sich zusehends mit Passagieren. »Weiß jemand, was hier los ist?«, fragte Joan.

»Das sind die Demonstranten«, sagte Ian Maughan. »Sie werfen Steine aufs Flughafengelände. Die Polizei versucht zwar, sie zurückzudrängen, aber es herrscht ein ziemliches Chaos. Wir durften wohl landen, aber es ist zu unsicher, unser Gepäck zu holen und den Flughafen zu verlassen.«

»Schrecklich«, sagte Joan. »Dann werden wir während der ganzen Konferenz einen Belagerungszustand haben.«

»Wer ist der Urheber?«, fragte Alyce.

»Hauptsächlich die Vierte Welt.« Eine Dachorganisation, basierend auf einer christlichen Kleinstsekte, die vorgab, die Interessen der globalen Unterklasse zu vertreten: der so genannten *Vierten Welt*, Menschen, die noch weniger sichtbar waren als die Nationen und Gruppierungen, die die Dritte Welt ausmachten – sie waren die Ärmsten, ohne jede Perspektive, die von den reichen Nationen des Nordens und Westens

nicht einmal wahrgenommen wurden. »Sie glauben, Pickersgill sei selbst in Australien.«

Joan verspürte einen Anflug von Unbehagen. Wo Gregory Pickersgill, der britischstämmige charismatische Führer des zentralen Kults auftauchte, kam es immer zum Eklat – manchmal auch mit Todesfolge. Sie verdrängte diese Sorge. »Überlassen wir das der Polizei. Wir müssen eine Konferenz leiten.«

»Und einen Planeten retten«, sagte Ian Maughan mit einem Lächeln.

»Verdammt richtig.«

In einer Ecke des Flughafengebäudes kam Unruhe auf, als eine große weiße Kiste hereingerollt wurde. Sie sah aus wie ein großer Kühlschrank. Kameras wurden Alison Scott in einem Blitzlichtgewitter ins Gesicht gehalten.

»Ein Gepäckstück, das offensichtlich nicht warten konnte«, murmelte Alyce.

»Ich glaube, das ist Lebendfracht«, sagte Maughan. »Ich habe sie darüber sprechen hören.«

Die kleine Bex kam zu Joan gelaufen. Joan sah, dass Ian Maughan bei ihrem blauen Haar und den roten Augen groß guckte; vielleicht waren die Leute in Pasadena nicht ganz auf der Höhe der Zeit. »Oh, Dr. Useb.« Bex nahm Joans Hand. »Ich will Ihnen zeigen, was meine Mutter mitgebracht hat. Ihnen auch, Dr. Sigurdardottir. Bitte kommen Sie. Sie waren im Flugzeug so nett zu mir. Ich hatte wirklich Angst vor dem ganzen Rauch und dem Rütteln.«

»Du warst aber nicht in Gefahr.«

»Ich weiß. Aber ich hatte trotzdem Angst. Sie haben das gesehen und mir geholfen. Kommen Sie, ich möchte Ihnen was zeigen.«

Also ließ Joan, mit Alyce und Maughan im Schlepptau, sich durch die Lounge führen.

Alison Scott sprach gerade in die Kamera. Sie war eine große, beeindruckende Frau. »... Mein Fachgebiet ist die Evolution der Entwicklung. Evo-devo, wie die BLÖD-Zeitung sich ausdrücken würde. Dabei geht es um das Verständnis, wie man zum Beispiel einen abgetrennten Finger nachwachsen lässt. Dies erreicht man durch die Untersuchung uralter Gene. Man nehme einen Vogel und ein Krokodil, und man bekommt einen Einblick in das Erbgut ihrer gemeinsamen

Vorfahren: eines Reptils aus der Ära vor den Dinosauriern, das vor etwa zweihundertfünfzig Millionen Jahren gelebt hat. Schon vor der Jahrhundertwende war es einer Gruppe von Wissenschaftlern gelungen, das Wachstum von Zähnen in einem Hühnerschnabel ›einzuschalten‹. Die alten Baupläne sind noch vorhanden, nur für andere Zwecke entfremdet worden; alles, was man tun muss, ist nach dem richtigen molekularen Schalter zu suchen...«

Joan hob die Augenbrauen. »Meine Güte. Man könnte glatt meinen, es sei ihre Konferenz.«

»Die Frau ist im Show-Business tätig«, sagte Alyce mit kalter Geringschätzung. »Nicht mehr und nicht weniger.«

Mit Elan tippte Alison Scott auf die Kiste neben sich. Eine Wand wurde transparent. Der dicht gedrängten Menge entrang sich ein Keuchen – und dann ertönte ein gedämpfter Ruf. »Bitte bedenken Sie«, sagte Scott, »dass das, was Sie hier sehen, eine genetische Rekonstruktion ist – nicht mehr. Die Einzelheiten wie Hautfarbe und Verhalten hatte man willkürlich festlegen müssen...«

»Mein Gott«, sagte Alyce.

Die Kreatur in der Kiste sah auf den ersten Blick wie ein Schimpanse aus. Das nicht mehr als einen Meter große Geschöpf war ein Weibchen; die Brüste und Genitalien waren unverkennbar. Und sie beherrschte den aufrechten Gang. Joan erkannte das sofort an der besonderen Geometrie der seitlich ausgestellten Hüfte. Im Moment ging sie jedoch nirgends hin. Sie hatte sich in eine Ecke gekauert und die Beine an die Brust gezogen. »Ich sagte Ihnen doch, Dr. Useb, dass Sie nicht im Staub nach Knochen buddeln müssen«, sagte Bex. »Nun können Sie sich mit Ihren Vorfahren treffen.«

Wider Willen war Joan fasziniert. Ja, sagte sie sich: *Ich begegne meinen Vorfahren*, den haarigen Großmüttern. Dafür habe ich mein Leben lang gearbeitet. Alison Scott versteht das offensichtlich. Aber ist diese arme Schimäre überhaupt real? Und wenn nicht – wie sahen sie wirklich aus? Bex fasste Alyce impulsiv an der Hand. »Sehen Sie?« Die roten Augen leuchteten. »Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie sich wegen des Aussterbens der Bonobos keine Sorgen machen müssen.«

Alyce seufzte. »Aber Kind, wenn wir schon keinen Platz für die Schimpansen haben, wo sollen wir dann einen Platz für *sie* finden?«

Der geklonte Australopithecine fletschte vor Entsetzen in einem panischen Grinsen die Zähne.

KAPITEL 9

~~~~~ DIE LÄUFER

*Zentral-Kenia, Ostafrika,
vor ca. 1,5 Millionen Jahren*

~~~~~

#### I

Sie liebte es zu rennen, mehr als alles andere in ihrem Leben. Das war es, wozu ihr Körper gemacht war.

Bei einem Sprint schaffte sie hundert Meter in sechs oder sieben Sekunden. Bei einer langsameren Gangart bewältigte sie eine Meile in drei Minuten. Sie konnte *rennen*. Wenn sie rannte, brannte der Atem in der Lunge, und die Muskeln der langen Beine und pumpenden Arme schienen zu glühen. Sie liebte das stechende Gefühl des Staubs, der auf der nackten, mit Schweiß überzogenen Haut klebte und den Ozon-Geruch des von der Sonne verbrannten, trockenen Landes.

Es war schon spät in der Trockenzeit. Die Mittagshitze lastete schwer auf der Savanne, und die im Zenit stehende Sonne erfüllte die Szenerie mit einer lichten Symmetrie. Das spärliche gelbe Gras zwischen den sanften vulkanischen Hügeln war überall von den großen Pflanzenfresser-Herden abgegrast und zertrampelt. Ihre Wanderwege, die sie kreuzte, waren wie Straßen, die Weiden und Wasserläufe miteinander verbanden. In diesem Zeitalter prägten die großen Grasfresser die Landschaft; von den vielen Arten von Menschen in der Welt hatte noch keine diese Rolle übernommen.

In der Mittagshitze versammelten die Grasfresser sich im Schatten oder lagen einfach im Staub. Sie sah statische Herden elefantenartiger Tiere,

die wie graue Wolken in der Ferne anmuteten. Plumpe, langbeinige Straußenvögel pickten lustlos auf dem Erdboden. Schlanke Räuber schliefen bei ihren Jungen. Sogar die Aasfresser, die kreisenden Vögel und die flinken Hyänen ruhten sich von ihrem grässlichen Werk aus. Nichts regte sich außer dem Staub, den sie aufwirbelte, nichts außer ihrem Schatten, der zu einem dunklen Fleck unter ihr geschrumpft war. Völlig in ihren Körper und die Welt versunken lief sie ohne Plan und Ziel, lief mit einer Geschmeidigkeit und Schnelligkeit, wie sie bisher keiner Primatenart zu Eigen gewesen war.

Sie dachte nicht in menschlichen Kategorien. Sie war sich nichts außer ihres Atems bewusst, der angenehmen schmerzenden Muskeln, des Bauchs und des Lands, das unter ihren Füßen dahinzufiegen schien. Dennoch sah dieses nackte Wesen aus wie ein Mensch.

Sie war groß – über hundertfünfzig Zentimeter; ihre Art war größer als alle anderen Vormenschen. Sie war schlank und geschmeidig und wog nicht mehr als fünfundvierzig Kilogramm; sie hatte dünne Gliedmaßen, Muskeln wie harte Knoten und einen flachen Bauch und Hinterteil. Sie war erst neun Jahre alt, stand aber schon an der Schwelle zum Erwachsenwerden – die Hüften wurden schon breiter, und die kleinen festen Brüste waren schon gerundet. Aber sie war noch im Wachstum. Sie würde eine Größe von annähernd zwei Metern erreichen, die schlanken Proportionen aber beibehalten. Die verschwitzte Haut war kahl außer einem lockigen schwarzen Haarschopf und dunklen Haarbüscheln in der Schamgegend und unter den Armen. Sie hatte allerdings noch so viele Haare wie ein Menschenaffe, nur dass sie zu einem hellen Flaum reduziert waren. Ihr Gesicht war rund und klein mit einer fleischigen Stupsnase, die wie die eines Menschen hervorsprang und nicht wie bei einem Affen flach auflag.

Vielleicht war ihre Brust etwas hoch und etwas konisch; vielleicht hätte sie mit den langen Gliedmaßen auch etwas unproportioniert gewirkt. Aber ihr Körper lag bereits innerhalb der Grenzen menschlicher Variation; sie hätte als Bewohner einer Wüstenregion durchgehen können wie die Dinka im Sudan, die Massai und andere afrikanische Stämme, die eines Tages das Land durchstreifen würden, das sie nun durchquerte.

Sie wirkte menschlich. Nur der Kopf passte nicht ins Bild. Über den

Augen verlief ein dicker Knochenwulst, der in eine lange, fliehende Stirn überging. Von dort verlief der Schädelknochen fast waagrecht bis zum Hinterkopf. Die Konturen des Kopfes wurden zwar durch das dichte Haar kaschiert, aber das geringe Schädelvolumen war trotzdem unverkennbar.

Sie hatte den Körper eines Menschen und den Schädel eines Affen. Aber die Augen waren klar und neugierig. Mit ihren neun Jahren war sie – in diesem kurzen Moment aus Leben, Licht und Freiheit und von der Freude über ihren Körper erfüllt – so glücklich, wie sie es nur zu sein vermochte. Für einen menschlichen Betrachter wäre sie eine Schönheit gewesen.

Ihre Leute waren Hominiden, den Menschen näher stehend als Schimpansen und Gorillas und mit der Spezies verwandt, die man eines Tages als *Homo ergaster* oder *Homo erectus* bezeichnen würde. In der ganzen Alten Welt lebten viele Varianten und noch mehr Sub-Spezies, die auf demselben Bauplan beruhten. Sie waren eine erfolgreiche und flexible Art, aber es gab nicht annähernd genug Knochen und Schädelfragmente, um ihre ganze Geschichte zu erzählen.

Irgendetwas stob vor ihren Füßen auf. Erschrocken und keuchend blieb sie stehen. Es war eine Schilfratte, ein Nagetier; es war bei der Nahrungssuche gestört worden und huschte davon.

Und sie hörte einen Schrei. »Weit! Weit!«

Sie schaute zurück. Ihre Leute, die sich in der Ferne verschwommen abzeichneten, hatten sich auf dem felsigen Abschnitt versammelt, wo sie die Nacht verbringen wollten. Einer von ihnen, ihre Mutter oder Großmutter, hatte den höchsten Punkt der Felsen erklommen und rief sie durch die vorm Mund zu einem Trichter geformten Hände an. »Weit!« Das war ein Ruf, den kein Menschenaffe hervorzubringen vermocht hätte, nicht einmal Capo. Das war ein Wort.

Die Sonne hatte den Zenit inzwischen überschritten, und die Schatten zu ihren Füßen wurden wieder länger. Bald würden die Tiere aufwachen, und sie wäre dann nicht mehr sicher und würde den Schutz der schlafenden sonnigen Welt verlieren.

Allein und so weit von ihren Leuten entfernt, verspürte sie einen Anflug von Furcht. Jeden Tag, wann immer die Gelegenheit sich ihr bot, rannte sie zu weit weg, und jeden Tag musste sie zurückgerufen werden. Sie

hatte keinen Namen. Kein Hominide hatte sich bisher einen Namen gegeben. Doch wenn sie einen gehabt hätte, dann wäre es ›Weit‹ gewesen.

Sie drehte sich zum Felsen um und rannte mit stetigen, raumgreifenden Schritten auf ihn zu.

Die Gruppe umfasste vierundzwanzig Leute.

Die meisten Erwachsenen hatten sich über die Landschaft in der Nähe der verwitterten Sandsteinklippe verstreut. Sie bewegten sich wie schlanke Schatten durch das staubige Gelände und suchten lautlos und routiniert nach Nüssen und kleinen Tieren. Die Mütter kümmerten sich um die kleinsten Kinder; sie hatten sich bei ihnen am Rücken festgeklammert oder krabbelten ihnen zwischen den Füßen umher.

Weits Mutter durchsuchte einen kleinen Akazienhain, der von einer durchziehenden Deinotherium-Herde gründlich verwüstet worden war.

Diese urtümlichen Elefantenartigen hatten mit den nach unten gerichteten Stoßzähnen und kurzen Rüsseln die Bäume umgeknickt und zersplittert, den Boden zertrampelt und die Wurzeln ausgerissen.

Hominiden waren hier nicht die einzigen Nahrungssucher:

Warzenschweine und Buschschweine stießen grunzend und quiekend die hässlichen Schnauzen in die aufgewühlte Erde. Die Zerstörung war erst vor kurzem erfolgt. Weit sah, wie große Käfer den frischen Deinotherium-Dung vergruben, und Erdferkel und Honigdachse wühlten auf der Suche nach den Käferlarven im Boden.

Ein solcher Platz war eine ergiebige Nahrungsquelle. Eine gute Strategie, in einem unbekannten Gebiet Nahrung zu finden, war die, den Spuren anderer Tiere zu folgen, insbesondere ›destruktiver‹ Arten wie Elefanten und Schweinen. In dem verwüsteten Wäldchen würde Weits Mutter Nahrung finden, die sonst verborgen oder unzugänglich gewesen wäre. Inmitten der gefällten Baumstämme fanden sich sogar Hebel, Widerlager und Grabstöcke, um Wurzeln aus dem Boden zu reißen, abgebrochene Äste, von denen man nur noch die Früchte pflücken musste und Palmsplitter, um Mark zu zapfen.

Weits Mutter war eine ruhige, stolze Frau und sogar für ihre Art groß gewachsen; auf sie hätte der Name Ruhig gepasst. Sie hatte zwei Kinder bei sich; das schlafende Baby über der Schulter und einen Sohn. Der

Junge war halb so alt wie Weit, aber schon fast so groß wie sie. Ein dürrer Junge, den Weit sich als den Bengel vorstellte: frech, clever und unverschämt erfolgreich, wenn es darum ging, sich der Zuwendung und Großzügigkeit der Mutter zu versichern.

Ruhigs Mutter, Weits Großmutter, war bei ihr. Sie war Mitte Vierzig und schon zu steif, um noch eine große Hilfe bei der Nahrungssuche zu sein. Aber sie unterstützte ihre Tochter, indem sie ein Auge auf das jüngste Kind hatte. Kein Mensch hätte sich gewundert, alte Leute in dieser Gruppe zu sehen; das wäre nur allzu natürlich gewesen. Von den früheren Primaten-Arten war jedoch keine alt geworden – nur wenige hatten überhaupt über die fruchtbaren Jahre hinaus überlebt. Wieso sollten ihre Körper sie am Leben erhalten, wenn sie keinen Beitrag mehr zum Gen-Pool zu leisten vermochten? Doch nun war das anders; bei Weits Art spielten auch alte Leute eine Rolle.

Schnaufend und verstaubt erklimm Weit den Felsen. Er war nur eine hundert Meter durchmessende Erhebung mit Büscheln zähen Grases, ein paar Insekten und Eidechsen. Für die Leute war er jedoch eine temporäre Heimatbasis, eine Insel relativer Sicherheit in dieser offenen Savanne, diesem Meer voller Gefahren. Auf dem Felsen besserten zwei Männer hölzerne Speere aus. Sie wirkten abwesend und ließen die Blicke schweifen, als ob die Hände selbständig arbeiteten. Ein paar der älteren Kinder spielten und bereiteten sich auf diese Art aufs Erwachsenwerden vor. Sie balgten sich, spielten Fangen und übten schon einmal das Balzen. Zwei Sechsjährige spielten ›Onkel Doktor‹ und fummelten sich gegenseitig an den Brustwarzen und Bäuchen herum.

Weit war kein Kind mehr, aber auch noch nicht erwachsen und in dieser Gruppe die Einzige in ihrem Alter. Deshalb sonderte sie sich von den anderen ab und bestieg den Gipfel dieses erodierten Sandsteinfelsens. Sie fand ein Stück eines Antilopenkiefers, den ein Aasfresser hier abgelegt hatte und der von hungrigen Mündern und emsigen Insekten sauber abgenagt worden war. Sie zerschmetterte den Knochen auf dem Stein und schabte mit einer scharfen Kante den Schweiß und Schmutz von Beinen und Bauch.

Von dieser Warte breitete die Landschaft sich wie ein komplexes Panorama aus. Es war ein weites Tal. Ein Ensemble aus Kuppen, erstarrten Lavaströmen, Verwerfungen und Kratern kündete von



geologischen Apokalypsen. Im Osten – und hinterm Horizont im Westen – hatte das Land sich aufgewölbt und bildete ein mit fruchtbarem vulkanischem Boden überzogenes Plateau, das bis zu einer Höhe von dreitausend Metern aufragte. Dieses Plateau lief in einer senkrecht ins Tal abstürzenden Wand aus.

Dies war das Rift Valley, ein Riss zwischen zwei aneinandergrenzenden tektonischen Platten. Vom Roten Meer und Äthiopien im Norden verlief er dreitausend Kilometer durch Kenia, Uganda und Tansania und endete in Mosambik im Süden. Seit zwanzig Millionen Jahren hatte die geologische Aktivität in dieser großen Wunde Vulkane erschaffen, Hochländer emporgehoben und Tiefebene zu Tälern gefaltet, die Wasser zu den größten Seen des Kontinents leiteten. Das Land war auch umgeformt worden, indem Ascheschicht auf Ascheschicht gepackt und breite Lagen aus Schiefer und Schlammstein eingezogen wurden. An den vulkanischen Hängen wuchsen Regenwälder, und ein Flickenteppich aus Vegetation – Waldgebiete, Savanne und Buschland – bedeckte den Boden des Tals. Es war ein üppiger, bunter und vielgestaltiger Ort. Und er war voller Tiere.

Als die Sonne sich dem Horizont entgegensenkte, wurden die Tiere der Savanne lebendig. Die Nilpferde suhlten sich in den Feuchtgebieten, und die Herden der majestätischen Elefantenartigen wanderten gemächlich über das Grasland. Es gab viele Elefantenarten, die sich nur in der Form des Rückens, des Kopfes und des Rüssels geringfügig unterschieden. Sie verständigten sich mit lautem Trompeten und zogen wie Geisterschiffe durchs Staub-See, das sie aufwirbelten. Wie diese großen Pflanzenfresser hingen auch viele andere Arten vom Gras ab: Hasen, Wildschweine, Schilfratten und Wühlschweine. Zu den Jägern der Pflanzenfresser zählten Schakale, Hyänen und Mungos, die wiederum noch stärkeren Tieren als Beute dienten.

Die Tiere der Savanne wären menschlichen Betrachtern erstaunlich bekannt vorgekommen, denn sie hatten sich schon gut an die dort herrschenden Bedingungen angepasst. Aber der Reichtum und die Vielfalt des Lebens hier hätten einen Beobachter dennoch verblüfft, der nur das Afrika des Menschenzeitalters kannte. Dies war mit Blick auf Anzahl, Vielfalt und Populationsgröße der Säugetierarten die reichste Region der Erde. An diesem überfüllten Ort mit dem fein austarierten

Ökosystem lebten Savannen-Bewohner wie Antilopen und Elefanten direkt neben Waldbewohnern wie Schweinen und Ratten. Das Rift Valley war eine üppige Landschaft, die vielen Tierarten wie Elefanten, Schweinen, Antilopen – und Hominiden Gelegenheit zur Anpassung geboten hatte. Das war der Schmelztiegel, in dem Weits Art sich entwickelt hatte.

Aber sie waren nicht hier geblieben.

Nach Capos Ära hatte Weits Art die letzten urzeitlichen Fesseln des Walds abgestreift, war zu Nomaden geworden und hatte sich über Afrika hinaus ausgebreitet: Die ersten Hominiden waren bereits entlang der ganzen Südküste der asiatischen Landmasse ausgeschwärmt. Doch dann hatten Weits Großmütter unwissentlich einen großen Bogen nach Norden, Osten und Süden geschlagen und waren nach vielen Generationen hierher zurückgekehrt, an den Ort, an dem ihre Art entsprungen war.

Weit saß auf der Felskuppe und ließ den Blick prüfend und berechnend über die Landschaft schweifen. Auf ihren Wanderungen folgten die Leute meistens Wasserläufen. Sie waren von Norden zu diesem Ort gekommen, und sie sah den Strom, dem sie gefolgt waren – eine silberne Schlange, die sich durch das Gras und das Buschland schlängelte. Entlang der Ufer war das Land morastig und mit Nährstoffen schier geschwängert. Dort wuchs eine Vielfalt von Bäumen, Büschen und Gräsern, zwischen denen statuettenartige Termitenhügel aufragten. Im Osten stieg das Gelände an und wurde trocken und öde, und im Westen wurde der Wald dichter und bildete einen undurchdringlichen Gürtel. Als sie jedoch nach Süden schaute, erkannte sie die Möglichkeiten von morgen, einen Savannen-Korridor mit der Mischung aus Gras, Büschen und Wäldchen, wie die Leute sie bevorzugten.

Weit war noch jung. Sie machte sich erst noch mit der Welt vertraut und lernte, wie sie sie sich zunutze machen konnte. Aber sie hatte ein tiefes Verständnis der Umwelt. Sie war bereits in der Lage, eine unbekannte Landschaft wie diese einzuschätzen und Nahrungs-, Wasser- und Gefahrenquellen auszumachen – und sogar Routen für die weitere Wanderung zu planen.

Diese Fähigkeit war notwendig. Nachdem Weits Art durch widrige Umstände auf offenes Land verschlagen worden war, hatte sie ein neues

Bewusstsein für die Natur entwickeln müssen. Sie war gezwungen, die Gewohnheiten der Wildtiere zu verstehen, die Verteilung der Pflanzen, den Wechsel der Jahreszeiten und die Bedeutung von Spuren, um die endlosen Rätsel der komplexen Savanne – die keinen Fehler verzieh – zu lösen. Im Gegensatz dazu hatte ihr entfernter Vorfahr Capo, der ein paar tausend Kilometer nordwestlich von diesem Ort gelebt hatte und gestorben war, die Merkmale seines üppigen Waldes sich eingepägt: Unfähig, das Land zu begreifen und neue Muster zu erkennen, hatte das Neue ihn immer wieder in Staunen versetzt.

Nun kehrten die Erwachsenen mit den Kindern zum Felsen zurück. Sie brachten Nahrung mit. Weil sie nackt waren, trugen sie nur so viel, wie sie mit den Händen zu greifen und im Arm zu halten vermochten. Die meisten von ihnen kauten mit vollem Mund. Die Leute aßen so schnell sie konnten. Sie bedienten sich selbst und fütterten nur enge Familienangehörige, wobei sie auch einem Mundraub nicht abgeneigt waren, wenn sie glaubten, nicht dabei erwischt zu werden. Die Mahlzeit verlief schweigend und wurde nur von Rülpsern, genüsslichem beziehungsweise ärgerlichem Grunzen unterbrochen, wenn jemand einen verfaulten Happen erwischte und einem gelegentlichen Wort – »Mir!«, »Nuss«, »Knacken«, »Weh weh weh...«

Das waren simple Substantive und Verben, besitzanzeigende und fordernde Sätze aus einem Wort ohne inhaltliche und grammatische Struktur. Und doch war es eine Sprache: Die Worte waren Begriffe, die sich auf konkrete Dinge bezogen – ein System, das dem Schnattern von Capos Horde und allen anderen Tieren weit überlegen war.

Da kam Weits Bruder, der Bengel. Er trug den schlaffen Kadaver eines kleinen Tieres, vielleicht eines Hasen. Und ihre Mutter Ruhig trug einen Arm voll Wurzeln, Früchte und Palmmark.

Weit bekam plötzlich Hunger. Sie eilte wimmernd, mit ausgestreckten Armen und offenem Mund zu ihrer Mutter.

Ruhig zischte sie an und drehte sich mit der Nahrung theatralisch von ihrer Tochter weg. »Mir! Mir!« Das war ein Tadel, der von bösen Blicken ihrer Großmutter noch verstärkt wurde. Weit war nämlich schon zu alt, um wie ein kleines Kind zu betteln. Sie hätte lieber mitkommen und ihrer Mutter helfen sollen, anstatt ihre Energie damit zu vergeuden, sinnlos durch die Landschaft zu laufen. Nimm dir ein Beispiel an deinem

Bruder, dem Bengel, der hart gearbeitet und sogar eigenes Fleisch erbeutet hat... All das in einem Wort.

Man lebte nicht mehr so in den Tag hinein wie in Capos Zeit. Heute versuchten die Erwachsenen, den Kindern etwas beizubringen. Die Welt war zu komplex geworden, als dass die Kinder noch die Zeit gehabt hätten, alle Überlebens-Techniken von Grund auf zu erlernen; man musste sie das Überleben lehren. Und eine der Aufgaben der Alten wie Weits Großmutter bestand darin, ihnen dieses Wissen zu vermitteln. Dennoch streckte Weit wieder die Hände aus und winselte kläglich wie ein Tier. *Nur noch dieses eine Mal. Nur noch heute. Morgen werde ich mithelfen.*

»Graah!« Wie Weit kalkuliert hatte, ließ Ruhig die Nahrung auf den Boden fallen. Sie hatte Nüsse und Schmink-Bohnen gesammelt und gab Weit eine Schote, in die sie gleich hineinbiss.

Bengel setzte sich zu seiner Mutter. Er war noch zu jung, um bei den Männern zu sitzen, die sich über ihre eigene Nahrung hermachten.

Bengel hatte seinen Hasen mit aller Kraft mittendurch gerissen. Nun riss er den Kopf und die Gliedmaßen ab und schlitzte mit einem spitzen Stein den Brustkorb auf. Aber der kleine Metzger mühte sich sichtbar.

Seine Familie wusste es nicht, aber er war schwer an Hypervitaminose erkrankt. Ein paar Tage zuvor hatte einer der Männer ihm ein paar Brocken von einer Hyänenleber gegeben, die sie in einem kurzen Kampf über den Überresten einer Antilope erlegt hatten. Wie bei den meisten Fleisch fressenden Räubern war die Leber voller Vitamin A gewesen, und diese schleichende Vergiftung würde sich bald im Körper des Jungen bemerkbar machen.

In einem Monat würde er tot sein. In einem Jahr hätte selbst seine Mutter ihn vergessen.

Doch fürs Erste knuffte Ruhig ihn sanft, nahm ihm einen Teil des Hasen ab und gab ihm zu verstehen, dass er mit seiner Schwester teilen sollte.

Seit Capos Zeit war die Welt ständig kühler und trockener geworden. Nördlich des Äquators erstreckte ein großer Taiga-Gürtel sich über Nordamerika und Asien um die Welt – ein Wald aus immergrünen Bäumen. Und im hohen Norden hatte sich zum ersten Mal seit dreihundert Millionen Jahren eine Tundra herausgebildet. Der

Lebensraum, den die Tiere in der Taiga vorfanden, war karg im Vergleich zu den alten Mischwäldern aus Laub- und Nadelbäumen. Gleichzeitig dehnte das Grasland sich aus – Gras war anspruchsloser als Bäume. Jedoch vermochten die Grasflächen im Vergleich zu den schrumpfenden Waldgebieten nur einer verringerten Zahl von Tierarten einen Lebensraum zu bieten. Schließlich kam es im Lauf der Austrocknung wieder zu einem Artensterben.

Trotz abnehmender Qualität war die *Quantität* des Lebens aber erstaunlich.

Das Erfordernis, jahreszeitlich bedingte Verknappungen des Nahrungsangebots zu überstehen und die Anforderung an den Magen, ganzjährig minderwertige Nahrung zu verdauen, begünstigte die Entwicklung großer Pflanzenfresser. Große Säugetiere, eine neue ›Megafauna‹ in einem Maßstab, wie man ihn seit dem Tod der Dinosaurier nicht gesehen hatte, breiteten sich über die Welt aus. Die urtümlichen Mammuts hatten sich bereits über das nördliche Eurasien verbreitet und wanderten über Landbrücken, die durch den sinkenden Meeresspiegel in regelmäßigen Abständen geschlagen wurden, nach Nordamerika ein. Die in gemäßigtem Klima lebenden Tiere hatten kein Fell und ernährten sich von Blättern anstatt von Gras. Sie sahen aus wie typische Elefanten, hatten aber schon die hohen Kronen und geschwungenen Stoßzähne ihrer wuscheligen Nachfahren. Gleichzeitig existierten Riesenkamele in Nordamerika, und Asien und Afrika wurden vom mächtigen moschusochsenartigen Sivatherium durchstreift. Eine Art großes Nashorn mit der Bezeichnung Elasmotherium machte das nördliche Eurasien unsicher. Für ein Rhinoceros hatte es lange Beine und ein Horn, das eine Länge von bis zu zwei Metern erreichte. Es sah aus wie ein muskulöses Einhorn. Und im Gefolge dieser mächtigen Fleischpakete tauchten neue spezialisierte Räuber auf. Die neu entwickelten Katzen hatten die Technik des Tötens perfektioniert. Mit den seitlichen Reißzähnen vermochten sie die Haut zu durchstoßen, zu zerfetzen und in den Körper einzudringen, um dann mit den Schneidezähnen ins Fleisch zu beißen. Die Säbelzahnkatzen waren die Krönung. Sie waren doppelt so groß wie die Löwen des Menschenzeitalters und mächtige, muskulöse Räuber. Sie hatten die Statur von Bären und kurze kräftige Gliedmaßen. Sie waren

auf Kraftentfaltung ausgelegt, nicht auf Geschwindigkeit, und jagten aus dem Hinterhalt. Ihr Maul war so groß, dass sie die Beute darin zu zermalmen vermochten. Gegen die Katzen wirkten selbst die Hunde wie Generalisten; die Katzen wurden die perfekten Landjäger.

Da ertönte ein Ruf von der Ebene. »Schau, schau! Ich, schau ich!« Leute standen auf und schauten, was los war.

Ein Mann näherte sich. Er war groß, muskulöser als der Rest und hatte einen dicken Augenwulst, der wie ein Erker vorsprang. Dieser Mann, Braue, hatte derzeit die Führung inne und war der Chef der engen, wettbewerbsorientierten Gemeinschaft der Männer. Und er hatte sich ein totes Tier um die Schultern gelegt, eine junge Elenantilope.

Die acht anderen erwachsenen Männer der Gruppe jubelten und schrien pflichtschuldig und rannten den felsigen Abhang hinunter. Sie klopfen Braue auf den Rücken und strichen respektvoll über das Tier. Dann liefen sie umher und führten einen Freudentanz auf, wobei sie eine spektakuläre Staubwolke aufwirbelten, die glühend im Licht der untergehenden Sonne hing. Gemeinsam schleppten sie die Antilope den Hang hinauf und warfen sie auf den Boden. Die älteren Kinder kamen herbei gerannt, bestaunten das Tier und stritten sich schon um das Fleisch. Bengel war auch dabei. Er war aber schon so geschwächt, dass die anderen Kinder ihn mit Leichtigkeit abdrängten. Weit sah, dass ein abgebrochener Speer in der Brust der Antilope steckte. Damit hatte Braue seine Beute getötet; er hatte wohl im Hinterhalt gelegen und den Speer vielleicht dort stecken lassen, um seine Leistung zu dokumentieren.

Braue protzte inzwischen mit einer eindrucksvollen Erektion. Die Frauen, einschließlich Ruhig, Weits Mutter, machten subtile Zeichen der Bereitwilligkeit – eine einladende Handbewegung hier, leicht gespreizte Schenkel dort.

Weit, die noch keine Frau, aber auch kein Kind mehr war, hielt sich im Hintergrund. Sie knabberte an einer Wurzel und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Ein paar Erwachsene hatten vulkanische Kieselsteine aus dem nahe gelegenen Fluss mitgebracht. Nun bearbeiteten Männer und Frauen die Kieselsteine mit flinken Bewegungen, wobei sie die Steine mit den

Fingern erforschten. Die Steine verwandelten sich ohne eine bewusste Anstrengung in Werkzeuge – dies war eine schon alte Fähigkeit, die in einen separaten Abschnitt eines starr strukturierten Bewusstseins eingebettet war –, und schon nach wenigen Minuten hatten sie primitive, aber brauchbare Hack- und Schneidwerkzeuge angefertigt. Sobald ein Werkzeug fertig war, fiel der Hersteller damit über die Antilope her. Die Haut wurde vom After bis zum Hals aufgeschnitten und vom Körper abgezogen. Die Haut wurde weggeworfen; bisher hatte noch niemand eine Verwendung für Tierhäute gefunden. Der Kadaver wurde schnell zerlegt. Die scharfen Steinklingen schnitten in Gelenke, trennten Gliedmaßen ab und zerteilten sie, durchdrangen den Brustkorb, legten die weichen, warmen inneren Organe frei und lösten schließlich das Fleisch von den Knochen.

Es war eine schnelle, effiziente und fast unblutige Angelegenheit: Hier waren erfahrene Fleischer am Werk, die ihr Handwerk durch Generationen lange Übung erlernt hatten. Aber die Fleischer arbeiteten nicht zusammen. Obwohl sie Braue respektierten und ihm zugestanden, sich die besten Stücke sowie Herz und Leber zu nehmen, konkurrierten sie beim Ausnehmen des Kadavers und grunzten und gifteten sich gegenseitig an. Trotz der Werkzeuge in den Händen machten sie sich wie ein Wolfsrudel an der Antilope zu schaffen.

Die Frauen beteiligten sich kaum am Kampf ums Fleisch. Der unspektakuläre Streifzug durch den Akazienhain und das umliegende Gelände war erfolgreich gewesen, und ihre Bäuche und die der Kinder waren schon voller Feigen, Lavendel, Beeren, Grasschösslingen und Wurzeln – Früchte des Landes, die man vorm Essen nicht großartig zubereiten musste.

Als das Fleisch fast vollständig entbeint war, schritt man zur Verteilung. Braue stolzierte mit dem Messer in der einen und einem großen Haxenstück in der anderen Hand zwischen den Männern umher. Er schnitt Stücke vom Fleisch ab und reichte sie an ein paar Männer weiter – aber nicht an alle. Diejenigen, die er übergangen hatte, wandten sich ab. Doch sie würden später versuchen, Stücke des besten Fleisches von den anderen zu klauen. All das gehörte zu den endlosen Machtspielchen der Männer.

Dann machte Braue den Frauen seine Aufwartung und überreichte ihnen

Fleischstücke wie ein huldvoller König. Vor Ruhig blieb er mit seiner stolzen Erektion stehen und schnitt ein großes zartes Stück aus der Keule. Mit einem Seufzer nahm sie es an. Sie aß etwas davon und legte den Rest dann neben ihrem Kind ab, das in einem Nest aus trockenem Gras schlief. Dann legte sie sich auf den Rücken, öffnete die Schenkel und streckte die Arme aus, um Braue zu empfangen.

Braue war nicht primär aus dem Grund jagen gegangen, um seine Leute mit Nahrung zu versorgen. Großwild bildete nur die Spitze der Nahrungspyramide der Gruppe; der größte Teil war pflanzliche Nahrung, Nüsse, Insekten und kleine Tiere, die von den Frauen, älteren Kindern und Männern gleichermaßen erbeutet wurden. Großwild eignete sich als Nahrungsreserve für schlechte Zeiten – zum Beispiel Dürre, Überschwemmungen oder harte Winter. Jedoch zog der Jäger einen mehrfachen Nutzen aus der Jagd. Mit dem Fleisch der Antilope vermochte Braue seine Machtposition unter den Männern zu stärken und sich zugleich Zugang zu den Frauen zu verschaffen, was der eigentliche Zweck seines endlosen Kampfs um die Macht war.

Mit der größeren Intelligenz, dem großen unbehaarten Körper und der rudimentären Sprache waren sie die menschlichsten Geschöpfe, die bis dato existiert hatten. Dennoch wäre ihre Lebensweise Capo in vielerlei Hinsicht vertraut gewesen. Braues Vorfahren waren schon in dieses gesellschaftliche Muster gefallen – Männchen, die um die Vorherrschaft kämpften, Weibchen, die durch Blutsbande miteinander verbunden waren, und Jagen, um sich Vorteile zu verschaffen –, lange bevor Capo den schicksalhaften Entschluss getroffen hatte, sein Wäldchen zu verlassen. Es gab auch andere Lebensweisen für Primaten, und es wären auch andere Gesellschaften denkbar gewesen. Doch nachdem das Muster sich erst einmal etabliert hatte, war es kaum noch möglich, es aufzubrechen.

Zumal das System gut funktionierte. Die Nahrung wurde verteilt, und der Frieden wurde gewahrt. Auf die eine oder andere Art wurden die Leute mit Nahrung versorgt.

Als Braue ejakuliert hatte, wischte Ruhig die Schenkel mit Blättern ab und widmete sich wieder dem Fleisch. Sie benutzte eine weggeworfene Steinklinge, um es zu schneiden und gab einen Teil davon ihrer Mutter, die schon zu alt war, als dass Braue sich noch für sie interessiert hätte.



Den Rest gab sie Weit, die gierig darüber herfiel.

Und später, als die Dämmerung einsetzte, machte Braue sich an Weit heran. Sie sah ihn als eine große, fleischige Silhouette gegen den roten Sonnenuntergang. Er hatte seine Portion des Eland-Fleischs schon fast verspeist, aber sie roch noch das Tierblut an ihm. Er hatte einen Beinknochen dabei. Er ging vor ihr in die Hocke und beschnüffelte sie neugierig. Dann schlug er den Knochen auf den Stein, sodass er zerbrach. Sie roch das leckere Mark, und das Wasser lief ihr im Mund zusammen. Ohne zu überlegen griff sie nach dem Knochen.

Er zog ihn zurück und lockte sie zu sich.

Je näher sie kam, desto deutlicher roch sie ihn: das Blut, den Schmutz, den Schweiß und einen schwachen Geruch von Sperma. Dann erbarmte er sich und gab ihr den Knochen, den sie gierig ausschleckte.

Währenddessen legte er ihr die Hand auf die Schulter und streichelte ihr über den Körper. Sie versuchte nicht zurückzuzucken, als er ihre kleinen Brüste berührte und an den Brustwarzen zog. Doch als er ihr mit den tastenden Fingern zwischen die Beine griff, stieß sie einen leisen Schrei aus. Er zog die Hand zurück und roch ihren Geruch. Dann gelangte er offensichtlich zu dem Schluss, dass sie ihm nichts zu bieten hatte und zog grunzend weiter.

Aber das Mark hatte er ihr dagelassen. Gierig schlang sie es hinunter und verspeiste den größten Teil, ehe der Knochen ihr von einer alten Frau entrissen wurde.

Das Licht verschwand schnell vom Himmel. In der Savanne erwachten die Räuber zum Leben und markierten ihr blutiges Reich mit Gebrüll.

Die Leute versammelten sich auf der Felseninsel. Hier an diesem unwirtlichen Ort sollten sie eigentlich sicher sein: Ein lüsterner Räuber würde sich aus der Deckung wagen und hier heraufklettern müssen, wo er intelligenten, großen und bewaffneten Hominiden gegenüberstand.

Doch eine Garantie gab es nicht. Hier in der Gegend gab es einen Säbelzahn tiger namens *dinofelis*, der wie ein übergroßer Jaguar aus dem Hinterhalt jagte und sich aufs Töten von Hominiden spezialisiert hatte. *Dinofelis* vermochte sogar auf Bäume zu klettern.

Mit Anbruch der Dunkelheit gingen die Leute ihren Verrichtungen nach. Ein paar nahmen Nahrung auf. Andere betrieben Körperpflege, reinigten

schmutzige Fußnägel und drückten Blasen aus. Manche fertigten Werkzeuge. Viele dieser Aktivitäten waren monoton und ritualistisch. Im Grunde war niemand sich bewusst, was er tat.

Ein paar Leute kämten sich: Mütter mit Kleinkindern, Geschwister, Paarungsgefährten, Frauen und Männer festigten ihre subtilen Bande. Weit war mit dem dichten Haupthaar ihrer Mutter zugange und frisierte es zu einer Art Zopf. Auch jetzt bedurfte das Haar noch intensiver Pflege. Sonst verfilzte es und zog Läuse an, die dann auch noch entfernt werden mussten.

Diese Leute waren die einzige Säugetier-Spezies, deren Haarkleid nicht wartungsfrei war – im Gegensatz zur prächtigen Mähne, die manche Affen zierte. Weit musste sich sogar regelmäßig die Haare schneiden lassen. Jedoch war den Leuten nur deshalb Haar gewachsen, weil sie etwas zum Kämmen brauchten. Hier draußen in der Savanne zahlte es sich aus, Mitglied einer großen Gruppe zu sein, und die Gruppe brauchte soziale Mechanismen, um den Zusammenhalt zu gewährleisten.

Allerdings hatte man heute keine Zeit mehr für die ausgiebige Ganzkörper-Fellpflege der alten Affen, der Capo und seine Vorfahren gefrönt hatten. Wie sollte man auch eine Haut kämmen, die so kahl geworden war, dass sie schwitzen konnte. Dennoch hielten sie mit dieser primitiven Frisurtechnik eine alte Tradition aufrecht.

Die Art und Weise, wie die Leute bei den Verrichtungen sich verständigten, war nicht mit einer menschlichen Gruppe zu vergleichen. In der zunehmenden Dunkelheit drängten sie sich schuttsuchend zusammen, aber es fehlte ein richtiges Gemeinschaftsgefühl. Es gab kein Feuer, keine Kochstelle, keinen organisatorischen Mittelpunkt. Sie wirkten menschlich, aber ihr Bewusstsein glich nicht dem der Menschen. Wie schon in Capos Zeit praktizierten sie ein striktes

›Schubladendenken‹. Der eigentliche Zweck von Bewusstsein bestand nach wie vor darin, den Leuten bei der Ermittlung dessen zu helfen, was im Bewusstsein der anderen vorging: Sie hatten nur ein

Selbst-Bewusstsein im menschlichen Sinn, wenn sie miteinander umgingen. Die Grenzen des Bewusstseins waren viel enger als bei den Menschen; es gab vieles, was im Dunklen lag und das sie taten, ohne darüber nachzudenken. Selbst bei der Werkzeugfertigung und der Nahrungszubereitung arbeiteten die Hände selbständig; das Bewusstsein

fürhte nicht mehr Regie als bei Löwen oder Wölfen. Ihr Bewusstsein war gleitend und fließend. Sie fertigten Werkzeug so unbewusst, wie Menschen gingen und atmeten.

Dennoch pflegte die Gruppe – ob Mensch oder nicht – eine Kommunikation. Diese Verständigung erfolgte zwischen Müttern und Kindern, den sich gegenseitig Kämmenden und den Paaren. Es wurden jedoch nicht viele Informationen ausgetauscht; die ›Gespräche‹ waren kaum mehr als lustvolle Seufzer, wie das Schnurren von Katzen.

Aber ihre Worte *klangen* wie Worte.

Die Leute hatten lernen müssen, mit einer Ausstattung zu kommunizieren, die für andere Aufgaben gedacht war – ein Mund, der essen sollte, Ohren, die nach Gefahren lauschen sollten – und die nun behelfsmäßig eine andere Funktion übernehmen musste. Der aufrechte Gang hatte ihnen dabei geholfen: Die Verlagerung des Kehlkopfs und eine Veränderung der Atemtechnik hatten die Qualität der Laute verbessert, die sie zu erzeugen vermochten. Um von Nutzen zu sein, mussten Laute aber schnell zu identifizieren und eindeutig sein. Und die Hominiden vermochten das nur in dem Maß zu leisten, wie die Anlagen es ihnen ermöglichten. Während die Leute sich gegenseitig zuhörten, nützliche Laute imitierten und in anderen Situationen verwendeten, hatten Phoneme – die kleinste unterscheidbare lautliche Einheit, in die Sprache zerlegt werden kann – sich in Abhängigkeit von kommunikativen Erfordernissen und anatomischen Beschränkungen herausgebildet.

Aber es gab noch nichts wie eine Grammatik – also keine Sätze – und gewiss keine Narrativen, keine Geschichten. Und der eigentliche Zweck der Kommunikation bestand auch noch nicht darin, Informationen weiterzugeben. Niemand sprach über Werkzeuge, Jagd oder Nahrungszubereitung. Sprache war sozial: Sie wurde für Befehle und Forderungen verwendet, für den Ausdruck von Freude und Schmerz. Und sie trat an die Stelle des Kämmens: Mit Sprache, selbst wenn sie weitgehend inhaltsleer war, vermochte man viel schneller Beziehungen herzustellen und zu verstärken, als wenn man Läuse aus dem Schamhaar zupfte. Und man vermochte sogar mehrere Leute gleichzeitig zu ›kämmen‹.

Dabei war die Entwicklung der Sprache hauptsächlich durch den

Mutter-Kind-Kontakt vorangetrieben worden. Zu dieser Zeit sprachen die Vorfahren der menschlichen Geistesgrößen nur ›Mütterisch‹.

Und die Kinder sprachen gar nicht.

Das Bewusstsein der Erwachsenen entsprach hinsichtlich der Komplexität etwa dem eines heutigen fünf Jahre alten Kindes. Die Kinder jener Zeit erlangten erst als Erwachsene die Sprachfähigkeit – vorher reichte es nur zu einem schimpansenartigen Schnattern. Es war auch erst ein, zwei Jahre her, seit die Worte der Erwachsenen einen Sinn für Weit ergaben, und Bengel vermochte mit sieben noch gar nicht zu sprechen. Die Kinder waren wie Menschenaffen, geboren von menschlichen Eltern.

Als das Licht erlosch, legte die Gruppe sich schlafen.

Weit schmiegte sich an die Beine ihrer Mutter. Der zu Ende gehende Tag wurde zu einem Glied in einer langen Kette von Tagen, die bis zum Anfang ihres Lebens zurückreichte – Tage, an die sie sich nur verschwommen erinnerte und zu denen sie kaum einen Bezug herzustellen vermochte. In der Dunkelheit stellte sie sich vor, wie sie in die gleißende Helligkeit des Tags hineinrannte, rannte und rannte. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, dass sie zum letzten Mal neben ihrer Mutter einschlief.

## II

Vor einer Million Jahren hatte die tektonische Drift langsam, aber unaufhaltsam zu einer Kollision zwischen Nord- und Südamerika geführt, bei der der Isthmus von Panama entstanden war.

An und für sich schien das ein nichtiges Ereignis zu sein, und Panama ein vernachlässigbares Landstück. Doch wie damals schon Chicxulub war diese Region wieder einmal zum Epizentrum einer weltweiten Katastrophe geworden.

Durch Panama nämlich wurde der alte äquatoriale Fluss, der zwischen den beiden amerikanischen Teilkontinenten hindurchströmte – die letzte Spur der paradiesischen Tethys-Strömung –, blockiert. Nun waren die mächtigen interpolaren Flüsse die einzigen atlantischen Strömungen, die wie große Fließbänder kaltes Wasser transportierten. Die weltweite Abkühlung verstärkte sich dramatisch. Die verstreuten Eisberge, die im Nordmeer schwammen, vereinigten sich, und Gletscher breiteten sich wie Klauen über die nördlichen Landmassen aus.

Die Eiszeit hatte begonnen. In ihrer größten Ausdehnung würden die Gletscher über ein Viertel der Erdoberfläche bedecken; das Eis würde sich bis hinunter nach Missouri und Südengland erstrecken. Die Zerstörung war gewaltig. Beim Durchgang der Gletscher wurde das Land bis aufs Urgestein abgehobelt. Zurück blieben Berge mit kahlen Flanken, polierten Oberflächen und gefräste, mit Geröll übersäte Täler. Seit zweihundert Millionen Jahren hatte es auf der Erde keine nennenswerte Vergletscherung gegeben; und nun wurde ein Vermächtnis aus Gestein und Knochen, das tief ins Zeitalter der Dinosaurier zurückreichte, völlig zerstört.

Auf dem Eis selbst vermochte nichts zu leben – rein gar nichts. Am Rand des Eises breiteten sich öde Tundra-Gürtel aus. Selbst an weit vom Eis entfernten Orten wie in den Äquatorialregionen Afrikas verschärften Änderungen der Windmuster die Trockenheit, und die Vegetation zog sich an die Küsten und Flussufer zurück.

Die Abkühlung verlief jedoch nicht einheitlich. Der Planet neigte sich

und schwankte in seinem endlosen Tanz um die Sonne, änderte unmerklich den Neigungswinkel, die Inklination und die ›Feinabstimmung‹ der Umlaufbahn. Und mit jedem Zyklus kam und ging auch das Eis, sodass der Meeresspiegel schwankte wie der Kammerinhalt des pumpenden Herzens. Selbst das Land, das von kilometerdickem Eis zusammengepresst oder durch sein Abschmelzen freigegeben wurde, hob und senkte sich wie eine steinige Flut. Manchmal war der Klimawechsel geradezu brutal. Binnen eines einzigen Jahrs konnte der Schneefall in einem Gebiet sich verdoppeln und die Durchschnittstemperatur um zehn Grad fallen. Lebewesen, die mit so krassen Schwankungen konfrontiert wurden, zogen weg oder starben. Sogar die Wälder marschierten. Die Fichte erwies sich als ein schneller Wanderer und vermochte alle zwei Jahre einen Kilometer zurückzulegen. Die Kiefer war ihr dicht auf den Fersen. Die großen Walnussbäume, massive Stämme mit schweren Samen, schafften immerhin hundert Meter pro Jahr. Vor den Eiszeiten waren die Tiere der mittleren Breiten der nördlichen Hemisphäre eine bunte Mischung aus äsenden Herdentieren wie Damwild und Pferden gewesen, mit großen Pflanzenfressern wie Nashörnern und schnellen Fleischfressern wie Löwen und Wölfen. Nun wanderten die Tiere auf der Suche nach Wärme gen Süden. Populationen von Tieren aus verschiedenen Klimazonen wurden vermischt und waren gezwungen, sich in schnell verändernden ökologischen Arenen zu behaupten. Manche Lebewesen passten sich jedoch an die Kälte an und nutzten das Nahrungsangebot, das am Rand der Eisschilde noch existierte. Viele Tiere wie Nashörner und kleinere Tiere wie Füchse, Hunde und Katzen bildeten ein dichtes Fell und eine Fettschicht aus. Andere machten sich die starken Temperaturschwankungen zwischen den Jahreszeiten zunutze. Sie wanderten – im Frühling nach Norden und im Herbst nach Süden. Die Ebenen wurden zu einem Tummelplatz des Lebens, wo große mobile Gemeinschaften von geduldigen Jägern belauert wurden. Die Vereinigung der beiden amerikanischen Kontinente war eine Katastrophe. Nord- und Südamerika waren getrennt gewesen, seit Pangäa vor etwa hundertfünfzig Millionen Jahren auseinander gebrochen war. Die Fauna Südamerikas hatte sich in der Isolation entwickelt und wurde von Beutel-Säugetieren und Huftieren dominiert. Es gab

Beutel-›Wölfe‹ und Säbelzahn-›Katzen‹, behufte ›Kamele‹, Rüssel-›Elefanten‹ und riesige Boden-Faultiere, die bis zu drei Tonnen wogen und sechs Meter groß waren, wenn sie sich auf die Hinterbeine stellten und an Palmblättern knabberten. Es gab noch immer Glyptodonten, der riesigen gepanzerten Bestie gar nicht so unähnlich, die Streuner erschreckt hatte, und die Räuber waren große flügellose Vögel wie in den ›alten Zeiten‹. Dieses exotische Ensemble hatte sich isoliert entwickelt, obwohl es hin und wieder mit Fremden angereichert worden war, die auf Flößen oder Landbrücken herkamen – wie Streuner und ihre glücklosen Gefährten, deren Kinder die südamerikanischen Dschungel mit Affen bevölkert hatten.

Als jedoch die Landbrücke von Panama entstand, waren in großer Zahl Insektenfresser, Kaninchen, Eichhörnchen, Mäuse und später Hunde, Bären, Wiesel und Katzen von Norden nach Süden gewandert. Die Ureinwohner Südamerikas waren der Konkurrenz mit diesen Neuankömmlingen nicht gewachsen. Das Sterben zog sich über Jahrmillionen hin, aber das Schicksal der Beuteltiere war besiegelt. Trotz aller Härten und des Sterbens eröffnete diese Zeit schneller und brutaler Veränderungen paradoxerweise aber auch eine Zeit neuer Möglichkeiten. In den insgesamt vier Milliarden Jahren der Erdgeschichte hatte es nur ein paar Abschnitte gegeben, die für Diversifizierung und evolutionäre Innovation günstigere Voraussetzungen geboten hätten. Parallel zum Artensterben schossen neue Arten wie Pilze aus dem Boden.

Und genau in der Mitte dieses ökologischen Hexenkessels waren die Kinder von Capo.

Der nächste Morgen dämmerte hell an einem ausgewaschenen blauen Himmel. Die Luft war jedoch sehr trocken und hatte einen seltsam stechenden Geruch, und die Hitze wurde bald unerträglich. Die Tiere der Savanne schienen den Atem anzuhalten. Sogar die Vögel waren still; die Aasfresser hockten wie hässliche schwarze Früchte in ihren Nestern. Mit der kahlen, schwitzenden Haut waren die Leute so gut für diese trockene Hitze gerüstet wie alle hiesigen Spezies. Doch auch sie begannen lustlos den Tag. Sie wanderten auf ihrer Felseninsel umher und wühlten in den Überresten der Mahlzeit vom Vortag.

Dies war keine besonders üppige Gegend. Die Leute besprachen ihre Pläne nicht – das taten sie nie, zumal sie auch gar keinen Plan hatten –, aber es war offensichtlich, dass ihres Bleibens hier nicht länger war. Binnen kurzem brachen ein paar Männer zum Wasserlauf auf, um die Wanderung gen Süden fortzusetzen.

Der Zustand Bengels hatte sich über Nacht jedoch verschlechtert. Die Fußsohlen waren aufgesprungen und sonderten wässrigen Eiter ab, und als er sie mit seinem Gewicht zu belasten versuchte, schrie er vor Schmerzen auf. Er würde heute nirgendwo hingehen.

Ruhig, Weits Großmutter und die meisten anderen Frauen blieben in Bengels Nähe. Was die Männer betraf, so ignorierten die Frauen einfach ihre Faxen, mit denen sie ungeduldig auf der Spur hin- und hergingen, deren Anfang in Richtung Süden sie schon gelegt hatten.

Dieser stumme Konflikt wegen des Tagesablaufs war schmerzlich für sie alle. Es war ein echtes Dilemma. Die Savanne war nämlich nicht wie der üppige, schützende Wald früherer Zeiten; man konnte nicht einfach eine beliebige Richtung einschlagen. In diesem kargen Land wurden die Leute jeden Tag mit der Frage konfrontiert, wo sie Nahrung und Wasser suchen und welche Gefahren sie meiden mussten. Selbst wenn sie sich nur einen einzigen Fehler leisteten, hätte das gravierende Konsequenzen. Die Läufer hatten nur wenige Kinder und investierten viel Zeit und Mühe in jedes einzelne; da setzte man sie nicht leichtfertig der Gefahr aus.

Schließlich gaben die Männer nach. Ein paar kehrten zum Felsen zurück und machten in der heißen Mittagssonne ein Nickerchen. Eine paar andere folgten unter der Führung von Braue der Spur einer Elefantenherde, eins deren Mitglieder zu humpeln schien. Der Rest der Männer, die Frauen und die Kinder schwärmten zu den Stellen aus, an denen sie tags zuvor schon nach Nahrung gesucht hatten.

Um zu überleben, mussten die Leute diese Lebensweise adaptieren. Sie mussten eine Ausgangsbasis errichten, von der aus sie Nahrung suchten und auf der sie Nahrung und Arbeit teilten. In der offenen Ebene mussten die Leute sich die Nahrung hart erarbeiten, und die nur langsam heranwachsenden Kinder erforderten einen großen Aufwand bei Pflege und Versorgung. Sie mussten zusammenarbeiten und teilen, auf die eine oder andere Art. Aber es gab keine Planung im eigentlichen Sinn. In



vielerlei Hinsicht glichen sie eher einem Wolfsrudel als einer menschlichen Gemeinschaft.

Weit verbrachte fast den ganzen Morgen im zertrampelten Dickicht, in dem ihre Mutter tags zuvor zugange gewesen war. Der Boden war schon umgegraben worden, und um Wurzeln und Früchte zu finden, musste sie ihn noch einmal gründlich durchwühlen. Bald war sie verschwitzt, schmutzig und verspürte ein Gefühl des Unbehagens. Sie war rastlos und fühlte sich eingesperrt, und die langen Beine, die sie auf dem zertrampelten Boden unter sich verschränkt hatte, begannen zu schmerzen.

Gegen Mittag vertiefte die bleierne Stille dieses unheimlichen, bedrückenden Tags sich noch mehr. Weit hörte den Lockruf der offenen, freien Savanne, wie sie ihn am Vortag schon vernommen hatte. Als die Leere im Bauch ausgefüllt war, wurde der Druck des Überlebens und der familiären Verpflichtungen von der Sehnsucht überlagert, von hier zu verschwinden.

Eine Palme hatte die Heimsuchung durch die Deinotheria überlebt und war in der Baumkrone mit Nüssen gespickt. Ein junger Mann huschte mit einer Eleganz den Baum hinauf, die aus der tief im Körper verwurzelten Erinnerung an grünere Zeiten genährt wurde. Weit beobachtete die geschmeidigen Bewegungen seines Körpers und verspürte ein eigenartiges Ziehen im Unterleib.

Sie traf eine Art Entscheidung. Sie ließ die Nahrung fallen, trat aus dem Dickicht hinaus und rannte gen Westen davon.

Sie verspürte eine ungeheure Erleichterung, als die Glieder wirbelten, die Lunge pumpte und sie den trockenen körnigen Schmutz unter den Füßen spürte. Für eine Weile lief sie ohne zu denken dahin, und sogar die Hitze des Tages schien gelindert zu werden, als der durchs Laufen verursachte Windhauch die Haut kühlte.

Dann rollte ein tiefes, bedrohliches Grollen durch den Himmel. Sie blieb stehen, ging in die Hocke und schaute sich furchtsam um.

Das helle Sonnenlicht trübte sich ein. Dicke schwarze Wolken verdunkelten von Osten her den Himmel. Sie erschrak vor einem purpurnen Lichtblitz, der die Wolken von innen erhellte. Fast sofort ertönten ein peitschender Knall und ein tiefes, anhaltendes Donnern, das durch den Himmel zu rollen schien.

Sie schaute zum Felsen zurück, der plötzlich sehr weit entfernt schien und sah, dass die Leute umherliefen und die kleinen Kinder auf sammelten. Mit hämmerndem Herzen richtete Weit sich auf und machte sich auf den Rückweg.

Und dann öffnete der verdunkelte Himmel die Schleusen. Die schweren Regentropfen prasselten auf die nackte Haut und den ungeschützten Kopf und schlugen kleine Krater in den Schmutz. Der Boden verwandelte sich alsbald in klebrigen Matsch, der ihr an den Füßen haftete und sie bremste.

Wieder zuckte ein Blitz auf, diesmal als großer Licht-Fluss, der kurz den Himmel mit der Erde verband. Betäubt stolperte sie und fiel in den Matsch. Infernalischer Lärm umtoste sie, als ob der Weltuntergang bevorstünde.

Sie sah, dass die hohe Palme in der Mitte der Lichtung der Länge nach gespalten war und brannte. Die Flammen züngelten an den Palmwedeln, die schlaff von der Baumkrone hingen. Das Feuer breitete sich schnell über das restliche Dickicht aus und griff dann aufs trockene Gras der Ebene über.

Eine grauschwarze Rauchwolke stieg vor ihr auf. Sie kam wieder auf die Füße und versuchte weiterzulaufen. Trotz des anhaltenden Regens breitete das Feuer sich jedoch schnell aus. Es war ein sehr trockener Sommer gewesen, und die Savanne war mit vergilbtem Gras, vertrockneten Büschen und umgestürzten Bäumen bedeckt, die wie Zunder brannten. Irgendwo trompetete ein Elefant. Weit erkannte dünne Gestalten, die durch den Rauch flohen – vielleicht Giraffen.

Die Hominiden waren aber in Sicherheit. Die Flammen züngelten harmlos am Rand der Felseninsel. Der Rauch und die Hitze würden ihnen zwar zusetzen, aber niemand würde daran sterben. Und wenn Weit den Felsen erreichte, wäre auch sie in Sicherheit. Aber sie war noch hunderte Meter entfernt und wurde zudem durch den Vorhang aus Rauch und Feuer von ihm abgeschnitten. Die Flammen breiteten sich als Lauffeuer durch das lange trockene Gras aus. Die Halme verbrannten in einem Wimpernschlag. Die verqualmte Luft verursachte einen Hustenreiz. Schwelende, versengte Pflanzenreste flogen durch die Luft. Wenn sie auf sie niedergingen, verursachten sie einen brennenden Schmerz.

Sie tat das Einzige, was sie zu tun vermochte. Sie machte kehrt und rannte: rannte nach Westen, weg vom Feuer und weg von der Familie. Sie hörte nicht auf zu rennen, bis sie zu einem dichten Wäldchen gelangte. Vor der massiven grünen Wand hielt sie für einen Moment inne. Hier lauerten andere Gefahren, doch zumindest war dieser Ort nicht durch das Feuer bedroht. Sie drang in den Wald ein.

Dann ging sie neben den Wurzeln eines Baumfarns in die Hocke und lugte, von feuchten klebrigen Wedeln umgeben, auf die Savanne hinaus. Das Feuer fraß sich noch immer mit rasender Geschwindigkeit durchs Gras; Rauchwolken wallten auf und waberten in den Wald. Aber dieses Wäldchen war zu dicht und feucht, um bedroht zu sein. Außerdem fand das Feuer kaum noch neue Nahrung, und die Flammen wurden vom Regen gelöscht.

Bald würde sie in der Lage sein, die Deckung zu verlassen. Sie hockte sich hin und wartete, bis es soweit war. An der geriffelten Wurzel des Baumfarns bewegte ein Skorpion sich mit mechanischer Präzision auf ihren Fuß zu. Ohne zu zögern, wobei sie aber darauf achtete, nicht den Stachel zu treffen, machte sie den Skorpion mit der Handkante platt. Vorsichtig ergriff sie ihn mit zwei Fingern und führte ihn zum Mund... Etwas prallte gegen ihren Rücken. Sie wurde nach vorn auf den Bauch geworfen und spürte eine heiße, schwere und muskulöse Masse auf dem Rücken. Sie war von Gekreis und Geschrei umgeben, und es hagelte Fausthiebe auf Rücken und Kopf.

Unter Aufbietung aller Kräfte rollte sie sich herum.

Eine schlanke Gestalt stand über ihr. Sie war kaum mehr als halb so groß wie sie. Der dünne Körper war mit einem braunschwarzen Fell bedeckt und wedelte mit langen Armen. Ein affenartiger Kopf saß auf einer schmalen konischen Brust, und ein dünner rosiger Penis stach unterhalb des Bauchs hervor. Das Fell war regennass und stank stark nach Moschus. Und doch stand es – er – aufrecht über ihr wie jemand von ihrer eigenen Art und kein Affe.

Es war ein Pithecin: ein Affenmensch, ein Schimpansen-Mensch, ein Vertreter der ersten Hominiden. Ein entfernter Verwandter von Weis. Und da waren noch mehr von ihnen im Gewirr der Äste über ihr, die nun wie Schemen herunterkletterten.

Sie drehte sich um und wollte aufstehen. Doch da erhielt sie einen

Schlag an den Kopf und fiel in Schwärze.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie flach auf dem Rücken. Sie hatte Schmerzen in Brust, Beine und Rücken.

Sie war überall von Pithecinen umgeben.

Ein paar von ihnen waren auf der Suche nach Früchten auf Mahagonibäume geklettert. Andere gruben im Boden und zogen Korkenzieherwurzeln heraus. Sie waren aufrecht gehende, emsige Sammler. Doch im Gegensatz zu ihr waren sie kleinwüchsig, behaart und hatten eine runzlige Haut wie Schimpansen.

Irgendjemand schrie. Weit drehte den Kopf und versuchte den Rufer ausfindig zu machen.

Ein Pithecine kauerte im Schmutz. Es – sie mühte sich mit verzerrtem Gesicht. Die hängenden Brüste waren prall voll Milch. Trübe sah Weit, wie eine kleine kompakte Masse aus ihrem Leib quoll. Sie war schleimig und haarig – es war der Kopf eines Babys. Diese Pithecinen-Frau gebar. Andere Frauen umgaben sie: Schwestern, Cousinsen und ihre Mutter. Schnatternd und leise rufend griffen sie der werdenden Mutter zwischen die Beine und halfen dem Baby vorsichtig, sich aus dem Geburtskanal zu winden.

Die Mutter sah sich einem Problem gegenüber, mit dem die früheren Primaten nicht konfrontiert worden waren; bei der Geburt entfernte das Baby sich nämlich von ihr. Blatt, das Weibchen aus Capos Zeit, hätte das Gesicht des auf die Welt kommenden Babys gesehen und wäre imstande gewesen, sich selbst zwischen die Beine zu greifen und das Baby an Kopf und Körper aus dem Geburtskanal zu ziehen. Hätte diese Pithecine das jedoch versucht, dann hätte sie den Kopf des Babys zurück gebogen und eine Verletzung des Rückgrats, der Nerven und Muskeln riskiert. Sie war nicht in der Lage, allein zu gebären, wie Blatt das vermocht hätte, aber das brauchte sie auch gar nicht.

Als das Baby die Hände frei hatte, packte es das Fell der Mutter und zog sich daran heraus. Es war schon so kräftig, um sich selbst Geburtshilfe zu leisten.

Das alles waren Auswirkungen des aufrechten Gangs. Bei einem Vierbeiner wurden die Unterleibsorgane in einer Art Gewebe-Hängematte gelagert, die am Rückgrat aufgehängt war. Das

Becken war nur ein Verbindungsstück, das den Druck aufs Rückgrat nach unten und seitwärts auf Hüfte und Beine verlagerte. Wenn man jedoch die Entscheidung für den aufrechten Gang traf, musste das Becken das Gewicht der Unterleibs-Organen tragen und das Gewicht des Embryos, der in der Mutter heranwuchs. Das Becken der aufrecht gehenden Pitheciener hatte sich schnell angepasst und wie bei einem Menschen eine Schüsselform mit tragender Funktion erlangt. Die Öffnung des Geburtskanals hatte sich auch verlagert – sie war nun breiter als tief und hatte ein ovales Profil, um einen Babykopf formschlüssig durchzuschleusen.

Der Geburtskanal dieser Pitheciener-Mutter war im Vergleich zum Kopf ihres Babys der bisher schmalste aller Primaten. Das Baby war der Mutter zugewandt und mit dem Kopf voran in den Geburtskanal eingetreten. Dann hatte es sich jedoch gedreht, damit die Schultern sich auf ganzer Breite durch den Kanal zu schieben vermochten. Manchmal verharrte das Baby in der leichtesten Stellung und wandte sich der Mutter zu, doch öfter wandte es sich von ihr ab.

Und weil die Hominiden-Schädel in Zukunft immer größer wurden, um größere Gehirne unterzubringen, musste auch der Geburtskanal ständig angepasst und optimiert werden; Joan Usebs Baby würde in einem komplizierten Ablauf sich drehen und wenden müssen, um das Licht der Welt zu erblicken. Doch selbst in diesen Zeiten brauchten die Pitheciener-Mütter schon Hebammen – und damit waren neuartige soziale Bande unter den Pitheciener geschmiedet worden.

Schließlich hatte das Baby es geschafft und plumpste mit geballten Fäustchen auf den laubübersäten Boden. Die Mutter sank mit einem Seufzer der Erleichterung zu Boden. Eine ältere Pitheciener hob das Kind auf, entfernte Schleim-Pfropfen aus Mund und Nase und blies ihm in die Nase. Als das haarige kleine Bündel den ersten Schrei ausstieß, warf die Hebamme das Kind der Mutter einfach zu und ging davon.

Plötzlich spürte sie starke Hände um die Knöchel. Sie wurde mit einem Ruck fortgerissen, sodass der Rücken über Laub und Schmutz schmirgelte und verlor die Mutter und das Kind aus den Augen.

Sie wurde über den Boden geschleift. Jedes Mal, wenn sie mit dem Kopf gegen einen Stein oder eine Baumwurzel schlug, explodierte der Schädel vor Schmerz. Sie war von brüllenden und kreischenden Kreaturen

umgeben. Wie sie nun sah, waren sie alle Männchen mit halb im Fell verborgenen klumpigen Genitalien und erstaunlich großen Hoden, die sie beiläufig kratzten. Wegen der besonderen Hüftgelenke hatten sie einen unbeholfenen Gang.

Sie war sich trübe bewusst, dass sie tiefer in den Wald geschleppt wurde. Aber sie hatte keine Kraft und keinen Kampfeswillen mehr.

Plötzlich brach eine weitere Pithecinen-Horde mit einem zornigen Geheul aus dem Wald. Die Männchen, die Weit ergriffen hatten, richteten sich auf und stellten sich diesen Neuankömmlingen entgegen. Sie warfen sich in Positur und machten für eine Weile Rabatz, lärmten und sträubten das Fell, wodurch ein paar von ihnen sich zur doppelten Größe aufzublähen schienen. Die größeren brachen Äste ab, rissen Laub von den Bäumen, sprangen umher und schlugen auf den Boden. Einer aus Weits Gruppe präsentierte einen eindrucksvollen rosigen Ständer, mit dem er vor den Neuen herumwedelte. Ein anderer lehnte sich zurück und urinierte auf die Widersacher. Und so weiter. Es war ein lautes, verwirrendes und stinkendes Scharmützel zwischen zwei Gruppen von Kreaturen, die eine verwirrte Weit identisch anmuteten.

Schließlich vertrieben Weits Häscher die Eindringlinge. Unter dem Einfluss der restlichen Aggression rannten sie um die Bäume, schrien sich gegenseitig an und schnappten nacheinander.

Als sie sich dann wieder beruhigt hatten, untersuchten die Pithecinen den Boden und fuhren mit den Fingern durch das Gewirr aus Blättern und Zweigen. Einer von ihnen fand einen schwarzen Steinbrocken, einen Basalt. Dann fand er noch einen zweiten und drehte den ersten unablässig in den Händen, wobei ihm die rosige Zunge aus dem Mund hing. Er sah aus wie ein Idiot.

Schließlich schien er zufrieden. Ohne den Basaltbrocken aus den Augen zu lassen, legte er ihn auf den Boden und fixierte ihn zwischen Daumen und Mittelfinger. Dann ließ er den Hammer-Stein hinabsausen. Splitter stoben vom Amboss-Stein weg; viele waren so klein, dass man sie kaum sah. Der Pithecine wühlte im Dreck und verlieh seiner Enttäuschung mit einem Grummeln Ausdruck. Dann widmete er sich wieder dem Stein und drehte ihn wieder in den Händen. Als er das nächste Mal zuschlug, splitterte eine schöne dünne, schwarze Scheibe von der Größe seiner Hand ab. Der Pithecine wog die Scheibe in der Hand, drehte sie

zwischen Daumen und Zeigefinger und begutachtete die Kante. Dieses Steinmesser war nur ein abgeschlagener Stein-Splitter. Aber seine Herstellung, die ein Verständnis des zu bearbeitenden Materials und des Gebrauchs von Werkzeug zur Herstellung eines anderen Werkzeugs voraussetzte, war eine kognitive Leistung, die Capos Möglichkeiten weit überstiegen hatte.

Der Pithecin beäugte Weit. Er wusste, dass Weit ein intelligentes Wesen war, aber deshalb würde er sie dennoch schlachten.

Er holte aus. Die Steinklinge schnitt tief in Weits Schulter.

Der plötzliche Schmerz und der warme Strom des eigenen Bluts rissen Weit aus dem Schockzustand. Sie kreischte. Der Pithecin antwortete mit einem Brüllen und hob wieder die Klinge. Doch wie sie den Skorpion zerquetscht hatte, hieb Weit ihm nun mit der Handkante ins Gesicht. Zu ihrer Befriedigung hörte sie das Knirschen von Knochen, und die Hand war mit Blut und Rotz verschmiert. Er taumelte stark blutend zurück.

Die Pithecin wichen erschrocken zurück. Sie stießen Alarmrufe aus und schlugen mit den großen Händen auf den Boden, als ob sie die Kraft und Gefahr dieses großen wilden Tiers neu abschätzen wollten, das sie in ihren Wald gebracht hatten.

Und dann fletschte einer von ihnen die Zähne und kam auf sie zu.

Sie stand mühsam auf und rannte tiefer in den finsternen Wald hinein.

Sie stieß gegen Bäume, verfang sich mit den Beinen in Lianen und Wurzeln und brach durch regelrechte Astverhaue. Ihre langen Beine und die kraftvolle Lunge, ausgelegt für einen stundenlangen Lauf über flaches, offenes Gelände, waren in diesem dichten Wald so gut wie nutzlos, in dem sie bei jedem Schritt über irgendetwas stolperte.

Und die Pithecin verfolgten sie wie Schemen; sie schnatterten, schrien, erklimmen Bäume und liefen auf den Ästen entlang und sprangen von Baum zu Baum. Im Gegensatz zu Weit waren sie hier in ihrem Element.

Als Weits Art auf die Savanne hinausgetreten war, hatte sie dem Wald den Rücken gekehrt. Und der hatte sich, als ob er sich für diese Schmach rächen wollte, aus einem Hort der Zuflucht in einen Ort der Gefahren und Beklemmung verwandelt – bevölkert von diesen Pithecin, die, wie die Waldgeister, denen sie ähnelten, zukünftigen Generationen Alpträume bescheren würden.

Bald hatten die Pithecinien sie auf beiden Seiten überholt und umzingelten sie.

Plötzlich stolperte sie auf eine von Dämmerlicht erhellte Lichtung – und ein neues Ungeheuer ragte bellend vor ihr auf. Sie quiekte und warf sich flach auf den Boden.

Für einen Moment stand das Ungeheuer über Weit. Hinter ihm saßen kompakte Gestalten mit breiten Gesichtern, die sie ihr zugewandt hatten und mit denen sie sie teilnahmslos anschauten. Mächtige Kiefer mahlten. Das Ungeheuer war auch ein Hominide: ein Pithecinie mit einem robusten Körperbau. Dieses große Männchen mit einem ballonartig aufgeblähten Bauch war größer und viel stärker als die grazilen Gestalten, die sie verfolgten. Auch wenn er auf zwei Beinen stand, glich seine Statur mit dem schräg abfallenden Rücken, den langen Armen und krummen Beinen eher der eines Menschenaffen. Der Kopf hatte eine geradezu extravagante Form mit hohen Wangenknochen, einem großen Mund mit verschlissenen Zahnstummeln und einem Knochenkamm, der sich über die ganze Länge des Schädels zog.

Weit war erschöpft und die blutende Schulter schmerzte. Sie rollte sich in Erwartung der auf sie hernieder sausen riesigen Fäuste auf dem Boden zusammen. Aber der Schlag kam nicht.

Die stämmigen Kreaturen, die hinter dem großen Männchen auf dem Boden saßen, rückten etwas enger zusammen. Es waren Weibchen mit schweren Brüsten über dicken Bäuchen, und während sie Weit anstarrten, zogen sie ihre pummeligen Kinder an sich. Aber Weit sah, dass sie sitzen blieben und Nahrung zu sich nahmen. Ein Weibchen nahm eine harte Nuss – so hart, dass Weit sie nur mit einem Stein zu knacken vermocht hätte –, klemmte sie zwischen die Zähne, drückte mit der Hand von unten gegen den Kiefer und knackte sie. Dann verspeiste sie die Nuss mitsamt der Schale.

Und nun kamen die dünnen Pithecinien auf die Lichtung gestürmt. Beim Anblick von Dickbauch blieben sie abrupt stehen und fielen übereinander wie Clowns. Dann warfen sie sich in Pose, stolzierten mit gesträubtem Fell auf und ab, schlugen auf den Boden und schleuderten Zweige und Brocken getrockneten Kots gegen den neuen Gegner.

Dickbauch reagierte mit einem Grollen. Dieser Gorilla-Mensch war eigentlich ein Pflanzenfresser, der wegen der schlechten Qualität seiner



Nahrung die meiste Zeit des Tages stillsitzen musste, während der große Magen sich mit der Verdauung der Nahrung abmühte. Trotzdem hatte dieser große Primitivling mit den Zahnstümpfen, dem muskulösen Körper und dem kauernenden Harem eine mehr einschüchternde Wirkung als die mickrigen Pithecinen. Er ließ sich mit einem lauten Schlag auf alle viere fallen, bei dem der Boden zu erbeben schien und der mächtige Bauch wackelte. Dann ging er seinerseits mit gesträubtem Fell vor seinem kleinen Revier auf und ab und brüllte die unverschämten Zwerge an.

Die Pithecinen wichen frustriert schreiend zurück.

Weit raffte sich auf und lief noch tiefer in den nicht enden wollenden Wald hinein. Diesmal wurde sie aber nicht verfolgt.

Sie sah die Sonne nicht, jedenfalls nicht direkt; sie sah nur ein grünes gesprenkeltes Licht, das ihr den Weg wies. Sie wusste nicht, wie lang sie schon durch den Wald lief und wie weit sie gekommen war. Der tiefe Schnitt in der Schulter war mittlerweile verkrustet, aber sie verlor noch immer Blut. Der Kopf schmerzte noch vom Schlag, den der Pitheciner ihr mit dem Stein versetzt hatte, und Brust und Rücken waren eine einzige Quetschung. Und nun drohten auch der Schock und die Verwirrung wegen des Verlusts ihrer Mutter und der kleinen Gruppe von Menschen, die für sie die Welt bedeutet hatten, sie zu überwältigen.

Sie vermochte sich kaum noch auf den Beinen zu halten.

Schließlich stolperte sie über eine Wurzel und fiel am Fuß eines Baumfarns in weichen, mit Blättern übersäten Lehm.

Sie versuchte sich aufzustützen, aber sie hatte keine Kraft mehr in den Armen. Sie richtete sich auf Händen und Knien auf, aber die Farben der Welt verblassten, und das dunkle, alles verschluckende Grün wurde grau. Dann schien der Boden sich aufzurichten und schlug ihr hart ins Gesicht. Die Erde war kühl unter der Wange. Sie schloss die Augen. Die Schmerzen der Prellungen und der Schnittwunde schienen nachzulassen und rumorten in der Ferne wie der Donner des Gewitters. Ihr Kopf wurde von Lärm erfüllt – monoton und laut und doch irgendwie tröstlich. Sie versank im Lärm.

Nach Capo war die große Abspaltung von den Schimpansen erfolgt. Die neuen Menschenaffen, die nun folgten, waren Hominiden – das heißt,

den Menschen näher als Schimpansen und Gorillas.

Im großen Drama der Evolution der Hominiden war das Erlernen des aufrechten Gangs die leichtere Übung gewesen. Jahrmillionen des affenartigen Baumkletterns hatten hierzu die Grundlagen gelegt.

Während Capos Nachkommen sich ans neue Leben an der Nahtstelle zwischen Wald und Savanne anpassten, musste der Körper für die Verfeinerung des aufrechten Gangs *weniger* umorganisiert werden als für eine Rückkehr zum vierbeinigen Gang.

Die Füße, die sich nun nicht mehr in bizarren Winkeln an Ästen festhalten mussten, wurden zu kompakten Stampfern vereinfacht, die viel von ihrer Beweglichkeit einbüßten, und der große Zeh verlor die Funktion als Daumen. Dafür dienten die neuen gewölbten Füße als Stoßdämpfer, mit denen man große Distanzen ohne Verletzungen zurückzulegen vermochte. Die Kniegelenke und Schenkelknochen wurden umkonstruiert, um die neue senkrechte Last aufzunehmen. Das Rückgrat der Zweibeiner wurde länger und S-förmig, um die Schwerpunkte über den Füßen und auf der Mittellinie des vertikalen Körpers zu positionieren. Neue Hüftgelenke bildeten sich heraus, deren spezielle Konstruktion es den Hominiden ermöglichte, ein Bein vom Boden zu nehmen, ohne wie ein Schimpanse das Gleichgewicht zu verlieren. Somit wurde ein schwankender Gang vermieden. Die Hände mussten keine kombinierte Greif- und Stützfunktion mehr erfüllen und wurden flexibler: Die Knöchel wurden kleiner, und der Daumen wurde ein selbständiges Greifwerkzeug für komplexe und feinmotorische Aufgaben. Und die Hominiden wurden auch schwächer, weil sie sich nicht mehr ständig von Baum zu Baum schwingen mussten.

Der aufrechte Gang erlaubte es den neuen Savannen-Affen, weite Strecken zwischen verstreuten Nahrungsquellen und Schutzbehausungen zu gehen oder zu laufen und Früchte und Beeren an entfernten Orten zu sammeln. Im Lauf der Zeit wurden sie unter dem Einfluss des gleichen Drucks, der auch die Giraffen geprägt hatte, immer aufrechter und größer. Der aufrechte Gang war ein so großer Vorteil, dass er sich auch schon bei anderen Primaten-Abstammungslinien manifestiert hatte – obwohl diese Geschöpfe lang vor dem Erscheinen der echten Menschen ausstarben.

Die kleinen, dünnen Pithecinen, die Weit gejagt hatten, waren wie

zweibeinige Schimpansen. Sie waren aufrechter als Capo oder sonst ein Menschenaffe. Aber ihr Kopf mit dem vorspringenden Mund, der kleinen Hirnschale und der platten Nase glich dem eines Affen. Und selbst wenn sie aufrecht standen, war die Körperhaltung gebeugt, stieß der Kopf nach vorn und reichten die langen Arme mit den Greifhänden fast bis auf den Boden. Beim Gehen mussten sie mehr Schritte machen als Weit, um die gleiche Entfernung zurückzulegen, und sie vermochten sich auch nicht so schnell zu bewegen. Doch über die kurzen Distanzen, die sie normalerweise abdeckten, waren sie gute und schnelle Läufer. Sie lebten an der Peripherie des Waldes. Aber sie hatten auch gelernt, die Ressourcen der Savanne zu erschließen: vor allem die Kadaver der großen Pflanzenfresser, die von Räubern erlegt worden waren. Wenn die Gelegenheit sich bot, rannten sie aus der Deckung des Waldes zu einem Kadaver, schwangen ihre primitiven Steinklingen und kappten Sehnen und Bänder. Einzelne Glieder vermochte man leicht in die Sicherheit des Walds zu schaffen, wo sie zerteilt und verspeist wurden; und mit Hammer-Steinen wurde das Mark aus den Knochen geholt.

All das erzwang eine Selektion unter dem Gesichtspunkt der Intelligenz. Die Hominiden hatten keine spitzen Zähne wie die Hyänen oder Schnäbel wie die aasfressenden Vögel; wenn sie als Ausputzer Erfolg haben wollten, brauchten sie bessere Werkzeuge als Capos rudimentären Werkzeugsatz. Inzwischen war ihr Körper auch in der Lage, besser Fleisch zu verdauen. Viele Pitheciinen-Arten hatten Zähne, mit denen sie rohes Fleisch zu zerkleinern vermochten und ein effizientes Verdauungssystem, das eine so kalorienreiche Nahrung zu verwerten imstande war.

Dennoch hatten sie als Ausputzer nur eine Randposition am Boden der Fleischfresser-Hierarchie inne; sie mussten warten, bis die Löwen, Hyänen und Geier sich ihren – den größten – Anteil an der Beute geholt hatten. Zumal das Erbeuten von Aas und die zaghafte eigenen Jagdversuche nicht der einzige (Erfolgs-) Druck waren, der auf den Hominiden der Savanne lastete.

Die Savanne war nämlich ein Tummelplatz für Räuber. Die Leoparden und Bären des Waldes waren schon schlimm genug gewesen. Und draußen in der Savanne gab es große Hyänen, Säbelzähntiger und Hunde mit der Größe von Wölfen. Wenn die kleinen, langsamen und

schutzlosen Hominiden sich auch nur für einen Moment aus dem Wald herauswagten, waren sie eine leichte Beute für solche Kreaturen. Bald lernten ein paar Räuber wie der *dinofelis* sogar, sich auf Hominiden zu spezialisieren.

Es war ein gnadenloser Verschleiß, ein unbarmherziger Druck. Aber die Hominiden hielten stand. Sie lernten das Verhalten der Räuber zu deuten und entwickelten bessere Fluchtstrategien. Sie verbesserten die Zusammenarbeit miteinander, denn Gruppenbildung bot Sicherheit, und sie benutzten Waffen, um die Angreifer abzuwehren. Auch die Sprachentwicklung wurde durch diesen Druck vorangetrieben, und die spezialisierten Alarmrufe, deren Ursprünge noch in den Wäldern der Notharctus lagen, wandelten sich langsam zu richtigen Wörtern.

Die Savanne prägte die Hominiden. Aber sie waren keine Jäger, sondern Gejagte.

Die Pithecinen waren Beschränkungen unterworfen. Sie brauchten den Wald als Schutzraum, weil sie nicht dafür geschaffen waren, längere Zeit im Freien zu verbringen. Sie waren auf Flüsse, Seen und Feuchtgebiete angewiesen, weil ihr Körper nur wenig Fettgewebe hatte und nicht lang ohne Wasser auszukommen vermochte.

Im Laufe der Zeit hatten das Klima und die Vegetation in Afrika sich jedoch ständig verändert, und die Waldrand-Umgebung, die die Pithecinen bevorzugten, hatte sich ausgebreitet: In einer von kleinen Wäldern durchsetzten Landschaft gab es *viele* Ränder. Die Gestalt der Pithecinen hatte sich als effektiv und ausdauernd erwiesen, und es hatte eine wahre Explosion der Artenbildung stattgefunden, aus der Affen-Menschen in Hülle und Fülle hervorgegangen waren.

Die robusten Affen-Leute hatten sich vom Waldrand in den dichten Wald zurückgezogen. Dort hatten sie sich eine Nahrungsquelle erschlossen, für die es kaum Konkurrenz gab: Blätter, Rinde und unreife Früchte, die kein anderer Hominiden-Typ zu verdauen, und Nüsse und Samen, die kein anderes Tier zu knacken vermochte. Zu diesem Zweck hatten sie wie die Dickbäuche und Gigantopithecinen große, energieaufwändige Mägen ausgeprägt, um diese minderwertige Nahrung zu verarbeiten, und massive Schädel, die in der Lage waren, die mächtigen Kiefer mit den Mahlzähnen anzutreiben.

Ihr Sozialleben hatte sich auch verändert. Im dichten Wald mit einem

konstanten Vorrat an Laub und Rinde bildeten sich feste Gruppen aus Weibchen, die in einem bestimmten Abschnitt des Waldes lebten. Die Männchen streiften als Einzelgänger umher und versuchten, die Weibchen in ihrem jeweiligen Territorium unter Kontrolle zu halten. Deshalb wurden die Männchen größer als die Weibchen, denn schiere Körperkraft war ein Plus, mit dem die Männchen Rivalen abwehrten. Die Art der Gorilla-Menschen gehörte zu den Hominiden mit der geringsten Intelligenz jener Zeit. Dieser große Magen war sehr energieaufwändig; um den Körperhaushalt auszubalancieren, hatten im Lauf der Anpassung anderweitig Abstriche erfolgen müssen. Intelligenz benötigte ein Harem im stetigen Dämmerlicht des tiefen Waldes nicht, und so hatte das große Primatengehirn mit dem großen Blut- und Energiebedarf sich bei den Gorilla-Leuten zurückgebildet.

Obwohl der Gorilla-Mann über allzeit bereite Weibchen verfügte, hatte er nur kleine Hoden. Im Gegensatz zu ihm mussten die dünnen Pithecin-Männer sich möglichst oft mit möglichst vielen Frauen paaren und benötigten die großen pendelförmigen Hoden, die sie gern präsentierten, um ganze Ströme von Sperma zu produzieren.

Innerhalb dieser beiden grundlegenden Pithecin-Arten, den grazilen Schimpansen-Leuten und dem robusten Gorilla-Typ gab es noch viele Varianten. Manche perfektionierten den aufrechten Gang. Manche verabschiedeten sich wieder von ihm. Manche ›Schimmis‹ waren intelligenter als andere, und manche Gorilla-Leute waren dümmer als der Rest. Es gab Schimmis, die primitiveres Werkzeug benutzten als Capo und Gorilla-Arten, die Werkzeuge verwendeten, die noch besser waren als die feinen Steinklingen der Pithecin. Es gab Große und Kleine, Sesshafte und Läufer, Zwerge und Riesen, schlanke Allesfresser und reine Pflanzenfresser. Es gab Geschöpfe mit vorspringenden Gesichtern wie Schimpansen und andere mit senkrecht abfallenden Gesichtern und fein ziselierten Gesichtszügen, die fast schon wie richtige Menschen aussahen. Und es fand eine intensive Vermischung zwischen den Arten statt, woraus wiederum viele Unterarten und Hybride hervorgingen – das volle Spektrum menschlicher Möglichkeiten.

Als die verblüfften Paläontologen der Zukunft diese Vielfalt aus fragmentarischen Fossilien und Steinwerkzeug zu rekonstruieren versuchten, ersannen sie weit verzweigte Stammbäume und

Nomenklaturen und benannten die imaginierten Spezies als *Kenyanthropus platypos*, oder *Orrorin tugenensis*, *Australopithecus garhi*, *africanus*, *afarensis*, *bahrelghazali*, *anamensis* oder *Ardipithecus ramidus*, oder *Paranthropus robustus*, *boisei*, *aethiopicus*, oder *Homo habilis*... Doch nur wenige dieser Namen entsprachen der Realität. Zumal die Grenzen zwischen den solcherart kategorisierten Geschöpfen fließend waren. Draußen in der wirklichen Welt spielten solche Etiketten natürlich keine Rolle; es gab nur Individuen, die ums Überleben kämpften und ihren Nachwuchs aufzogen, wie sie es seit alters her getan hatten.

Die meisten dieser vielen Arten würden sich in der Zeit verlieren und ihre Gebeine vom gefräßigen Grün des Waldes verschlungen werden. Kein Mensch würde je erfahren, wie es war, in einer solchen Welt zu leben, in der so viele Arten von Vormenschen sich tummelten. Es war ein blubberndes evolutionäres Ferment, in dem viele Varianten aus einem grundlegend neuen, erfolgreichen Bauplan entsprangen.

Jedoch hatte keine dieser Myriaden Arten eine Zukunft, weil all diese Affen-Menschen sich an den Wald klammerten. Ihre Finger und Zehen blieben lang, und die Beine waren ein Kompromiss zwischen dem auf Knöcheln gehenden Baum-Kletterer und dem Zweibeiner. Am Abend bauten sie in den Baumkronen Nester, wie ihre im Wald lebenden Vorfahren es getan hatten. Und ihr Gehirn war auch nicht wesentlich größer geworden als das von Capo und ihren Verwandten, den urzeitlichen Schimpansen, weil sie mit der minderwertigen Nahrung kein größeres Gehirn zu unterstützen vermochten.

Vier Millionen Jahre lang waren die Pithecinen ein weit verzweigter, vielgestaltiger und sehr erfolgreicher Stamm der Hominiden-Familie. Am Anfang waren die Affen-Menschen auch die einzigen Hominiden auf der Welt gewesen. Jedoch war ihre Zeit der bedeutenden Veränderungen schon vorüber. Sie waren der Versuchung durch den Schutz und die Sicherheit des Waldes erlegen, und dadurch hatten sie sich selbst vieler Möglichkeiten beraubt. Die Zukunft gehörte einem anderen Stamm von Hominiden – auch Abkömmlinge des Pithecinen-Stamms –, die im Gegensatz zu den Pithecinen aber den entscheidenden Absprung aus dem Wald geschafft hatten. Die Zukunft gehörte Weit.

### III

Zögernd öffnete sie die Augen. Sie sah einen schmutzigen Boden, der unter dem Gesicht anstieg. Als sie den Kopf hob, sah sie Helligkeit, die durch die dichten Baumwipfel gefiltert wurde.

Sie drückte gegen den Boden und stemmte den Körper in die Höhe. Laub und Schmutz klebten an ihren Brüsten und der verletzten Schulter. An einem Baumstamm zog sie sich hoch und blieb still stehen, bis das hämmernde Herz sich beruhigt hatte. Dann wankte sie durch den Wald, dem Licht entgegen.

Sie stolperte ins Tageslicht hinaus. Sie hob die Hand und beschirmte die Augen vor einer tiefen, sich rötenden Sonne. Das Land war versengt, das Gras geschwärzt, der Erdboden rissig und trocken. Doch hinter einer niedrigen Anhöhe sah sie das Glitzern von Wasser: einen Fluss, der zwischen erodierten, etwas weiter entfernten Hügeln hervortrat.

Sie kannte diesen Ort nicht. Sie hatte das Waldgebiet von Ost nach West durchquert.

Zaghaft ging sie weiter. Der verbrannte Boden war noch immer warm – hier und da schwelten noch Baumstümpfe und Büsche –, und die versengten Grashalme schnitten ihr in die Füße. Bald waren die Waden, die vom Aufenthalt im Wald ohnehin schon schmutzig waren, mit einer kohlrabenschwarzen Ascheschicht überzogen.

Aber sie schaffte es bis zum Wasser. Der Fluss war klar und floss schnell in seinem Bett über abgeschliffenen vulkanischen Kiesel. Versengte Pflanzenreste trieben auf der Wasseroberfläche. Sie tauchte das Gesicht hinein und trank gierig. Der Schmutz und das Blut wurden abgewaschen, und der hartnäckige Rauchgestank und -geschmack in Nase und Mund verschwanden.

Und dann hörte sie einen Ruf. Eine Stimme. Ein Wort. Aber es war kein Wort, das sie kannte.

Sie kroch aus dem Wasser und warf sich flach hinter einen verwitterten Felsen. In ihrer Welt verhiessen Fremde nichts Gutes. Wie ihre Pithecinen-Verwandten waren ihre nomadischen Leute fremdenfeindlich.

Ein Mann kniete auf dem verbrannten Boden und suchte ihn mit flinken Bewegungen nach Nahrung ab, die das Feuer übrig gelassen hatte. Er war jung, hatte glatte Haut und dichtes Haar.

Er hob eine verkohlte Eidechse auf. Mit einer Art behauenen Stein – diese Form war ihr unbekannt – kratzte er die verbrannte Haut vom steifen Kadaver und legte einen rosigen Fleischhappen frei, den er sofort verspeiste. Dann fand er eine Schlange, eine Natter, die auch verkohlt und starr war. Er versuchte ihr die versengte Haut abzuziehen, aber sie war zu zäh, und er warf den Kadaver weg.

Und dann fand der Mann einen echten Schatz. Es war eine Schildkröte, die im eigenen Panzer gegrillt worden war. Er hob sie auf und drehte sie um, wobei er etwas vor sich hinmurmelte. Dann nahm er das Werkzeug – es war eine Steinklinge, aber sie war dreieckig und an allen Seiten scharfkantig – und rammte sie in den Halsansatz der Schildkröte. Mit einiger Anstrengung knackte er den Panzer und tranchierte das Fleisch mit dem Messer. Schildkröten waren eine bevorzugte Beute der Pithecinen-Jäger. Sie gehörten zu den wenigen Tieren der Savanne, die noch kleiner und langsamer waren als Hominide. Und die Angewohnheit der Schildkröten, sich im Boden einzugraben, bewahrte sie auch nicht davor, dass sie von klugen Tieren mit Stöcken ausgegraben wurden und dass ihr – für Löwen- und Hyänenzähne undurchdringlicher Panzer – mit speziellen Werkzeugen geöffnet werden konnte.

Weit war von der Steinaxt des jungen Manns fasziniert. Mit den scharfen Schneiden und den glatten Flächen war sie den Hack-Steinen und pithecinenartigen Schneidwerkzeugen ihrer Leute weit überlegen. Auf einer tiefen somatischen Ebene verstand sie das Werkzeug aber sofort; sie verspürte den Drang, den steinernen Keil in die Hand zu nehmen und ihn auszuprobieren.

So lang sie ihn sah, würde sie diesen jungen Mann mit dem Steinwerkzeug verbinden, das er so geschickt benutzte. Sie würde ihn sich als Axt vorstellen.

Plötzlich blickte Axt auf und schaute Weit direkt in die Augen.

Sie duckte sich hinter den Felsen. Aber es war schon zu spät.

Knurrend ließ er die Schildkröte fallen – der Panzer fiel klackend auf den versengten Boden – und hob die Steinaxt.

Sie hatte keine Fluchtmöglichkeit. Sie stand auf und spürte, wie seine



Blicke über ihren Körper wanderten, über den noch immer feuchten Rücken und das Hinterteil. Er senkte die Axt und grinste sie an. Dann widmete er sich wieder der Schildkröte und fuhr fort, das Fleisch aus dem Panzer herauszulösen.

Rufe ertönten in der Ferne.

Sie sah noch mehr Leute, Leute wie sie: Erwachsene und Kinder, deren schlanke Gestalten wie Schemen über die versengte Ebene zogen. Sie untersuchten eine Ansammlung verbrannter verdrehter Kadaver. Das war eine Antilopenherde gewesen, die gerade Nachwuchs bekommen hatte; viele der unglücklichen Kreaturen waren in dem Moment verbrannt, als sie gekalbt hatten. Nun zerlegten die Leute mit ihren schönen Steinäxten die Ausbeute, und sie vermochte sogar von hier aus den köstlichen Duft gebratenen Fleisches zu riechen. Axt ließ die Schildkröte fallen und rannte zu seinen Leuten.

Weit folgte ihm, nachdem der Heißhunger über die Vorsicht gesiegt hatte.

Bei Anbruch der Dunkelheit versammelten die Leute sich in einer Felsenhöhle, die ihnen einen gewissen Schutz vor den Räubern der Nacht bot.

Weit folgte ihnen. Wohin hätte sie auch sonst gehen sollen.

Sie wusste, dass sie nicht eine Nacht allein überleben würde. Sie spürte jetzt schon die kalten gelben Augen, die sie verfolgten, Augen, die in dem Wissen glühten, dass sie ein Außenseiter in dieser Gruppe war und dass sie nicht ihren vollen Schutz genoss. Sie war ein *Ziel*, eine potenzielle Beute, wie die Alten, die Jungen und Kranken.

Die Leute verjagten sie nicht. Aber sie hießen sie auch nicht willkommen. Doch als sie sich mit einem Stück Fleisch, das sie aus einem verbrannten Kadaver gerissen hatte, in eine Ecke der großen Höhle verdrückte, duldeten sie zumindest ihre Gegenwart.

Sie beobachtete, wie ein Mann einen Stein bearbeitete. Der Mann war alt, Ende Vierzig und dürr. Ein Auge wurde von einer hässlichen Narbe fast völlig verschlossen. Zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, saßen zu seinen Füßen. Sie waren nicht viel jünger als Weit. Sie schauten Narbengesicht bei der Arbeit zu und versuchten mit großen Steinen, die sie in den Händchen hielten, ihn nachzuahmen. Das Mädchen quetschte sich dabei den Daumen und quiekte vor Schmerz. Narbengesicht nahm

ihr wortlos den Stein aus der Hand und drehte ihn. Dann zeigte er ihr, indem er ihr die Hand führte, wie man den Stein besser hielt. Als der Junge das sah, wurde er eifersüchtig und kniff das Mädchen, sodass sie den Stein fallen ließ. »Ich! Ich!«

Als die Nacht hereinbrach, widmeten viele Leute sich einer sanften stummen Fellpflege, einer Angewohnheit, die sie aus den Wäldern der Vorfahren mitgenommen hatten. Mütter liebkosten ihre Kinder, und Männer und Frauen betrieben gleichermaßen Politik ohne Worte, wobei sie Bündnisse zementierten und Hierarchien festigten. Manchmal artete das Kämmen in geräuschvollen Geschlechtsverkehr aus.

Weit, die Fremde, war von alledem ausgeschlossen. Als sie jedoch müde und erschöpft in den Schlaf sank, spürte sie den Blick von Axt auf sich.

Als sie aufwachte, war der Himmel außerhalb der Höhle schon strahlend hell.

Die Leute waren alle weg. Nur ein paar Fleischreste, Kothäufchen von Kindern und Urinpfüten kündeten noch von ihrer Anwesenheit.

Sie stand schnell auf. Die Prellungen am Rücken und an der Brust schienen zu einer einzigen schmerzenden Masse verschmolzen zu sein. Aber ihr junger Körper erholte sich schon wieder von den Strapazen, die er tags zuvor erlitten hatte, und sie hatte immerhin einen klaren Kopf. Sie eilte ins Licht.

Die Leute waren Richtung Norden zu einem See gezogen. Sie waren schlanke aufrechte Schemen, deren Konturen in der flimmernden Hitze weich gezeichnet wurden. Sie schritten zielstrebig aus. Weit rannte ihnen hinterher.

Das Seeufer war belebt. Weit erkannte viele Tierarten: Elefanten, Nashörner, Pferde, Giraffen, Büffel, Hirsche, Antilopen, Gazellen und sogar Strauße. Im Wasser tummelten sich Krokodile und Schildkröten, und Vögel flatterten durch die Luft. Die großen Pflanzenfresser, die sich am Wasser drängten, hatten die Landschaft verwüstet. Von dieser morastigen Arena schlängelten ihre breiten Trampelpfade sich in alle Richtungen. Im Terrain um den See wuchs nichts außer ein paar robusten Pflanzen, die von den Elefanten und Rhinozerosen verschmäht wurden und die sich schnell zu erholen vermochten, nachdem man auf ihnen herumgetrampelt hatte.

Die Leute gingen zum Wasser hinunter und wählten eine Stelle in der Nähe einer Elefantenherde aus. Jeder wusste, dass die Räuber sich nicht an Elefanten heranwagten. Die Elefanten ignorierten die Leute und widmeten sich ihren eigenen komplexen Verrichtungen. Ein paar gingen ins Wasser, spritzten sich nass und trompeteten laut. Gruppen von Kühen rumorten geheimnisvoll, und Bullen trompeteten und rammten sich mit langen Stoßzähnen. Diese mächtigen Tiere, die ›Landschaftsgärtner‹, waren muskulöse Kraftpakete und zugleich von einer majestätischen Eleganz.

Die meisten Frauen waren an der Wasserlinie zugange. Weit sah, dass eine das Nest einer Süßwasserschildkröte ausgehoben hatte; die länglichen Eier wurden geknackt und der Inhalt an Ort und Stelle verschlungen. Andere Frauen fischten die Schalentiere ab, die im seichten Gewässer reichlich vorkamen, und Süßwasserkrebse.

Weit sah, dass Axt mit dem Gros der Männer ins Wasser gewatet war. Er hatte einen hölzernen Speer in der Hand und stand reglos da, die Augen auf die schimmernde Wasseroberfläche geheftet. Nach einer Weile stach er mit einem lauten Platschen zu – und als er den Speer aus dem Wasser zog, steckte ein zappelnder Fisch daran. Axt zog den Fisch mit einem Jubelschrei vom Speer und warf ihn ans Ufer. Ein anderer Mann schwamm etwas weiter draußen auf einen Wasservogel zu, der nichts ahnend auf dem See umherpaddelte. Der Mann machte einen Satz, aber der Vogel ergriff unter viel Planschen, Schnattern und Schreien die Flucht.

Weit schloss sich den Frauen an.

Sie fand eine Königskrabbe, die durch einen schlammigen Kanal stakste. Sie war leicht zu fangen. Weit drehte die schwach mit den Beinen wedelnde Krabbe um. Mit einem Stein knackte sie das Oberteil des Panzers auf. Im Innern, am Kopfansatz, war eine Menge Eier wie dicke Reiskörner deponiert. Sie pulte sie heraus und stopfte sie sich in den Mund. Der Geschmack war sehr intensiv, wie traniger Fisch. Das restliche Fleisch der Krabbe erwies sich als zu zäh, als dass es sich gelohnt hätte, es herauszupulen. Sie warf den zertrümmerten Panzer weg und setzte die Nahrungssuche fort.

So verging der Vormittag, während die Leute sich der Nahrungssuche widmeten – eine Tierart von vielen in dieser belebten Savanne.

Gegen Mittag zogen die Leute sich satt und zufrieden vom Wasser zurück.

Doch Axt machte sich selbständig. Weit folgte ihm. Er schaute zu ihr zurück. Sie wusste, dass er wusste, dass sie ihm folgte.

Axt gelangte zu einem ausgetrockneten Flussbett, das mit abgeschliffenen Kieselsteinen übersät war. Er ging im Bett auf und ab und prüfte die Steine, bis er gefunden hatte, wonach er suchte. Es war ein etwa faustgroßer, abgeflachter und abgerundeter Stein. Dann hockte er sich ins Flussbett und suchte es ab, bis er einen geeigneten Hammer-Stein gefunden hatte. Er hatte etwas getrocknetes Strauchwerk dabei, das er zum Schutz über die gekreuzten Beine legte. Dann ging er ans Werk und bearbeitete den Stein, den er ausgewählt hatte. Bald stoben Splitter von den Steinen.

Weit saß zehn Meter entfernt. Sie hatte die Beine an die Brust gezogen, hielt sie mit den Händen umklammert und schaute ihm fasziniert bei der Werkzeugfertigung zu. So etwas hatte sie noch nie zuvor gesehen.

Axt und Weit waren nämlich in Werkzeugmacher-Kulturen aufgewachsen, die durch Jahrtausende getrennt worden waren.

Nachdem sie den Wald erst einmal hinter sich gelassen und sich endgültig für die Savanne entschieden hatten, war den Läufern gleich ein ganzes Spektrum an Möglichkeiten eröffnet worden. Sie waren mehr als nur mobil. Sie wanderten. Aber diese Wanderung war ziellos. Für jedes Individuum ging es nur ums Überleben. Für Leute, die neue Landschaften zu erkunden vermochten, war es oft leichter, zu einem verheißungsvollen Platz weiterzuwandern als zu versuchen, sich an Ort und Stelle an widrige Bedingungen anzupassen.

Im Lauf der Generationen legten die Leute Tausende von Kilometern zurück. Sie verließen sogar Afrika und setzten den Fuß in Gebiete, die kein Hominide bisher betreten hatte. Bevor die Eiszeit die Welt in den Würgegriff nahm, hatten von Afrika bis nach Südeuropa, den Mittleren Osten und Südasien gemäßigte klimatische Bedingungen geherrscht.

Beim Betreten dieser vertrauten Umgebung folgten die Leute dem leichtesten Weg der Küstenlinien: Sie zogen am Mittelmeer entlang, schwenkten dann landeinwärts und kolonisierten Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien – genauso wie die Tiere, die später auf Afrika beschränkt waren: Elefanten, Giraffen und Antilopen. In östlicher

Richtung kamen sie bis nach Indien, sickerten im späteren China ein und stießen in südlicher Richtung sogar bis nach Indonesien vor.

Das war jedoch keine Eroberung. Weits Art hatte sich zwar weiter ausgebreitet als alle anderen Primaten-Spezies – andere Tiere, wie die Elefanten, schwärmten jedoch viel weiter aus. Und sie waren auch nur wenige. Ihre Dichte auf einer gegebenen Fläche war geringer als zum Beispiel die der Löwen. Trotz der Werkzeuge waren die Leute noch immer nur Tiere in einer Landschaft, die sie nicht nennenswert prägten. Zumal die Wanderung ziellos war. Einer von Weits Ahnen war sogar bis nach Vietnam gekommen; und nun, in Weits Zeit, war ihre Abstammungslinie – durch Zufall und endlose Wanderungen – wieder in Ostafrika, in der alten Heimat angelangt.

Jedoch stießen die Rückkehrer in der alten Heimat auf neue Probleme. Manche Hominidenpopulationen hatten es trotz der Klima-Kapriolen vorgezogen, nicht auf Wanderschaft zu gehen. Um zu überleben, hatten sie ihre Intelligenz steigern müssen. Bessere Werkzeuge – hauptsächlich die Steinäxte – waren der Schlüssel zum Überleben gewesen. Das Geheimnis der Axt bestand in der Tropfenform. Diese Form ergab eine lange Schneidkante bei gleichzeitig minimalem Gewicht. Obwohl sie im Bedarfsfall noch die einfachen pithecinartigen Splitter-Werkzeuge verwendeten – die leicht zu fertigenden Splitter waren ›billig‹ und für manche Aufgaben, zum Beispiel für die Jagd auf Kleintiere sogar besser geeignet –, benutzte man die Steinäxte nicht nur zum Zerteilen von Fleisch, sondern auch dafür, um Zweige und Äste von den Bäumen abzuhacken, Holzspeere anzuspitzen, Bienenstöcke zu öffnen, in Baumstämmen nach Larven zu stochern, Rinde abzuschälen, Mark zu zerkleinern, Schildkrötenpanzer zu knacken... Es war eine Gruppe der zu Hause Gebliebenen, von der Axt abstammte.

Weshalb Weit, ein Nachkomme von Wanderern, die das südliche Eurasien bis zum Fernen Osten durchquert hatten, nun mit dieser geradezu futuristisch anmutenden Technik von Axt und seinen Leuten konfrontiert wurde.

Axt arbeitete geduldig. Weit ließ den Blick schweifen und sah, dass das ausgetrocknete Flussbett mit Steinäxten übersät war: Viele Steine, die sie für bloße Kieselsteine gehalten hatte, waren bearbeitet worden. Sie alle hatten die typische Tropfenform und wiesen in unterschiedlicher

Ausprägung die scharfe Kante am Umfang des Werkzeugs auf. Aber diese Äxte muteten seltsam an. Ein paar waren winzig – nur schmetterlingsgroß –, und andere waren groß. Manche waren gesplittert, andere blutverschmiert. Als sie eine der größeren Äxte aufhob, schnitt sie sich in den Finger; sie war kaum benutzt worden, falls überhaupt. Jemand kam auf sie zu. Sie kauerte sich zusammen. Es war Narben-Gesicht, der Mann, der die Kinder gelehrt hatte, wie man einen Stein bearbeitet. Er sah Weit gierig an. Er hatte eine große Axt in der Hand. Sie war viel zu groß, als dass sie zum Zerteilen von Fleisch geeignet gewesen wäre. Ohne sie aus den Augen zu lassen, drehte er die Axt in den Händen und schärfte eine Kante mit einem Hammer-Stein nach. Dann schabte er damit übers Bein und rasierte den schwarzen Haarflaum ab, der dort wuchs. Und die ganze Zeit betrachtete er Weits Gesicht und Körper. Das halb verschlossene Auge glänzte. Sie hatte absolut keine Ahnung, was er wollte – bis sie die Erektion aus seinem Schamhaar hervorstechen sah. Axt war mit der Schneide, an der er arbeitete, fast fertig: Das handtellergroße, grob behauene Objekt war ersichtlich ein funktionales Werkzeug, in ein paar Minuten angefertigt. Als er jedoch sah, was Narben-Gesicht vorhatte, ließ er die Steinaxt zornig fallen. Er stand auf, verstreute die abgeschlagenen Splitter und schlug den Mann gegen die Schulter. »Weg! Weg!« Narben-Gesicht knurrte ihn an, und der erigierte Penis erschlaffte. Dann entriss Axt ihm die große Show-Axt und warf sie auf den Boden. Ein Teil der schön gearbeiteten Klinge zersplitterte. Narben-Gesicht schaute auf die Axt, auf Weit und ging nach einem letzten bösen Blick auf Axt davon. Weit saß mit an die Brust gezogenen Beinen da. Sie war verängstigt und verwirrt. Axt schaute sie an. Dann ging er wieder im trockenen Flussbett auf und ab und prüfte die Steine. Schließlich stieß er auf einen unregelmäßigen vulkanischen Stein, der so schwer war, dass er ihn nur mit beiden Händen anzuheben vermochte. Er setzte sich wieder hin, suchte sich ein paar Hammer-Steine aus und deckte den Schoß mit Buschwerk ab. Dann schlug er mit aller Kraft auf den Stein. Splitter und ganze Scheiben scherten ab. Dank seines Geschicks und der Kraft kristallisierte sich bald

eine tropfenförmige Steinaxt heraus. Nun formte er mit ein paar kleineren Steinen die beiden linsenförmigen Oberflächen und schärfte die Kante zu einer scharfen Klinge.

Der erste Arbeitsgang war einfach gewesen, weil er da einen Stein bearbeitet hatte, der schon die annähernde Form einer Steinaxt besaß. Dieser Stein war jedoch viel schwerer zu bearbeiten. Er hätte sich kaum einer größeren Herausforderung zu stellen vermocht – und er hatte sich ihr bewusst gestellt. Und er sorgte auch dafür, dass er sich vor Weit in Szene setzte.

Die Nomaden-Leute hatten derartige Werkzeuge schon seit zweihunderttausend Jahren gefertigt. In einer so großen Zeitspanne hatten die Äxte den Status bloßer Werkzeuge und der reinen Funktionalität quasi transzendiert.

Für Axt war diese Leistung der Werkzeugfertigung eine Art Werbung. Er versuchte Weit damit von seinen Qualitäten als Paarungsgefährte zu überzeugen. Durch die Herstellung des Werkzeugs demonstrierte er ihr gleichzeitig seine Körperkraft, die Präzision seiner Arbeit, die Klarheit seines Geistes, die Fähigkeit, etwas zu planen und in die Praxis umzusetzen, die Fertigkeit, Rohmaterialien zu finden, die Koordination von Hand und Auge, die räumlichen Fähigkeiten und das Verständnis der Welt um sich herum. Allesamt Eigenschaften, von denen er erwartete, dass sie sie an ihre Nachkommen weitergeben wollte – aus diesem Grund hatten solche Darbietungen eine eigene Logik entwickelt und sich vom reinen Nützlichkeits-Aspekt der Steinäxte losgelöst.

Getrieben von Lust und Sehnsucht fertigten Männer und Jungen Dutzende Steinäxte. Sie arbeiteten stundenlang an einer einzigen Axt und strebten perfekte Symmetrie an. Sie machten winzige Äxte von der Größe eines Daumennagels und klobige Apparate, die man nur mit beiden Händen halten konnte. Sie folgten Axts Beispiel und wählten besonders schwierige Werkstoffe aus, aus denen sie dann Äxte zauberten. Manchmal warfen sie die fertigen Äxte sogar absichtlich weg, nur um ihre Stärke und Fertigkeit zu demonstrieren.

Es war sogar ein Täuschungsmanöver wert, wie Narben-Gesicht es versucht hatte. Das funktionierte zwar nicht immer – die Frauen kamen bald darauf, dass sie die Entstehung der eindrucksvollsten Axt *sehen* mussten –, doch gelegentlich lohnte es sich, und der Blender bekam eine

Chance, seine Gene weiterzugeben.

Diese Verquickung der Werkzeugfertigung mit sexuellem Werben wirkte sich nachhaltig auf die Zukunft aus. Weil ein Mann es sich nicht leisten konnte, Äxte nicht in der Tradition seiner Vorväter zu fertigen, trat ein Stillstand ein. Diese Leute fertigten das immergleiche Werkzeug nach demselben Plan -Millionen Jahre auf mehreren Kontinenten, und das trotz mehrerer Eiszeiten. Sogar die verschiedenen *Spezies*, die ihnen nachfolgten, bedienten sich der gleichen Technik. Das war eine Kontinuität und Beständigkeit, an die keine Institution und Religion je heranreichen sollte. Nur der Sex vermochte es, die Menschen so stark in den Bann zu ziehen, um eine so lange Stagnation zu bewirken.

Wenn er seine Werkzeuge fertigte, musste Axt in einem gewissen Maß wie ein Mensch denken. Im Gegensatz zum pithecinartigen ›Haudrauf‹, der den Splitter, den er vom Stein abscherte, in jeder Form und Größe akzeptierte, musste Axt bereits ein Bild des fertigen Gegenstands vor seinem geistigen Auge haben. Er musste die Werkstoffe und Hammer-Steine mit Blick auf dieses Bild auswählen, und er musste systematisch auf sein Ziel hinarbeiten. Doch anders als bei einem Menschen war sein Bewusstsein segmentiert. Axt fertigte seine Werkzeuge wie ein Mensch, aber er warb um Gefährtinnen wie ein Tier. Als Axt fertig war, drehte er das von ihm geschaffene Werkzeug ostentativ in den Händen und präsentierte ihr die glatten Flächen und die feine Schneide. Es war schön, aber unpraktisch.

Weit, die in einer etwas anderen Kultur aufgewachsen war, vermochte sich keinen Reim auf seine Handlungen zu machen und wurde dadurch genauso verwirrt wie von Narben-Gesichts Täuschungsversuch. Aber sie spürte, dass Axt sich für sie interessierte, und es wurde ihr warm im Bauch. Und in einem nüchtern kalkulierenden Winkel des Bewusstseins wusste sie auch, dass, wenn sie Axts Gefährtin wurde – wenn sie schwanger wurde –, Teil seiner Gruppe würde und ihre Zukunft gesichert wäre.

Aber sie hatte noch nie Geschlechtsverkehr gehabt, mit niemandem. Sehnsüchtig und furchtsam zugleich saß sie am Rand des Flussbetts, die Beine noch immer an die Brust gezogen. Sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Schließlich warf er die schöne Axt auf den Haufen zu den anderen.



Konsterniert schaute er sie von der Seite an und ging weg.

Speziation – die Entstehung einer neuen Spezies – war ein seltenes Ereignis.

Eine Spezies verwandelt sich nicht fließend in eine andere. Speziation fand vielmehr dann statt, wenn eine Gruppe Tiere von der Hauptpopulation isoliert wurde und unter Überlebensdruck geriet. Die Isolation war einerseits physikalisch – wenn zum Beispiel eine Gruppe Elefanten durch eine Überschwemmung abgeschnitten wurde – oder verhaltensspezifisch, wenn beispielsweise eine Gruppe von Hominiden, die sich eine bestimmte Art des Aasfressens angeeignet hatte, von einer anderen Gruppe ausgeschlossen wurde, die dieses Verhalten nicht ausgeprägt hatte.

Variation war im Erbgut aller Spezies angelegt. Es war, als ob jede Spezies in einem bestimmten Moment auf einem Feld sich konzentrierte, dessen Grenzen der Umfang des möglichen Lebensraums waren. Eine isolierte Gruppe wurde nun in einer abgetrennten Ecke des Felds ausgesetzt. Und dann tat sich vielleicht eine Lücke im Außenzaun auf und gewährte Zugang zu einem anderen, leeren Feld, in das sie langsam einsickerte. Und dann wurde wieder eine Variation nötig, um den neuen Lebensraum auszufüllen – und wenn die erforderliche Variation im Erbgut nicht angelegt war, vermochte sie vielleicht durch Mutation zu entstehen.

Letzten Endes entfernten jene, die sich in die fernste Ecke des neuen Territoriums ausbreiteten, sich genetisch weiter von denen, die auf dem alten Feld geblieben waren. Wenn die Entfernung für eine Vermischung der alten mit den neuen Stämmen zu groß wurde, entstand eine neue Spezies. Wenn die trennenden Schranken irgendwann fielen, trat die neue Spezies möglicherweise in Konkurrenz mit der Eltern-Art – und verdrängte sie vielleicht.

Etwa dreihunderttausend Jahre zuvor, in einem anderen Teil von Afrika, war eine namenlose Gruppe Waldrand-Pithecinen durch einen Lavastrom von ihrem Territorium abgeschnitten und für alle Zeiten aus dem Wald verbannt worden.

Die Vertriebenen mussten sich vielen Herausforderungen stellen. Die alte Angewohnheit der Pithecinen, am Waldrand zu jagen, war schon

mal ein Anfang gewesen, auf dem sie aufzubauen vermochten. Jedoch unterschied das Nahrungsangebot in der Savanne sich wesentlich vom Wald. Während der Wald ein stetiger Früchtelieferant gewesen war, wartete die Savanne in der Hauptsache mit Fleisch auf. Fleisch war eine hochwertige Nahrung, aber sie bestand aus Paketen, die über eine trockene, unwirtliche Landschaft verstreut waren – Paketen, die man erst einmal finden, fangen und zubereiten musste. Und nachdem es die Leute aus dem Schutz der Bäume in die offene Savanne verschlagen hatte, brauchten sie auch einen neuen Körper, um mit der Trockenheit und Hitze zurechtzukommen. Neue Verhaltensweisen waren erforderlich, um an die Ressourcen der neuen Umgebung zu gelangen – und sie mussten in einer Räuber-Hölle überleben.

Nach nur einem Dutzend Generationen waren Weits Ahnen nicht mehr wieder zu erkennen.

Der alte Primaten-Bauplan war geändert worden, und sie waren nun so groß, dass es alle menschlichen Proportionen sprengte. Weits Körper war viel massiger als die Affen-Vorfahren – sie war doppelt so schwer wie ein erwachsener grazier Pithecin. Die Masse war eine Adaption ans offene Land: Ein großer Körper vermochte nämlich mehr Wasser zu speichern, was ein wesentlicher Vorteil in der Savanne war, wo die Wasserquellen manchmal stundenlange Fußmärsche auseinander lagen. Außerdem war ihr Stoffwechsel imstande, Körperfett zu bilden und subkutan zu speichern, denn Fett war eine wichtige Energiereserve. Mit zehn Kilogramm Fett vermochte ein Körper vierzig Tage ohne Nahrung auszukommen, was ausreichte, um auch die schlimmsten jahreszeitlichen Schwankungen zu neutralisieren. Das Fett hatte den Körper geformt und sie mit runden Brüsten, einem breiten Hinterteil und kräftigen Schenkeln ausgestattet, was ihr eine weitaus *menschlichere* Gestalt verlieh als den schimpansenartig schlaffen Pithecin. Trotzdem war Weit kein Fettklops; sie war groß und schlank, sodass der Körper überschüssige Wärme gut abzuführen vermochte und nur eine verhältnismäßig kleine Fläche der Haut der direkten Sonneneinstrahlung ausgesetzt war. Eine weitere Anpassung an die Hitze bestand darin, dass sie außer am Kopf so gut wie keine Körperbehaarung hatte. Und im Gegensatz zu Capo und zu allen anderen Primaten außerhalb ihrer Artenfamilie schwitzte sie – denn blanke, schwitzende Haut regulierte die Temperatur

bei Lebewesen, die zu einem Leben unter der tropischen Sonne verurteilt waren, viel besser als Haare. Schwitzen war jedoch in der Hinsicht paradox, dass Weit dadurch Wasser verlor. Also musste sie intelligent genug sein, um zum Ausgleich dieses Nachteils Wasserquellen zu finden; anders als die meisten ursprünglichen Savannenbewohner wäre ihre Art immer in einem gewissen Ausmaß auf Wasserläufe und die Küsten angewiesen.

Die wesentlichen Menschenaffen-Merkmale der Pithecinen – die Greiffüße, die langen Arme und der gebückte Gang waren bald verschwunden. Weits Füße waren zum Gehen und Rennen gemacht und nicht zum Klettern: Der große Zeh war nun ein richtiger Zeh und kein Daumen. Weits Brustkorb war jedoch etwas hoch, und die Schultern ziemlich schmal; auch jetzt wies ihr Körper noch Spuren der einstigen Anpassung an den Wald auf – wie auch bei den modernen Menschen, wie bei Joan Useb.

Ihr Gehirn war zwischenzeitlich auf die über dreifache Größe der Pithecinen-Gehirne angewachsen, um sich besser in unübersichtlichen Landschaften zu orientieren und in den immer komplexeren sozialen Strukturen großer Gruppen von Savannen-Jägern zurechtzufinden. Dieses große Gehirn benötigte sehr viel Energie, doch Weits Nahrung war viel hochwertiger als das Pithecinen-Futter und bestand aus reichlich proteinhaltigem Fleisch und Nüssen – deren Suche wiederum eine höhere Intelligenz erforderte. Also war sie in gewisser Weise zum Erfolg verdammt.

Indes beruhten diese durchaus drastischen Veränderungen auf einer evolutionären Strategie, die sich durch eine bemerkenswerte Ökonomie auszeichnete. Sie fußte nämlich auf Heterochronie – *Ungleichzeitigkeit*. Läufer-Babys sahen im Prinzip genauso aus wie die Jungen ihrer affenartigen Vorfahren und die späteren Menschenkinder: Sie hatten vergleichsweise große Köpfe mit einem kleinen Gesicht und einem kleinen Mund. Wollte man nun ein Capo werden, bildete man einen starken Kiefer aus und hielt den Kopf relativ klein. Ganz anders bei Weit: Ihr Kopf war größer geworden, während der Kiefer klein geblieben war. Auch der viel größere Körper war durch Wachstumsschübe zustande gekommen: Ihr Körper hatte in etwa die relativen Dimensionen eines fötalen Capos, der auf Erwachsenengröße

aufgepumpt worden war.

Die beachtliche Körpergröße und das große Gehirn hatten jedoch ihren Preis. Sie war unvollständig entwickelt auf die Welt gekommen, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, den Kopf durch den Geburtskanal der Mutter zu pressen. Sie war ›unreif‹ geboren worden. Anders als die Menschenaffen und auch die Pithecinen vermochten die Läufer-Kinder erst lang nach dem Abstillen auf Nahrungssuche zu gehen: Außer der körperlichen Unreife verfügten die Neugeborenen auch nicht über die angeborene Fähigkeit, Nahrungsquellen wie erlegte Tiere, Muscheln und Nüsse zu nutzen – das mussten sie erst erlernen. Zugleich wurden die Kinder der Läufer in die Räuber-Hölle der Savanne hineingeboren.

Deshalb brauchten die Kinder viel Aufmerksamkeit.

Diese kostspieligen, unselbständigen Kinder waren für die Läufer ein Wettbewerbsnachteil gegenüber den schnell sich vermehrenden Pithecinen, mit denen sie sich oft den Lebensraum teilten. Und das war auch der Grund, weshalb die Läufer die Tendenz entwickelten, länger zu leben.

Die meisten Pithecinen-Weibchen – wie die Primaten vor ihnen – starben bald, nachdem sie ihre fruchtbare Periode hinter sich hatten. Zumal auch nur wenige überhaupt die letzte Geburt überstanden. Die Läufer-Frauen und Männer lebten aber noch Jahre, gar Jahrzehnte nach dem Ende der Fortpflanzungsfähigkeit. Diesen Großmüttern und Großvätern kam nun eine wichtige Funktion in der Prägung der Läufer-Gesellschaft zu. Sie ermöglichten nämlich Arbeitsteilung: Sie unterstützten ihre Töchter bei der Kinderaufzucht, sie halfen bei der Nahrungssuche und sie gaben die komplexen Informationen weiter, auf die die Läufer zum Überleben angewiesen waren.

All das hatte eine effizientere Neukonstruktion des Körpers erfordert. Läufer-Körper waren viel langlebiger als die der Pithecinen und verfügten zudem über bessere Selbstheilungskräfte – nur nicht was die Fortpflanzungs-Organen betraf. Die Eierstöcke einer vierzigjährigen Läufer-Frau waren so stark degeneriert, wie der restliche Körper es im Alter von achtzig Jahren gewesen wäre, falls sie überhaupt so lang gelebt hätte.

Die Unterstützung der Großmütter bedeutete vor allem, dass ihre Töchter es sich zu leisten vermochten, öfter Kinder zu bekommen. Und in dieser

Disziplin schlugen die Läufer die Pithecinen und die Menschenaffen. Fast alle Läufer-Kinder überlebten die Entwöhnung – die wenigsten Pithecinen-Jungen überlebten sie.

Für die Pithecinen war die Entstehung dieser neuen Art ein Desaster. Wegen ihrer engen Verwandtschaft bewohnten Läufer und Pithecinen den gleichen Lebensraum, und es kam auch kaum zu direkten Konflikten zwischen ihnen. Manchmal jagten Pithecinen Läufer, oder Läufer jagten Pithecinen, doch betrachteten sie sich gegenseitig als eine zu schlaue und gefährliche Beute, als dass es den Aufwand gelohnt hätte. Dennoch sollten die flexiblen, mobilen Läufer mit den großen Gehirnen ihre weniger intelligenten Verwandten allmählich verdrängen.

Letztlich waren weder die Werkzeugfertigung noch das Bewusstsein an sich ein Garant fürs Überleben.

Natürlich hätte das alles nicht passieren müssen. Ohne die Klimaschwankungen, die zufällige Isolierung von Weits Vorfahren wäre die Menschheit vielleicht nie entstanden: Es hätte nur die Pithecinen gegeben, aufrechte Schimpansen ohne richtige Sprache, die noch für ein paar Millionen Jahre primitive Werkzeuge fertigten und nichtige Handel austrugen, bis die Wälder schließlich ganz verschwanden und sie dem Untergang geweiht waren.

Das Leben war immer schon ein Glücksspiel gewesen.

Weit verbrachte die Nacht allein. Sie fror und schlief schlecht.

Als sie am nächsten Tag versuchte, sich in die Gruppe zu integrieren, schaute eine hochschwangere Frau sie finster an. Das war eine uralte Primaten-Herausforderung: War Weit hier, um sich Nahrung anzueignen, die sonst ihrem ungeborenen Kind zugute gekommen wäre? Weit fühlte sich total isoliert. Sie hatte zu niemandem hier irgendwelche Bindungen. Es gab keinen Grund, weshalb diese Leute ihr Territorium und ihre Ressourcen mit ihr teilen sollten. Zumal dieser Ort auch nicht gerade ein Paradies zu sein schien. Obendrein schien sie nun auch noch bei Axt auf Ablehnung zu stoßen.

Im Lauf des Nachmittags ging sie als Erste allein zur Höhle im Sandsteinfelsen zurück. Sie ließ sich in der Ecke nieder, die sie inzwischen als ihren Platz betrachtete.

Und dann bemerkte sie ein paar rote Steinbrocken, die an der Rückwand

der Höhle verstreut waren. Sie hob sie auf und betrachtete sie neugierig. Die Brocken waren weich und leuchteten hellrot im Tageslicht. Es handelte sich um Ocker-Klumpen mit der rötlichen Färbung von Eisenoxid. Irgendjemandem waren die Brocken ins Auge gestochen, und er hatte sie mit hierher genommen.

Sie sah rote Spuren auf verstreuten Basaltbrocken an der Rückwand der Höhle: Das Rot hatte die gleiche Farbe wie das Ocker – und wie Blut.

Versuchsweise verschmierte sie das Ocker auf dem Gestein und sah zu ihrem Erstaunen, dass es nun noch mehr blutige Streifen aufwies.

Für eine Weile spielte sie mit den Ocker-Klumpen, ohne dass sie wusste, was sie tat. Ihre Finger entwickelten ein Eigenleben und fügten den wirren Mustern auf dem Gestein weitere hinzu.

Dann hörte sie die Rufe der Leute, die zum vorläufigen Stützpunkt zurückkehrten. Sie legte die Ocker-Klumpen dorthin zurück, wo sie sie gefunden hatte und verzog sich in ihre Ecke.

Aber die Handflächen waren hellrot: rot wie Blut. Im ersten Moment glaubte sie, sie hätte sich geschnitten. Als sie sich jedoch die Hände ablecke, schmeckte sie salzigen Sand, und die Schmiere ging ab.

*Rot wie Blut.* Zögerlich wurde eine Verknüpfung in ihrem Bewusstsein hergestellt, und Licht drang durch eine Ritze zwischen den Gedanken-Schubladen.

Sie ging zu den Ocker-Klumpen zurück und fuhr sich dann damit über den Handrücken, sodass ein Gewirr aus Linien entstand – und dann über die verheilende Pithecinen-Wunde an der Schulter, sodass sie wieder schön rot glänzte.

Und sie färbte sich auch zwischen den Beinen, färbte die Haut rot wie Blut. Sie schien zu bluten, wie sie ihre Mutter hatte bluten sehen.

Sie ging in ihre Ecke zurück und wartete, bis das Licht erlosch. Als die Leute ihre Fellpflege betrieben, rollte sie sich zusammen und versuchte zu schlafen.

Jemand näherte sich ihr. Er war warm und atmete leise. Es war Axt. Sie roch den Staubgeruch der Steinsplitter an seinem Bauch und den Beinen. Seine Augen waren dunkle Kreise im erlöschenden Licht. Der Moment zog sich in die Länge. Dann berührte er sie an der Schulter. Sie zitterte unter der schweren warmen Hand. Er beugte sich über sie und schnüffelte leise. Er nahm ihre Witterung auf, wie Braue es getan hatte,

bevor sie von ihrer Familie getrennt worden war.

Sie spreizte die Beine, damit er das ›Blut‹ im letzten Licht zu sehen vermochte. Sie saß angespannt da und erwartete ihn.

Sie wusste, ihr Leben hing davon ab, dass er sie nahm. Vielleicht war es diese kreatürliche Angst und Sehnsucht, die Sehnsucht, dass er sie als Frau wahrnahm, die sie dazu veranlasst hatte, diese List zu ersinnen.

Im Gegensatz zu seinen im Wald lebenden Vorfahren war Axts stärkster Sinn das Sehen und nicht der Geruch, und so überlagerte die Botschaft von den Augen die Warnung der Nase. Er beugte sich vor und berührte sie an der Schulter, am Hals und an der Brust. Dann setzte er sich neben sie und kämmte ihr wirres Haar.

Langsam entspannte sie sich.

Weit blieb für den Rest ihres Lebens bei Axt. Doch so lang und wann immer sie die Möglichkeit hatte – derweil sie an Weisheit und Stärke gewann, derweil ihre Kinder heranwuchsen, bis sie ihr Enkel anvertrauten, damit sie sie wiederum beschützte und formte –, rannte sie, soweit die Beine sie trugen.

## KAPITEL 10

### DAS ÜBERFÜLLTE LAND

*Zentral-Kenia, Ostafrika,  
vor ca. 127.000 Jahren*



#### I

Kieselstein hatte einen Maniok-Strauch gefunden. Er bückte sich und begutachtete ihn.

Er war acht Jahre alt und nackt außer Ocker-Streifen auf der Tonnenbrust und im breiten Gesicht. Er riss etwas Gras im Umfeld des Maniok-Strauchs aus. Diese Stelle war für Maniok reserviert, nicht für Gras, und so sollte es auch bleiben.

Es waren zuvor schon Leute hier gewesen, um Knollen auszugraben. Vielleicht war er selbst schon einmal hier gewesen. Mit seinen acht Jahren kannte er bereits jeden Winkel des Reviers seiner Leute, und er glaubte, sich an diese Stelle zwischen diesen verwitterten Sandsteinfelsen zu erinnern.

Er nahm den Grabstock. Dabei handelte es sich um eine schwere Stange, die durch einen kleinen, grob durchbohrten Felsbrocken geschoben war. Trotz des Gewichts hob er das Werkzeug mit Leichtigkeit an und rammte es unter Einsatz der Schulter in den harten Boden.

Kieselstein hatte einen muskulösen Körper mit einem starken Knochenbau. Während Weit, seine längst tote Ahnin, wie eine Langstreckenläuferin angemutet hatte, hätte Kieselstein als Junior-Kugelstoßer durchzugehen vermocht. Sein Gesicht war breit, mit groben Zügen und wurde von einem dicken knöchernen Brauenwulst geprägt. Er hatte eine mächtige Nase und große Nebenhöhlen, durch die



das Gesicht irgendwie aufgeschwemmt wirkte. Sein Schädel, der beträchtlich größer war als Weits, beherbergte ein großes und komplexes Gehirn. In seiner Größe war es bereits mit dem eines modernen Menschen vergleichbar, doch anders als bei diesem saß es direkt hinterm Gesicht.

Bei der Geburt war Kieselsteins feuchter Körper flach und rund gewesen und hatte im Bewusstsein seiner Mutter das Bild eines Kieselsteins hervorgerufen, der vom Wasser eines Flusses glatt geschliffen war. Namensgebung lag für die Leute noch weit in der Zukunft – bei den gerade einmal zwölf Leuten in Kieselsteins Gruppe waren Namen unnötig –, und dennoch erinnerte die Mutter dieses Jungen, wenn sie in einem Fluss einen glänzenden Stein sah, sich daran, wie ihr Kind als Baby in ihren Armen gelegen hatte.

Also Kieselstein.

In diesem Zeitalter gab es viele robuste Arten von Leuten wie Kieselsteins Sippe, die über Europa und West-Asien verstreut waren. Diejenigen, die Europa bewohnten, würden eines Tages Neandertaler genannt werden. Doch genauso wie in Weits Zeit würden die meisten Arten dieser Leute niemals entdeckt und noch viel weniger verstanden, klassifiziert und mit einem Hominiden-Stammbaum verknüpft werden. Aber seine Leute waren stark. Schon im Alter von acht Jahren verrichtete Kieselstein Arbeiten, die das Überleben seiner Familie sicherten. Er war noch nicht soweit, um mit den Erwachsenen auf die Jagd zu gehen. Aber er vermochte schon Maniokknollen mit den Besten von ihnen auszugraben.

Der Wind frischte etwas auf und trug den würzigen Geruch von Holzrauch von den Hütten heran. Er musste sich dazu zwingen, wieder an die Arbeit zu gehen.

Seine Bemühungen hatten Erfolg. Er stieß die Hände ins trockene Erdreich und legte eine dicke Knolle frei, die so aussah, als ob sie tief in den Boden hineinreichen würde, vielleicht an die zwei Meter. Er machte mit dem Grabstock weiter. Staub und Erde wirbelten auf und blieben an seinen verschwitzten Beinen kleben. Er wusste, wie er mit Maniok-Knollen umzugehen hatte. Nachdem er die Knolle freigelegt hatte, würde er das essbare Fleisch ablösen und den Rest der Knolle mit dem Stiel wieder eingraben, damit sie nachzuwachsen vermochte.

Außerdem hegte er durch das Graben den Maniokstrauch: Indem er den Boden lockerte und lüftete, wurde das Nachwachsen beschleunigt. Seine Mutter würde sich freuen, wenn er ein paar dicke Knollen mit nach Hause brachte, die sie gleich aufs Feuer werfen konnte. Zumal Maniok nicht nur als Nahrungsmittel nützlich war. Man vermochte sie als Giftköder für Vögel und Fische zu benutzen und sich ihren Saft in die Haare einzumassieren, um die Läuse zu vernichten, die sich dort einnisteten...

Plötzlich hörte er ein knirschendes Geräusch.

Erschrocken riss Kieselstein den Grabstock heraus. Er beugte sich nach vorn, beschirmte die Augen vorm grellen Sonnenlicht und versuchte zu erkennen, was dort unten im Loch war. Vielleicht war es ein Insekt, das sich eingegraben hatte. Aber er sah nichts außer einem rostroten Ding, das ein bisschen wie Sandstein aussah. Er griff ins Loch, bekam den Gegenstand mit den kurzen Fingern zu fassen und brachte ihn ans Tageslicht. Es war eine kleine Kuppel mit einem gezackten Rand, deren Grundfläche seiner Handfläche entsprach. Als er sie vor die Augen hob, schauten ihn zwei leere Augenhöhlen an.

Es war ein Schädel. Der Kopf eines Kinds.

Das war kein gruseliger Fund. Kinder starben laufend. Dies war ein harter Ort, an dem Mitleid für die Schwachen und Kranken fehl am Platz war.

Doch alle Kinder, die in Kieselsteins noch jungem Leben gestorben waren, waren wie sämtliche Toten in der Nähe der Hütten vergraben worden, um Aasfresser daran zu hindern, die Lebenden zu belästigen. Vielleicht hatten seine Leute es hier, wo nun der Maniokstrauch wuchs, begraben, ehe Kieselstein geboren wurde.

Aber der Schädel war seltsam filigran und leicht. Kieselstein wog ihn in der Hand. Er hatte einen starken Brauenwulst, von dem die Stirn fast waagrecht abfiel. Kieselstein fuhr sich selbst über den Kopf und verglich die Linienführung des Schädels mit der leichten Wölbung seiner Stirn. Dann erkannte er Bissmale in der kleinen Schädeldecke: präzise Löcher, die von den Zähnen einer Katze stammten – aber erst, als das Kind schon tot und auf der Ebene zurückgelassen worden war.

Kieselstein konnte natürlich nicht wissen, dass er die sterblichen Überreste von Bengel, Weits Bruder, in der Hand hielt, der nicht weit

von hier gelebt hatte und gestorben war. Bengel war noch als Kind an Vitaminose gestorben, ohne viel von der Welt gesehen zu haben. Es wäre auch kaum ein Trost für Bengel gewesen, wenn er gewusst hätte, dass – eine Million Jahre nach dem Ende seines kurzen Lebens – sein kleiner Kopf in der Hand eines entfernten Großneffen gewiegt werden würde.

Und Bengel hätte die Landschaft, den Ort, an dem er einst gespielt hatte, auch kaum wieder erkannt.

Die geologische Struktur des Rift Valley – das Plateau, das Gestein, die Vulkanberge, das weite Tal selbst – hatte sich im Lauf der Zeit kaum verändert. Seit Weits Tagen war es jedoch ein karger, trockener Ort geworden. Vereinzelte Haine aus Akazien und wildem Lorbeer hatten das Dickicht und die Wäldchen der Vergangenheit ersetzt. Sogar das Grasland hatte sich verändert und wurde von ein paar feuerresistenten Pflanzenarten beherrscht. Zugleich waren die Tierpopulationen der Vergangenheit implodiert. Es war kein einziger Elefant in dieser Steppe mehr zu sehen, keine Antilope oder Giraffe. Es war, als ob das Leben hier eingebrochen wäre. Der Ort war tot. Weit wäre bei diesem Anblick erschrocken.

Dennoch hatten die sterblichen Überreste Bengels der Welt ihren Stempel aufgedrückt: Die im vergrabenen Schädel enthaltene Feuchtigkeit hatte genügt, um dem Maniokstrauch das Wachstum zu ermöglichen.

Achtlos schloss Kieselstein die Faust um den kleinen Schädel. Er zerbröselte, und die Splitter rieselten ins Loch zurück. Dann griff Kieselstein nach dem Grabwerkzeug; er musste die Wurzel noch ausgraben.

In diesem Moment sah er die Fremden.

Er duckte sich hinter einen Felsen und hielt den Atem an.

Es waren Jäger – das sah er sofort. Sie folgten einem alten Elefantenpfad. Elefanten gingen zum Wasser, und wo es Wasser gab, gab es auch viele Tiere, einschließlich der mittelgroßen Ungeheuer wie Damwild, das viele Leute vorzugsweise jagten.

Sie waren zu viert, alles Erwachsene: drei Männer und eine Frau. Die Jäger schritten weit aus und hatten den Körper dabei leicht vorgebeugt. Es war eine ausdauernde, keine elegante oder schnelle Gangart. Die

Jäger hatten nichts von Weits Geschmeidigkeit. Dichte Bärte verbargen die Gesichter der Männer, und die Frau hatte das lange Haar mit einer Lederschnur zusammengebunden. Im Gegensatz zu Kieselstein waren diese Leute bekleidet: Sie hatten sich einfach Tierhäute umgehängt und mit Lederstreifen oder Gürteln geflochtener Rinde verschnürt.

Kieselstein sah Bissspuren in der Bekleidung. Leder wurde mit den Zähnen gegerbt, und Kieselsteins dicker Brauenwulst hatte unter anderem die Funktion einer Verankerung für die Kiefer, die eine so harte Arbeit verrichten mussten.

Und sie waren bewaffnet: mit hölzernen Wurfspeeren und kürzeren, kompakten Stoßspeeren. An Hartholzknüppeln waren Steinspitzen mit Harz und Lederschnüren befestigt. Das waren Waffen für Riesen, die ein Mensch kaum hochzuheben, geschweige denn zu werfen vermocht hätte. Sie waren robuste Leute wie Kieselsteins Art. Er sah jedoch die ockerfarbenen Muster, mit denen sie Gesichter, Hände und Arme versehen hatten. Während Kieselsteins Körperbemalung aus vertikalen Linien bestand – Balken, Streifen und Bänder –, waren diese Leute mit einer Art Schraffur aus dicken Linien verziert.

Sie waren Fremde. Das sah man an der Körperbemalung. Und Fremde bedeuteten Ärger. Dies war ein Gesetz, das die gleiche Gültigkeit besaß wie der Aufgang der Sonne und des Monds.

Kieselstein wartete, bis die Neuankömmlinge hinter einem Akazienhain verschwunden waren. Dann rannte er so leise, wie der kompakte Körper es ihm erlaubte, nach Hause zurück. Die Maniokknollen, die er ausgegraben hatte, ließ er zusammen mit dem Grabstock zurück.

Kieselsteins Zuhause war eine Art Dorf aus vier großen Hütten, die in einem annähernden Rechteck um eine Lichtung angeordnet waren. Und doch war es kein Dorf, weil die Bewohner eine etwas andere Lebensweise als die Menschen hatten.

Kieselstein blieb keuchend auf der Lichtung stehen. Es war niemand draußen. Neben einer Hüttentür schwelte ein Feuer. Der zertrampelte Boden war mit Knochen, Pflanzenresten, Werkzeugen, Matratzen aus Laub und Gras, Rindenstücken, Holzsplittern, Keilen, zerbrochenen Speeren und Lederfetzen übersät. Es war eine regelrechte Müllkippe. Die Hütten waren primitiv und hässlich, erfüllten aber ihren Zweck. Sie

bestanden aus kräftigen jungen Stämmen, die annähernd kreisförmig in den Boden gerammt worden waren. Die Lücken zwischen den Stämmen hatte man dann mit gespaltenem Schilfrohr, überlappenden Blättern, Binsen und Rinde ausgefüllt. Zuletzt waren die Stämme an den Spitzen zusammengezogen und überlappend festgebunden worden. Das war eine Technik, die Capo bekannt vorgekommen wäre, denn vor fünf Millionen Jahren hatte er seine Baumwipfel-Nester schon auf die gleiche Art gebaut: Jede erzwungene Neuerung baute auf alten Techniken auf. Die Hütten waren alt. Die Leute hatten schon seit Generationen hier gelebt. Im Boden unter Kieselsteins Füßen stapelten sich die Knochen seiner Vorfahren. Die Leute fühlten sich hier sicher. Das war ihr Ort, ihr Land.

Doch Kieselstein wusste, dass das alles sich vielleicht bald ändern würde.

Er hob den Kopf zum ausgewaschenen Himmel. »*U-lu-lu-lu-lu!*  
*U-lu-lu-lu-lu...!*« Das war ein Ruf der Gefahr und des Schmerzes, der erste Ruf, den ein Kind nach dem ›Fütter-mich‹-Schrei lernte.

Die Leute kamen aus den Hütten gerannt und aus der Umgebung, wo sie als Sammler und Jäger unterwegs gewesen waren. Sie scharten sich besorgt um Kieselstein. Es waren ihrer zwölf: drei Männer, vier Frauen, drei ältere Kinder – einschließlich Kieselstein selbst – und zwei Babys, die von ihren Müttern ängstlich festgehalten wurden.

Er versuchte ihnen zu sagen, was er gesehen hatte. Er deutete in die Richtung, wo er die Fremden gesehen hatte und rannte ein paar Schritte auf und ab. »Andere! Andere, andere, Jäger!« Er vollführte ein realistisches Schauspiel, wobei er gestikulierte, posierte und mit geschwellter Brust den Gang starker Jäger imitierte. Er stellte sogar mit der Mimik dar, wie sie den Leuten mit ihren mächtigen Fäusten den Schädel zertrümmerten.

Seine Zuhörer wurden ungeduldig. Sie wandten sich ab und schienen sich wieder ihren Verrichtungen wie Sammeln, Essen oder Schlafen widmen zu wollen. Ein Mann beobachtete Kieselsteins Darbietung jedoch aufmerksamer. Er war ein bulliger Typ, der noch kräftiger gebaut war als die meisten anderen. Seine Nase war in der Kindheit durch einen Unfall verunstaltet worden, wobei der Knorpel der großen fleischigen Nase zertrümmert worden war. Dieser Mann, Plattnase, war Kieselsteins

Vater.

Kieselsteins Sprache war jedoch begrenzt. Sie bestand lediglich aus einer Aneinanderreihung konkreter Wörter ohne Grammatik und Syntax. Auch eine Million Jahre nach Weit war Sprache hauptsächlich eine soziale Fähigkeit, die nur für Klatsch und Tratsch verwendet wurde. Um Details und komplexe Informationen zu vermitteln, musste man sich mit Wiederholungen und endlosen Umschreibungen behelfen und dies mit Mimik, Gestik und ›Theater‹ unterlegen. Es fiel den Erwachsenen schwer, den Sinn von Kieselsteins Botschaft zu begreifen. Sie selbst sahen keine Fremden. Er log vielleicht oder übertrieb: Er war schließlich noch ein Kind. Der einzige Gradmesser für den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen waren die Leidenschaft und Energie, die er in seine Vorführung legte.

So lief das immer. Damit überhaupt jemand zuhörte, musste man schreien.

Schließlich gab Kieselstein es auf und setzte sich keuchend in den Schmutz. Er hatte sein Bestes gegeben.

Plattnase kniete neben ihm nieder. Plattnase glaubte seinem Sohn: Die Vorführung hatte ihn zu sehr angestrengt, als dass er gelogen hätte. Er legte seinem Sohn die Hand auf den Kopf.

Beruhigt berührte Kieselstein den Arm seines Vaters. Er spürte eine Reihe langer und gerader Narben, die parallel zum Unterarm verliefen. Diese Kratzer stammten aber nicht von Tieren. Plattnase hatte sie sich mit der scharfen Klinge eines Steinmessers selbst zugefügt. Kieselstein wusste, wenn er älter war, würde er sich dem gleichen Spiel, der gleichen Selbstverstümmelung unterziehen, die man stumm und mit einem Grinsen erduldet: Sie war ein Teil dessen, was seinen Vater ausmachte, war Teil seiner Stärke, und Kieselstein empfand es als tröstlich, diese Narben zu streicheln.

Einer nach dem andern gesellten die Erwachsenen sich zu ihnen.

Als der Moment des stillschweigenden Einverständnisses verstrichen war, stand Plattnase auf. Es bedurfte keiner Worte mehr. Jeder wusste, was zu tun war. Die Erwachsenen und die älteren Kinder durchstreiften die Siedlung auf der Suche nach Waffen. Es herrschte keine Ordnung in der Siedlung, und die Waffen und anderen Werkzeuge lagen dort herum, wo man sie zuletzt benutzt hatte – inmitten von Haufen aus

Nahrungsmitteln, Schutt und Asche.

Trotz der Dringlichkeit bewegten die Leute sich jedoch eher gemächlich, als ob sie die Wahrheit immer noch nicht so recht glauben wollten.

Staub, Kieselsteins Mutter, versuchte ihr quengelndes Baby zu beruhigen, während sie die Ausrüstung zusammensuchte. Das offene, vorzeitig ergraute Haar war in einer exzentrischen Anwandlung immer mit einem trockenen duftenden Staub gepudert. Mit fünfundzwanzig alterte sie schnell und hinkte wegen einer alten Wunde, die nie richtig verheilt war. Seither hatte Staub doppelt so hart gearbeitet, und diese Belastung spiegelte sich in ihrer gebückten Haltung und dem verhärmtten Gesicht wider. Aber sie hatte einen klaren Verstand und eine außerordentliche Vorstellungskraft. Sie dachte schon an die schweren Zeiten, die bevorstanden. Beim Blick in ihr Gesicht fühlte Kieselstein sich schuldig, weil er sie mit dieser Sache behelligt hatte...

Kieselstein hörte ein leises Zischen, sah einen Blitz. Er drehte sich um. In einem traumgleichen Moment sah er den Speer im Flug. Er war aus einem schönen Stück Hartholz gearbeitet. Vor der Spitze war er am dicksten und verjüngte sich zum Ende hin, was ihm gute Flugeigenschaften verlieh.

Und dann war es, als ob die Zeit wieder in Fluss geriet.

Der Speer bohrte sich Plattnase in den Rücken. Er wurde auf den Boden geschleudert. Der Speer ragte ihm senkrecht aus dem Rücken. Er zuckte noch einmal und entlud explosiv den Darm. Eine schwarzrote Pfütze breitete sich unter ihm aus und tränkte den Boden.

Im ersten Moment war Kieselstein mit diesen Eindrücken überfordert – mit der Vorstellung, dass Plattnase so plötzlich gestorben war. Es war, als ob ein Berg plötzlich verschwunden oder ein See verdampft wäre. Doch Kieselstein hatte den Tod trotz seines jungen Lebens schon in allen Facetten kennen gelernt. Und er roch auch den Gestank nach Kot und Blut: Fleisch riecht, aber keine Person.

Ein Fremder stand zwischen den Hütten. Er war kompakt und kräftig. Er war in Häute gewickelt und hielt einen Stoßspeer in der Hand. Sein Gesicht war ockerfarbenen schraffiert. Er war derjenige, der Plattnase mit dem Speer niedergestreckt hatte. Und Kieselstein sah auch den zurückgelassenen Grabstock in der Hand des Fremden. Sie hatten ihn beim Maniokstrauch gesehen. Sie waren seiner Spur gefolgt. *Kieselstein*

*hatte sie hierher geführt.*

Voller Wut, Furcht und Schuldgefühl rannte er los.

Doch er kam nicht weit. Seine Mutter hatte ihn an der Taille festgehalten. Auch wenn sie hinkte, war sie immer noch stärker als er, und sie schaute ihn plappernd an. »Dumm! Dumm!« Für einen Moment wurde Kieselstein wieder klar im Kopf. Nackt und unbewaffnet wie er war, wäre er sofort getötet worden.

Ein Mann kam aus der Siedlung gerannt. Er war nackt und hatte einen Stoßspeer. Er war Kieselsteins Onkel und stürzte sich auf den Mörder seines Bruders. Der Fremde wehrte den ersten Schlag ab, doch der Gegner riss ihn um. Die beiden gingen zu Boden, rangen miteinander und versuchten jeweils den entscheidenden Schlag oder Stoß anzubringen. Bald waren sie in einer Staubwolke verschwunden. Sie waren zwei Muskelpakete, die sich mit aller Kraft bekämpften. Es war wie ein Kampf zwischen zwei Bären.

Und nun quollen immer mehr Jäger über die Felskante und aus dem Wald. Männer und Frauen gleichermaßen, alle mit Speeren und Äxten bewaffnet. Sie waren schmutzverkrustet, mager und hatten einen harten Blick. Sie waren über Kieselstein und seine Gruppe gekommen, als sei sie eine ahnungslose Antilopenherde.

Kieselstein sah die Verzweiflung in den Augen der anderen. Diese Neuankömmlinge waren genauso wenig Nomaden oder instinktgetriebene Eroberer, wie Kieselsteins Leute gewesen wären. Nur eine schlimme Katastrophe konnte sie dazu veranlasst haben, auf Wanderschaft zu gehen, sich in ein neues, unbekanntes Land zu wagen und diesen plötzlichen Krieg zu führen. Doch wo sie nun einmal hier waren, würden sie auf Leben und Tod kämpfen, denn sie hatten keine andere Wahl.

Plötzlich ertönte ein Geheul. Der Jäger, der mit seinem Onkel gekämpft hatte, war wieder aufgestanden. Ein Arm baumelte blutig und gebrochen herab. Aber er grinste – der Mund war eine blutige Masse mit ausgeschlagenen Zähnen. Kieselsteins Onkel lag mit aufgeschlitzter Brust auf dem Boden.

Kieselsteins Leute hatten bereits zwei der drei Männer verloren:

Plattnase und seinen Bruder. Sie standen auf verlorenem Posten.

Die Überlebenden ergriffen die Flucht. Es blieb ihnen keine Zeit, etwas



mitzunehmen; keine Werkzeuge, keine Nahrung und nicht einmal die Kinder. Und die Jäger griffen sie auch noch auf der Flucht an und brachten sie mit dem stumpfen Ende der Speere zu Fall. Der dritte Mann wurde niedergestreckt. Die Jäger erwischten zwei Frauen und ein Mädchen, das jünger war als Kieselstein. Die Frauen wurden zu Boden geworfen, und die jungen Männer zogen ihnen die Beine auseinander und versuchten sich bei der Vergewaltigung zuvorzukommen. Die Übrigen rannten immer weiter, bis die Verfolger schließlich aufgaben.

Kieselstein schaute den Weg zurück, den sie gekommen waren. Die Jäger durchsuchten die Siedlung und gingen dabei auf einem Boden umher, der seit undenklichen Zeiten Kieselsteins Stamm gehört hatte. Dann sah Kieselstein, dass nur noch fünf Dorfbewohner übrig waren. Zwei Frauen, einschließlich seiner Mutter, Kieselstein selbst, ein kleineres Mädchen und ein Baby – es war aber nicht Kieselsteins Schwester. Nur fünf.

Mit versteinertem Gesicht wandte Staub sich an Kieselstein und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Mann«, sagte sie bedeutungsschwer. »Du.«

Das stimmte, wie er schreckerfüllt feststellte. Er war das älteste überlebende Mitglied des Stamms. Von den Fünf war nur noch das quengelnde Baby im Schmutz zu seinen Füßen männlichen Geschlechts. Staub hob das mutterlose Baby auf und drückte es an sich. Dann kehrte sie der Heimat den Rücken und stapfte Richtung Norden, wobei sie mit dem hinkenden Gang unregelmäßige Spuren im Schmutz hinterließ. Der ebenso verwirrt wie entsetzt Kieselstein folgte ihr.

## II

Das Pleistozän, diese Eiszeit, war ein Zeitalter brutaler Klimaschwankungen. Dürre, Überschwemmungen und Stürme waren normale Erscheinungen. In dieser Periode ereignete sich eine ›Jahrhundertkatastrophe‹ alle zehn Jahre. Es war eine Zeit wilder Schwankungen, eine Zeit, in der das Klima Kapriolen schlug. Es schuf eine Umwelt, die an alle Tiere, die in ihr lebten, hohe Anforderungen stellte. Um diese Veränderungen zu bewältigen, wurden viele Tiere intelligenter – nicht nur die Hominiden, sondern auch die Raubtiere und die Pflanzenfresser, ob Huftiere oder andere. Das durchschnittliche Säugetiergehirn sollte sich in den zwei Millionen Jahren des Pleistozän verdoppeln.

Die Familie der Hominiden-Spezies, zu der Kieselstein gehörte, war – wie so viele andere – weit südlich von hier in Afrika geboren worden. Sie waren intelligenter und stärker als Weits Leute und hatten sich in einem großen Bogen von Afrika nach Europa bis zur Eisgrenze und nach Asien ausgebreitet, wo sie bis nach Indien vorgestoßen waren. Sie hatten ihre Werkzeuge, ihre Lebensweise und im Lauf der Zeit auch ihre Körper an die unterschiedlichen Bedingungen angepasst, die sie vorfanden.

Und sie hatten die älteren Hominiden-Formen verdrängt. Elegante, dünne Läufer wie Weit überdauerten noch in Ostasien, doch in Afrika klammerten sie sich nur noch an Nischen. In Europa waren sie ganz ausgestorben. Und was die letzten Pithecinen-Arten betraf, so waren sie schon vor langer Zeit verschwunden, aufgerieben zwischen den Schimpansen und den neuen Savannen-Leuten. Dennoch war das Verbreitungsgebiet der Hominiden noch klein. Es gab noch immer keine Leute in den kalten nördlichen Breiten, nicht in Australien und auch nicht auf dem amerikanischen Doppelkontinent. Doch in der Alten Welt traten sie sich allmählich auf die Füße.

Und zugleich gab das Land immer weniger her.

Es hatte wieder ein Artensterben stattgefunden. Und diesmal hatten die

Leute maßgeblich damit zu tun. Unter dem klimatischen Druck hatten viele der größeren, langsam sich vermehrenden Tier-Arten Zuflucht bei Wasserquellen gesucht. Dadurch wurden sie zu einer leichten Beute für die immer intelligenteren Hominiden-Jäger, die unter der Prämisse der Risikominimierung gezielt alte, schwache, aber auch vor allem junge Tiere auswählten, wodurch die Populationen rasch dezimiert wurden. Die größten und einheitlichsten Spezies waren zuerst ausgestorben. In Afrika hatten von der weit verzweigten und uralten Elephantiden-Familie nur die echten Elefanten überlebt.

Und dann war da noch das Feuer.

Die Bändigung des Feuers, die erst wenige Generationen vor Kieselsteins Zeit gelungen war, hatte einen Höhepunkt in der Hominiden-Entwicklung dargestellt. Feuer bot viele Vorteile: Wärme, Licht und Schutz vor Raubtieren. Man vermochte mit ihm Holz zu härten und mit seiner Hitze viele pflanzliche und tierische Nahrung zu garen. Es gab aber noch keine großmaßstäblichen, organisierten Brandrodungen; das würde erst später einsetzen. Dennoch wirkte der tägliche Einsatz von Feuer sich schleichend und nachhaltig auf die Vegetation aus, weil die Pflanzen, die dem Feuer zu widerstehen vermochten, gegenüber den weniger robusten Sorten die Oberhand bekamen. Und obwohl Ackerbau in diesem Sinn noch weit in der Zukunft lag, hatten die Hominiden bereits mit der Auswahl von Pflanzen begonnen, die sie für ihre Zwecke bevorzugten – wie Kieselstein auch das Unkraut um den Maniokstrauch gejätet hatte.

Diese an sich geringfügigen Handlungen hatten, indem sie täglich über einen Zeitraum von Jahrhunderttausenden wiederholt wurden, gravierende Auswirkungen. Einst war die Landschaft von wandernden Elefanten geprägt worden: Weit und ihre Art waren bloße Statisten gewesen. Doch das war einmal. *Diese* Landschaft war von Menschen geprägt worden.

Trotzdem wirkte dieses kahle Land mit den feuerresistenten Bäumen und vereinzelt Pflanzenfressern jungfräulich, als ob es sich seit Urzeiten in diesem Zustand befunden hätte. Es lag schon so lang so da, dass niemand auf der Erde sich vorzustellen vermocht hätte, es hätte hier je anders ausgesehen.

Robbe hatte am Strand eine Spinne gefangen. Er lief durch den Sand und brachte sie grinsend zu Kieselstein. »Spinne Netz Spinne Fisch.« Kieselstein tippte Robbe auf den Kopf, sodass etwas von seiner ansteckenden Energie sich auf ihn übertrug. Er wünschte sich, er hätte mehr davon.

Robbe rannte zum Büschel Dünengras zurück, wo er die Spinne gefunden hatte. Das Netz bestand aus strahlförmigen kräftigen Strängen, über die die Spinne ein spiralförmiges klebriges Geflecht gespannt hatte. Sachte, ganz sachte hob der Junge, der einen kurzen Stock in der Hand hatte, die Spirale von den nicht haftenden Trägersträngen. Dann führte er den Stock von Speiche zu Speiche und rollte sie auf, sodass das klebrige Zeug sich wie Zuckerwatte am Ende des Stocks zusammenballte. Dann lief er zu einem Gezeitentümpel, der von flachen erodierten Felsen umrandet war. Er tunkte den Stock ins Wasser und ließ die klebrige Masse auf der Wasseroberfläche tanzen.

Ein kleiner Fisch kam herbei geschwommen und knabberte am verlockenden Köder. Und mit jedem Biss klebte er mit dem Maul stärker am Netz fest. Schließlich haftete er fest am Stock, und Robbe vermochte ihn leicht aus dem Wasser zu ziehen. Mit einem triumphierenden Grinsen steckte er sich den Fisch in den Mund. Dann rührte er mit dem Stock im Klebstoffbeutel der toten Spinne und tauchte ihn wieder ins Wasser.

Robbe, der in den Armen von Staub aus der überfallenen Siedlung gerettet worden war, war nun zwölf Jahre alt – sieben Jahre jünger als Kieselstein. Seine frühe Kindheit hatte sich wesentlich von der Kieselsteins unterschieden: Er war die ganze Zeit auf Wanderschaft gewesen. Jedoch schien Robbe nicht darunter gelitten zu haben. Vielleicht hatte er sich ans Wandern gewöhnt wie die Pflanzenfresser, die dem Lauf der Jahreszeiten folgten. Und er hatte das Meer erreicht. Er war zu schwer zum Schwimmen – wie sie alle –, doch wann immer Kieselstein ihn im seichten Wasser in Küstennähe sah, wurde er an einen verspielten Meeressäuger erinnert.

Auch elf Jahre nach dem traumatischen Angriff, bei dem sein Vater ums Leben gekommen war, hatte Kieselstein nichts von Robbes phantasievoller Verspieltheit.

Mit neunzehn war Kieselstein voll ausgewachsen und hatte eine so

kompakte und kräftige Statur, wie sein Vater sie besessen hatte. Aber er war angeschlagen. Sein Körper trug alte Narben von wilden, verzweifelten Jagdepisoden. Beim Zusammenprall mit einem Wildpferd hatte er sich einen Rippenbruch zugezogen, der nie richtig verheilt war. Zeit seines Lebens würde er bei jedem Atemzug einen diffusen Schmerz verspüren. Und er trug Male von Wunden, die ihm in vielen Kämpfen von Leuten beigebracht worden waren.

Durch den Zwang, schnell erwachsen zu werden, hatte er sich nach innen gekehrt. Er verbarg seine Gedanken hinter einem zotteligen Bart, der von Jahr zu Jahr dichter und verfilzter wurde, und die Augen schienen unter dem dicken Brauenwulst zu verschwinden.

Und wie bei seinem Vater waren beide Arme von langen, zerklüfteten Narben gezeichnet.

Mit einem Seufzer widmete Kieselstein sich wieder der Überprüfung der Netze und Köder, die er im tiefen Wasser ausgelegt hatte. Dieser Kieselstrand wurde durch eine lange Landzunge vorm Meer geschützt, und ein Süßwasser-Bach tröpfelte über den Felsvorsprung auf den Strand. Das Meer war das Mittelmeer, und die Küste war die nördliche Küste Afrikas. Hinter ihm, im Süden, stieg das Land terrassenförmig an. An diesem Ort hatten Kieselsteins Leute eine neue Heimat gefunden, auf den grasigen Dünen oberhalb der Hochwasserlinie in einer Hütte, die sie aus Treibholz und jungen Baumstämmen errichtet hatten.

Soweit er wusste, hatte Robbe, der mit Spinnen und ihren Netzen spielte, eine eigene Technik des Fischens entwickelt. Doch an dieser tristen Küste hatten sie alle schnell lernen müssen, vom Meer zu leben. Anfangs hatten sie, der Gewohnheit als Antilopen-Jäger folgend, versucht, im flachen Wasser Fische und Delphine zu fangen, die ihnen aber leicht entwischten. Sie waren dem Verhungern und der Verzweiflung nahe gewesen.

Bis sie schließlich durch die Beobachtung der Spinnen, Vögel und Kleintiere auf die richtige Idee gekommen waren. Dieses Getier verfang sich nämlich hin und wieder in Büschen oder Röhricht mit klebrigen Blättern oder in den Ranken von Dickicht.

Allmählich hatten sie den Gebrauch von Netzen, Fallen und Schlingen gelernt, die sie aus Rinde und Lederstreifen flochten. Mit den ersten Versuchen hatten sie mehr Pech als Glück gehabt. Doch dann hatten sie

die Fertigkeit entwickelt, natürliche Schnüre und Ranken zu verwenden und gelernt, Naturfasern zu flechten, auszubessern und zu verknüpfen. Und es funktionierte. Mit etwas Glück gingen ihnen Fische, Tintenfische und Schildkröten ins Netz. Je weiter sie ins Wasser hinausgingen, desto ertragreicher wurde der Fang.

Und es hatte auch funktionieren müssen, sonst wären sie verhungert. Ironischerweise war das Land im Süden, jenseits dieser Küstenklippen, ein üppiger Flickenteppich aus Wald- und Grasland, aus Süß- und Salzwassertümpeln. Und es gab viele Tiere jenseits der Marschen und in den höheren Lagen: Rothirsche, Pferde und Nashörner und viele kleinere Körnerfresser. Manchmal kamen die Tiere auf der Suche nach Salz sogar an den Strand herunter.

Wenn das Land menschenleer gewesen wäre, dann hätte Kieselsteins Gruppe sich vielleicht im Paradies gewähnt. Aber das Land war nun einmal nicht leer, und das war das ganze Problem.

Am Horizont war eine Insel, auf die sein Blick sich nun heftete. Obwohl sie durch die große Entfernung von einem blauen Dunstschleier verhüllt wurde, vermochte er sogar von hier aus zu sehen, wie üppig die Insel war: Vegetation quoll aus jeder Felsspalte und zog sich fast bis zum Meer herunter. Und es waren Leute dort: dünne, große Leute, die wie huschende Schemen über den Strand und die Hügel rannten.

Dort wären er und seine Leute in Sicherheit, sagte er sich. Auf einer Insel wie dieser, auf einem eigenen Stück Land, könnten sie von Fremden unbehelligt für immer leben. Wenn er dorthin gelangen könnte, wäre er vielleicht imstande, diesen dürren Leuten ihr Land streitig zu machen.

*Falls* er dorthin gelangte. Aber die Leute vermochten nicht wie Delphine zu schwimmen, und sie vermochten auch nicht wie Insekten übers Wasser zu laufen. Es war ein Ding der Unmöglichkeit.

Sie saßen hier fest.

Zumal sie überhaupt nicht vorgehabt hatten, so weit zu gehen. Sie hatten ihre Wanderung nicht geplant. Sie waren einfach gezwungen gewesen, immer weiter zu wandern, während die Jahre vergangen waren.

Kieselsteins Art war von Natur aus sesshaft; in einer überfüllten Welt war diesen robusten Leuten die Wanderlust von Weit längst abhanden gekommen. Es war für sie eine große Belastung gewesen, dass es sie in

diese unbekannten Landstriche verschlagen hatte: Für Kieselstein hatte der lange Marsch einen langsamen körperlichen Abbau bedeutet, und er wäre darüber fast verrückt geworden.

Unterwegs waren die Kinder herangewachsen. Kieselstein selbst war zum Mann geworden, und ihre Zahl war langsam angestiegen, als immer mehr Flüchtlinge vor der einen oder anderen Katastrophe sich ihnen anschlossen. Kieselstein war Vater geworden. Er hatte sich mit Grün gepaart, der melancholischen Frau, die mit ihnen aus der alten Siedlung geflohen war. Bei der Durchquerung eines besonders heißen und trockenen Lands war das Kind aber gestorben.

Und sie hatten noch immer keinen Platz gefunden, an dem sie leben konnten. Denn die Welt war voller Leute.

Vorm Angriff hatte Kieselsteins Großfamilie aus zwölf Leuten bestanden. Sie waren autark, sie trieben keinen Handel und sie unternahmen auch kaum Reisen zu Zielen, die weiter als ein Tagesmarsch entfernt waren.

Dennoch waren sie sich immer der Gegenwart ähnlicher Gruppen bewusst gewesen, die sesshaft wie Bäume überall in der Landschaft verstreut waren.

Alles in allem waren es über vierzig Stämme gewesen, die den großen Clan ausmachten, dem Kieselsteins Leute angehörten – ungefähr tausend Leute. Manchmal fand auch ein Austausch statt, wenn Jugendliche aus einem ›Dorf‹ in einem anderen Paarungsgefährten suchten. Und gelegentlich kam es auch zu Konflikten, wenn zwei Parteien sich um Jagdgründe oder eine bestimmte Jagdbeute stritten. Solche Vorfälle wurden jedoch in der Regel durch einen Box- oder Ringkampf entschieden und schlimmstenfalls durch einen Speer ins Bein. Diese Verstümmelung hatte sich zu einer rituellen Bestrafung entwickelt.

Und jeder Einzelne aus diesem tausendköpfigen Verband, vom Neugeborenen bis zum runzligen fünfunddreißigjährigen Greis, war mit den charakteristischen roten oder schwarzen senkrechten Streifen verziert, die Kieselstein noch immer im Gesicht hatte.

Weit hätte gestaunt, wenn sie gesehen hätte, welche Blüten das zufällig von ihr benutzte Ocker nun trieb. Was als halbbewusste sexuelle List begonnen hatte, war über gewaltige Zeiträume eine Zelebrierung der Fruchtbarkeit geworden. Frauen und sogar ein paar Männer bemalten die

Beine mit der charakteristischen Farbe der Fruchtbarkeit. Und im Lauf der Zeit hatten trübe Hirne und ungelenke Finger mit neuen Markierungen, neuen Symbolen experimentiert.

Inzwischen erfüllten diese krakeligen Symbole jedoch einen Zweck.

Kieselsteins senkrechte Streifen waren eine Art Uniform, mit der sich sein Volk gegenüber anderen abgrenzte. Man musste nicht mehr jedes Mitglied der Gruppe persönlich kennen, was Capo in seiner Eigenschaft als Rottenführer noch hatte leisten müssen. Man musste sich keine Gesichter mehr merken. Alles, was man brauchte, war das Symbol.

Die Symbole einten die Clans. In gewisser Weise waren es die Symbole, für die sie kämpften. Diese unregelmäßigen Streifen und

Körpermarkierungen waren der Beginn der Kunst – und sie waren zugleich der Ursprung der Nationen, der Ursprung des Krieges. Sie machten Konflikte möglich, die sogar den Tod derjenigen überdauerten, die sie begonnen hatten. Deshalb wurden die Hominiden durch die Schaffung neuer Symbole mit jeder Generation intelligenter.

Die ganze Landschaft wurde von solchen Clans bewohnt, die mehr oder weniger die gleiche Größe hatten. Sie waren alle sesshaft und blieben am Ort ihrer Geburt, wo schon ihre Eltern und Großeltern gelebt hatten. Sie vermochten sich untereinander nicht zu verständigen – wobei viele dieser Gemeinschaften durch die lange Isolation nicht einmal mehr imstande waren, sich zu vermischen. Und dort blieben sie, bis sie entweder von Naturkatastrophen wie Klimaänderungen oder Überschwemmungen vertrieben wurden – oder von anderen Leuten. Das war natürlich auch der eigentliche Grund für das Entstehen der Clans: um Flüchtlinge fernzuhalten.

Es war eine harte Zeit für sie gewesen. Nach elf Jahren waren sie schließlich an diesen Ort gelangt, an diesen Strand und hatten halt machen müssen, denn hier war das Land zu Ende.

Plötzlich hörte Kieselstein einen Ruf vom Strand. »Hey, hey! Hilf, hilf!« Kieselstein stand auf und schaute in die Richtung, aus der der Ruf gekommen war. Er sah zwei bullige Gestalten auf die Hütte zuwanken. Das waren Hände und Hyäne, wobei der eine durch seine großen, starken Hände charakterisiert wurde und der andere durch die Angewohnheit, auf der Jagd wie eine Hyäne zu lachen. Diese beiden Männer hatten sich Kieselsteins Gruppe auf der Odyssee angeschlossen. Sie waren am Ende



ihrer Kräfte. Hyäne lehnte sich schwer an die mächtige Schulter seines Kameraden, und sogar von hier aus hörte Kieselstein Hyänes pfeifenden Atem.

Staub kam aus der Hütte. Kieselsteins Mutter war nun in den späten Dreißigern. Durch die Entbehrungen des langen Marsches war sie hager und gebeugt, und ihr Haar war weiß und strähnig. Aber sie klammerte sich zäh ans Leben. Sie humpelte den Strand entlang zu Hyäne und Hände und rief: »Stechen, stechen!«

Hyäne brach auf dem Strand zusammen, und Kieselstein sah eine Steinaxt in seinem Rücken stecken. Sie halfen ihm wieder auf die Beine. Kieselstein murmelte etwas vor sich hin und folgte seiner Mutter den Strand entlang.

Als sie Hyäne zur Hütte zurückgebracht hatten, dämmerte es schon. Die Leute gingen in der Hütte umher und bereiteten sich auf die nächtlichen Aufgaben vor. Die Männer und Frauen gleichermaßen hatten mächtige Schultermuskeln, die unter den ledernen Umhängen sich wie Buckel abzeichneten. Sie hatten bratpfannengroße Hände mit breiten, spateiförmigen Fingerspitzen. Die dickwandigen Knochen hielten große Belastungen aus, und die Gelenke waren schwer und massig. Das waren massive Leute, als ob sie aus der Erde selbst geformt worden wären. Sie mussten stark sein. In einer rauen Umgebung mussten sie ihr Lebtage hart arbeiten und mit schierer Kraft und emsigem Fleiß ausgleichen, was ihnen an Gehirnschmalz fehlte.

Nur wenige erreichten das Lebensende ohne den Schmerz alter Wunden und Probleme wie Knochenschwund. Es wurde auch kaum jemand älter als vierzig.

Hyänes Wunde war unbeachtlich. Nicht einmal der Umstand, dass er offensichtlich einen Schlag in den Rücken erhalten hatte, und zwar von einer rivalisierenden Gruppe Hominiden jenseits der Klippen, sorgte für Aufsehen. Das Leben war hart. Verletzungen waren an der Tagesordnung.

In der niedrigen, kleinen Hütte gab es kein Licht außer dem Feuer und Tageslicht, das durch Ritzen im Flechtwerk der Wände drang. Es gab auch keine ›Hausordnung‹. An der Rückwand der Hütte häuften sich Knochen, Muschelschalen und Essensreste. Werkzeuge, zum Teil

zerbrochen oder erst halbfertig, waren achtlos weggeworfen worden, genauso wie Reste von Essen, Leder, Holz, Stein und Tierhäuten. Der Boden gab auch Aufschluss über die Essgewohnheiten der Gruppe: Bananen, Datteln, Wurzeln und Knollen – vor allem Maniok. Die Erwachsenen verrichteten ihr Geschäft draußen, um die Fliegen fernzuhalten. Aber die Kinder mussten erst noch stubenrein werden, sodass der Boden mit getrocknetem und platt getretenem Kinderkot übersät war.

Es gab nicht einmal feste Feuerstellen. Die Spuren alter Feuer waren als schwarze Kreise aus aufgeschütteten Kieselsteinen und Sand auf dem Hüttenboden und vor der Hütte zu sehen. Wenn der Wind drehte oder ein Teil der Hütte einstürzte, transportierten sie die Glut einfach zu einer anderen Stelle und bauten eine neue Feuerstelle.

Ein Mensch hätte sich in der Hütte den Kopf gestoßen und klaustrophobische Anwandlungen verspürt. Sie war ein infernalischer Saustall und von einem unerträglichen Gestank erfüllt. Für Kieselstein war das aber eine ganz normale Umgebung, wie er sie nie anders kennen gelernt hatte.

An diesem Abend wurden sogar zwei Feuer unterhalten. Hände kümmerte sich ums Feuer, das schon den ganzen Tag lang schwelte. Er streifte auf der Suche nach Brennholz um die Hütte und errichtete einen ordentlichen Scheiterhaufen aus Holz und Laub, um ein helles, heißes Feuer zu erzielen. Er hatte das Fleisch vom Kopf und den Gliedern eines Nashorn-Babys abgezogen und knackte die Knochen überm Feuer, um an das nahrhafte Mark zu gelangen.

Im hinteren Bereich der Hütte arbeiteten Staub und die Frau Grün mit Robbe, Schrei und ein paar Kindern an einer zweiten Feuerstelle. Sie hatten ein paar Steine, aus denen sie Messer und Bohrer herstellten. Damit bereiteten sie die Nahrung zu, die sie im Lauf des Tags im Umkreis von ein paar hundert Metern um die Hütte beschafft hatten. Darunter waren Krustentiere und eine Ratte.

Bald hing dichter Rauch unterm geflochtenen Dach der Hütte. All diese Verrichtungen fanden vor einem Hintergrund aus Grunzen, Gemurmeln, Rülpsen und Furzen statt. Es wurde kaum ein Wort gesprochen.

Schrei war eine weitere Überlebende: Sie war das kleine Mädchen, das die Vertreibung aus der alten Siedlung überlebt hatte. Sie war durch

diese Erfahrung gezeichnet. Sie hatte immer gekränkt und ›nah am Wasser gebaut‹. Nun war sie siebzehn und eine erwachsene Frau, und Kieselstein – wie auch Hände und Hyäne – hatten sich schon ein paar Mal mit ihr gepaart. Aber sie war nicht schwanger geworden, und ihr dünner und vergleichsweise zart gebauter Körper hatte Kieselstein kein Vergnügen bereitet.

Es gab ein besonderes ökonomisches Arrangement zwischen diesen Leuten. Männer und Frauen gingen üblicherweise getrennt auf Nahrungssuche und aßen auch getrennt.

Diejenigen, die in der Nähe der Hütte nach Pflanzen, Meeresfrüchten und Kleintieren suchten – meistens Frauen, aber nicht nur –, kochten sie überm Feuer und verspeisten sie mit Werkzeug, das sie aus örtlichen Ressourcen auf die Schnelle herstellten. Diejenigen, die weiter ausschärmten und auf die Jagd gingen – meistens Männer, aber nicht immer –, verzehrten den Großteil des erbeuteten Fleisches an Ort und Stelle. Nur wenn noch etwas übrig blieb, nahmen sie es mit nach Hause und verteilten es. Die Delikatesse, das Knochenmark, blieb den Jägern vorbehalten, nachdem sie die Knochen in der Hitze des Feuers geknackt hatten.

Daher waren die Frauen in ihrer Eigenschaft als Sammler die Haupt-Ernährer der Gruppe und subventionierten in gewisser Weise die Jagd der Männer. Allerdings bedeutete die Jagd seit jeher mehr als nur Nahrungsbeschaffung. Die Jagdaktivitäten der Männer wiesen immer noch Züge eitler Selbstdarstellung auf. In dieser Hinsicht hatten die Leute seit Weits Zeit keine großen Fortschritte gemacht.

In anderer Hinsicht waren Veränderungen eingetreten. Die Steinwerkzeuge, die die Frauen für die Zubereitung der Nahrung benutzten, waren schwer, doch die Oberflächen und Schneiden wirkten unsauber im Vergleich zu den präzisen Steinäxten, die Axt schon vor über einer Million Jahre zu fertigen vermocht hatte. Doch bei aller Ästhetik war eine Steinaxt für die meisten Aufgaben kaum besser geeignet als ein einfacher scharfkantiger Steinsplitter. In härteren Zeiten hatten Männer und Frauen lernen müssen, bei der Werkzeugfertigung sich möglichst eng an der jeweiligen Aufgabe zu orientieren. Unter diesem Druck hatte man sich vom Diktat der alten Steinaxt-Schablone befreit. Ein mentales ›Tauwetter‹ hatte eingesetzt. Obwohl in manchen

Gegen den Planeten die Steinaxt-Hersteller noch immer mit ihren steinigen Erzeugnissen hausieren gingen, waren dem Erfindungsreichtum und der Vielfalt nun keine Grenzen mehr gesetzt, nachdem der sexuelle Erfolg nicht mehr von der Schönheit steinerner Schneiden abhing.

Allmählich hatte sich eine neue Art der Werkzeugfertigung etabliert. Ein Steinkern wurde so präpariert, dass man mit einem einzigen Hieb einen großen Splitter in der gewünschten Form abzuschlagen vermochte, der dann einer Feinbearbeitung unterzogen wurde. Die Splitter hatten extrem scharfe Kanten, die teilweise am ganzen Umfang nur die Dicke eines Moleküls aufwiesen. Mit den entsprechenden Fertigkeiten vermochte man auf diese Art und Weise eine ganze Werkzeug-Kollektion zu fertigen: Äxte sowieso, aber auch Speerspitzen, Schneiden, Kratzer und Stößel. Es war eine viel effizientere Art der Werkzeugfertigung, auch wenn sie primitiver anmutete.

Zumal diese neue Methode viel mehr kognitive Schritte erforderte als die alte. Man musste in der Lage sein, das richtige Ausgangsmaterial auszuwählen – nicht jeder Stein war gleichermaßen geeignet –, und man musste über eine dynamische Sehfähigkeit verfügen, bei der man nicht nur die Axt im Stein sah, sondern auch die Schneiden, die vom Kern abgeschert wurden.

Nach dem Essen gingen die Leute anderen Verrichtungen nach. Die Frau Grün gerbte ein Stück Antilopenleder, indem sie darauf herumkaute und es zwischen den Zähnen hindurch zog. Sie war eine Expertin im Gerben von Tierhäuten, wovon die verschlissenen und abgebrochenen Zähne kündeten. Die kleineren Kinder wurden nun müde. Sie versammelten sich im Kreis und kämmten sich, wobei sie sich mit den kleinen Händen gegenseitig durchs verfilzte Haar fuhren. Hände versuchte, Hyänes Wunde zu versorgen. Er inspizierte sie unter dem Breiumschlag, roch daran und deckte sie wieder mit dem Umschlag zu.

Staub war erschöpft, wie so oft dieser Tage, und hatte sich schon neben ihrem Feuer hingelegt. Aber sie war wach, und ihre Augen glänzten. Kieselstein verstand. Sie vermisste Plattnase, ihren ›Mann‹.

Die Leute hatten einen Preis für die immer größeren Gehirne ihrer Kinder gezahlt. Kieselstein war bei der Geburt völlig hilflos gewesen. Sein Gehirn musste sich erst noch voll entwickeln, und es lag eine lange

Zeit des Wachsens und Lernens vor ihm, bevor er aus eigener Kraft zu überleben vermochte. Die Unterstützung der Großmütter reichte nicht mehr aus. Eine neue Lebensweise musste sich entwickeln.

Eltern mussten ihren Kindern zuliebe zusammenbleiben: Das war zwar noch keine Monogamie, aber schon sehr nah dran. Die Väter hatten gelernt, dass sie zur Sicherheit in der Nähe bleiben mussten, wenn sie ihr genetisches Erbe an künftige Generationen weitergeben wollten. Die Ovulation der Frauen fand nun im Verborgenen statt, und sie waren fast immer empfängnisbereit. Das war eine Verlockung: Wenn ein Mann in die Aufzucht eines Kinds investieren sollte, musste er sich sicher sein, dass es auch wirklich *sein* Kind war – und wenn er nicht wusste, wann seine Partnerin fruchtbar war, musste er in der Nähe sein, wenn es soweit war.

Aber es beruhte nicht alles auf Zwang. Paare zogen Sex in der Privatsphäre vor, sofern die in einer so engen und kleinen Gemeinschaft überhaupt möglich war. Sex war ein sozialer Kitt geworden, der Paare zusammenhielt. Die gnadenlose Selektion des Pleistozän formte alles, was die Menschheit ausmachen würde. Sogar die Liebe war ein Nebenprodukt der Evolution. Liebe, und der Schmerz des Verlustes. Aber die Formung war nicht vollständig. Die sprunghafte Unterhaltung in dieser Hütte war nicht viel mehr als Tratsch. Werkzeugfertigung, Nahrungssuche und andere Tätigkeiten waren noch immer vom Bewusstsein abgetrennt und waren in – immerhin großen – Schubladen sortiert. Und sie kämmten sich noch immer wie Menschenaffen. Sie waren keine Menschen.

Kieselstein war gereizt, unruhig und fühlte sich beengt. Er entriss Robbe eine Scheibe Nashornfleisch, der laut protestierte: »Mir, mir!« Dann setzte er sich allein in den Eingang der Hütte und schaute aufs Meer hinaus.

Sein Blick schweifte über das karge Land, wo die Leute Erbsen-, Bohnen- und Manioksträucher von Unkraut befreit hatten. Und dahinter wurde der Himmel im Norden und Westen von einem Sonnenuntergang angestrahlt, dessen purpurn-rosiges Licht die Flächen seines Gesichts konturierte. Es war ein wundervoller Eiszeit-Sonnenuntergang. Die Gletscher, die die nördlichen Kontinente abschmirkelten, hatten riesige Mengen Staub in die Atmosphäre befördert, sodass das Sonnenlicht von

großen Wolken aus gemahlenem Gestein gefiltert wurde.

Kieselstein fühlte sich gefangen wie einer von Robbes Fischen, der am Spinnennetz festklebte.

Ohne sich dessen richtig bewusst zu sein, tastete er den Boden nach einem Gesteinssplitter ab. Als er einen gefunden hatte, der scharf genug war, führte er ihn zum linken Arm – wobei er nach einer Stelle suchen musste, die noch nicht vernarbt war –, presste den Stein gegen das Fleisch und genoss den köstlich prickelnden Schmerz.

Er wünschte sich, sein Vater wäre hier, damit sie sich gemeinsam ritzen konnten. Wenigstens hatte er den Stein, und der Schmerz war beinahe tröstlich, wenn er in die Haut schnitt. Er schnitt sich mit der Steinklinge den Arm auf und spürte die Wärme seines Blutes. Er zitterte vor Schmerz, genoss aber seine kalte Gewissheit. Er wusste, dass er jederzeit aufzuhören vermochte – und gleichzeitig wusste er, dass er nicht aufhören würde.

Isoliert, niedergeschlagen und mit dem Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken, hatte Kieselstein sich in sein Schneckenhaus zurückgezogen. Ein Verhalten, das junge Männer in die Lage versetzt hatte, ihre Kräfte unblutig zu messen, hatte zu Vereinsamung geführt und war destruktiv geworden. Die Individuen von Kieselsteins Art waren noch keine Menschen. Dennoch kannten sie schon Liebe, Verlust – und Sucht. Hinter ihm in der Dunkelheit beobachtete seine Mutter ihn mit umwölkten Augen.

Kieselstein wurde im ersten Morgengrauen geweckt – aber nicht vom Licht, auch nicht von der Kälte.

Eine Zunge leckte an seinem nackten Fuß. Das war fast wohltuend und riss ihn aus den schlechten Träumen. Und dann war er wach genug, um sich zu fragen, was da wohl an ihm herumschlabberte. Er riss die Augen auf.

Ein struppiger, muskulöser Wolf stand vor ihm. Die Silhouette zeichnete sich gegen den Morgenhimmel ab.

Mit einem Schrei sprang er auf. Der Wolf winselte erschrocken, wich ein paar Schritte zurück und drehte sich knurrend um.

Aber *jemand* stand neben dem Wolf.

Die Gestalt war mindestens eine Handbreit größer als er. Sie hatte einen

schlanken Körper, schmale Schultern und lange, elegante Beine wie ein Storch. Sie hatte schmale Hüften, kleine hohe Brüste und einen langen Hals. Ihr Körper war sehnig und muskulös; er sah die feste Muskulatur der Arme und Beine. Sie wirkte beinahe wie ein Kind, ein großes, hoch aufgeschossenes Kind mit einem noch unfertigen Körper. Aber sie war kein Kind mehr. Das erkannte er an den Brüsten, den Haarbüscheln unter den Armen und an den feinen Linien um die Augen und den Mund. Die dünnen Leute auf der Insel sahen so aus – zumindest vom Hals abwärts. Doch vom Hals aufwärts hatte Kieselstein so etwas noch nie gesehen.

Ihr Kinn lief in einer Art Spitze aus. Ihre Zähne waren weiß und ebenmäßig wie die eines Kindes, als ob sie sie noch nie zum Gerben von Tierhäuten benutzt hätte. Ihr Gesicht wirkte abgeflacht, die Nase klein und eingedrückt. Sie hatte pechschwarzes kurzes Haar. Und der Wulst über den Augen – nun, da war gar kein Wulst. Ihre glatte Stirn ragte senkrecht auf, und dann wölbte der Schädel sich hoch auf wie eine Felskuppel; ganz anders als die Schildkröten-Form seiner Hirnschale. Sie war ein Mensch – anatomisch ein uneingeschränkt moderner Mensch. Sie hätte von Joan Usebs aufgeregter Menge auf dem Flughafen von Darwin durch einen Tunnel in der Zeit hier herauszutreten vermocht. Aber sie hätte den urtümlichen Kieselstein auch nicht mehr zu erschrecken vermocht, wenn sie das getan hätte.

Ihr Blick wanderte von Kieselstein zu den Leuten – zu Hände, Schrei und den anderen –, die herausgekommen waren, um zu sehen, was da los war. Sie sagte etwas Unverständliches und richtete eine Harpune auf Kieselstein.

Kieselstein starrte sie fasziniert an.

Der Schaft der Harpune war am Ende eingekerbt, und in der Kerbe steckte, mit Harz und fester Schnur befestigt, eine Spitze. Es handelte sich um einen schlanken Zylinder, der in der Mitte nur fingerbreit war. An einer Seite ragten feine Widerhaken aus dem Zylinder. Sie wiesen in die der Flugbahn der Harpune entgegen gesetzte Richtung. Die Oberfläche war nicht etwa rau wie seine Werkzeuge – sie war glatt wie Haut.

Und die Harpune war auch nicht ihr einziger Besitz, wie er nun sah. Sie trug einen Fetzen aus gegerbtem Leder um die Hüfte. Und ein Ding wie

ein Netz, vielleicht aus Ranken geflochten, hing ihr um den Hals. Darin befand sich eine Kollektion bearbeiteter Steine. Sie sahen aus wie Feuerstein. Feuerstein war ein schöner Stein und leicht zu bearbeiten; er war auf seiner Wanderung durch Afrika ein paar Mal darauf gestoßen. Aber es gab keinen Feuerstein in der Nähe des Strands. Wie war er also hierher gekommen? Seine Verwirrung steigerte sich.

Doch dann richtete er seine Aufmerksamkeit wieder auf die Harpunenspitze. Sie bestand aus *Knochen*.

Kieselsteins Leute nutzten Knochensplitter als Kratzer oder Hämmer, um den scharfen Schneiden der Steinwerkzeuge den letzten Schliff zu geben. Aber sie versuchten nicht, Knochen zu formen. Sie waren ein schwieriger Werkstoff, umständlich zu handhaben und neigten dazu, unberechenbar zu splintern. Er hatte noch nie etwas von einer solchen Regelmäßigkeit und mit diesem Finish gesehen, etwas, das von einem derartigen Einfallsreichtum kündete.

In Zukunft würde er sie immer mit diesem wundervollen Artefakt in Verbindung bringen. Er würde sie sich als Harpune vorstellen. Instinktiv und von Neugier getrieben streckte er die große Hand aus, um die Harpunenspitze zu berühren.

»Ya!« Die Frau wich zurück und packte die Harpune fester. Der Wolf an ihrer Seite fletschte die Zähne und knurrte ihn an.

Spannung baute sich auf. Hände hatte schwere Steine vom Strand mitgebracht.

Kieselstein hob die Arme. »Nein nein nein...« Er musste Hände mühsam, mit Gesten und Geplapper davon abhalten, mit den Steinen zu werfen. Er wusste selbst nicht einmal, wieso er das tat. Er hätte sich mit Hände zusammentun und sie verjagen sollen. Fremde machten nichts als Ärger. Aber der Wolf und die Frau hatten ihm nichts Böses getan.

Und sie starrte auf seine Genitalien.

Er schaute an sich hinab. Eine eindrucksvolle Erektion stach hervor. Plötzlich wurde er sich der pulsierenden Halsschlagader bewusst, des erhitzten Gesichts und der feuchten Handflächen. Sex war etwas Alltägliches, mit Grün oder Schrei, und es war normalerweise angenehm. Aber diese Kind-Frau mit dem platten, *hässlichen* Gesicht und dem spindeldürren Körper? Wenn er sich auf sie legte, würde er sie womöglich zerquetschen.



Trotzdem hatte er sich nicht mehr so gefühlt, seit Grün sich in jener Nacht auf ihn gesetzt hatte.

Der Wolf knurrte. Die Frau, Harpune, kraulte das Tier am Hals. »Ya, ya«, sagte sie sanft. Sie sah Kieselstein noch immer an und zeigte die Zähne. Sie grinste ihn an.

Plötzlich schämte er sich, als ob er ein Junge wäre, der seinen Körper nicht unter Kontrolle hatte. Er drehte sich um und rannte zum Meer. Als das Wasser tief genug war, um ihn zu bedecken, machte er einen Kopfsprung. Mit geschlossenem Mund massierte er den erigierten Penis. Er ejakulierte schnell, und das sämige weiße Zeug trieb im Wasser. Er trat Wasser, richtete sich auf und schnappte nach Luft. Das Herz hämmerte noch immer, aber wenigstens hatte die Spannung sich gelöst. Er kam aus dem Wasser. Die Schnittwunden, die er sich am Abend zuvor zugefügt hatte, waren noch nicht verheilt, und Blut, mit Salzwasser verdünnt, rann ihm an den Fingern herab.

Die Frau war verschwunden. Aber er sah eine Spur – von schmalen Füßen mit kleinen Sohlen –, die in die Richtung führte, aus der sie gekommen sein musste: von jenseits der Landzunge. Die Abdrücke der Hundepfoten verliefen neben ihrer Spur.

Hände und Schrei kamen ihm entgegen. Schrei musterte Kieselstein unsicher. »Fremde Fremde Wolf Fremde!«, rief Hände und warf die Steine ärgerlich auf den Boden. Er begriff nicht, weshalb Kieselstein auf diese Art reagiert hatte, wieso er diese Fremde nicht einfach verjagt oder getötet hatte.

Plötzlich kulminierte Kieselsteins Unzufriedenheit mit seinem Leben. »Ya, ya!«, rief er. Und er wandte sich von den anderen ab und folgte der Spur, die die schlanke Frau hinterlassen hatte .

Schrei rannte ihm hinterher. »Nein, nein, Ärger! Hütte, Essen, Hütte.« Sie packte sogar seine Hand, presste sie auf ihren Bauch und versuchte sie zur Vagina hinunterzuziehen. Aber er versetzte ihr einen Handkantenschlag gegen die Brust, und sie ging zu Boden. Sie blieb liegen und schaute ihm sehnsüchtig nach.

### III

Er ging in ihrer Spur am Strand entlang und löschte mit seinen großen Füßen Harpunes Abdrücke aus.

Der Strand war mit Muscheln, Krebstieren und dem Treibgut des Meers übersät: Seetang, gestrandete Quallen und unzählige angespülte Tintenfische. Bald schon geriet er ins Schwitzen und außer Atem. Hüfte und Knie schmerzten; ein Vorbote der Arthrose, die ihn mit zunehmendem Alter plagen würde.

Schließlich beruhigte er sich, und der Instinkt setzte sich wieder durch. Er erinnerte sich, dass er nackt und allein war.

Er lief suchend auf dem Strand umher, bis er einen großen scharfkantigen Stein fand, der sich gut in die Hand schmiegte. Dann marschierte er weiter an der Wasserlinie entlang. Obwohl das Fortkommen hier durch den zähen Schlick erschwert wurde, war er zumindest auf einer Seite vor Angriffen geschützt.

Und diese schöne Spur mit den parallel verlaufenden Abdrücken der Wolfspfoten zog sich noch immer durch den Sand. Schließlich machte die Spur einen Knick und verließ den Strand. Und dort, im Schatten eines Palmenhains, sah er eine Hütte.

Er stand für eine Weile reglos da und betrachtete sie. Es war niemand zu sehen. Vorsichtig näherte er sich ihr.

Die oberhalb der Hochwasserlinie errichtete Hütte stand auf einem Gerüst aus schlanken Baumstämmen, die in den Boden gerammt waren. Die Stämme waren an der Spitze verflochten... nein, sie waren *zusammengebunden* und nicht etwa verflochten, wie er nun sah – zusammengebunden mit dünnen Sehnen. Auf diesem Rahmen waren Äste und Palmwedel ausgebreitet worden. Werkzeuge und Abfälle, die aus der Ferne nicht zu identifizieren waren, lagen vor der runden Öffnung der Hütte herum.

Die Hütte war nichts Besonderes. Sie war etwas größer als seine und bot vielleicht Platz für zwanzig Leute, aber das schien auch der einzige Unterschied zu sein.

Der Schutt auf dem festgestampften Boden um den Eingang der Hütte knirschte unter den Füßen. Mit großen Augen betrat er das Innere der Hütte. Es roch stark nach Asche.

Die Hütte war nicht dunkel, sondern sie wurde von einem warmen braunen Licht erfüllt. Er sah, dass ein Loch in eine Wand gebrochen war. Eine dünn geschabte Tierhaut war vor das Loch gespannt, sodass der Wind draußen gehalten wurde, nicht aber das Licht. Er unterzog die Haut einer kurzen Musterung und suchte nach den Eindrücken und Kratzern von Zähnen, sah aber keine. Wie sollte man Leder ohne Zuhilfenahme der Zähne gerben?

Er schaute sich um. Es lag Kot auf dem Boden: von Kindern und anscheinend auch von Wölfen oder Hyänen. Und es lagen Essensabfälle herum, hauptsächlich Muschelschalen und Fischgräten. Aber er sah auch Tierknochen, an denen zum Teil noch Fleischfetzen hafteten. Sie stammten vor allem von kleinen Tieren, vielleicht vom Schwein oder vom Hirsch, doch selbst das erweckte in ihm einen Anflug von Neid. Soweit er wusste, teilten die wilden Leute im Landesinnern die Erzeugnisse des Waldes und des Graslands mit niemandem.

Er setzte sich im Schneidersitz hin und ließ den Blick schweifen, während die Augen sich langsam ans Dämmerlicht anpassten.

Er sah die Überreste einer Feuerstelle, nur einen schwarzen Kreis auf dem Boden. Die Asche war noch heiß und schwelte stellenweise noch. Vorsichtig fuhr er mit dem Finger am Umfang der Feuerstelle entlang. Der Finger versank in Ascheschichten. Nun sah er, dass eine Grube im Boden ausgehoben worden war, wie die Gruben, in die man eine tote Person senkte. Aber diese Grube war gegraben worden, um das Feuer zu beherbergen. Die Asche war dicht, und er sah, dass das Feuer vieler Tage und Nächte diese dichte Anhäufung bewirkt hatte. Und auf der dem Eingang zugewandten Seite der Grube, wo der Abzug am stärksten war, hatte man einen niedrigen Wall aus Kieselsteinen errichtet.

Das war ein Herd, einer der ersten richtigen Herde, die auf der Welt gebaut wurden. So etwas hatte Kieselstein noch nie gesehen.

Er sah, dass Schichten einer braunen Substanz den Boden bedeckten. Zaghaft berührte er eine dieser Schichten. Sie erwies sich als Rinde.

Aber die Rinde war sorgfältig vom Baum abgezogen und irgendwie behandelt, geflochten und geformt worden, sodass diese weiche Decke

herausgekommen war. Er lüftete die Rindendecke und sah ein Loch im Boden. Das Loch war mit Nahrung gefüllt, mit einer ganzen Menge Maniokknollen.

Dann stieß er auf Werkzeug. Ein Haufen Splitter sagte ihm, dass an diesem Ort gewohnheitsmäßig Steinwerkzeuge gefertigt wurden. Er durchwühlte die Werkzeuge. Ein paar waren erst halbfertig. Aber es gab Werkzeug in einer verwirrenden Vielfalt: Er sah Äxte, Hacken, Spitzhacken, Hammer-Steine, Messer, Schaber, Bohrer – und andere Ausführungen, deren Zweck er nicht erraten konnte.

Nun fiel sein Blick auf etwas, das wie eine gewöhnliche Axt aussah: eine Steinklinge, die an einem hölzernen Stiel befestigt war. Aber die Schneide war mit einer Liane so fest umwickelt, dass er sie nicht zu lösen vermochte. Er hatte schon gesehen, dass Lianen andere Pflanzen förmlich strangulierten. Es war, als ob jemand diese Axtschneide und den Stiel einer lebenden Liane überantwortet und dann gewartet hätte, bis die Pflanze sich der Artefakte bemächtigt und sie fester zusammengebunden hatte, als eine Hand das je vermocht hätte.

Und hier war ein Geflecht wie dasjenige, das Harpune am Strand getragen hatte. Es war ein Beutel, der Stein- und Knochenwerkzeuge enthielt. Versuchsweise hob er den Beutel auf und legte ihn sich über die Schulter, wie er es bei Harpune gesehen hatte. Kieselsteins Leute fertigten keine Beutel. Sie trugen nur das bei sich, das sie in den Händen zu halten oder sich um die Schultern zu hängen vermochten. Er befügte das grobe Geflecht. Seiner Einschätzung nach bestand es aus Schlingpflanzen oder Lianen. Aber die Fasern waren zu einer festen Schnur verdreht worden, die dünner war als jede Liane.

Verwirrt ließ er den Beutel fallen.

Diese Hütte war wie seine Hütte und auch wieder nicht. Zum einen war es seltsam, alles zu trennen. Zu Hause aß man, wo man wollte und fertigte Werkzeug, wo man wollte. Der Raum war nicht aufgeteilt. Hier aber schien es einen Platz zum Essen zu geben, einen zum Schlafen, einen zum Feuermachen und einen für die Werkzeugfertigung. Das war doch blöd. Und...

»Ko ko ko!«

Ein Mann war im Eingang erschienen. Die gegen das Tageslicht sich abzeichnende Silhouette war so groß und schlank wie Harpune und hatte

den gleichen kuppeförmigen Kopf. Der Mann hatte einen ängstlichen Gesichtsausdruck, aber er hob dennoch einen Speer.

Adrenalin wurde in Kieselsteins Kreislauf gepumpt. Er stand schnell auf und taxierte den Widersacher.

Der mit verschnürten Tierhäuten bekleidete Mann war spindeldürr und hatte sehnige Muskeln. Dem Muskelpaket Kieselstein hätte er nichts entgegensetzen. Und seine Waffe war nur ein leichter Wurfspeer aus geschnitztem und gehärtetem Holz; es war kein Stoßspeer, wie man ihn für den Nahkampf gebraucht hätte. Kieselstein würde diesem Gerippe einfach den Hals brechen.

Aber der Mann wirkte trotz der Furcht entschlossen. »*Ko, ko, ko!*«, rief er wieder. Und er machte einen Schritt nach vorn. Kieselstein knurrte und bereitete sich auf den Kampf vor.

»*Ya, ya.*« Das war Harpune. Sie fiel dem Mann in den Arm. Er versuchte sie abzuschütteln, und sie begannen eine Diskussion. Es war eine Unterhaltung, wie sie genauso gut auch in Kieselsteins Hütte hätte stattfinden können: eine Aneinanderreihung von Worten, von denen er kein einziges verstand, ohne Gliederung und Satzbau. Zur Verdeutlichung mussten sie sich mit Wiederholungen, erhobener Stimme und Gestik behelfen. Das dauerte lange, wie es für solche Auseinandersetzungen üblich war. Doch schließlich lenkte der Mann ein. Er schaute Kieselstein finster an, spuckte auf den Boden der Hütte und ging hinaus.

Vorsichtig betrat Harpune die Hütte. Ohne Kieselstein aus den Augen zu lassen, setzte sie sich auf den festgestampften Boden. Ihre Augen leuchteten im dämmerigen Licht.

Zögerlich setzte Kieselstein sich ihr gegenüber.

Schließlich schob Harpune die schmale Hand unter eine Decke, holte eine Handvoll Affenbrotbaum-Früchte hervor und hielt sie Kieselstein hin. Zögernd nahm er sie. Für eine Weile saßen sie sich stumm gegenüber, die Vertreter zweier menschlicher Unterarten, die weder ein Wort noch eine Geste gemeinsam hatten.

Wenigstens versuchten sie nicht, sich gegenseitig zu töten.

Nach jenem Tag fühlte Kieselstein sich in seinem Zuhause, bei seinen Leuten immer unbehaglicher.

Die sehnigen Leute schienen ihn zu akzeptieren. Der große Mann, der ihn in der Hütte gefunden hatte – ›Ko-ko‹, denn Kieselstein würden seine »Ko, ko!«-Rufe für immer im Ohr hallen –, traute ihm nicht. Aber Harpune schien sich für ihn zu erwärmen. Sie bearbeiteten zusammen Werkzeug, wobei sie mit ihren geschickten Fingern brillierte und er mit seiner schieren Kraft. Und sie schauten übers Meer zu der paradiesischen Insel, die Kieselstein wie ein Magnet anzog.

Und sie versuchten, die Sprache des jeweils anderen zu erlernen. Das war nicht leicht. Es gab viele Wörter, zum Beispiel Richtungsangaben wie ›Westen‹, die Kieselsteins Vorfahren nie gebraucht hatten.

Er ging sogar mit ihr auf die Jagd.

Diese Neuankömmlinge betätigten sich vorzugsweise als Ausputzer oder jagten aus dem Hinterhalt. Wegen ihrer geschmeidigen, aber schwachen Körper mussten sie die Beute mit List anstatt mit brutaler Kraft zur Strecke bringen, und ihre bevorzugten Waffen waren auch keine Hieb- und Stichwaffen, sondern Wurfgeschosse. Aber sie lernten Kieselsteins Kräfte im Endstadium der Jagd zu schätzen, wenn die Beute auf kurze Distanz erlegt werden musste.

Inzwischen stellten die beiden Arten von Leuten ihr Verhältnis auf eine neue Grundlage. Sie bekämpften sich nicht mehr und gingen sich auch nicht mehr aus dem Weg, was die bisherige Verhaltensmaxime der Leute gewesen war.

Stattdessen trieben sie Handel. Im Austausch für Meeresfrüchte und Gegenstände wie die soliden Stoßspeere erhielten Kieselsteins Leute Knochenwerkzeuge, Fleisch aus dem Landesinnern, Mark, Leder und exotische Delikatessen wie Honig.

Trotz der offensichtlichen Vorteile der neuen Beziehung hatten viele von Kieselsteins Leuten Bedenken. Hände und Robbe hatten die Möglichkeiten der neuen Werkzeuge erforscht. Staub, die schnell alterte, schien in Apathie versunken. Doch Schrei stand den neuen Leuten unverhohlen feindselig gegenüber, insbesondere Harpune. *So haben wir das noch nie gemacht. Wo kämen wir denn da hin.*

Sie waren schließlich ausgesprochen konservative Leute, Leute, die nur dann umzogen, wenn sie von einer Eiszeit oder einem überlegenen Feind dazu gezwungen wurden. Dennoch handelten sie, denn die Vorteile waren unbestreitbar.

Harpune hatte Ko-Ko deshalb davon abzuhalten vermocht, Kieselstein zu töten, weil für diese Leute ein Fremder nicht notwendigerweise eine Bedrohung bedeutete. So musste man auch denken, wenn man Handel treiben wollte.

Für Hominiden war das eine revolutionäre Denkweise. Allerdings war Harpunes Art auch erst fünftausend Jahre alt.

Es hatte eine Gruppe von Leuten gegeben, Kieselsteins Leuten nicht unähnlich, die an einem Strand, diesem nicht unähnlich, an der Ostküste Südafrikas gelebt hatte. Der Strand war mit gelbbraunen Felsbrocken aus Sedimentgestein übersät. Die Vegetation war nur in jenem Teil der Welt heimisch – eine alte Flora, die an Streuners Zeit erinnerte und vorwiegend aus Büschen und Bäumen bestand, die mit großen stacheligen Blüten besetzt waren. Es war ein guter Ort zum Leben. Das Meer bot Nahrung in Hülle und Fülle: Muscheln, Krebse, Fische und Seevögel. Stellenweise erstreckte der Wald sich bis zur Küste hinunter und hallte von den Schreien von Affen und Vögeln wider. Und im Grasland gab es Wild in Hülle und Fülle: Nashörner, Springböcke, Wildschweine, Elefanten sowie langhornige Büffel und Riesenpferde.

Hier hatten Harpunes Vorfahren ein Zuhause in der Nähe des Meers gehabt. Wie Kieselsteins Leute hatten sie dort seit unzähligen Generationen gelebt, deren Knochen sich in der Erde stapelten. Von hier aus durchstreiften sie die Landschaft, wobei sie sich aber höchstens ein paar Kilometer von zu Hause entfernten.

Dann war mit plötzlicher Wucht das Klima umgeschlagen. Der Meeresspiegel war angestiegen, und die uralte Heimat war überflutet worden. Wie Kieselsteins Gruppe hatten sie fliehen müssen. Und wie Kieselsteins Gruppe waren sie in einem überfüllten Land isoliert gewesen und wussten nicht, wo sie hingehen sollten.

Mit jedem Schritt, den sie sich von zu Hause entfernten, waren sie ängstlicher und verwirrter geworden. Viele waren gestorben. Viele Kinder, die in den Armen verhungender Flüchtlingsmütter lagen, überlebten nicht lang nach der Geburt.

Schließlich waren sie in ihrer Verzweiflung einem Fluss gefolgt. Sie erreichten die Flussmündung, wo es dichte Mangrovenwälder gab. Hier konnten sie bleiben, weil dieser Ort von niemandem sonst beansprucht wurde. Der Erdboden war größtenteils mit brackigem braunem Wasser

bedeckt, in dem Krokodile schwammen. Im feuchten Fiebersumpf wimmelte es nur so von Echsen, Schlangen und Insekten, von denen viele – sogar die Wanderameisen – sich verschworen zu haben schienen, die Leute zu vertreiben.

Immerhin gab es Nahrung in Form von Wasserlilienwurzeln, -schösslingen und -stielen. Sogar Mangroven-Früchte wurden von den Hungernden verzehrt. Aber es gab fast kein Fleisch. Und es gab auch nirgends Steine für die Werkzeugfertigung. Es war, als ob sie auf einer großen, durchnässten Matte aus Vegetation zu überleben versucht hätten. Die aus ihrer gewohnten Umgebung vertriebenen Leute wären vielleicht innerhalb einer Generation ausgestorben, wenn sie sich nicht angepasst hätten.

Es hatte eigentlich ganz unspektakulär begonnen. Eine Frau, Harpunes Urahnin, war im Flusstal weit stromaufwärts gegangen und hatte schließlich trockeneres Land erreicht. Hier in den Flutebenen und saisonalen Sümpfen unterstützte der gut bewässerte, mineralreiche Boden das Wachstum vieler einjähriger Pflanzen, Kräuter, Gemüse, Ranken, Blüten und Pfeilwurzeln. Nach den Jahren im Sumpf hatte sie ein Geschick dafür entwickelt, mit primitiven Holzwerkzeugen und den bloßen Händen Nahrung in morastigem, schwierigem Gelände zu suchen. Sie hatte sich schon den Bauch voll geschlagen und sammelte Wurzeln, die sie ihren Kindern mitbringen wollte.

Und dann begegnete sie dem Fremden. Der Mann aus einer anderen Gruppe weiter flussaufwärts benutzte ein Basalt-Messer, um ein Kaninchen zu häuten. Die beiden starrten sich an – der eine mit Fleisch, die andere mit Wurzeln. Sie hätten fliehen oder versuchen können, sich gegenseitig umzubringen. Aber sie taten es nicht.

Stattdessen tauschten sie: Fleisch für Wurzeln. Und dann gingen sie wieder ihrer Wege.

Nach ein paar Tagen kehrte die Frau zu derselben Stelle zurück. Wieder erschien auch der Mann. Mit finsternen Blicken, argwöhnisch und unfähig zur Verständigung trieben sie wieder Handel, diesmal Muscheln und Krebse von der Flussmündung für zwei Basaltmesser.

So begann es. Weil die Sumpf-Leute in dem Land, wo sie gesiedelt hatten, nicht alles Überlebensnotwendige fanden, tauschten sie die Erzeugnisse des Meers, des Sumpfs und der Flutebene gegen Fleisch,



Häute, Stein und Früchte aus dem Landesinnern.

Nach zwei Generationen gingen sie auf Wanderschaft und fingen ein neues Leben an. Sie wurden zu richtigen Nomaden und folgten den großen natürlichen Verkehrswegen, den Küsten und den Wasserläufen im Binnenland. Und überall, wohin sie kamen, trieben sie Handel.

Unterwegs spalteten sich Gruppen ab und breiteten sich aus, und allmählich entstanden Handels-Netzwerke. Bald fand man bearbeiteten Stein hunderte Kilometer von dem Ort entfernt, an dem der Steinmetz gesessen hatte, und Muschelschalen tauchten in der Mitte des Kontinents auf.

Dennoch war diese Lebensweise eine Herausforderung. Um Handel zu treiben, musste man ein neues Verständnis der Welt entwickeln. Andere Leute waren nicht mehr nur passive Merkmale der Landschaft wie Felsen und Bäume. Nun musste man sich merken, wer wo lebte, wer was anzubieten hatte und wer freundlich – und ehrlich war. Damit standen die Sumpf-Leute unter dem ungeheuren Druck, sehr schnell viel intelligenter zu werden.

Die Form ihrer Köpfe änderte sich grundlegend. Der Schädel vergrößerte sich, um einem größeren Gehirn Platz zu bieten. Und die neuen Essgewohnheiten und Lebensweisen wirkten sich nachhaltig aufs Gesicht aus. Weil die Zähne nicht mehr dazu dienten, zähe, ungekochte Nahrung zu kauen oder Leder zu gerben, wurden sie schwächer verwurzelt. Weil die Kaumuskulatur sich zurückbildete, wich auch die obere Zahnreihe zurück. Der Unterkiefer sprang weiterhin vor, aber das Gesicht fiel nun senkrecht ab, sodass diese Hominiden auch den letzten Rest der affenartigen Anmutung verloren. Durch den schrumpfenden Kiefer und die nach vorn sich wölbende Stirn wurden neue Aufhängungspunkte für die Gesichtsmuskeln geschaffen, und die alten vorspringenden Brauenwülste verschwanden.

In dem Maß, wie sie an Intelligenz gewannen, vermochten sie auch auf Körperkraft zu verzichten. Ihr Körper verlor die Robustheit der unmittelbaren Vorfahren und nahm wieder so etwas wie die grazile Schlankheit von Weits Leuten an.

Kieselsteins erster Eindruck, dass Harpune kindlich anmutete, war durchaus begründet. Mit den Gesichtszügen und den dünnen Gliedmaßen wirkten diese neuen Leute im Vergleich zu den alten Stämmen wie

Kinder, die im Wachstum gehemmt worden waren. Erneut hatten die Gene unter starkem Selektionsdruck Varianten ausgeprägt, die schnell umgesetzt werden konnten: Die Wachstumsgeschwindigkeit der verschiedenen Skelett-Partien zu ändern war eine relativ leichte Übung. Diese Änderungen waren innerhalb weniger Jahrtausende abgeschlossen. Nach diesem Prozess war Harpune anatomisch mit den Menschen aus Joan Usebs Zeit praktisch identisch, auch was den Schädel und die Strukturierung des Gehirns betraf. Und es war der Handel gewesen, eine neue Art des Umgangs mit anderen Leuten, dem sie diese Fortschritte zu verdanken hatte.

Dennoch war Harpune noch kein Mensch.

Ihr Leben war durch kleinere Erfindungen und eine etwas verbesserte Organisationsstruktur charakterisiert. Ihre Art baute zum Beispiel Herde. Ihr Werkzeugsatz war jedoch kaum fortschrittlicher als der von Kieselstein und seinen Vorfahren. Ihre Sprache war das gleiche unstrukturierte Geplapper. Die Art und Weise, wie sie ihr Leben lebte, zum Beispiel die Sexualität, hatte sie weitgehend unverändert von den Altvorderen übernommen. Es gab noch immer starre Barrieren in ihrem Bewusstsein und zu wenig Verbindungen in der neuronalen Vernetzung des Gehirns. Ein Mensch aus Joan Usebs Zeit wäre wegen der Monotonie, der immergleichen Routinen und Rituale, des Fehlens von Kunst und Sprache – also bei dem total öden und geistig armen Leben – schnell verrückt geworden.

Und menschliche Gestalt hin oder her, diese Leute waren nicht übermäßig erfolgreich gewesen. Obwohl sie sich vom Ursprung im Sumpf des Südwestens über Afrika ausgebreitet hatten, waren sie keine Avantgarde gewesen. Es war schwer, Handel zu treiben, wenn es keine Gleichartigen gab, mit denen man zu tauschen vermochte. Das Überleben der neuen Nomaden stand nach wie vor auf der Kippe, und die meisten Gruppen auf dem Kontinent starben aus.

Den Kindern von Harpune gelang es jedoch, sich über diese kritische Phase hinwegzuretten, und ihre Gene trugen fortan eine ›Flaschenhals‹-Signatur. Die vielen Milliarden Menschen, die künftig aus dieser nicht viel versprechenden Saat hervorgingen, waren genetisch praktisch identisch. Alle Menschen waren Verwandte.

Kieselstein Beziehung zu Harpune erreichte auf einer Jagd den Höhepunkt.

Eines Tages versteckte Kieselstein sich mit dem Wind im Rücken in einem Unterstand und spähte eine Herde friedlich grasender Riesenpferde aus. Der Unterstand bestand aus ein paar Schösslingen, die locker verwoben und mit Palmwedeln und Gras bedeckt waren. Hier lag Kieselstein also mit dem Stoßspeer neben sich und taxierte das große, lahme Tier, das ihr Ziel war.

Und Harpune lag neben ihm. Er war angespannt, wurde von Adrenalin durchflutet, und die Hitze des Tages und der Schweißgeruch des Pferds benebelten ihm die Sinne.

Plötzlich spürte er ihre Finger im Gesicht.

Er drehte sich um. Ihre Haut schien in dem grünen Dämmerlicht zu glühen. Sie strich über die senkrechten ockerfarbenen Streifen, die er noch immer trug. Und dann wanderten ihre schlanken Finger zu seinem Arm und den lang verheilten Schnittwunden, die er sich selbst zugefügt hatte. Bei jeder Berührung von ihr erschauerte er, als ob ihre Finger aus Eis oder Feuer wären.

Dann fuhr er ihr mit den Fingern über den Arm. Seine Faust schloss sich leicht um ihren Unterarm, wie um das Bein eines Vogels. Er spürte, dass er den Knochen wie ein Streichholz zu brechen vermocht hätte. Plötzlich fühlte er sich wieder in den Tag zurückversetzt, als er ihr am Strand begegnet war. Er bekam einen trockenen Mund und konnte nur mit Mühe schlucken.

Er verstand seine Lust nicht: die Lust, die nie geschwunden war. Er dachte an die tollen Werkzeuge, die sie gefertigt hatte, ihre langen, geschmeidigen Schritte, die Nahrung, die sie seinen Leuten gebracht hatte – und diese Harpune mit der feinen Spitze, die unvorstellbar für ihn gewesen war, bis er sie an jenem Tag zum ersten Mal gesehen hatte. Da war etwas an ihr, das sein Körper begehrte; die Sehnsucht war schier unerträglich.

Er rollte sich auf den Rücken. Im grünen Dämmerlicht des Pflanzen-Unterstands setzte sie sich auf ihn und lächelte.

## IV

Jeder Brocken Feuerstein war ein Miniatur-Friedhof. In einem längst verschwundenen Meer hatten die Kadaver von Krustentieren ein Sediment gebildet, und winzige glasige Nadeln, die einst das Skelett von Schwämmen gewesen waren, wurden zu Feuerstein, der in den sich verdickenden Kalk-Flözen eingeschlossen war.

Kieselstein hatte das Gefühl von Feuerstein immer schon geliebt. Er drehte den glattflächigen, spröden Stein in den Händen und ertastete seine Struktur. Feuerstein-Steinmetze mussten jede noch so subtile Eigenschaft des Steins kennen. Je länger ein Feuerstein den Elementen ausgesetzt war, desto wahrscheinlicher war es, dass er Risse hatte, die durch Frost oder die Wirkung von Fluss- und Meeresströmungen entstanden waren. Dieser Feuerstein wies jedoch keine derartigen Spuren auf. Er war makellos. Er war erst vor kurzem aus seiner Kalkmatrix befreit worden, nachdem eine Klippe eingestürzt war. In diesem Gebiet, im alten Revier der Leute, fand man keinen solchen Feuerstein.

Kieselstein hatte guten Feuerstein in den langen Jahren am Strand vermisst, ehe Harpune in sein Leben getreten war.

Dieser Tage war er nie zufriedener, als wenn er Stein bearbeitete – das heißt, er war nie weniger unzufrieden.

Sieben Jahre waren seit der ersten Begegnung mit Harpune verstrichen. Mit sechsundzwanzig baute sein Körper bereits ab. Er war durch die vielen Entbehrungen und Härten eines Lebens gezeichnet, das noch immer sehr hart war, obwohl seine Leute nun mit den Neuankömmlingen zusammenarbeiteten.

Er hatte sich auf Harpune eingelassen, und er hatte sich auch auf das Neue und die Veränderungen eingelassen, die sie bedeutete, aber diese Veränderungen waren trotzdem schwer zu bewältigen. Kieselsteins Bewusstsein war höchst unflexibel. Und je älter er wurde, desto mehr genoss er diese Momente allein mit dem Stein, wenn er sich in einen Winkel seines geräumigen Bewusstseins zurückziehen konnte.

Jedoch war dieser friedliche Moment nicht von Dauer.

»Hai, hai, hai! Hai, hai, hai!«

Da kamen sein Sohn und seine Tochter, der stämmige Sonnenuntergang und die dünne Glatt. Sie rannten zusammen den Strand entlang und plapperten das Kauderwelsch, das durch die Verschmelzung von Kieselsteins und Harpunes Zungen entstanden war. »Komm, komm, komm her zu uns!« Die nackten Kinder mit der von Salz und Schweiß verkrusteten Haut wollten, dass er herbeikam und bei den Baumstämmen half, die Ko-Ko und andere ins Meer schoben.

Er tat so, als hörte er sie nicht, bis sie fast bei ihm waren. Dann schnappte er sich beide mit Gebrüll, und die drei wälzten sich balgend im Sand. Schließlich ließ Kieselstein sich erweichen. Er legte den Feuerstein weg, stand auf und lief hinter den Kindern den Strand entlang. Es war ein strahlend schöner, warmer Morgen, und die Luft war vom Geruch nach Salz und Ozon erfüllt. Während die Kinder vor dem langsameren Vater förmlich dahinflogen, überholte Glatt bald ihren Bruder. Kieselstein verspürte einen Anflug von Freude über ihre jugendliche Energie. An diesem Ort würde er zwar nie heimisch werden, aber er hatte auch seine Vorzüge.

Ko-Ko, Hände und Robbe bauten eine Art Floß. Harpune war auch da. Sie hatte die Hände auf ihren Bauch gelegt, der schon sichtlich geschwollen war. Sie grinste, als sie Kieselstein sah.

Die Männer hatten im Wald landeinwärts zwei kräftige Palmen gefällt, die Wipfel entfernt und die Stämme mit Lianen und geflochtenen Ranken zusammengebunden. Nun schleppten Hände und Robbe diese primitive Konstruktion über den Strand zum Wasser. Sie legten sich mächtig ins Zeug und plapperten dabei: »Schieb, schieb, schieb!«

»Zurück zurück, nein, zurück, zurück...«

»Hai, hai!«

Kieselstein kam Hände und Robbe zu Hilfe. Aber auch zu dritt war es noch ein hartes Stück Arbeit, und Kieselstein geriet bald wie die anderen ins Schwitzen. An den Beinen klebte heißer stechender Sand. Ko-Ko wollte auch helfen, aber hier half nur brutale Kraft, die außer Kieselstein und seinen Leuten niemand sonst aufbrachte. Und sie wurden durch die beiden Kinder behindert, die eigentlich nur helfen wollten und durch Harpunes Wolf, der ihnen bellend zwischen den Füßen herumsprang. Der Wolf, den sie als Welpen gefangen und aufgezogen hatte, war zahm.

Das war der Anfang einer Beziehung, die länger dauerte als alle anderen zwischen Mensch und Tier, eine Beziehung, die letztendlich beide Spezies prägte.

Kieselstein hatte sein Ziel, die Insel zu erreichen, nie aus dem Auge verloren. Als er einmal in Gedanken versunken am Strand saß, hatte er Kinder beobachtet, die im Wasser mit Treibholz spielten – und da hatte es in seinem Kopf ›klick‹ gemacht.

Im Mangrovensumpf hatten die Vorfahren von Harpune, auch keine besseren Schwimmer als Kieselstein, einen Weg finden müssen, das von Krokodilen verseuchte Wasser zu überqueren. Nach vielen Versuchen und Fehlern – wobei jeder Fehler mit Verstümmelung oder Tod bestraft wurde –, waren sie auf die Idee gekommen, Mangroven-Stämme zu benutzen. Man legte sich flach auf einen solchen Stamm und ruderte mit den Händen. Auf all ihren Reisen hatten die Dürren diese grundlegende Technik nicht vergessen. Und genau das war es, wobei Kieselstein die Kinder mit dem Treibholz beobachtet hatte. Nun sah er eine Möglichkeit, die Insel zu erreichen.

Über das stille Wasser eines Mangrovensumpfs zu paddeln war jedoch eine Sache. Die bewegte Oberfläche eines Meers abzureiten war eine ganz andere Herausforderung.

Nach ein paar spektakulären Fehlschlägen hatte der einfallsreiche Ko-Ko die Idee gehabt, zwei Baumstämme zu vertäuen. Auf diese Weise erlangte man wenigstens etwas mehr Stabilität. Jedoch bestand auch bei diesen Flößen noch die Gefahr des Kenterns.

Schließlich ließen sie die zusammengebundenen Stämme zu Wasser. Sie schwammen und boten eine stabile Fläche.

Ko-Ko und Hände warfen sich ins Wasser, dass es nur so spritzte. Dann legten sie sich flach auf die Baumstämme, streckten die Beine aus und ruderten mit den Armen. Langsam entfernten sie sich von der Küste. Aber die Wellen warfen das Floß umher – und schließlich um. Beide Männer fielen ins Wasser. Und dann löste die Vertäuerung der Stämme sich.

Hände kam prustend und grummelnd aus dem Wasser. Mit Ko-Ko zog er die Stämme aus dem Wasser an den Strand.

Kieselstein wusste, dass keine Gefahr bestanden hatte, weil das Wasser hier so seicht war, dass man an den Strand zurückzugehen vermochte.

Weiter draußen wurde das Meer aber schnell tiefer, und das mussten sie überqueren, wenn sie die Insel erreichen wollten.

Also gingen sie wieder an die Arbeit und probierten alle möglichen Kombinationen aus.

Kieselsteins Leben hatte sich in den letzten sieben Jahren grundlegend verändert.

Diejenigen, die mit ihm aus Plattnases Dorf geflohen waren, hatten die Welt der Reihe nach verlassen. Hyäne hatte sich nicht mehr von seiner Verletzung erholt, und sie hatten ihn in die Erde gelegt. Und nicht viel später hatten sie auch Staub in die Erde legen müssen. Kieselsteins Mutter schien Harpune allmählich ins Herz geschlossen zu haben, diese sonderbare Frau, die bei ihrem Sohn lag. Schließlich hatte ihre Schwäche die Willenskraft jedoch besiegt.

Doch wo Leben verging, entstand auch neues Leben. Seine beiden Kinder waren fast gleichaltrig – sechs und sieben Jahre –, aber sie waren völlig verschieden.

Sonnenuntergang war mit sechs der jüngere. Der Junge war das Ergebnis von Kieselsteins Seitensprung mit Schrei, die ihm noch nachgestellt hatte, nachdem er längst eine Verbindung mit Harpune eingegangen war. Sonnenuntergang war kompakt und rund; ein richtiges Energiebündel und Muskelpaket. Und über einem markanten Brauenwulst hatte er noch immer das feuerrote Haar, mit dem er geboren worden war – Farbton ›Eiszeit-Sonnenuntergangsrot‹.

Sonnenuntergang hatte der armen Schrei jedoch keine Freude bereitet. Sie war bei seiner Geburt gestorben, aber nicht ohne zuvor noch gegen die Anwesenheit der neuen Leute bei ihnen zu protestieren.

Kieselsteins anderes Kind, Glatt, war von Harpune. Obwohl sie auch etwas von der Korpulenz ihres Vaters hatte, schlug sie viel eher nach ihrer Mutter. Sie war jetzt schon größer als Sonnenuntergang. Jedes Mal, wenn er sie sah, staunte Kieselstein von neuem über Glatts flaches Gesicht und die wulstlosen Brauen, die ihre klaren Augen überwölbten. Kieselstein musste sich nicht darüber wundern, dass aus dem sexuellen Kontakt mit Harpune ein Kind hervorgegangen war. Und nun war sie schon wieder schwanger. Die Unterschiede zwischen den alten Stämmen und Harpunes Stamm waren zwar beachtlich, aber auch nicht so grundlegend, dass die beiden Arten von Leuten sich nicht zu kreuzen

vermocht hätten. Und ihre Kinder wären auch keine ›Maultiere‹. Sie waren fruchtbar.

So hatten Harpunes modifizierte Gene und der neue Bauplan ihres Körpers sich in der größeren Population der robusten Leute verbreitet. So wurde der genetische Schicksals-Faden von Glatt, dem Kind mit der menschlichen Gestalt und den robusten Affen-Merkmalen in die Zukunft fort gesponnen.

Während der lange Nachmittag sich hinzog, versuchten sie auf Kieselsteins Betreiben, ein schwimmfähiges Floß zu entwerfen.

Es war frustrierend. Sie waren nicht fähig, ihre Ideen untereinander zu erörtern. Dazu war ihre Sprache einfach zu primitiv. Zumal nicht einmal die neuen Leute begnadete Erfinder waren, weil die Schotts im hoch spezialisierten Bewusstsein es ihnen verwehrten, Handlungen ganzheitlich zu betrachten. Sie vermochten es nicht durchzudenken. Es war in etwa damit zu vergleichen, als ob man eine neue körperliche Fertigkeit wie Fahrradfahren erlernen wollte: Mit einer bewussten Anstrengung allein war es nicht getan. Außerdem war die Arbeit unkoordiniert und ging nur weiter, wenn jemand sich aufraffte und die anderen antrieb.

Doch dann hatte Ko-Ko plötzlich einen Geistesblitz. Er rannte ins Wasser. »Ya, ya!« Mit wilden Schreien und Schlägen zwang er die Schwimmer, sich an einem Baumstamm festzuhalten und sich treiben zu lassen. Dann ging er zum anderen Ende und schob den langen Stamm mit kräftigen Schwimmstößen durch die küstennahe Brandung in ruhigeres Wasser.

Kieselstein schaute erstaunt zu. Es funktionierte. Anstatt auf dem Baumstamm zu sitzen, nutzten sie ihn als Schwimmhilfe für diese Nichtschwimmer. Bald war der Stamm so weit von der Küste entfernt, dass er nur noch eine Reihe auf und nieder hüpfender Köpfe und den schwarzen Balken zwischen ihnen sah.

Indem sie sich an dem Baumstamm festklammerten und mit aller Kraft paddelten, vermochten selbst die Robusten, die zum Schwimmen zu schwer waren, ein Gewässer zu überqueren, das viel tiefer war als sie hoch. Es war für jeden ersichtlich, dass sie endlich eine Möglichkeit gefunden hatten, die Meerenge zu überqueren, die Kieselstein seit Jahren reizte.



Kieselstein stieß ein Triumphgebrüll aus. Seine Kinder kamen zu ihm gelaufen. Er hob Glatt auf und wirbelte das quiekende Kind in der Luft herum, während Sonnenuntergang ihn um Aufmerksamkeit heischend an den Beinen zog.

Die ›Expedition‹ landete an einem halbmondförmigen, muschelübersäten Sandstrand, der sich an eine Wand aus erodiertem blauschwarzem Gestein schmiegte. Sie stolperten aus dem Wasser und legten sich keuchend auf den Strand. Kieselstein sah mit einem Blick, dass alle, Robuste und Dünne gleichermaßen, es bis zur Küste geschafft hatten. Die Überfahrt war härter gewesen, als Kieselstein es sich vorgestellt hatte. Er würde nie dieses schreckliche Gefühl vergessen, über der blauschwarzen Tiefe zu hängen, wo unbekannte Kreaturen lauerten. Doch nun war es geschafft.

Und Ko-Ko war schon bei der Arbeit. Er zog einen Stamm ans Ufer und forderte die anderen auf, seinem Beispiel zu folgen. Die Krieger – ein Dutzend Robuste und ein Dutzend Dünne – packten die Ausrüstung aus. Einen Teil der Waffen hatten sie sich auf den Rücken gebunden oder in Netzen verpackt, und andere – zum Beispiel die langen Wurfspeere der Dünnen – hatten sie an die Baumstämme gebunden.

Harpune strich sich über den Bauch und schaute aufs Meer hinaus in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Sie berührte die senkrechten Ockerstreifen in Kieselsteins Gesicht, wie sie es getan hatte, bevor sie das erste Mal kopuliert hatten. Doch nun trug sie die gleiche Kriegsbemalung wie er – alle Leute trugen sie, Dünne und Robuste gleichermaßen. Er grinste, und sie erwiderte das Grinsen.

Geeint durch ihre Symbole, schickten zwei Arten von Leuten sich an, Krieg gegen eine dritte zu führen.

Eine Frau schrie auf. Kieselstein und Harpune wirbelten herum. Ein schwerer Basaltbrocken war auf den Strand gefallen und hatte eine Dünnen-Frau am Bein getroffen. Als der Felsbrocken weggeräumt worden war, wurde ihr Fuß sichtbar – er war eine zertrümmerte, blutige Masse. Sie wehklagte, und Tränen verschmierten die Ockerstreifen auf den Wangen.

Leute riefen durcheinander und zeigten auf die Klippen. »*Hai, hai!*«

Kieselstein beschirmte die Augen und schaute nach oben. Etwas bewegte

sich dort oben: ein Kopf auf schmalen Schultern. Der Felsbrocken war nicht heruntergefallen, wurde Kieselstein sich bewusst. Er war heruntergestoßen oder -geworfen worden.

So hatte es angefangen. Er packte den Stoßspeer, stieß ein zorniges Gebrüll aus und rannte am Strand entlang. Die Leute folgten ihm.

Nach ein paar hundert Metern öffnete dieser geschützte Strand sich auf ein offeneres Gelände aus Dünen und Grasland. Und auf dem offenen Land sah Kieselstein eine Gruppe gespenstischer Hominiden. Sie waren über zwanzig, Männer, Frauen und Kinder. Sie hatten sich um den Kadaver einer Elenantilope versammelt. Beim Anblick von Kieselstein standen sie auf und schauten in seine Richtung.

Kieselstein stürmte mit Gebrüll los.

Ein paar der Hominiden drehten sich um und ergriffen die Flucht – Mütter mit Kindern und ein paar der Männer. Andere stellten sich dem Kampf. Sie hoben Steine auf und schleuderten sie gegen die Eindringlinge, als ob sie umherstreifende Hyänen abwehren wollten. Diese Leute waren groß, schlank und nackt; ihre Körper wiesen auf den ersten Blick eine Ähnlichkeit mit dem Harpunes auf. Aber die Köpfe waren ganz anders. Sie hatten breite, vorspringende Gesichter, dicke Brauenwülste und flache Hirnschalen.

Sie waren eine späte Variante des *Homo erectus*. Diese Gruppe war auf die Insel eingewandert, als in einem Extrem der Eiszeit der Meeresspiegel so tief gesunken war, dass eine Brücke zum Festland entstand. Als der Meeresspiegel dann wieder gestiegen war, hatten sie überlebt, während der Rest ihrer Art umgekommen war. Es hatte nämlich niemand gewusst, wie man die unruhige Meerenge überqueren sollte, um ihnen die Insel streitig zu machen.

Bis jetzt.

Ein Mann, der kräftiger war als die anderen, ergriff eine große, schwere Steinaxt und rannte auf Hände zu. Der große Robuste reagierte mit einem Brüllen und packte den massiven Stoßspeer fester. Mit der Geschwindigkeit eines Schemens wich der Mann Händes Attacke aus und schlug ihm mit der Steinaxt in den Nacken. Blut spritzte, und Hände brach zusammen und kippte vornüber. Aber er kämpfte noch weiter. Er drehte sich auf den Rücken und versuchte den Stoßspeer zu heben. Doch der große Mann stand schon mit erhobener Axt über ihm.

Der wütende Kieselstein rammte dem Mann seinen Speer in den Rücken. Mit dieser Waffe vermochte Kieselstein die Haut und den Brustkorb eines Elefantenbabys zu durchstoßen und es war ein Kinderspiel, den schweren Speer durch die Haut, Rippen und das Herz eines Hominiden zu treiben. Er hob den Körper des Manns wie einen aufgespießten Fisch an. Er zappelte, und Blut schoss ihm aus Mund und Rücken. Die klebrige rote Flüssigkeit lief am Schaft des Speers entlang und benetzte Kieselsteins Arme.

Dann kniete Kieselstein neben Hände nieder. Aber der große Mann lag bewegungslos, und die muskulösen Gliedmaßen waren schlaff. Trauer keimte in Kieselstein auf: Er hatte schon wieder einen Kameraden verloren. Er stand auf, wobei ihm das Blut von Händen und Armen herabließ und hielt Ausschau nach dem nächsten Gegner.

Aber die gespenstischen Nackten suchten das Weite. Die Dünnen schleuderten die Speere aus feuergehärtetem Holz, und diese regneten auf die fliehenden Hominiden herab.

Kieselstein erschauerte. Er war froh, dass nicht er es war, den diese Dünnen mit einem solchen Vernichtungswillen verfolgten. Dann hob er den Stoßspeer auf und folgte den Verbündeten. Händes Körper überließ er den Hyänen.

Die Auslöschung einer Gruppe durch eine andere war weit verbreitet bei sozialen und Fleischfresser-Spezies – bei Ameisen, Wölfen, Löwen, Affen und Menschenaffen zum Beispiel. In dieser Hinsicht war das Verhalten der Leute nur ein Ausfluss ihrer tiefen animalischen Verwurzelung.

Doch unter Wölfen, Menschenaffen, Pithecinen und sogar den Läufern hatten solche Maßnahmen sich als ineffizient erwiesen. Ohne wirkungsvolle Waffen waren solche Feldzüge nur mit einer überwältigenden zahlenmäßigen Überlegenheit erfolgreich, und es dauerte unter Umständen Jahre, bevor ein Krieg zwischen zwei rivalisierenden Gruppen aus ein paar Dutzend Pithecinen beendet war. Selbst in der langen Geschichte der sesshaften Robusten hatten solche Massaker kaum stattgefunden. Wohl wurden verirrte Fremde getötet, aber es wurden keine Kriege um *Lebensraum* geführt.

Allerdings änderte sich das nun in dem Maß, wie die genetische

Definition von Harpunes neuem nomadischem Stamm sich ausbreitete. Harpunes Art verfügte über präzise, weit tragende Waffen und helle Köpfe, die in zunehmendem Maß zu strukturiertem und analytischem Denken befähigt waren. Sie waren in der Lage, Massentötungen mit nie da gewesener Gründlichkeit durchzuführen. Jedoch wirkte sich das auch kontraproduktiv aus. Die Kriegführung gegen andere Gruppen zwang die Hominiden, sich zu immer größeren Verbänden zusammenzuschließen – mit allen sozialen Komplikationen, die sich daraus ergaben. Außerdem prägte das Morden die Mörder: Parallel zur Liebe entwickelte sich der Hass.

Nachdem sie eine besonders große Siedlung ausgehoben hatten, veranstalteten Ko-Ko und die anderen eine Art Party. Sie schleiften die Leichen der Frauen, Kinder und Männer aus der Siedlung auf eine freie Fläche und stapelten sie auf. Es waren dreißig oder vierzig, und alle hatten aufgeschlitzte Bäuche, gespaltene Brustkörbe und zertrümmerte Schädel. Dann warfen sie brennende Äste auf den Leichenberg und zündeten ihn an. Ko-Ko und die anderen tanzten schreiend und brüllend um die brennenden Leichen.

Die dünnen Jäger schleppten Gefangene an. Es waren eine Mutter mit Kind, ein dürrer Junge, der noch so klein war, dass man ihn zu tragen vermochte. Die Jäger hatten sie an einer Klippe umzingelt, wo sie sich hatte verstecken wollen. Dünne und Robuste scharten sich brüllend und kreischend um die Mutter und richteten Stoßspeere auf ihr Gesicht. Kieselstein hatte den Eindruck, als ob die Mutter wie gelähmt war. Vielleicht stand ein Ausdruck von Schuld in das schmale, vorspringende Gesicht geschrieben. Sie hatte überlebt, während alle anderen gefallen waren, alle außer ihrem kleinen Kind, und sie hatte keine Gefühle mehr. Ko-Ko trat vor. Mit einer fließenden Bewegung stieß er der Frau den Speer in die Brust. Eine schwarze Flüssigkeit spritzte aus dem Körper. Sie verkrampfte sich – mit dem nur zu vertrauten Geruch des im Todeskampf abgesonderten Kots – und sackte zusammen.

Und das Kind lebte noch. Es klammerte sich wimmernd an seine Mutter und versuchte sogar, noch an der blutigen Brust zu saugen. Und wie eine Chasma-Mutter einst ihre Jungen auf den unglücklichen Elefant angesetzt hatte, schubste nun Harpune, deren Bauch stolz geschwollen war, Glatt auf das Kind zu. Kieselsteins Tochter hatte ein Hackwerkzeug

aus Stein. Sie hatte einen so geschmeidigen Körper wie ihre Mutter und wirkte in diesem Moment fiebrig und begierig. Und sie hob den Hackstein über den flachen Kopf des Kindes.

Obwohl er nie einem Kampf aus dem Weg ging, wünschte Kieselstein sich plötzlich, weit weg von hier zu sein, im Sonnenuntergang am Strand zu sitzen oder Maniokknollen auszugraben und nach Hause zu seiner Mutter zu bringen.

Doch am nächsten Morgen war das Feuer heruntergebrannt. Von den Hominiden waren nur noch hautbespannte Skelette übrig, und die verkohlten Leiber waren geschrumpft und wie Embryos verkrümmt. Ko-Ko und Glatt gingen zwischen den schwelenden Überresten umher und zertrümmerten sie mit den Schäften der schweren Stoßspeere.

## KAPITEL 11

### MUTTERS LEUTE

*Sahara, Nordafrika,  
vor ca. 60.000 Jahren*

#### I

Mutter war allein unterwegs, als schlanke aufrechte Gestalt in einer topfebenen Landschaft. Der Boden glühte unter ihren Füßen, und der Staub stach und kitzelte sie. Sie kam zu einer Gruppe Hoodia-Kakteen. Sie ging in die Hocke, schnitt einen etwa gurkengroßen Strunk ab und kaute das feuchte Fleisch.

Sie war nackt, hatte nur einen Gürtel aus Antilopenleder um die Hüfte geschlungen. Das Einzige, was sie bei sich trug, war ein behauener Stein. Ihr Gesicht war durchweg menschlich mit einer glatten, hohen Stirn und einem spitzen Kinn. Doch der Mund war zusammengekniffen, und die tief in den Höhlen liegenden Augen irrlichteten argwöhnisch.

Die sie umgebende Savanne war trocken und trist. Die leere, schattenlose Ebene erstreckte sich in alle Richtungen und löste sich in einem gespenstischen Hitze-Flimmern auf, das den Horizont verschleierte. Die Leere wurde nur von einzelnen zähen Büschen oder den Überresten eines von Elefanten zertrampelten Wäldchens unterbrochen. Es lag nicht einmal mehr Dung herum, weil die großen Pflanzenfresser nur noch selten hier durchkamen und die kleinen, fleißigen Mistkäfer ihr Werk längst getan hatten.

Sie umklammerte den Kaktusstrunk und ging weiter.

Schließlich gelangte sie zum Ufer eines Sees – oder wo das Ufer letztes Jahr gewesen war oder vielleicht das Jahr zuvor. Nun war der Boden

ausgetrocknet. Er war eine Schicht aus dunklem, in der Hitze gesprungenem Schlamm, der so hart war, dass er nicht einmal zerbröselte, als sie darauf trat. Hier und da klammerten struppige Grasbüschel sich ans Leben.

Sie beschirmte die Augen mit den Händen. Das Wasser war immer noch da, aber weit von ihrem Standort entfernt. Es war nur ein ferner Schimmer. Doch sogar von hier aus stieg ihr der feuchte Modergeruch eines fast zugewachsenen Gewässers in die Nase. An der gegenüberliegenden Seite des Sees sah sie Elefanten, schwarze Schemen, die sich wie Wolken in der flimmernden Hitze bewegten, und andere Tiere, die sich im Schlamm suhlten – vielleicht Warzenschweine. Und auf der überwucherten Wasseroberfläche des Sees machte sie Wasservögel aus. Der Schwarm saß friedlich in der Mitte des Sees, wo er vor den hungrigen Räubern des Landes sicher war.

Mutter lächelte. Die Vögel waren genau da, wo sie sie haben wollte. Sie machte kehrt und entfernte sich vom schlammigen Ufer des Sees.

Im Alter von dreißig Jahren war Mutters Körper noch genauso geschmeidig und straff, wie er es in der Jugend gewesen war. Aber der Bauch zeigte Streifen von der Geburt ihres einzigen Kinds, eines Sohnes, und die Brüste hingen herunter. Dafür hatte sie ein pralles Hinterteil; das war eine Anpassung an die langen Dürreperioden, um Wasser im Fett zu speichern. Die Gliedmaßen hatten sehnige Muskeln, und der Bauch war nicht wie bei vielen Leuten durch Unterernährung angeschwollen. Sie war offensichtlich recht lebensstüchtig.

Jedoch vermochte sie sich nicht daran zu erinnern, wann sie zum letzten Mal glücklich gewesen war. Nicht einmal als Kind, als sie unbeholfen gewesen war, wenig geredet und Schwierigkeiten gehabt hatte, sich einzufügen. Nicht einmal als sie einen gesunden, strammen Sohn zur Welt gebracht hatte.

Sie *sah* zu viel.

Die Dürre zum Beispiel. Die Wolken waren verschwunden, sodass die Sonne den ganzen Tag vom Himmel brannte. Sie trocknete das Land aus und ließ das Wasser verschwinden, sodass die Tiere starben und die Leute wiederum Hunger leiden mussten. Also mussten die Leute wegen der Wolken hungern. Was sie aber nicht wusste, war, weshalb die Wolken überhaupt verschwunden waren. Noch wusste sie es nicht.

Das war ihr Talent: Sie sah Muster und Zusammenhänge, Geflechte von Ursachen und Wirkungen, die sie faszinierten und zugleich verwirrten. Ihre Gabe, Kausalzusammenhänge zu erkennen, verschaffte ihr allerdings keine Lebensfreude. Stattdessen wurde sie von Misstrauen geradezu zerfressen. Aber es half ihr manchmal dabei, durchs Leben zu gehen – so wie heute.

Sie kam zu einem Affenbrotbaum und betrachtete seine knorrigen Äste. Sie wusste, was sie machen wollte: einen Bumerang, eine gekrümmte Wurfwaffe. Also prüfte sie die Äste und Ansätze und suchte eine Stelle, wo die Maserung des Holzes und die Wachstumsrichtung der endgültigen Form der Waffe entsprachen, wie sie sie vorm geistigen Auge sah.

Schließlich fand sie einen schlanken Ast, der geeignet schien. Mit einem Ruck brach sie ihn dicht über dem Punkt ab, wo er aus dem Baum wuchs. Dann setzte sie sich in den Schatten des Affenbrotbaums, schälte mit dem Steinwerkzeug die Rinde ab und bearbeitete das Holz. Dabei drehte sie die steinerne Schneide immer wieder in der Hand, um alle Kanten gleichmäßig zu nutzen. Dieses Werkzeug – das weder eine Axt noch ein Messer oder ein Schaber war – war im Moment ihr Lieblingsutensil. Weil sie jedes Werkzeug, das sie nicht an Ort und Stelle zu fertigen vermochte, hätte transportieren müssen, hatte sie dieses eine Werkzeug für viele Aufgaben gefertigt und es bereits ein paar Mal nachbearbeitet.

Bald hatte sie einen glatten, angewinkelten Stock mit einer Länge von ungefähr dreißig Zentimetern angefertigt, der an einer Seite flach und an der anderen abgerundet war. Sie wog den Bumerang in der Hand, prüfte mit einem in langer Praxis gewonnenen Urteilsvermögen die Balance und das Gewicht und schabte noch etwas überschüssiges Material ab. Dann trat sie aus dem Schatten des Affenbrotbaums hinaus und ging am schlammigen Seeufer entlang. Sie fand die Stelle wieder, wo sie vor ein paar Tagen ein Netz aus geflochtenen Rindenfasern versteckt hatte. Das Netz war noch unbeschädigt. Sie schüttelte den Staub aus und die Käfer, die die trockenen Fasern annagten.

Nun spannte sie das Netz zwischen zwei dürre, günstig stehende Affenbrotbäume, dass es dem See zugewandt war. Sie hatte diesen Ort gerade wegen der Affenbrotbäume ausgewählt.



Dann ging sie um den See zurück, bis sie sich im rechten Winkel zum Netz befand. Sie ergriff den Wurfstock und übte mit heraushängender Zunge die Bewegung des Wurfs, den sie ausführen würde. Sie hätte nur diese eine Chance und musste es gleich beim ersten Mal richtig machen...

Ein dumpfer Schmerz pulsierte in ihren Schläfen wie Donner in fernen Bergen.

Sie verlor das Gleichgewicht und verzog vor Ärger über diese Beeinträchtigung das Gesicht. Der Schmerz selbst war auszuhalten, aber er war nur ein Vorbote dessen, was noch kommen sollte. Die Migräne war eine unbarmherzige Plage, die sie häufig heimsuchte, und es gab auch nichts, was sie dagegen zu tun vermochte. Es gab kein Heilmittel und nicht einmal einen Namen dafür. Aber sie wusste, dass sie ihre Aufgabe erledigen musste, ehe die Schmerzen es unmöglich machten. Andernfalls würden sie und ihr Sohn heute Hunger leiden müssen.

Sie ignorierte das Hämmern im Kopf, nahm wieder die Wurfstellung ein, hob den Stock und warf ihn kraftvoll und präzise. Der wirbelnde Stock beschrieb einen schönen hohen Bogen über dem See, wobei die hölzernen Flügel mit einem leisen Rauschen wirbelten.

Die dasitzenden Wasservögel wurden unruhig und stießen gereizte Rufe aus, und als der Stock in der Luft wendete und auf sie niederging, gerieten sie in Panik. Mit rauschendem, schwerem Flügelschlag erhoben die Vögel sich in die Lüfte und flohen vom See – und die tief fliegenden Tiere an den Rändern des Schwarms flogen direkt in Mutters Netz.

Grinsend rannte sie um den See zurück, um die Beute einzusammeln.

*Zusammenhänge.* Mutter warf den Bumerang, der die Vögel erschreckte, die ins Netz flogen, weil Mutter es dort aufgespannt hatte. Dies war ein anschauliches Beispiel für Mutters Denken in kausalen Verknüpfungen. Doch mit jedem Schritt, den sie machte, wurden die Kopfschmerzen schlimmer. Das Gehirn schien im großen Kopf zu rasseln, und die kurze Freude über den Erfolg wurde wie immer zunichte gemacht.

Mutters Leute lebten in einem Lager in der Nähe eines ausgetrockneten, erodierten Kanals, der in eine Schlucht mündete. Sie hatten Unterkünfte an den Klippen errichtet, bloße Sonnensegel aus Tierhaut- oder Rattanplanen, die auf Holzgestelle gespannt waren. Im Gegensatz zu

Kieselsteins längst untergegangener Siedlung war dies keine feste Ansiedlung. Dafür gab das Land nicht genug her. Dies war die vorläufige Heimat nomadischer Jäger und Sammler, die es bei der Verfolgung ihrer Nahrungsquelle hierher verschlagen hatte. Die Leute waren seit einem Monat hier.

Der Standort hatte allerdings auch seine Vorteile. Es floss ein Fluss vorbei, das hiesige Gestein eignete sich gut für die Werkzeugfertigung, und es war auch ein Wald in der Nähe, der als eine Quelle für Feuerholz, Rinde, Laub, Lianen und Ranken für Kleidung, Netze und andere Werkzeuge und Gegenstände diente. Und der Ort war auch ein guter Hinterhalt für die Tiere, die nichts ahnend zur Schlucht kamen, um dort zu trinken. Trotzdem war die Ausbeute der Gegend schlecht gewesen. Das Lager war desolat, und die unterernährten Leute vermochten sich kaum noch zu etwas aufzuraffen. Sie würden wahrscheinlich bald weiterziehen müssen.

Mutter stolperte heimwärts. Drei Wasservögel hatte sie sich an einer Lederschnur um die Schultern gehängt. Die Kopfschmerzen waren nun akut, und jede Oberfläche schien gleißend hell zu sein und in seltsamen Farben zu leuchten. Das menschliche Gehirn hatte sich im letzten Jahrtausend vor der Geburt von Mutters Urahnin Harpune spektakulär aufgebläht. Diese hastige Neuverkabelung hatte unerwartete Vorzüge, wie Mutters Fähigkeit zu strukturiertem Denken und Handeln, aber auch Nachteile wie die lästige Migräne.

»... Hey, hey! Speer Gefahr Speer!«

Sie schaute sich trübe um.

Zwei jüngere Männer starrten sie an. Sie trugen um den Körper gewickelte Häute, die sie mit Sehnen festgebunden hatten. Beide hielten sie grob geschnitzte Holzspeere mit feuergehärteten Spitzen in der Hand. Sie hatten die Speere gegen eine Ochsenhaut geschleudert, die sie über die Äste eines Baums gespannt hatten. Mutter wäre ihnen, abgelenkt durch die Schmerzen und die seltsamen Lichter, beinahe in die Wurfbahn gelaufen.

Sie musste warten, bis die Speerwerfer ihren Wettkampf beendet hatten. Keiner der beiden Männer war sonderlich geschickt, und ihre Lederkluft war auch ziemlich schäbig. Nur ein Speer hatte sich bisher durch die Haut in den Baum gebohrt, und die anderen lagen auf dem Boden

verstreut.

Aber sie sah, dass einer der Jäger den Speer immerhin mit mehr Kraft warf. Der Junge hielt den Speer sehr weit hinten am Schaft und versuchte mit dem knöchigen Arm eine maximale Hebelwirkung zu erzielen. Den für sein Alter großen, gertenschlanken Jungen stellte sie sich als Schössling vor, der dem Sonnenlicht entgegenstrebte. Wenn Schössling den Speer warf, flog er zischend und leicht zitternd durch die Luft. Die Bewegung des Speers war sehr interessant. Beim Versuch, ihn mit den Augen zu verfolgen, schmerzte der Kopf aber nur noch heftiger. Als die Speerwerfer fertig waren, stolperte sie weiter und verkroch sich im Schatten der Behausung, die sie mit ihrem Sohn teilte.

In Mutters Hütte war eine korpulente Frau im Alter von fünfundvierzig Jahren. Sie hatte zotteliges, graumeliertes Haar und ein gewohnheitsmäßig verkniffenes und missmutiges Gesicht. Diese Frau, Sauer, zerstampfte mit einem Stößel eine Wurzel. Sie schaute Mutter mit dem obligatorischen feindseligen Ausdruck an. »Essen, Essen?« Mutter machte eine vage Handbewegung, ohne weiter auf Sauer einzugehen. »Vögel«, sagte sie.

Sauer legte den Stampfer und die Wurzel hin und ging nach draußen, um die Vögel zu begutachten, die Mutter mitgebracht hatte.

Sauer war Mutters Tante. Ihre Verbitterung rührte daher, dass sie ihr zweites Kind ein paar Tage nach der Geburt durch eine unbekannte Krankheit verloren hatte. Sie würde die Vögel wahrscheinlich stehlen und Mutter und Still nur einen kleinen Teil dessen geben, was sie mit nach Hause gebracht hatte. Jedoch hatte Mutter derartige Kopfschmerzen, dass es ihr im Moment egal war.

Sie versuchte, sich auf ihren Sohn zu konzentrieren. Er war ein kränklicher Junge von acht Jahren; er saß mit dem Rücken zum schräg abfallenden Dach und hatte die Beine an die Brust gezogen. Mit einem Zweig schob er einen anderen Zweig über den Erdboden. Mutter setzte sich neben ihn und zauste ihm das Haar. Er schaute mit einem schläfrigen Blick zu ihr auf. Er verbrachte viel Zeit auf diese Art – still und zurückgezogen von den anderen wartete er auf sie. Er schlug nach seinem Vater, einem kleinwüchsigen, erfolglosen Jäger, der sich einmal lieblos mit Mutter gepaart hatte, und durch dieses eine Mal war sie schon schwanger geworden.

Ihre sexuellen Erlebnisse waren sporadisch und auch nicht sehr angenehm gewesen. Sie hatte bisher noch keinen Mann getroffen, der stark oder auch geduldig genug gewesen wäre, ihren intensiven Blick, ihre Besessenheit, ihr aufbrausendes Naturell und den häufigen schmerz erfüllten Rückzug in sich selbst zu tolerieren. Es war ihr großes Unglück, dass der Mann, der sie geschwängert hatte, sich schnell eine andere gesucht hatte und bald vom Axthieb eines Rivalen niedergestreckt worden war.

Das Kind hieß Still, denn das war sein hervorstechendes Wesensmerkmal. Zugleich war sie Mutter, weil es manchmal nämlich schien, als ob sie in den Augen der anderen Leute gar keine Identität hätte – wenn überhaupt, wurde sie nur über den Jungen definiert. Also war sie Mutter. Sie hatte ihm wenig zu bieten. Immerhin musste er bei ihr keinen Hunger leiden, der manchen anderen Kindern in dieser Zeit der Dürre schon die Bäuche auftrieb.

Schließlich legte der Junge sich auf die Seite, rollte sich zusammen und steckte sich den Daumen in den Mund. Sie selbst legte sich auf ihre Lagerstatt aus Stroh. Sie wusste aus Erfahrung, dass es keinen Zweck hatte, den Schmerz bekämpfen zu wollen.

Sie war immer schon isoliert gewesen, selbst als Kind. Sie hatte sich weder am Kräfteressen und den anderen Vergnügungen beteiligt, denen die anderen Jugendlichen gefrönt hatten, noch ihre Sexualität entdeckt. Die anderen schienen immer zu wissen, wie sie sich zu verhalten hatten, was sie tun mussten und den richtigen Zeitpunkt zum Lachen und Weinen zu kennen. Sie hatten gewusst, wie man sich *einfügte* – ein Geheimnis, das sie nie entdeckt hatte. Und ihr dynamischer Einfallsreichtum in einer so beharrenden Kultur und die Angewohnheit, sich Gedanken darüber zu machen, *wieso* Dinge geschahen und *wie* sie geschahen, trugen auch nicht gerade zu ihrer Beliebtheit bei.

Im Lauf der Zeit war ihr der Verdacht gekommen, dass die anderen Leute über sie redeten, wenn sie nicht da war, dass sie sich gegen sie verschworen hatten und danach trachteten, sie heimtückisch und hinterhältig ins Unglück zu stürzen. Was das Verhältnis zu ihren Artgenossen auch nicht verbesserte.

Aber es gab auch erfreuliche Momente.

Der Kopfschmerz wollte zwar nicht verschwinden. Aber es war während

der Kopfschmerzen, wenn sie die Gebilde sah. Die einfachsten waren Sterne – aber sie waren auch wieder keine Sterne, denn sie loderten gleißend hell auf, bevor sie erloschen. Dann versuchte sie, den Kopf zu drehen und sie zu verfolgen und vielleicht auch zu sehen, woher die nächsten kamen. Doch die Sterne bewegten sich mit den Augen und schwankten wie Schilf in einem See. Und dann erschienen immer mehr Gebilde: Zickzack-Linien, Spiralen, Gitter, Kurven und Parallelen. Selbst in der tiefsten Dunkelheit, wenn der Schmerz sie fast blendete, sah sie die Gebilde. Und wenn der Schmerz dann nachließ, dauerte die Erinnerung an die seltsamen Leuchterscheinungen immer noch an. Und während sie den Körper zwang, sich zu entspannen, dachte sie an den langarmigen Speer werfenden Schössling, an den kleinen Still, wie er die Zweige unablässig hin und her schob... Verbindungen.

Schössling versuchte es erneut.

Mit einem gereizten Gesichtsausdruck hakte er den Speer in den gekerbten Stock ein, den Mutter ihm gegeben hatte. Dann nahm er den Speer in die rechte Hand und stützte ihn mit der linken Hand auf der Schulter ab, sodass er mit der Spitze nach vorn wies. Zögernd machte er ein paar Schritte und holte mit dem rechten Arm aus – und der Speer richtete sich auf, die geschwärzte Spitze wies gen Himmel, dann fiel er auf den Boden.

Schössling ließ den bearbeiteten Stock fallen und trampelte darauf herum. »Dumm, dumm!«

Mutter versetzte ihm frustriert einen Schlag gegen den Hinterkopf.

»Dumm! Du!« Wieso war er nur so schwer von Begriff? Sie hob den Speer und den Stock auf, drückte Schössling die Gegenstände in die Hand und schloss seine Finger darum, damit er es noch mal versuchte. Sie hatte den ganzen Morgen daran gearbeitet.

Nach dieser brutalen Migräne war Mutter mit einer neuen Vision im Kopf aufgewacht, einer eigentümlichen Mischung aus Stills ›Stöckchen-Hockey‹ und Schösslings langem, hebelkräftigem Wurfarm. Sie hatte ihren Sohn ignoriert und war ins nahe Wäldchen gerannt. Bald hatte sie das angefertigt, was ihr vorschwebte. Es war ein kurzer moosbesetzter Stock mit einer Kerbe, die sie in ein Ende geschnitten

hatte. Als sie den Speer in die Kerbe legte und den Speer zu werfen versuchte, war der Stock wirklich – wie sie es sich vorgestellt hatte – wie eine Verlängerung des Arms, die ihn sogar noch länger als Schösslings Arm machte, und die Kerbe war wie ein Finger, der den Speer festhielt. Es gab nur sehr wenige Leute auf dem Planeten, die zu dieser gedanklichen Leistung imstande gewesen wären – eine Analogie zwischen einem Stock und einer Hand herzustellen, einem natürlichen Gegenstand und einem Körperteil. Doch Mutter war dazu in der Lage. Wie immer, wenn sie ein Projekt wie dieses in Angriff genommen hatte, ging sie vollkommen darin auf, und es war in ihren Augen sogar schade für die Zeit, die sie für Nahrungssuche, -aufnahme und Schlaf aufwandte – sogar für das Zusammensein mit ihrem Sohn.

In lichten Momenten war sie sich aber bewusst, dass sie Still vernachlässigte. Doch Sauer, ihre Tante, kümmerte sich um ihn. Dafür waren alternde weibliche Verwandte schließlich da, um die Last der Kinderaufzucht zu teilen. Trotzdem misstraute Mutter Sauer im tiefsten Innern. Irgendetwas war wirklich in ihr sauer geworden, als sie ihr zweites Kind verloren hatte; obwohl sie selbst eine Tochter hatte, zeigte sie ein Interesse an Still, das schon nicht mehr gesund war. Mutter hatte aber keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, solange sie derartig vom Speerwerfen besessen war.

Sie übte ohne Unterbrechung mit Schössling, während die Sonne durch den Himmel wanderte, und der junge Mann wurde langsam ungehalten. Er war durstig, ihm war heiß, und er hatte sein Tagewerk noch nicht einmal begonnen. Und jedes Mal versagte er.

Schließlich erkannte Mutter, wo das Problem lag. Es war keine Frage der Technik. Schössling begriff das Prinzip nicht, das sie ihm zu zeigen versuchte: dass es nicht die *Hand* war, die den Wurf ausführte, sondern der *Stock*. Und bevor er das nicht verstanden hatte, würde er mit dem Katapult nichts anzufangen wissen.

Schössling war einem unflexiblen Schubladendenken verhaftet, das fast noch so starr war wie das seines Ahnen Kieselstein. Er hatte eine hohe soziale Intelligenz; mit den Intrigen, taktischen Allianzen, falschen Versprechen und Verrat wäre er Machiavelli ebenbürtig gewesen. Aber er wandte diese Intelligenz nicht für andere Aktivitäten an, zum Beispiel für die Werkzeugfertigung. Es war, als ob in dieser Hinsicht ein anderes

Bewusstsein zugeschaltet würde, ein Bewusstsein, das nicht höher entwickelt war als das von Weit.

Mutter fiel da aber etwas aus dem Rahmen, und das war auch der Grund für ihre Andersartigkeit und das Geheimnis ihres Erfolgs.

Sie nahm ihm das Katapult ab, setzte den Speer in die Kerbe und tat so, als ob sie ihn werfen wolle. »Hand, werfen, nein«, sagte sie und veranschaulichte, wie der Stock den Speer anschob. »Stock, werfen. Ja, ja. Stock. Werfen. Speer. Stock werfen Speer. Stock werfen Speer...«

*Stock werfen Speer.* Das war vielleicht ein Satz. Aber er hatte eine rudimentäre Struktur – Subjekt, Verb, Objekt –, und ihm gebührte auch die Ehre, einer der ersten Sätze zu sein, der auf der ganzen Welt in menschlicher Sprache gesprochen wurde.

Während sie die Botschaft unablässig wiederholte, zeigte sie allmählich Wirkung.

Grinsend nahm Schössling ihr den Speer und das Katapult wieder ab.

»Stock werfen Speer! Stock werfen Speer!« Er steckte den Speer in die Kerbe, schwang den Arm zurück, hielt den Speer über die Schulter und schleuderte ihn mit aller Kraft.

Beim ersten Mal war es ein lausiger Wurf. Der Speer landete im Dreck, weit von der Palme entfernt, die sie eigentlich als Ziel ausgesucht hatte. Aber er hatte das Prinzip verstanden. Aufgeregt plappernd rannte er hinter dem Speer her. Mit einem Anflug von Mutters Besessenheit versuchte er es immer wieder.

Sie hatte diese Idee wegen ihrer besonderen Fähigkeit entwickelt, den Wurfstock auf mehr als nur eine Art zu betrachten. Er war natürlich ein Werkzeug, aber in der Art und Weise, wie er den Speer hielt, war er auch wie ein Finger – und mit Blick darauf, dass er Dinge zu *tun* vermochte, nämlich den Speer für einen zu werfen, war er sogar wie eine Person.

Wer imstande war, einen Gegenstand aus mehr als nur einem Blickwinkel zu betrachten, vermochte sich vorzustellen, alle möglichen Sachen damit zu machen.

Von allein wäre Schössling wahrscheinlich nie auf die Idee gekommen. Nachdem er das Konzept aber erst einmal verstanden hatte, setzte er es schnell um; so verschieden war sein Bewusstsein schließlich nicht von ihrem. Als Schössling den großen Wurfstock vorwärts zog, übte der eine so große Kraft auf den Speer aus, dass dieser sich durchbog: Der sich

krümmende Speer schien förmlich davon zu springen, wie eine Gazelle, die einer Falle enteilt. Mutters Bewusstsein überschlug sich vor Zufriedenheit und Überlegungen.

»*Krank*.« Das hässliche Wort platzte in ihre Euphorie. Sauer, ihre Tante, stand vor Mutters Hütte. Sie wies ins Innere.

Mutter rannte über den festgestampften Schmutz zur Hütte. Schon beim Betreten roch sie den beißenden Gestank von Erbrochenem. Still war zusammengekrümmt und hielt sich den aufgeblähten Bauch. Er zitterte, das Gesicht war fahl und schweißnass. Seine Lagerstatt war mit Erbrochenem und Kot verschmiert.

Sauer, die im grellen Licht vor der Hütte stand, grinste mit hartem Gesicht.

Der Todeskampf von Still dauerte einen Monat.

Seine Mutter wäre fast daran zerbrochen.

Ihr instinktives Verständnis der Kausalität versagte. Hier, wo es um Leben und Tod ging, *funktionierte nichts*. Es gab Krankheiten, die man zu behandeln vermochte. Wenn man sich den Arm oder das Bein brach, wurde es gerichtet und verbunden, wobei es oftmals genauso gut zusammenwuchs wie zuvor. Bei Insektenstichen vermochte man das Gift mit Sauerampfer zu neutralisieren. Aber es gab nichts, was sie gegen diesen seltsamen Verfall zu tun vermochte, für den es nicht einmal ein Wort gab.

Sie brachte ihm Dinge, die er liebte, einen knorrigen Ast, glitzernde Pyritbrocken und sogar einen seltsamen spiraligen Stein, bei dem es sich in Wirklichkeit um einen fossilierten, dreihundert Millionen Jahre alten Ammoniten handelte. Aber er berührte die Sachen nur oder beachtete sie gar nicht.

Und dann kam der Tag, da er sich auf seinem Lager nicht mehr rührte. Sie wiegte ihn und summte leise, wie sie es getan hatte, als er ein kleines Kind war. Aber sein Kopf baumelte. Sie versuchte ihm Nahrung in den Mund zu stecken, aber seine Lippen waren blau, und der Mund *kalt*. Sie presste diese kalten Lippen sogar an ihre Brust, aber sie hatte keine Milch.

Schließlich kamen die anderen.

Sie wehrte sie ab, in der Überzeugung, dass, wenn sie es nur noch etwas



länger versuchte und es noch etwas mehr wollte, er wieder lachte, nach den Katzensgold-Brocken griff, aufstand und nach draußen lief. Aber sie war durch seine Krankheit selbst geschwächt, und sie nahmen ihn ihr mit Leichtigkeit ab.

Die Männer hoben außerhalb des Lagers eine Grube im Boden aus. Der schon erstarrende Körper des Jungen wurde dort hineingelegt, und das Loch wurde mit dem ausgehobenen Erdreich hastig wieder zugeschüttet, bis nur noch eine verfärbte Stelle im Boden zu sehen war.

Es war funktional, aber auch schon eine Zeremonie. Die Leute legten ihre Toten seit dreihunderttausend Jahren in den Boden. Anfangs war das eine notwendige Maßnahme der Abfallentsorgung gewesen: Wenn damit zu rechnen war, dass man am selben Ort alt wurde und starb, musste man ihn auch sauber halten. Doch nun lebten die Leute als Nomaden. Mutters Stamm würde bald von hier verschwunden sein. Sie hätten die Leiche des Jungen auch einfach liegen lassen und den Aasfressern überlassen können, den Hunden, Vögeln und Insekten; welchen Unterschied hätte das auch gemacht? Und doch begruben sie ihn, wie sie es immer schon getan hatten. Sie schienen es als richtig zu empfinden.

Aber es wurden keine Worte gesprochen, kein Zeichen gesetzt, und die anderen zerstreuten sich schnell. Der Tod war so absolut, wie er es immer gewesen war, bis zu den Anfängen der Abstammungslinien der Hominiden und Primaten: Der Tod war ein Endpunkt, das Ende der Existenz, und jene, die dahingegangen waren, waren so bedeutungslos wie verdunsteter Tau – selbst ihre Namen waren nach einer Generation vergessen.

Aber nicht so für Mutter. Nein, ganz und gar nicht.

In den Tagen nach dem grausamen Ende und dem schnellen Begräbnis kehrte sie immer wieder an die Stelle zurück, wo ihr Sohn begraben lag. Auch als der ausgehobene Boden die alte Farbe wieder annahm und Gras darüber zu wachsen begann, erinnerte sie sich noch immer genau daran, wo die Ränder des Lochs gewesen waren. Sie vermochte sich vorzustellen, wie er dort unten tief in der Erde liegen musste.

Es gab keinen *Grund*, weshalb er gestorben war. Das war es, was ihr zu schaffen machte. Wenn sie gesehen hätte, wie er abgestürzt, ertrunken oder von einem Elefanten zertrampelt worden wäre, dann hätte sie gesehen, *weshalb* er gestorben war, und hätte es vielleicht zu akzeptieren

vermocht. Natürlich hatte sie schon Mitglieder des Stamms gesehen, die von Krankheiten befallen worden waren. Sie hatte viele Leute an Ursachen sterben sehen, die niemand zu benennen und schon gar nicht zu behandeln vermochte. Aber das machte es umso schlimmer: Wenn schon jemand sterben musste, wieso ausgerechnet Still? Und wenn er durch eine Laune des Zufalls umgekommen war – wenn jemand, der ihr so nahe stand, so willkürlich aus dem Leben gerissen wurde –, dann konnte *ihr* das auch passieren, jederzeit und überall.

Das war nicht hinzunehmen. Alles hatte eine Ursache. Und *deshalb musste es auch eine Ursache für Sülls Tod geben.*

Die Besessenheit ergriff wieder Besitz von ihr, und sie zog sich in sich zurück.

## II

Bald nach dem Zeitalter von Kieselstein und Harpune war eine Zwischeneiszeit angebrochen, ein Abschnitt mit einem gemäßigten Klima zwischen den viele Jahrtausende währenden Eiszeiten. Die mächtigen Eiskappen waren geschmolzen und der Meeresspiegel angestiegen, worauf Tiefland überflutet und Küstenlinien neu gezeichnet worden waren. Zwölftausend Jahre nach Kieselsteins Tod neigte dieser Sommer sich aber dem Ende entgegen. Wieder setzte eine starke Abkühlung ein, und das Eis rückte erneut vor. Als das Eis die Feuchtigkeit aus der Luft saugte, schien der Planet einen Schwall trockener Luft auszuatmen. Wälder schrumpften, Grasland breitete sich aus, und die Wüstenbildung verstärkte sich.

Die im mächtigen Regenschatten des Himalaja liegende Sahara war noch keine Wüste. Das Innere war mit großen, flachen Seen durchsetzt – Seen in der Sahara. Diese Gewässer dehnten sich aus, schrumpften und trockneten manchmal ganz aus. In der größten Ausdehnung wimmelten sie jedoch von Fischen, Krokodilen und Flusspferden. Um die Gewässer versammelten sich Strauße, Zebras, Nashörner, Elefanten, Giraffen, Büffel, verschiedene Antilopenarten und Tiere, die der moderne Betrachter nicht als typisch afrikanisch angesehen hätte, beispielsweise Mufflons, Ziegen und Esel.

Wo es Wasser gab, da gab es auch Tiere – und Menschen. Dies war die Umwelt, in der Mutters Leute zu Hause waren. Aber es war nur eine Nische, und das ›Sahnehäubchen‹ des Lebens war klein. Die Leute mussten hart arbeiten, um zu überleben.

Und die Leute waren noch erstaunlich dünn gesät.

Bisher waren die Menschen noch nicht aus Afrika ausgeschwärmt. In Europa und im asiatischen Raum gab es nur die brauenwulstigen Robusten und an manchen Stellen noch die älteren Formen, die dürren Läufer. Amerika und Australien waren noch menschenleer.

Und selbst in Afrika lebten nur wenige Menschen. Die mobile, auf Handel gegründete Lebensweise, die mit Harpune und ihrer Art

entstanden war, hatte sich nicht nur als ein Segen erwiesen. Seitdem die Menschen die Wälder verlassen hatten, waren sie anfällig für Trypanosomen, Parasiten, die die Schlafkrankheit verursachten und von den Wolken der Tsetsefliegen übertragen wurden, die die Huftierherden der Savanne begleiteten. Nun breiteten solche Krankheiten sich aus. Die Handelsnetzwerke der Leute hatten sich als sehr effektiv beim Austausch von Gütern, kulturellen Innovationen und Genen erwiesen – allerdings auch bei der Verbreitung von Krankheitserregern.

Und in kultureller Hinsicht tat sich ohnehin nichts.

Kieselstein hätte sich in Mutters Lager wie zu Hause gefühlt. Die Leute schlugen noch immer Splitter von Stein-Kernen ab und wickelten sich Tierhäute um den Körper, die mit Sehnen oder Lederschnüren zusammengebunden wurden. Und die Verständigung war nach wie vor nur ein unartikulierte Gestammel aus konkreten Wörtern für Dinge, Gefühle und Handlungen, aber nutzlos für die Übermittlung komplexer Informationen.

Über *siebenundzwanzigtausend Jahre* hatten diese Leute -Menschen mit einem ebenso modernen Bauplan und sogar einem ebenso modernen Gehirn wie die Menschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts – kaum eine Innovation in Technologie und Technik zustande gebracht. Es war eine Zeit lethargischer Passivität und der Stagnation gewesen. Nach wie vor hatten die Leute nur den Status Werkzeug benutzender Tiere in der Ökologie – wie Biber und Laubenvögel – und standen kaum über den Schimpansen. Und schleichend verloren sie den Überlebenskampf. Irgendetwas fehlte.

Sie hätte einfach allein im Staub verschwinden können.

Welchen Sinn hatte das Leben noch in einer Welt ohne Still?

Doch dann schüttelte sie die tiefe Niedergeschlagenheit ab.

Sie fing wieder an, Nahrung zu suchen, damit sie etwas zu essen und zu trinken hatte. Das musste sie auch; wenn sie es nicht getan hätte, wäre sie gestorben. Dies war keine reiche Gesellschaft. Obwohl man sich durchaus um die Schwachen, Kranken und Alten kümmerte, vermochte man denen nicht zu helfen, die sich nicht selbst helfen wollten.

Sie war immer schon eine gute Jägerin und geschickte Sammlerin gewesen. Mit den Werkzeugen, die sie erfand, modifizierte und

verbesserte, war sie sogar besser als manche Jüngere und Stärkere. Sie erholte sich schnell. Aber die Verwirrung in ihrem Kopf blieb dennoch bestehen.

Sie wusste nicht genau, aus welchem Impuls heraus sie die Zeichen an den Felsen anbrachte.

Es war nicht einmal eine bewusste Handlung. Sie saß mit einem Basalt-Schaber in der Hand neben einem weichen, spröden Sandsteinfelsen; sie hatte gerade eine Ziegenhaut gegerbt. Und da waren fein säuberlich zwei Zickzack-Linien in den Stein gehauen, die parallel zueinander verliefen. Ohne nachzudenken hatte *sie* den Schaber benutzt; der Schaber hatte die Zeichen gemacht. Also hatte *sie* die Zeichen gemacht.

Was ihr Interesse weckte, war, dass sie den Linien in ihrem Kopf glichen.

Sie ließ das Lederstück fallen, an dem sie gearbeitet hatte, und kniete aufgeregt vor dem Felsen nieder. Sie drehte den stumpfen Schaber, um eine scharfe Kante zu bekommen, bohrte ihn ins Gestein und zog eine Linie. Sie brachte eine Spirale zustande, die sich im Zentrum ins Nichts kringelte. Sie war aber nicht so sauber und hell wie die Figuren in ihrem Kopf; sie war unbeholfen gezogen, die Linie war uneinheitlich tief, und die Krümmung eckig und unbeholfen.

Also versuchte sie es erneut. Sie hatte immer schon ein Händchen dafür gehabt, Werkzeug aus Stein, Holz oder Knochen zu zaubern. Diesmal war die Spirale etwas fließender, dem Ideal vorm geistigen Auge etwas näher. Und sie versuchte es wieder. Und immer wieder, bis der dröge Felsbrocken mit Spiralen, Schleifen, Schnörkeln und Linien übersät war. Nun entsprach es genau dem, was sie mit geschlossenen Augen sah. Es mutete sie wundersam an, dass sie fähig war, die gleichen Figuren außerhalb des Kopfs zu erzeugen, die sie im Innern sah.

Später kam sie auf die Idee, es mit Ocker zu versuchen.

Die Leute benutzten noch immer das rote Eisenerz als Kreide, um sich Stammeszeichen auf die Haut zu malen, wie sie es schon in Kieselsteins Tagen getan hatten. Nun experimentierte Mutter mit dem weichen Zeug und stellte fest, dass es auf dem Stein viel einfacher zu handhaben war als ein Schaber. Und man vermochte es auch auf andere Oberflächen aufzutragen. Bald hatte sie Arme und Beine, die Häute, die sie trug oder

über ihre Behausung spannte und all ihre Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz mit Schleifen, Schnörkeln und Zickzack-Linien bemalt.

Die nächste Phase ihrer künstlerischen Entwicklung wurde durch die Blume bestimmt.

Es war eine Art Sonnenblume, nichts Besonderes: Die Samen waren nicht essbar, aber auch nicht giftig – es war ein profanes Gewächs. Aber die Blüten umgaben eine schöne gelbe Spirale, die sich zu einem schwarzen Herzen in der Mitte hinabwand. Mit einem Schrei des Erkennens stürzte sie sich auf die Blume.

Danach nahm sie die Formen überall wahr: Spiralen von Muscheln und Tannenzapfen, Gitter von Honigwaben, sogar die gezackten Blitze, die bei Gewittern durch den Himmel zuckten. Es war, als ob die Inhalte ihres Schädels auf die Außenwelt gespiegelt würden.

Es war ein Mädchen, das ihr als Erste nacheiferte.

Mutter sah sie mit einem Kaninchen über der Schulter vorbeigehen – und mit einer roten Spirale auf der Wange, die unter dem Auge auslief. Der Nächste war Schössling mit Wellenlinien an den langen Armen.

Und dann sah sie die Linien und Schleifen überall auftauchen. Sie breiteten sich wie eine Seuche über die Oberflächen des Lagers und die Körper der Leute aus. Wenn sie ein neues Design schuf, ein Gitter oder ein Gebilde aus Kurven, wurde es alsbald kopiert und sogar noch verfeinert – vor allem von den Jungen.

Das verschaffte ihr eine gewisse Genugtuung. Die Leute mieden sie nicht mehr. Sie *kopierten* sie. Sie war eine Art Führer geworden, was sie zuvor nie für möglich gehalten hätte.

Sauer freute sich allerdings weniger über Mutters neuen Status und hielt Abstand zu ihr. Überhaupt hatten die zwei Frauen seit dem Tod des Jungen kaum noch Notiz voneinander genommen.

Dennoch reichten die Entwürfe, ob von ihr oder von anderen, noch lange nicht an die glühende geometrische Perfektion heran, die ihr lautlos durch den Kopf zog. Sie gelangte fast an einen Punkt, wo sie sich fast wieder den Schmerz zurückwünschte, damit sie sie wieder zu sehen vermochte.

Manchmal machten die Veränderungen in ihrem Bewusstsein ihr Angst. Was *bedeutete* das? Sie suchte instinktiv nach Verbindungen, wie es ihre Natur war. Welche Verbindung sollte es zwischen einem Lichtblitz im

Auge und einem am Himmel dräuenden Sturm aber geben? Verursachte der Sturm das Licht im Kopf, oder war es anders herum?

Das Leben ging weiter, der endlose Zyklus des Atmens, der Nahrungssuche, des Aufgangs von Sonne und Mond, das langsame Altern des Körpers. Mit der Zeit versank Mutter immer tiefer in den seltsamen Sinneswahrnehmungen. Sie sah bald *überall* Verbindungen. Es war, als ob die Welt von einem Geflecht aus Ursachen durchzogen wäre wie von den Strängen eines riesigen, unsichtbaren Spinnennetzes. Sie hatte das Gefühl, als ob sie und ihre Persönlichkeit sich auflösten. Doch bei allen Innenansichten klammerte sie sich an die Erinnerung an ihren Sohn, eine Erinnerung, die wie ein nicht enden wollender Schmerz war, wie der Stumpf eines amputierten Glieds. Und allmählich hatte sie das Gefühl, dass Stills Tod im Brennpunkt all dieser Kausalzusammenhänge lag.

Es wurde eine stillschweigende Vereinbarung getroffen, die Zelte abubrechen. Die Leute bereiteten sich auf die Fortsetzung der Wanderung vor.

Mutter kam mit ihnen. Schössling und andere zeigten sich erleichtert. Ein paar hatten schon geglaubt, dass sie vielleicht darauf bestehen würde, bei dem Loch in der Erde zu bleiben, das die Gebeine ihres Sohns enthielt.

Nach einem langen Marsch errichteten sie in der Nähe eines Sees mit einem morastigen Ufer ein neues Lager. Sie schlugen die Zelte auf und bereiteten sich Schlafstätten. Wegen der anhaltenden Trockenheit war das Leben aber hart, und die Kinder und die Alten litten besonders. Eines Tages brachte Schössling Mutter den Kopf eines jungen Straußenvogels. Der Hals war eine Handlänge unter dem Kopf durchtrennt und der Kopf selbst von einem Speer durchbohrt worden. Einen fliehenden Straußenvogel zu erlegen, den kleinen Kopf eines rennenden Vogels aus fünfzig oder gar siebzig Metern Entfernung zu treffen, war wirklich eine Leistung. Nach monatelanger Übung hatten Schössling und die anderen jungen Jäger gelernt, mit dem Speerkatapult ihre Waffen mit größter Genauigkeit über nie dagewesene Entfernungen zu werfen. Mit wachsender Zuversicht waren die Jäger immer weiter in der Savanne ausgeschwärmt, und bald sollten die Beutetiere der Ebenen

sie richtig fürchten lernen. Es war, als ob man die Jäger mit Schusswaffen ausgerüstet hätte.

Heute platzte Schössling schier vor Stolz auf seine Beute. Vor der Frau, die ihn im Gebrauch der Speerschleuder unterwiesen hatte, demonstrierte er, wie er den Speer geschleudert hatte, wie er sich durchgebogen hatte und davon geschnellt war und wie er präzise ins Ziel gefunden hatte.

»Vogel schnell, schnell«, sagte er und scharrte mit den Füßen. »Rennt schnell.« Er zeigte auf sich. »Ich, ich. Verstecken. Felsen. Vogel schnell, schnell. Speer...« Er sprang hinter dem imaginären Felsen hervor und führte noch einmal vor, wie er den Speer ins Ziel geschleudert hatte.

Mutter hatte dieser Tage wenig Zeit für die Leute. Ihre neuen Wahrnehmungen zogen sie zunehmend in den Bann. Aber sie tolerierte Schössling, den einzigen Menschen, den sie hatte, den man als Freund bezeichnen konnte. Abwesend hörte sie seinem Geplapper zu.

»Wind tragen Geruch. Geruch berührt Strauß. Strauß rennt. Nun, hier. Stehen, stehen, verstecken. Wind trägt Geruch. Strauß hier, Wind da, Wind tragen Geruch weg...«

Seine Sprache war eine Art Pidgin aus einfachen Worten, Substantiven, Verben und Adjektiven ohne Beugeendungen. Um etwas zu betonen, kamen noch immer Wiederholungen und die Mimik zum Einsatz. Und bei der kaum vorhandenen Struktur bediente man sich eines sprachlichen ›Freistils‹: Es war der Verständigung nicht gerade förderlich, dass keine zwei Leute, nicht einmal Geschwister, die gleiche Sprache sprachen.

Dennoch bildete Schössling hin und wieder Sätze. Das hatte er von Mutter gelernt. Jeder Satz war eine strikte

Subjekt-Verb-Objekt-Zusammensetzung. Die Proto-Sprache der Leute entwickelte sich schnell aus dieser grundlegenden Struktur. Die plappernden Leute mussten bereits Fürwörter erfinden – *dich, mich, ihn, sie* – und verschiedene Arten, um Handlungen und ihre Ergebnisse auszudrücken: *Ich habe getötet, ich töte, ich habe nicht getötet...* Sie waren in der Lage, Vergleiche und Verneinungen auszudrücken und Alternativen darzustellen. Sie vermochten allein mit Worten zu erwägen, heute zum See zu gehen oder nicht zum See zu gehen, wo sie zuvor die Richtung dorthin hatten einschlagen oder sich in Gruppen aufteilen müssen.

Es war aber noch keine richtige Sprache. Sie war nicht einmal so



differenziert wie Creolisch. Aber es war ein Anfang, und sie entwickelte sich schnell.

Im Grunde hatte Mutter diese grundlegende Satzstruktur auch nur entdeckt und nicht erfunden. Ihre zentrale Logik spiegelte nämlich das tiefe Verständnis der Welt wider, das die Hominiden hatten – einer Welt voller Gegenstände mit Eigenschaften –, die ihrerseits eine noch tiefere neuronale Architektur reflektierte, wie sie den meisten Tieren eigen war. Wenn ein Löwe oder ein Elefant zu sprechen vermocht hätte, dann hätte er genauso gesprochen. Dieses zentrale Paradigma sollte von fast allen der Myriaden menschlicher Sprachen geteilt werden, die in der Zukunft sich herausbildeten: eine Universalschablone, die die essentielle Kausalität der Welt und ihrer menschlichen Wahrnehmung reflektierte. Aber es hatte Mutters dunklen Genies bedurft, um dieser tiefen Architektur Ausdruck zu verleihen und den linguistischen Überbau zu inspirieren, der alsbald folgte.

Und nun wurde es Zeit für den nächsten Schritt.

Schössling sagte etwas, bei dem sie aufhorchte: »Speer töten Vogel«, sagte er aufgeregt. »Speer töten Vogel, Speer töten Vogel...«

Sie runzelte die Stirn. »Nein, nein.«

Er verstummte mitten im Satz. Er war so in seine Darbietung versunken, dass er ihre Anwesenheit vergessen zu haben schien. »Speer töten Vogel.« Er imitierte den Flug des Speers, hob den abgetrennten Straußenkopf auf und beschrieb mit den Händen die authentische Bahn des auf ihn zufliegenden Speers.

»Nein!«, schrie sie ihn an. Sie stand auf und packte ihn an der Hand.

»Du heben Hand.« Sie drückte ihm die Speerschleuder in die Hand.

»Hand schieben Stock. Stock schieben Speer. Speer töten Vogel.«

Er wich verwirrt zurück. »Speer töten Vogel.« *Habe ich das denn nicht gesagt?*

Ungehalten fing sie noch mal von vorne an. »Du heben Hand... Speer töten Vogel. Du töten Vogel.« Es bestand zwar eine Kausalkette, aber die *Intention* entsprang nur einem Ort: Schösslings Kopf. Sie sah es ganz deutlich. Er hatte den Vogel getötet, nicht der Speer. Sie hieb ihm auf den Kopf. *Hier ist der Vogel gestorben, du Dummbatz. In deinem Bewusstsein. Der Rest ist nur noch eine Formsache.* Sie zankten sich noch für eine Weile, doch Schössling wurde zunehmend verwirrt. Die

schlichte jugenhafte Freude über die Beute legte sich nun, da seine Prahlerei in diese philosophische Erörterung ›ausgeartet‹ war.

Plötzlich schoss Mutter ein stechender Schmerz durch die Schläfen – so plötzlich, wie Schösslings Speer aus gehärtetem Holz sich durch den Kopf dieses Pechvogels von Strauß gebohrt haben musste. Sie brach in die Knie und presste sich die Fäuste gegen die Schläfen.

Doch in diesem Moment des Schmerzes sah sie plötzlich eine neue Wahrheit.

Sie stellte sich vor, wie der Speer in hohem Bogen durch die Luft flog – wie der helle Blitz in ihrem Kopf –, den Schädel des Vogels durchstieß und sein Leben auslöschte. *Sie* wusste, dass Schössling den Speer geworfen hatte. Er hatte den Willen besessen, den Vogel zu töten, und alles andere, was sich daran angeschlossen hatte, war unerheblich.

Aber was, wenn sie nicht *gesehen hätte*, wie Schössling den Speer geworfen hatte? Was, wenn er von einem Felsen oder einem Baum verdeckt worden wäre? Hätte sie geglaubt, dass der Speer der eigentliche Grund gewesen sei – dass der Speer selbst beabsichtigt hätte, den Vogel zu töten? Nein, natürlich nicht. Auch wenn sie nicht die ganze Kausalkette sah, musste sie trotzdem existieren. Wenn sie den Speer fliegen sah, würde sie wissen, dass jemand ihn geworfen haben musste. Ihre besondere Sicht der Welt, des Spinnennetzes aus Ursachen, das sich aus der Vergangenheit in die Zukunft über die Welt spannte, vertiefte sich weiter. Wenn ein Straußenvogel von einem Speer getötet wurde, hatte ein Jäger das gewollt. Und wenn eine Person starb, war eine andere dafür verantwortlich. So einfach war das. Das alles sah sie plötzlich und begriff es auf einer tiefen, intuitiven Ebene unterhalb der Sprache, während neue Verbindungen in ihrem komplexen, schnell sich entwickelnden Bewusstsein geknüpft wurden.

Die Logik war klar und zwingend. Erschreckend – und tröstlich.

Und sie wusste auch, welche Konsequenzen sie aus dieser neuen Erkenntnis zu ziehen hatte.

Sie wurde sich bewusst, dass Schössling vor ihr kniete und sie an den Schultern fasste. »Weh? Kopf? Wasser. Schlafen. Hier...« Er fasste sie am Arm und half ihr beim Aufstehen.

Dieser Schmerz war blitzartig gekommen und ebenso schnell wieder verschwunden, wie ein Meteor, der eine Spur aus zerrissenen und neu

verknüpften Verbindungen im Kopf hinterlassen hatte. Sie stand auf, ging an ihm vorbei und zur Siedlung zurück. Es gab im Moment nur eine Person, von der sie etwas wollte, eine Sache, die sie zu erledigen hatte. Sauer war in der Behausung, einem primitiven Unterstand aus Palmwedeln, und machte Siesta.

Mutter stellte sich über sie. In den Händen hielt sie einen großen Stein, den sie gerade noch zu tragen vermochte. Sie wiegte ihn, wie sie einst Still gewiegt hatte.

Mutter hatte nie den Tag vergessen, an dem Still krank geworden war. An jenem Tag hatte sich für sie alles geändert, als ob das Land sich um sie gedreht hätte, als ob die Wolken und Felsen die Plätze getauscht hätten. Und sie hatte auch Sauers Grinsen nicht vergessen. *Wenn ich schon kein Kind bekommen kann, hatte sie gesagt, freue ich mich wenigstens darüber, dass du deine verlierst.*

Nun fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Stills Tod war kein Zufall gewesen. In Mutters Universum geschah nichts zufällig: nicht mehr. Alles war verbunden, alles hatte eine Bedeutung. Sie war die erste Verschwörungs-Theoretikerin.

Und die erste Person, die sie anklagte, war ihre nächste überlebende Verwandte.

Mutter wusste nicht, wie Sauer das Verbrechen verübt hatte. Vielleicht durch einen Blick, ein Wort, eine Berührung – heimlich, mit einer unsichtbaren Waffe, die den Jungen so unerbittlich wie ein hölzerner Speer ums Leben gebracht hatte –, aber auf das wie kam es auch nicht an. Es kam nur darauf an, dass Mutter nun wusste, wen sie zur Verantwortung ziehen musste.

Sie hob den Stein.

Im letzten Moment wurde Sauer durch Mutters Bewegung geweckt. Und sie sah den Stein, der ihr auf den Kopf fiel. Ihre Welt ging so gründlich und plötzlich unter, wie die Erde der Kreidezeit vom Teufelsschweif ausgelöscht worden war.

Das Hominiden-Gehirn war, durch die Anforderung steigender Intelligenz befeuert und durch die neue fettreiche Nahrung der Leute genährt, schnell gewachsen. Es war jetzt schon größer als jeder Computer, den die Menschen jemals bauen sollten. In Mutters Kopf

befanden sich hundert Milliarden Neuronen, wechselwirkende biochemische Schalter, deren Zahl mit der Anzahl der Sterne in der Galaxis vergleichbar war. Und jeder dieser Schalter vermochte hunderttausend verschiedene Stellungen einzunehmen. Und diese geballte Ladung schwamm in einer mit über tausend Chemikalien angereicherten Flüssigkeit, die in Abhängigkeit von Zeit, Jahreszeiten, Belastung, Ernährung, Alter und hundert anderen Einflüssen variierte, die alle sich auf die Funktion der Schalter auswirkten.

Vor Mutter war das Bewusstsein der Leute segmentiert und das schwach ausgeprägte Unterbewusstsein für soziale Zwecke reserviert, während die spezialisierten Module für solche Funktionen zuständig waren wie Werkzeugherstellung und Umweltverständnis und für grundlegende physiologische Funktionen wie das Atmen. Die verschiedenen Funktionen des Gehirns hatten sich bis zu einem gewissen Grad voneinander isoliert entwickelt, wie Subroutinen ohne integrierendes Master-Programm.

Dennoch war dieser hochkomplexe biochemische Computer sehr störanfällig. Und er neigte zur Mutation.

Der physikalische Unterschied zwischen Mutters Gehirn und denen ihrer Artgenossen war geringfügig: Er war das Resultat einer winzigen Mutation, einer kleinen Änderung in der chemischen Zusammensetzung des Fetts im Schädel und einer leichten Neuverdrahtung der neuronalen Schaltkreise, die ihrem Bewusstsein zugrunde lagen. Doch genügte das bereits, um ihr eine neue Flexibilität des Denkens zu verleihen und das Einreißen der Bewusstseins-Barrieren zu ermöglichen – und eine enorm verstärkte Wahrnehmung.

Indes hatte die Neuverdrahtung eines so komplizierten organischen Computers zwangsläufig Begleiterscheinungen, die nicht alle erfreulich waren.

Es war nicht nur die Migräne. Mutter litt an etwas, das vielleicht als eine Art Schizophrenie zu diagnostizieren gewesen wäre. Die Symptome waren durch den Tod ihres Sohns ausgelöst worden. Schon im ersten Aufflackern menschlicher Kreativität stand Mutter stellvertretend für die vielen defizitären Genies, die die Menschheitsgeschichte in zukünftigen Generationen erhellen und zugleich verdüstern sollten.

Es gab hier keine Polizei. Aber unberechenbare Killer waren in einer so

kleinen, eng verwobenen Gemeinschaft nicht tragbar. Also kam man sie abholen.

Aber sie war schon weg.

Allein wanderte sie durch die Savanne, zurück zu dem Ort, wo sie zuletzt gelagert hatten – zur ausgetrockneten Schlucht. Die Grabstelle war inzwischen so verwittert und überwuchert, dass wohl nur sie noch imstande war, sie zu identifizieren.

Sie riss die Pflanzen aus, das Gras und die Sträucher. Dann nahm sie einen Grabstock und grub ein Loch, wie der lang tote Kieselstein nach dem Maniok gegraben hatte.

Schließlich fiel ihr Blick in etwa einem Meter Tiefe auf das Weiß von Knochen. Das erste Fragment, das sie barg, war eine Rippe. Im grellen Sonnenlicht schimmerte es weiß, bar von Fleisch und Blut; sie staunte über den Fleiß der Würmer. Aber sie hatte es nicht auf die Rippen abgesehen. Sie ließ den Knochen fallen und stieß die Hände in den Boden. Sie wusste, wo sie suchen musste – denn sie erinnerte sich an jede Einzelheit des furchtbaren Tages, als sie Still in dieses Loch geworfen hatten, wie er mit wackelndem Kopf und schlaffen Gliedern hineingefallen war, wobei die dünnen Beine noch mit dem Kot verschmiert waren, den er im Todeskampf abgesondert hatte.

Bald schlossen ihre Hände sich um seinen Kopf.

Sie holte den Schädel heraus und schaute in die Augenhöhlen. Der Kiefer wurde noch von einem Knorpelfetzen festgehalten, doch dann riss das verwesende Gewebe, und der Mund öffnete sich, als ob das tote Kind ihr noch etwas sagen wollte. Doch der Mund klaffte grotesk immer weiter auf, und ein fatter Wurm krümmte sich, wo die Zunge gewesen war. Und dann löste der Kiefer sich und fiel in den Schmutz.

Das machte aber nichts. Er brauchte schließlich keinen Mund mehr. Was waren schon ein paar Zähne? Sie spuckte auf den Schädel und wischte mit der Handfläche den Schmutz ab. Dann wiegte sie den Schädel summend.

Als sie zum See zurückkehrte, warteten die Leute schon auf sie. Sie waren alle da, außer den kleinsten Kindern, und die Mütter mit Kindern. Ein paar der Erwachsenen waren mit Steinmessern und Holzspeeren bewaffnet, als ob Mutter ein böartiger Elefantenbulle sei, mit dessen Angriff sie jederzeit rechneten. Genauso viele Leute aus der Gruppe

waren jedoch eher betrübt als feindselig. Da war zum Beispiel Schössling. Er hatte sich die Speerschleuder an einer Schnur aus Sehnen auf den Rücken gehängt und betrachtete mit umflorten hellblauen Augen die Frau, die ihn so viel gelehrt hatte. Viele von ihnen trugen sogar noch die Zeichen auf der Haut oder auf der Kleidung, zu denen sie sie inspiriert hatte.

Sauers einziges überlebendes Kind war ein dreizehn Jahre altes Mädchen. Sie war immer schon pummelig gewesen, und diese Veranlagung hatte sich noch verstärkt, wo sie nun zur Frau heranreifte; sie hatte schon große, hängende Brüste. Und ihre Hautfarbe war ein seltsames Gelbbraun wie Honig – das Erbe einer zufälligen Begegnung mit einer umherstreifenden Gruppe aus dem Norden, die vor ein paar Generationen stattgefunden hatte. Nun starrte dieses Mädchen, Honig – Mutters Cousine – Mutter verständnislos und zornig zugleich an. Ihr schmutziges Gesicht war tränenüberströmt.

Ob feindselig, traurig, mitleidig oder verwirrt, sie waren alle unsicher. Als sie diese Unsicherheit bemerkte, verspürte Mutter eine innere Wärme. Ohne zu schreien, ohne Gewalt anzuwenden, auch nur ohne eine Geste hatte sie die Lage unter Kontrolle.

Sie hielt den Schädel hoch und drehte ihn, sodass sein leerer Blick auf die Leute fiel. Sie schnappten nach Luft und zuckten zusammen, doch die meisten machten eher einen verblüfften als einen ängstlichen Eindruck. Was wollte sie denn mit dem alten Schädel?

Ein Mädchen wandte sich jedoch ab, als ob sie den starrenden Blick des Schädels als anklagend empfände. Sie war eine dünne Vierzehnjährige mit großen Augen und einer intensiven Ausstrahlung. Dieses Mädchen, Augen, hatte sich die Oberarme mit einem besonders kunstvollen Wendeldesign in Ocker verziert. Mutter beschloss, der Kleinen in Zukunft mehr Aufmerksamkeit zu widmen.

Ein Mann trat vor. Er war ein bulliger Typ, reizbar wie ein in die Enge getriebener Stier. Stier deutete also auf Sauers Behausung. »Tot«, sagte er und wies mit seiner Axt auf Mutter. »Du. Kopf, Stein. Wieso?«

Obwohl sie die Lage noch unter Kontrolle hatte, wusste Mutter, dass von dem, was sie nun sagte, ihre ganze Zukunft abhing. Wenn sie aus dem Lager ausgestoßen wurde, würde sie nicht lang überleben.

Aber sie war zuversichtlich.

Sie schaute auf den Schädel und lächelte. Dann deutete sie auf Sauers Verschlag. »Sie töten Jungen. Sie töten *ihn*.«

Stiers schwarze Augen verengten sich. Wenn es stimmte, dass Sauer den Jungen getötet hatte, dann wäre Mutters Handlungsweise durchaus gerechtfertigt. Von jeder Mutter, selbst von einem Vater, würde man erwarten, ein ermordetes Kind zu rächen.

Doch nun schob Honig sich vor. »Wie, wie, wie?« Sie versuchte sich auszudrücken und ahmte mit wammelndem Bauch Messerstechen und Strangulieren nach. »Nicht töten. Nicht berühren. Wie, wie, wie? Junge krank. Junge sterben. Wie, wie?« *Wie hätte meine Mutter das wohl tun sollen?*

Mutter hob das Gesicht zur Sonne empor, die durch einen wolkenlosen, weißblauen Himmel zog. »Heiß«, sagte sie. »Sonne heiß. Sonne nicht berühren. Sie nicht berühren. *Sie töten.*« *Fernwirkung. Die Sonne muss die Haut nicht berühren, um dich zu wärmen. Und Sauer musste meinen Sohn nicht berühren, um ihn zu töten.*

Nun lag wirklich Angst auf ihren Gesichtern. Es gab viele unsichtbare, unbegreifliche Todesursachen in ihrem Leben. Die Vorstellung, dass eine Person solche Kräfte zu *kontrollieren* vermochte, war jedoch neu und Furcht erregend.

Mutter lächelte gezwungen. »Sicher. Sie tot. Sicher nun.« *Ich habe sie für euch getötet. Ich habe den Dämon getötet. Vertraut mir.* Sie hielt den Schädel hoch und strich über die Hirnschale. »Sag mir.« Und so war es gewesen.

Stier schaute Mutter grimmig an. Er stampfte knurrend auf und richtete die Axt gegen ihre Brust. »Junge tot. Nicht sagen. Junge tot.«

Sie lächelte und legte den Schädel wie den Kopf eines Babys in die Armbeuge. Und als sie sie unschlüssig anschauten, spürte sie, wie ihre Macht größer wurde.

Honig gab sich damit aber nicht zufrieden. Schreiend und unartikulierte plappernd wollte sie sich auf Mutter stürzen. Aber die Frauen hielten sie zurück.

Mutter ging zu ihrer Hütte. Die Leute, an denen sie vorbeikam, wichen mit geweiteten Augen zurück.

### III

Die Dürre nahm zu. Ein heißer, wolkenloser Tag folgte dem andern. Das Land dörrte schnell aus, und die Flüsse schrumpften zu bräunlichen Rinnsalen. Die Pflanzen verwelkten, aber wenigstens hatten sie Wurzeln, die man mit Einfallsreichtum und Kraft auszugraben vermochte. Die Jäger mussten auf der Suche nach Fleisch weit ausschwärmen und liefen viele Kilometer über staubigen, sonnendurchglühten Boden.

Es waren Leute, die im Freien lebten, in Einklang mit der Natur und den Elementen. Sie reagierten schon auf die kleinsten Veränderungen in der Welt um sich herum. Und sie alle begriffen schnell, dass die Dürre immer schlimmer wurde.

Paradoxerweise brachte die Dürre ihnen aber einen kurzfristigen Nutzen. Als die Dürreperiode einen Monat gedauert hatte, brach die Gruppe das Lager ab und marschierte zum größten See in der Gegend, einem großen stehenden Gewässer, das nur in den schlimmsten Trockenzeiten austrocknete. Hier fanden sie die Pflanzenfresser – Elefanten, Rinder, Antilopen, Büffel und Pferde. Vor lauter Durst und Hunger vergaßen die Tiere alles andere um sich herum. Sie scharten sich um den See und drängten zum Wasser. Mit den Füßen und Hufen hatten sie das Seeufer so zertrampelt, dass in dem Morast nichts mehr wuchs. Ein paar Tiere schafften es aber nicht ans Wasser: die Alten, die ganz Kleinen, die Schwachen und alle jene, die die letzten Reserven aufbieten mussten, um diese harte Zeit zu überstehen.

Die Menschen bezogen neben den Aasfressern Position und sondierten die Lage. Es hatten sich noch weitere Gruppen von Menschen eingefunden, sogar andere Arten von Leuten: die brauenwulstigen trägen Gestalten, die man manchmal in der Ferne sah. Aber der See war so groß, dass man sich aus dem Weg gehen konnte und nicht ins Gehege kam.

Für eine Weile hatten sie ein gutes Leben. Sie mussten nicht einmal mehr auf die Jagd gehen; die Pflanzenfresser fielen einfach um, wo sie standen, und man brauchte nur hinzugehen und sich zu bedienen. Die



Konkurrenz zu anderen Fleischfresser war nicht allzu groß, denn es gab reichlich für jeden.

Die Leute mussten auch nicht das ganze Tier verwerten: Das Fleisch beispielsweise eines Elefanten wäre verdorben, ehe sie es aufgebraucht hätten. Also nahmen sie sich nur die besten Stücke: den Rüssel, die fettreichen Füße, die Leber, das Herz und das Knochenmark. Den Rest überließen sie den Aasfressern. Manchmal machten sie sich auch über ein Tier her, das noch nicht tot war, aber schon zu schwach, um sich noch zu wehren. Wenn man es am Leben ließ, war das angeschnittene Tier ein Frischfleisch-Depot, aus dem jeder sich bedienen konnte, solange die Beute noch lebte.

Also starben die Tiere und ihr Fleisch wurde verzehrt, die Knochen wurden verstreut und von den überlebenden Artgenossen zertreten, bis der schlammige Rand, der den schrumpfenden See säumte, von weißen Splittern glitzerte.

Aber noch war die Dürre keine Katastrophe für die Leute. Noch nicht. Mutter war zum See gegangen. Welcher bemerkenswerten inneren Spur sie jetzt auch folgte, sie musste immer noch essen und am Leben bleiben, und das würde ihr nur als Teil der Gruppe gelingen.

Aber das Leben wurde unmerklich leichter für sie.

Kein einziger Grashalm vermochte im Umkreis dieses Schlammlochs zu gedeihen. Mit anhaltender Dürre vernichteten die Elefanten und andere Tiere die Bäume in einem immer größeren Radius, sodass die Leute auf der Suche nach Brennholz und Material für Lagerstätten und Hütten immer weiter ausschwärmen mussten.

Mutter bekam Hilfe bei diesen Arbeiten. Augen, das Mädchen mit dem intensiven Blick, auf das Stills Schädel einen solchen Eindruck gemacht hatte, brachte Mutter Holz. Ihre dünnen Arme waren mit dem kratzigen, vertrockneten Zeug beladen. Mutter nahm die Gaben ohne Kommentar an. Später ließ sie es dann zu, dass Augen sich zu ihr setzte und zuschaute, wie sie ihre Zeichen in den Boden kratzte. Nach einer Weile tat Augen es ihr zaghaft nach.

Einer der jüngeren Männer hatte sich in Augens Nähe herumgetrieben. Er war ein langfingeriger Junge mit einer seltsamen Vorliebe für Insekten. Dieser Junge, Ameisen-Esser, verhöhnte Mutter und versuchte Augen wegzuziehen. Doch Augen wollte nicht.

Dann rammte Mutter einen langen, geraden Schössling in den Boden und steckte Stills Schädel darauf. Als Ameisen-Esser wieder um Augen herumscharwenzeln wollte, schaute er direkt in Sülls leere Augen und trollte sich wimmernd.

Wo der Schädel fortan Tag und Nacht über sie wachte, schien Mutter noch an Macht und Autorität zu gewinnen.

Bald brachte ihr nicht mehr nur Augen Holz und Wasser, sondern auch ein paar andere Frauen. Und wenn sie zum See hinunterging, machten ihr sogar die Männer widerwillig Platz und ließen ihr den Vortritt, das jüngste Opfer der Dürre anzuschneiden.

Das geschah natürlich alles wegen Still. Ihr Sohn half ihr auf eine subtile, ruhige Art und Weise, die seinem Charakter entsprach. Aus Dankbarkeit legte sie seine Lieblingsspielsachen um die Stange: Katzensgold-Brocken und den knorrigen Ast. Sie stellte ihm sogar Nahrung hin – Fleisch von Elefantenkälbern, weich gekocht und von seiner Mutter vorgekaut, wie er es als kleines Kind so gern gehabt hatte. Jeden Morgen war das Fleisch verschwunden.

Sie war aber keine Närrin. Sie wusste, dass Still im streng körperlichen Sinn nicht mehr lebte. Aber *er war nicht tot*. Er lebte auf eine andere, nicht mit Händen zu greifende Art und Weise weiter. Vielleicht steckte er in den Tieren, die das Essen fraßen, das sie ihm hinlegte. Vielleicht war er in der Lagerstatt, auf die sie sich bettete. Vielleicht lebte er in den Herzen der Leute weiter, die ihr Nahrung brachten. Es spielte keine Rolle, wie er da war. Es genügte, wenn sie wusste, dass der Tod nur eine Phase war: wie die Geburt, das Sprießen der Körperbehaarung, der Verfall des Alters. Man brauchte keine Angst vor ihm zu haben. Der Schmerz, an dem sie gelitten hatte, war verschwunden. Wenn sie im Dunklen allein auf der Lagerstatt lag, fühlte sie sich Still so nah wie damals, als er als Baby an ihrer Brust genuckelt hatte.

Sie war auf jeden Fall schizophren, und vielleicht war sie auch vollkommen verrückt geworden. Aber wer hätte das schon sagen wollen; auf der ganzen Welt gab es nur eine Handvoll Leute wie Mutter, nur ein paar Köpfe, die mit einem solchen Licht erfüllt waren, und wer hätte überhaupt eine Diagnose stellen wollen.

Aber verrückt oder nicht, sie war so glücklich, wie sie es seit langem nicht mehr gewesen war. Und selbst in dieser Zeit der Dürre nahm sie

zu. Unter dem Gesichtspunkt des Überlebens war sie erfolgreicher als ihre Artgenossen.

Ihr Wahnsinn – falls es Wahnsinn war – half ihr bei der Anpassung. Und eines Tages wartete Augen mit etwas Neuem auf.

Augen malte neue Muster auf ein Stück Elefantenhaut. Zuerst waren sie primitiv, ein bloßes Gekritzelt aus Ocker und Ruß auf einer staubigen Tierhaut. Augen ließ sich aber nicht entmutigen und versuchte, das in Ocker auf dem Leder abzubilden, was sie in ihrem Kopf sah. Während Mutter sie beobachtete, wurde sie an sich selbst erinnert, an die schmerzlichen früheren Zeiten, als sie versucht hatte, die seltsamen Inhalte aus dem Kopf zu verdrängen.

Und dann verstand sie, was Augen vorhatte.

Auf dieses Stück Elefantenhaut malte Augen ein Pferd. Es war ein einfaches, fast kindliches Bild mit krakeligen Linien und verzerrter Anatomie. Aber es war nicht etwa eine abstrakte Figur wie Mutters Parallelen und Spiralen. Dies war definitiv ein Pferd: Da war der elegante Kopf, der fließende Hals und die wirbelnden Hufe darunter. Für Mutter war das wieder ein Schlüsselerlebnis, ein Moment, wo neue Verbindungen hergestellt und ihr Kopf neu konfiguriert wurde. Mit einem Schrei ließ sie sich auf den Boden fallen und suchte nach ihrem Ocker und Holzkohle. Erschrocken zuckte Augen zurück; sie befürchtete, etwas falsch gemacht zu haben. Doch Mutter schnappte sich nur ein Stück Leder und kratzte und kritzelte, wie Augen es ihr vorgemacht hatte.

Sie spürte den ersten kribbelnden Anflug der Migräne im Kopf. Aber sie arbeitete trotz der Schmerzen weiter.

Bald hatten Augen und Mutter die Flächen um sich herum, Felsbrocken, Knochen, Tierhäute und selbst den trockenen Staub mit hastigen Zeichnungen springender Gazellen und langhalsiger Giraffen verziert, mit Elefanten, Pferden und Antilopen.

Als andere Leute sahen, was Mutter und Augen taten, waren sie sofort davon fasziniert und versuchten, es ihnen nachzutun. Allmählich breitete die neue Bildkunst sich aus, und durch die ganze kleine Gemeinschaft sprangen ockerfarbene Tiere und flogen rußige Speere. Es war, als ob die Welt mit einer neuen Schicht aus Leben überzogen worden wäre, mit einer Schale des Bewusstseins, die alles veränderte, was sie berührte.

Für Mutter bedeutete das einen Machtzuwachs. Nachdem sie erkannt hatte, dass die Figuren, die sie in ihrem Kopf sah, Entsprechungen in der Außenwelt hatten, wurde es ihr bewusst, dass sie im Brennpunkt des globalen Geflechts aus Kausalität und Kontrolle stand: Als ob das Universum aus Leuten und Tieren, Felsen und Himmel nur eine Abbildung dessen sei, was in ihrer Vorstellung enthalten war. Und nun eröffnete sich ihr mit dieser neuen Technik von Augen eine neue Möglichkeit, diese Kontrolle, diese Verbindungen auszudrücken. Wenn sie das Bild des Pferdes in ihren Kopf einfrore und es dann auf einen Felsen oder eine Tierhaut übertrug, wurde sie gleichsam zu seiner Besitzerin – auch wenn das Tier frei über die trockenen Ebenen lief. Viele Leute fürchteten sich vor den neuen Bildern und denjenigen, die sie anfertigten. Mutter hatte jedoch eine so starke Stellung erlangt, in der sie nicht mehr angreifbar war; der leere Blick des Schädels auf dem Pfahl war eine wirkungsvolle Abschreckung. Doch Augen, ihre engste Jüngerin, war ein leichteres Ziel.

Eines Tages kam sie weinend zu Mutter. Sie war über und über mit Schlamm besudelt, und die komplizierten Muster, die sie sich auf die Haut gemalt hatte, waren verschmiert und abgewaschen worden. Auges sprachliche Fähigkeiten waren bescheiden geblieben, und Mutter musste sich auf ihr weitschweifiges Kauderwelsch konzentrieren, bis ihr klar wurde, was geschehen war.

Es war Ameisen-Esser gewesen, der Junge, der Interesse an Augen gezeigt hatte. Er hatte ihr wieder nachgestellt, und als sie ihrerseits kein Interesse an ihm gezeigt hatte, hatte er sich ihr aufzudrängen versucht. Aber sie wehrte sich. Also zerrte er sie zum See und warf sie ins Wasser, wo er sie mit Schlamm beschmierte und die Muster von der Haut zu entfernen versuchte.

Augen schaute Mutter an, als ob sie wie ein trauriges Kind getröstet und in den Arm genommen werden wollte. Doch Mutter blieb mit hartem Gesicht vor ihr sitzen.

Dann ging sie zu ihrer Lagerstatt und kehrte mit einem scharfen Steinschaber zurück. Sie bedeutete dem Mädchen, den Kopf in ihren Schoß zu legen, und dann stach Mutter ihr den Stein in die Wange. Augen schrie auf und wich verwirrt zurück; dann fasste sie sich an die Wange und schaute entsetzt auf das Blut an den Fingern. Doch Mutter

lockte sie wieder zu sich, bedeutete ihr wieder, sich hinzuknien und ritzte ihr erneut die Wange auf – diesmal etwas unterhalb der ersten Wunde.

Augen sträubte sich noch etwas, ließ es aber geschehen. Allmählich nahm der Schmerz Überhand, und sie erschlaffte.

Als Mutter mit ihrem Werk fertig war, wischte sie das Blut ab, nahm ein Stück Ocker und rieb den zerbröselnden Stein tief in die frischen Wunden ein. Augen winselte, als die salzige Substanz im Fleisch brannte.

Dann fasste Mutter sie an der Hand. »Komm«, sagte sie. »Wasser.« Sie führte das widerstrebende und verwirrte Mädchen durch die apathischen Pflanzenfresser zum See hinunter. Sie wateten ins Wasser, wobei sie mit den Füßen in den zähen Schlick des Seebodens einsanken, bis sie knietief im Wasser standen. Sie blieben still stehen, bis die Wellen sich gelegt hatten und das trübe Wasser ruhig und glatt vor ihnen lag.

Mutter bedeutete Augen, nach unten auf ihr Spiegelbild zu schauen. Augen sah, dass eine hellrote, überm Auge entspringende Wendel sich über die Wange zog. Es tropfte noch immer Blut aus der primitiven Tätowierung. Als sie sich Wasser ins Gesicht spritzte, wurde das Blut abgewaschen, aber die Spirale blieb. Augen schaute groß und grinste, auch wenn die Wunden durch das Verziehen des Gesichts noch mehr schmerzten. Nun verstand sie, was Mutter getan hatte.

Das Tätowieren war eine Technik, die Mutter bereits bei sich selbst angewandt hatte. Es schmerzte natürlich. Aber es war schließlich der Schmerz – der Schmerz im Kopf, der Schmerz wegen des Verlusts von Still –, der den großen Umwälzungen in ihrem Leben den Weg bereitet hatte. Schmerz war gut und musste klaglos erduldet werden. Was wäre besser geeignet gewesen, dieses Kind an sich zu binden?

Hand in Hand gingen die beiden zum Ufer zurück.

Die Zeit verstrich, ohne dass die unbarmherzige Dürre nachgelassen hätte.

Der See schrumpfte zu einer schlammigen Pfütze inmitten einer Schüssel aus rissigem Schlamm. Das Wasser wurde durch die Exkremente und Kadaver der Tiere verunreinigt – aber die Leute tranken es dennoch, weil sie keine andere Wahl hatten, und viele litten an Durchfall und anderen

Beschwerden. Die Tiere wurden weiter dezimiert. Aber es gab kaum noch Frischfleisch, und den Leuten erwuchs eine starke Konkurrenz in den Wölfen, Hyänen und Katzen.

Die Gruppen aus dünnen und brauenwulstigen Leuten starrten sich düster an.

Der Erste, der von Mutters Leuten starb, war ein kleiner Junge. Sein Körper war von der Ruhr ausgezehrt. Seine Mutter weinte über dem kleinen Leichnam, und dann gab sie ihn ihren Schwestern, die ihn in den Boden legten. Aber der Boden war trocken und hart und erschwerte den geschwächten Leuten das Graben. Am nächsten Tag starb wieder jemand, ein alter Mann. Und am übernächsten zwei weitere, diesmal zwei Kinder.

Und nun, im Angesicht des Todes, kamen die Leute zu Mutter.

Sie traten an ihre Lagerstatt mit dem glänzenden Schädel auf dem Pfahl. Sie setzten sich auf den staubigen Boden, schauten auf Mutter, Augen oder auf die Tiere und geometrischen Figuren, die sie überall hineingekratzt hatten. Viele von ihnen folgten Mutters Beispiel und malten sich Spiralen, Wirbel und Wellenlinien auf Gesichter und Arme. Und sie schauten in Stills Augenhöhlen, als ob sie dort die Erleuchtung suchten.

Es war eine Frage des *wieso*. Mutter hatte ihnen zu erklären vermocht, dass ihr Sohn an einer unsichtbaren Krankheit gestorben war, für die es nicht einmal einen Namen gab; sie war in der Lage gewesen, Sauer als die Frau zu ermitteln und zu bestrafen, die seinen Tod verursacht hatte. Wenn also jemand wusste, *wieso* diese Dürre sie heimsuchte, dann wäre es Mutter.

Mutter betrachtete diese Versammlung, wobei ihr Kopf zugleich unermüdlich arbeitete, Ideen entwickelte und Zusammenhänge herstellte. Die Dürre hatte eine Ursache; natürlich hatte sie eine. Und hinter jeder Ursache stand eine Absicht, ein Bewusstsein, ob man es sah oder nicht. Und wenn es ein Bewusstsein gab, vermochte man mit ihm zu verhandeln. Schließlich hatte ihr Volk sich bereits seit siebzigtausend Jahren als Händler und Verhandlungspartner bewährt.

Doch wie sollte sie mit dem Regen verhandeln? Was hatte sie ihm anzubieten?

Und überlagert wurden solche Überlegungen vom Argwohn gegen die

Leute. Wem vermochte sie überhaupt zu vertrauen? Wer von ihnen redete hinter ihrem Rücken über sie? Selbst jetzt, während sie in einer Art verzweifelter Hoffnung zu ihr aufschauten, verständigten sich nicht ein paar und tauschten mit Gesten, Blicken und Kritzeleien im Staub geheime Botschaften aus?

Schließlich fand sie die Antwort.

Stier, der große jähzornige Mann, der sie wegen des Todes von Sauer in die Mangel nehmen wollte, schloss sich der Runde an. Er war von der Ruhr geschwächt.

Mutter stand plötzlich auf und ging auf ihn zu. Schössling folgte ihr. Der geschwächte und kranke Stier saß wie ein Häufchen Elend bei den anderen im Schmutz. Mutter legte ihm sachte die Hand auf den Kopf. Er schaute verwirrt auf, und sie lächelte ihn an. Dann bedeutete sie ihm mit einem Winken, ihr zu folgen. Stier stand schwerfällig auf und taumelte benommen. Aber er ließ sich von Schössling zu Mutters Lagerstatt führen. Mutter bedeutete ihm, sich hinzulegen.

Sie nahm einen hölzernen Speer, dessen verkohlte und blutverschmierte Spitze durch häufigen Gebrauch gehärtet war. Sie wandte sich an die Leute und sagte: »Himmel. Regen. Himmel machen Regen. Erde trinken Regen.« Sie schaute zum wolkenlosen Himmelszelt auf. »Himmel nicht machen Regen. Zornig, zornig. Erde trinken viel Regen. Durstig, durstig. Tränken Erde.«

Und mit einer fließenden Bewegung stieß sie Stier den Speer in die Brust. Der bullige Mann verkrampfte sich und umklammerte den Speer. Blut schoss aus dem aufgerissenen Mund, und Urin lief ihm an den Beinen herunter. Dann drehte Mutter den Speer mit aller Kraft und hörte die weichen Organe im Innern reißen. Stier bäumte sich auf und blieb dann reglos auf der Lagerstatt liegen. Mutter zog lächelnd den Speer heraus. Blut strömte auf den Boden.

Es herrschte Stille. Selbst Schössling und Augen starrten mit offenem Mund.

Mutter bückte sich und hob eine Handvoll klebrigen, blutgetränkten Staub auf. »Schaut! Staub trinkt. Erde trinkt.« Und dann stopfte sie die Masse ihrem Kind in den Mund ohne Unterkiefer; die kleinen Zähne färbten sich rot. »Regen kommt«, sagte sie sanft. »Regen kommt.« Dann schaute sie grimmig in die Runde.

Einer nach dem andern schlug unter ihrem Blick die Augen nieder. Honig, die Tochter von Sauer, brach den Bann. Mit einem Schrei der Verzweiflung hob sie eine Handvoll Steine auf und warf sie auf Mutter. Sie prallten harmlos an ihr ab. Dann rannte Honig zum See hinunter. Mutter schaute ihr mit hartem Blick nach. In ihrem Herzen war Mutter von der Richtigkeit ihrer Aussagen und Taten überzeugt. Dass es einem politischen Zweck gedient hatte, den armen Stier zu opfern – er war schließlich einer ihrer größten Widersacher gewesen –, ließ sie freilich nicht am Glauben an sich und ihre Handlungen zweifeln. Stiers Tod war nicht nur opportun gewesen, sondern er würde auch Regen bringen. Ja, genauso war es. Sie überließ es Schössling, die Leiche wegzuschaffen und ging in ihre Hütte.

Trotz des Opfers blieb der Regen aus. Die Leute warteten einen trockenen Tag nach dem andern, und kein Wölkchen erschien am ausgewaschenen Himmelszelt. Allmählich wurden sie unzufrieden. Insbesondere Honig lästerte immer offener über Mutter, Augen, Schössling und die anderen, die zu ihr hielten. Doch Mutter saß das einfach aus. Sie wähnte sich nämlich im Besitz der Wahrheit. Es war nur so, dass Stiers Tod den Himmel und die Erde nicht hinreichend besänftigt hatte. Es ging nur darum, das richtige Angebot zu machen, mehr nicht. Sie musste sich nur in Geduld üben, auch wenn sie nur noch Haut und Knochen war.

Eines Tages kam Augen zu ihr. Sie wurde von Ameisen-Esser geführt. Obwohl sie ausgemergelt waren, erkannte Mutter, dass sie sich paaren wollten.

Ameisen-Esser mokierte sich diesmal nicht über sie, sondern flehte sie geradezu an. Und nun war es auch eine Art von Liebe oder Mitleid auf Seiten des jungen Mannes, denn die primitive Tätowierung, die Mutter Augen ins Gesicht geritzt hatte, war durch das stehende Wasser des Sees infiziert worden. Die Wendel war unter der nässenden Fleischmasse, zu der die eine Gesichtshälfte des Mädchens angeschwollen war, kaum noch zu sehen.

Doch Mutter runzelte die Stirn. Diese Paarung wäre nicht richtig. Sie stand auf und entzog dem betrübten Ameisen-Esser Augens Hand. Dann



ging sie mit dem Mädchen zwischen den verstreuten Leuten umher, bis sie Schössling fand. Er lag auf dem Rücken und schaute in den Himmel. Mutter drückte Augen neben Schössling in den Schmutz. Er schaute konsterniert zu Mutter auf. »Du. Du. Ficken. Jetzt«, sagte Mutter. Schössling schaute auf Augen und versuchte sichtlich, seinen Ekel zu unterdrücken. Obwohl sie bei Mutter viel Zeit zusammen verbracht hatten, hatte er sich in sexueller Hinsicht nie für Augen interessiert; auch nicht, als ihr Gesicht noch nicht so schlimm entstellt war. Und das galt auch für sie.

Doch nun hielt Mutter den Zeitpunkt für gekommen, dass sie sich paarten. Ameisen-Esser wäre der Falsche gewesen; Schössling war der Richtige. Weil Schössling *verstand*. Sie stand über ihnen, bis Schösslings Hand zur kleinen Brust des Mädchens gewandert war.

Einen Monat nach Stiers Tod wurden die Leute durch ein lautes, schrilles Heulen geweckt. Es war Mutter. Verwirrt kamen sie angerannt, um zu schauen, welche Anwandlung sie nun schon wieder befallen hatte. Überhaupt fürchteten die meisten sich schon vor dieser beunruhigenden Frau in ihrer Mitte.

Mutter kniete neben dem Pfahl, auf den sie den Schädel ihres Kinds gesteckt hatte. Der Schädel lag zersplittert auf dem Boden. Mutter wühlte in den Splittern und klagte, als ob das Kind ein zweites Mal gestorben wäre.

Augen und Schössling hielten sich zurück und warteten auf Anweisungen von Mutter.

Mutter wiegte die kleinen Splitter des zerbrochenen Schädels in der Hand und ließ zornig den Blick über die Leute schweifen. Dann stieß sie die rechte Hand vor und zeigte auf jemanden. »Du!«

Leute wichen zurück. Köpfe drehten sich und folgten ihrer Blickrichtung. Mutter deutete auf Honig.

»Hierher! Kommen, kommen hierher!«

Honigs Doppelkinn schlotterte vor Angst. Sie wollte sich davonmachen, aber die Umstehenden hielten sie zurück. Schließlich trat Schössling vor, packte das Mädchen am Handgelenk und zerrte sie zu Mutter.

Mutter warf ihr die Splitter des Schädels ins Gesicht. »Du! Du werfen Stein. Du zerschmettern Junge.«

»Nein, nein, ich...«

»Du machen Regen nicht kommen«, sagte Mutter mit harter Stimme. Honig quiekte entsetzt, als ob das womöglich stimmte, und Urin rann ihr an den Schenkeln herunter.

Diesmal musste Mutter sich nicht einmal selbst die Hände schmutzig machen.

Es fing auch am nächsten Tag nicht an zu regnen. Auch nicht am übernächsten. Doch am dritten Tag nach Honigs Opfer ertönte ein Donnergrollen am wolkenlosen Himmel. Die Leute kauerten sich in einem uralten Reflex zusammen, der noch aus der Zeit stammte, als Purga sich in ihrem Bau verkrochen hatte. Doch schließlich kam der Regen und fiel so heftig, als ob der Himmel seine Schleusen geöffnet hatte.

Die Leute rannten lachend umher. Sie legten sich auf den Rücken und ließen es sich in den Mund regnen, oder sie wälzten sich auf dem Boden und bewarfen sich gegenseitig mit Schlamm. Kinder balgten sich, und Babys wimmerten. Und es setzte ein instinktives lustiges Rudelbumsen ein, um das Ende der Dürre und den Neubeginn des Lebens zu feiern. Mutter saß neben ihrer blutgetränkten Lagerstatt und betrachtete das alles wohlgefällig.

Wie immer dachte sie auf mehreren Ebenen gleichzeitig.

Dass sie Honig geopfert hatte, war wieder ein kluger politischer Schachzug gewesen. Honig war in diesem Sinn zwar keine Konkurrentin gewesen, aber ein Unruheherd, ohne den es Mutter leichter fallen würde, ihre Machtposition zu festigen. Zugleich war dieses Opfer eindeutig notwendig gewesen. Der Himmel und die Erde waren zufrieden gestellt; die ersten Götter der Menschheit waren beschwichtigt und hatten ihre Kinder leben lassen.

Auf einer wieder anderen Bewusstseinsebene war Mutter sich aber bewusst, dass der Regen auch ohne ihr Zutun gekommen wäre. Wenn es nach dem Opfer von Honig nicht geregnet hätte, wäre sie bereit gewesen, weiterzumachen und die Leute einen nach dem andern zu opfern – sie hätte ihren Speer sogar in Augens Herz gestoßen, wenn es hätte sein müssen.

All dieser Dinge war sie sich gleichzeitig bewusst; sie glaubte viele widersprüchliche Dinge auf einmal. Das war die Essenz ihres Genies. Sie

lächelte, während das Wasser ihr übers Gesicht lief.

## IV

Schössling ging langsam am grasbewachsenen Flussufer entlang. Er trug nur eine um den Körper gewickelte Tierhaut und hatte nicht mehr bei sich als einen über die Schulter gehängten Speer und einen Netzbeutel, der ein paar Knochenwerkzeuge und Utensilien enthielt – aber keine Steinwerkzeuge. Im Bedarfsfall war es einfacher, an Ort und Stelle welche anzufertigen als sie zu transportieren.

Fünfzehn Jahre waren seit dem Tod von Stier und Honig vergangen und seit Mutter faktisch die Führung der Sippe übernommen hatte.

Schössling war nun in den Dreißigern. Er war fülliger geworden und die Gesichtszüge härter. Das Haar lichtete sich schon und wurde grau. Die Tätowierungen an den Armen und im Gesicht ließen sich zwar nicht mehr entfernen, aber er hatte Schmutz und Lehm auf der Haut verrieben, damit sie wenigstens nicht so hervorstachen. Über die Jahre hatten die Tätowierungen Fremde provoziert, und das Misstrauen war auch so schon groß genug.

Er machte den Eindruck eines Jägers, der sich weit von seiner Gruppe entfernt hatte und vielleicht etwas Handel treiben wollte. Aber er war nicht allein; andere, die im Unterholz am Flussufer versteckt waren, beobachteten ihn auf Schritt und Tritt. Sein Aufzug war ein raffiniertes Täuschungsmanöver. Und sein Streifzug war alles andere als zufällig. Er war ein Späher.

Er wurde von einem Kind entdeckt, einem pummeligen kleinen Mädchen, das am Wasser mit glatt geschliffenen Kieselsteinen spielte. Das vielleicht fünf Jahre alte Kind war nackt außer einer Perlenkette um den Hals. Es schaute erschrocken auf. Er verzog das Gesicht zu einer grinsenden Fratze. Sie schrie auf und rannte am Flussufer entlang, wie er sich das vorgestellt hatte. Er folgte ihr vorsichtig.

Bald sah er die ersten Anzeichen von Besiedlung. Der schlammige Boden war mit Fußabdrücken übersät, und er sah über den Fluss gespannte Fischernetze. Und hinter einer scharfen Flussbiegung sah er die Siedlung selbst. Aus einer Anzahl annähernd kegelförmiger Hütten

stiegen Rauchfäden in den Nachmittagshimmel.

Das war kein vorläufiges Lager, wie er sofort erkannte. Die Hütten waren auf kräftigen Holzpfählen erbaut worden, die man tief in den Boden getrieben hatte. Diese Fluss-Leute waren schon seit einer Weile hier und beabsichtigten offensichtlich auch, hier zu bleiben.

Ein Blick auf den Fluss, und er wusste warum. Ein Stück flussaufwärts war die Vegetation auf beiden Seiten des Wassers niedergetrampelt worden, und er sah schimmernde Steine im Flussbett. Dies war eine Furt, wo wandernde Herden den Fluss durchquerten. Die Leute mussten nicht mehr tun, als darauf zu warten, dass die Tiere ihnen in die Arme liefen. Und wirklich sah er hinter den Hütten einen großen Knochenstapel aufgetürmt, der von Antilopen, Rindern und sogar von Elefanten zu stammen schien.

Am meisten wunderte er sich aber über die Hütten. Sie hatten massive Wände mit einer Rauchabzugs-Öffnung in der Kegelspitze, aber sonst keinen Lichteinlass. Wer sollte wohl in einer solchen Dunkelheit leben? Zwei Erwachsene rannten auf ihn zu – beides Frauen, wie er sah. Sie hatten normale Holzspeere und Steinäxte und trugen wie er einen Lederumhang. Die Gesichter waren mit primitiven, aber wild aussehenden Ocker-Mustern bemalt, und beide hatten sich Knochen durch die Nasen gestoßen. Eine der Frauen richtete den Speer auf seine Brust. »*Fu, fu! Ne hai, ne, fu...!*«

Er verstand kein einziges Wort. Aber er hörte, dass dieses unartikulierte Geplapper wie das Kauderwelsch war, mit dem er aufgewachsen war; ihm fehlte die Struktur, die sich bei Mutters Leuten zunehmend ausprägte.

Das wäre eine leichte Übung.

Er rang sich ein Lächeln ab. Dann nahm er langsam den Beutel von der Schulter und ließ ihn auf den Boden fallen. Ohne die Frauen aus den Augen zu lassen, holte er eine Muschel heraus und legte sie vor den Frauen auf den Boden. Dann zog er sich mit ausgebreiteten, leeren Händen zurück. *Ja, ich bin ein Fremder. Aber ich bin keine Bedrohung. Ich will Handel treiben. Und das habe ich anzubieten. Schaut, wie schön sie ist...*

Die Frauen waren professionell. Eine hielt den Speer auf seine Brust gerichtet, während die andere sich bückte und die Muschel in

Augenschein nahm.

Die Muschel hatte das Meer seit mindestens zehn Jahren nicht mehr gesehen und war seitdem über Langstrecken-Handelsrouten Hunderte Kilometer landeinwärts verschlagen worden. Und dann war sie von einem der besten Künstler der Leute, einem jungen Mädchen mit langen, schlanken Fingern mit einem wunderschönen Elefantenkopf-Muster verziert worden. Als die Frau den Elefantenkopf sah, stockte ihr der Atem. Sie schnappte sich die Muschel und drückte sie an die Brust. Nun bedeuteten die Frauen Schössling mit einem Winken, ihnen in die Siedlung zu folgen. Er schritt lässig einher, ohne sich umzudrehen und hoffte, dass seine Gefährten sich bedeckt hielten.

In der Siedlung der Fluss-Leute erregte er Aufsehen. Die Leute, an denen er vorbeiging, schauten ihn böse an, und gleichzeitig starrten sie begehrllich auf die gravierte Muschel. Ein paar Kinder, einschließlich des Mädchens, das die anderen alarmiert hatte, liefen ihm neugierig hinterher.

Er wurde in eine der Hütten geführt. Es handelte sich um einen typischen Wohnraum mit einer ordentlichen Feuerstelle, Pritschen und aufgestapelten Nahrungsmitteln, Werkzeugen und Häuten. Es sah so aus, als ob zehn oder zwölf Leute hier lebten, einschließlich Kinder. Aber die Familie war ausgeflogen und hatte nur zwei bärtige Männer zurückgelassen, die mindestens in seinem Alter waren und die Frauen, die ihn hergebracht hatten. Der festgestampfte Boden war mit den üblichen Zeichen menschlicher Bewohnung übersät – Knochen, Steinsplitter von Werkzeugfertigung und ein paar halb verzehrte Wurzeln und Früchte.

Die Männer saßen vorm schwelenden Holz der Feuerstelle. Sie alle hatten sich große Knochen durch die Nasenspitzen getrieben. Einer von ihnen machte eine Geste. »*Hora!*« Das Wort war fremd, die Geste unmissverständlich. Schössling setzte sich an die gegenüberliegende Seite des Feuers. Man bot ihm eine gekochte Wurzel zum Essen und eine dicke Flüssigkeit zum Trinken an. Während er sein Warensortiment ausbreitete, schaute er sich mit gierigen Blicken in der Hütte um. Die Feuerstelle war im Gegensatz zu den simplen Löchern, die Mutters Leute gruben, sauber ausgehoben und befestigt. Und daneben war eine Mulde, die mit Tierhäuten ausgelegt und mit Wasser und großen flachen

Flusssteinen gefüllt war. Er sah sofort, dass das Wasser erwärmt wurde, indem man die im Feuer erhitzten Steine hineinwarf. Und da war ein Gebilde aus Lehmziegeln und Stroh, dessen Funktion sich ihm jedoch nicht erschloss: Er hatte noch nie zuvor einen Ofen gesehen. Es gab auch noch ein paar andere ungewöhnliche Artefakte, wie sauber gearbeitete Körbe und eine Schüssel, die aus etwas gemacht war, das er auf den ersten Blick für Holz hielt und das sich dann als eine Art gehärteter Ton entpuppte.

Am meisten staunte er aber über die Lampen.

Sie waren einfache Tonschüsseln mit Tierfett und mit Wacholderzweiglein als Dochte. Aber sie brannten stetig und erfüllten die Hütte mit einem klaren gelben Licht. Nun war ihm auch klar, wieso diese Hütten keine Fenster brauchten. Die Gedanken überschlugen sich, als er sich bewusst wurde, dass diese Lampen einem überall Licht spenden würden, wo man es brauchte, selbst in stockfinsterer Nacht und ohne ein Feuer.

Es war klar, dass diese Leute seiner Sippe hinsichtlich der Werkzeugfertigung weit voraus waren. Aber ihre Kunst war viel bescheidener, obwohl ein paar von ihnen Ketten mit den Perlen trugen, wie er sie schon um den Hals des kleinen Mädchens gesehen hatte – Perlen, von denen sich herausstellte, dass sie aus dem Elfenbein von Elefanten-Stoßzähnen gearbeitet waren.

Deshalb überraschte es ihn auch nicht, dass die Alten von der Produktpalette fasziniert waren, die er ihnen präsentierte. Sie umfasste Elfenbein- und Knochenfiguren von Tieren und Menschen, abstrakte und gegenständliche Bilder, die als Muschel- und Sandsteinreliefs gearbeitet waren und eine von Mutters speziellen Kreationen, ein Wesen mit dem Körper eines Menschen und dem Kopf eines Wolfs.

Das war eine Reaktion, wie er sie schon viele Male erlebt hatte. Die Kunst von Mutters Leuten war in den zwei Jahrzehnten seit ihren ersten Versuchen zu großer Blüte gelangt. Die Leute waren mit ihren großen Gehirnen und geschickten Fingern dafür *bereit* gewesen; es hatte nur jemand kommen müssen, der ihnen eine Vorlage lieferte – genauso wie diese intelligenten Fluss-Leute für die Kunst bereit waren. Es war, als ob Mutter ein Staubkorn in eine supergesättigte Lösung geworfen hätte, wo sich sofort ein Kristall gebildet hatte.

Bei der Kommunikation mit diesen Fluss-Leuten musste Schössling sich mit Zeichensprache behelfen und auf den Instinkt verlassen. Aber die ›Geschäftsgrundlage‹ war bald klar. Sie würden Handel treiben, Schösslings Kunst gegen die fortschrittlichen Werkzeuge und Artefakte dieser sesshaften Fremden.

Als er am nächsten Tag gegen Mittag wieder mit seinen versteckten Gefährten zusammentraf, hatte er einen Beutel mit ›Warenproben‹ dabei. Und er hatte sich die Lage jedes Ofens, jeder Feuerstelle gründlich eingeprägt.

Er hatte das alles für Mutter getan, wie er schon so viele ähnliche Aufträge für sie ausgeführt hatte. Nur dass Mutter nicht hier an seiner Seite war und die Arbeit und die Risiken nicht teilte. In seinem Herzen verspürte er zu seinem Erstaunen einen Anflug von Ressentiment.

Mutter saß am Eingang der Hütte. Sie saß im Schneidersitz da und hatte die Hände auf die Knie gelegt. Das Gesicht hatte sie der Sonne zugewandt, und der Rücken wurde vom niederbrennenden Feuer der letzten Nacht gewärmt. Sie wurde alt und dünn und schien leicht zu frieren. In diesem Moment fühlte sie sich jedoch wohl und verspürte eine gewisse Zufriedenheit.

Jeder Quadratzentimeter der Haut war mit Tätowierungen bedeckt. Selbst die Fußsohlen waren mit Gittermustern verziert. Sie trug einen Lederumhang, was sie meistens tat, sodass ein großer Teil des Körperschmucks verborgen war. Die freiliegenden Körperpartien waren aber farbige, lebendige Kunstwerke mit springenden Tieren, fliegenden Speeren und explodierenden Sternen. Und auf einem Holzpfehl neben ihr steckte der Schädel ihres lange toten Kinds, den sie mit einem aus Baumharz hergestellten Klebstoff wieder zusammengefügt hatte. Sie beobachtete die durcheinander wuselnden Leute bei ihren täglichen Verrichtungen. Sie warfen ihr Blicke zu und nickten manchmal respektvoll – oder aber sie wandten sich schnell ab, um dem Starren von Mutter und ihrem toten Sohn auszuweichen. Doch in beiden Fällen wurden sie abgelenkt wie Planeten, die am Schwerefeld eines riesigen schwarzen Sterns vorbeizogen.

Schließlich war es Mutter, die zu den Toten sprach, Mutter, die mit der Erde und dem Himmel und der Sonne Zwiesprache hielt. Ohne Mutter



würde es keinen Regen mehr geben, würde kein Gras mehr wachsen und würden die Tiere fortbleiben. Auch wenn sie nur stumm hier saß, war sie die wichtigste Person in der Gemeinschaft.

Das jetzige Lager war eine Künstlerkolonie. Es war, als ob Mutter allmählich die ganze Sippe in ihren Kopf, in die von Geistesblitzen durchzuckte Phantasie eingestellt hätte – was sie in gewisser Weise auch getan hatte. Die Formen der Tiere, Leute, Speere und Äxte – und seltsamer Wesen, die Mischungen aus Leuten und Tieren, Pflanzen und Waffen darstellten –, sprangen aus jeder Oberfläche: aus den Felsbrocken, die sich als guter Werkstoff erwiesen hatten und aus den gegerbten Tierhäuten, die über jede Hütte gespannt waren. Und verwoben mit diesen gegenständlichen Formen waren die abstrakten Gebilde, die seit jeher Mutters Markenzeichen gewesen waren: Spiralen und Wirbel, Gitter und Zickzack-Muster. Diesen Symbolen wohnten viele Bedeutungen inne. Die Abbildung zum Beispiel einer Elenantilope vermochte das Tier selbst zu bezeichnen, oder das Wissen der Leute um sein Verhalten, oder es stand für die Jagd-Aktivitäten, die erforderlich waren, um es zur Strecke zu bringen – die Werkzeugfertigung, Planung und Pirsch –, oder für etwas noch Subtileres, nämlich die Schönheit des Tiers und die Freude am Leben an sich.

Schließlich wurden auch im Bewusstsein von Mutter und ihren Gefolgsleuten die Trennwände zwischen den einzelnen Kammern niedergerissen. Nun musste sie nicht mehr die ganze mentale Kapazität für den Umgang mit anderen Leuten reservieren, während für körperliche Tätigkeiten quasi der Autopilot eingeschaltet wurde; das Bewusstsein war nicht mehr nur auf die alte Funktion als Modell fremder Maximen beschränkt. Nun vermochte sie sich ein Tier als eine Person vorzustellen und ein Werkzeug als einen Menschen, mit dem sie eine Verhandlung führte. Es war, als ob die Welt von *neuen Arten von Leuten* bevölkert wäre – als ob Werkzeuge und Flüsse und Tiere, sogar die Sonne und der Mond Leute wären, mit denen man einen ganz normalen Umgang pflegte.

Nach Jahrtausenden der Stagnation hatte das Bewusstsein sich zu einem mächtigen Kombiwerkzeug gemausert, was sich in der Vielschichtigkeit und der Bedeutungsvielfalt der Kunstgegenstände widerspiegelte – wie Spiegel einer neuen Art von Bewusstsein. Für die Leute mit den hohen

Stirnen war dies eine Zeit geistiger Reifungsprozesse.

Und Mutter war auch nicht der einzige Katalysator. Über die ganze Menschheit verstreut gab es noch viele andere wie sie. Jeder dieser Propheten-Genies – falls sie nicht gleich von ihren argwöhnischen Artgenossen getötet wurden – diente als Brennpunkt einer neuen Art des Denkens und einer neuen Lebensweise. Sie waren Fackelträger. Es war der Beginn einer revolutionären Veränderung in der Art und Weise, wie die Menschen mit ihrer Umwelt interagierten.

Es war die Instabilität des Klimas, das diesen neuen Bewusstseins-Typ befördert hatte. Die in einem Maß sich verändernden

Umweltbedingungen, wie es in späteren Zeiten nicht mehr vorkam, waren ein Filter: Nur außergewöhnliche Individuen überlebten die außerordentlichen Widrigkeiten und vermochten ihr genetisches Erbe weiterzugeben. Und es stieg nicht nur die Durchschnittsintelligenz, sondern Ausnahmepersönlichkeiten wie Mutter wurden zahlreicher – wie die vorausschauenden ›Technologen‹, die die Fluss-Leute mit dem fortschrittlichen Werkzeugsatz ausgerüstet hatten. Aus der Perspektive der Arten war es nützlich, wenn das Bewusstsein gelegentlich Genies hervorzubringen vermochte. Sie gingen entweder sang- und klanglos unter, oder sie machten vielleicht eine Bahn brechende Erfindung.

Und wenn eine solche Innovation erfolgte, waren die großen Köpfe ihrer Artgenossen auch bereit dafür. Es war, als ob sie sich danach geseht hätten. Seit siebzigtausend Jahren hatten die Leute schon die ›Hardware‹ gehabt. Nun lieferten Mutter und andere wie sie die ›Software‹.

Diese neue Vorstellung von der Welt trug bereits reiche Früchte für Mutters Leute. Von der künstlerischen Note einmal abgesehen, war das Lager die übliche Ansammlung aus windschiefen Hütten. Aber das derzeitige Lager war groß; es zählte nun doppelt so viele Leute wie zu der Zeit vor Mutters Erleuchtung. Und es war auch schon lang her, dass jemand vor Hunger hohle Wangen oder einen aufgetriebenen Bauch gehabt hatte. Mutters Weg war erfolgreich.

Mutter sah das Mädchen Finger allein im Schatten eines Affenbrotbaums sitzen. Die erst vierzehnjährige Finger war in die Arbeit an einer neuen Skulptur vertieft, die sie aus einem Stück Elfenbein schnitzte. Sie hatte die Beine übereinander geschlagen und sich einen Lederlappen auf den Schoß gelegt. Mutter machte mit den noch immer scharfen Augen die

schimmernden Elfenbeinspäne auf dem Boden um sie herum aus. Sie war es nämlich gewesen, die das exquisite Elefantenkopf-Relief auf der Muschel angefertigt hatte, die Schössling den Fluss-Leuten gegeben hatte.

Finger trug die wendeiförmige Wangen-Tätowierung, die zum Ausweis der Privilegierten geworden war, die Mutter am nächsten standen: die Insignien ihres Priesteramtes. Finger gehörte bereits der zweiten Generation an. Sie war die Tochter von Augen, die schon lang tot war – gestorben an der Infektion durch jene erste primitive Tätowierung. Finger war schon im frühen Kindesalter mit der spiraligen Insignie versehen worden, was man daran sah, dass die Tätowierung durchs Wachstum verzerrt und verblasst war. Es war ein besonderes Ehrenzeichen.

Und das Mädchen wuchs schnell. Mutter wusste, dass sie bald einen Partner für sie würde auswählen müssen, wie sie schon Partner für ihre Mutter, Augen, ausgesucht hatte. Mutter hatte schon ein paar Kandidaten vorgesehen, Jungen und Jungmannen ihrer Priesterkaste. Sie würde dem Instinkt vertrauen, die richtige Wahl zu treffen, wenn die Zeit kam... Ein Schatten fiel auf sie. Eine Frau näherte sich Mutter zögerlich und mit niedergeschlagenen Augen. Sie war jung, ging aber schon gebückt. Sie hatte eine Hirschkeule mitgebracht, die sie nun vor Mutter auf den Boden legte. »Weh«, sagte die Frau schwach und mit gesenktem Kopf. »Rücken weh. Gehen Kopf hoch, Rücken schmerzen. Heben Baby hoch, Rücken schmerzen.«

Mutter wusste, dass sie erst Anfang Zwanzig war. Jedoch wurde dieses Mädchen von Rückenproblemen geplagt, seit sie sich vor ein paar Jahren leichtsinnigerweise auf einen Ringkampf mit ihrem – viel älteren und viel stärkeren – Bruder eingelassen hatte.

Mutter lehnte fast alle derartigen Bitten ab. Es hätte ihrem Renommee geschadet, wenn sie Wunder auf Bestellung gewirkt hätte, ob sie nun funktionierten oder nicht. Wo sie heute aber das kleine Genie Finger bei der Arbeit gesehen hatte und von der Sonne wohligh gewärmt wurde, war sie quasi in Spendierlaune. Sie schnippte mit den Fingern und bedeutete dem Mädchen, den Lederumhang abzulegen und sich mit dem Rücken zu ihr hinzuknien.

Das Mädchen tat wie geheißen und kniete nackt vor Mutter nieder.

Mutter drehte sich um und nahm eine Handvoll kalter Asche aus der Feuerstelle. Sie spuckte darauf, verrieb das Zeug zu einer dünnen körnigen Paste und hob sie vor Stills knochiges Gesicht, auf dass er sie sah. Dann verrieb sie die Asche auf dem Rücken des Mädchens und murmelte dabei etwas vor sich hin. Das Mädchen zuckte zusammen, als die Asche seinen Körper berührte, als ob sie noch immer heiß wäre. Als sie fertig war, gab Mutter dem Mädchen einen Klaps aufs Hinterteil und hieß es aufstehen. Mutter wedelte mit dem Finger. »Sei stark. Denke nicht schlecht. Sage nicht schlecht.« Falls die Behandlung anschlug, würde Mutter den Ruhm einheimsen. Falls sie fehlschlug, würde das Mädchen die Schuld bei sich suchen, weil sie unwürdig gewesen sei. So oder so wäre Mutter fein raus.

Das Mädchen nickte nervös. Mutter ließ sie zufrieden ziehen. Sie nahm das Fleisch und schaffte es in die Hütte. Es würde sich später jemand finden, der es für sie garte und aufbewahrte.

Alles zu seiner Zeit.

Nach Mutters rustikaler Behandlung hatte die Patientin wirklich das Gefühl, dass die schlimmen Rückenschmerzen gelindert worden seien. Es war nämlich etwas eingetreten, das man eines Tages als Placebo-Effekt bezeichnen würde: Weil sie an die Wirkung der Behandlung *glaubte*, fühlte das Mädchen sich besser. Der Umstand, dass der Placebo-Effekt sich auf das Bewusstsein und nicht auf den Körper des Mädchens auswirkte, schmälerte jedoch nicht den Erfolg. Nun war sie in der Lage, sich besser um ihre Kinder zu kümmern, die somit eine bessere Überlebenschance hatten als eine vergleichbare Familie mit einer ungläubigen Mutter, deren Symptome *nicht* durch ein Placebo gelindert werden konnten – und so würden diese Kinder mit großer Wahrscheinlichkeit selbst Kinder bekommen, die die Neigung ihrer Großmutter zum Glauben erbten.

Das Gleiche galt für die Jäger. Sie malten seit neustem Bilder der Beutetiere an Felsen und die Lederbespannungen der Hütten. Sie machten Jagd auf diese Malereien, stießen ihnen Speere ins Herz und in den Kopf und versuchten den Tieren sogar begreiflich zu machen, weshalb sie ihr Leben zugunsten der Leute opfern sollten. Mit diesen Ritualen bannten die Jäger die Angst. Obwohl sie bei den tollkühnen Jagdausflügen oft verwundet oder gar getötet wurden, hatten sie eine

hohe Erfolgsquote – höher als diejenigen, die es nicht für nötig hielten, sich mit ihrer Beute ins Benehmen zu setzen.

Die im Entstehen begriffenen Menschen waren immer noch Tiere und noch immer den Gesetzen der Natur unterworfen. Es hätte sich keine Veränderung in der Lebensweise durchgesetzt, wenn sie ihnen keinen Anpassungsvorteil im endlosen Überlebenskampf geboten hätte. Die Fähigkeit, an Dinge zu glauben, die überhaupt nicht existierten, war auch ein mächtiges Werkzeug.

Und Mutter tat halbbewusst ihr Bestes, um diese Neigung zum Glauben zu festigen und zu verbreiten. Indem sie unter ihren Gefolgsleuten Paare zur Fortpflanzung auswählte, erzeugte Mutter eine neue reproduktive Isolation. Deshalb wurden die Abweichungen zwischen den Personen – ›Gläubige gegen Ungläubige‹ – schnell größer und resultierten schon nach einem Dutzend Generationen in markanten Unterschieden in der Chemie und Organisation des Gehirns. Es war der Beginn einer Seuche, die schnell die gesamte Population erfassen sollte.

Doch in der Welt jenseits des Verbreitungsgebiets der Menschen – im nördlichen Europa und im Fernen Osten – fertigten die älteren Arten, die robusten Brauenwulstigen und die schlaksigen Läufer, noch immer ihre einfachen Werkzeuge, sogar die urtümlichen Steinäxte, und lebten ihr Leben nach alter Väter Sitte.

Später sah Mutter das Mädchen wieder. Sie ging nun schneller und längst nicht mehr so gebückt. Sie lächelte und winkte Mutter zu, und die ließ sich dazu herab, das Lächeln zu erwidern.

Am Ende des Tages kehrte Schössling von der Expedition am Fluss entlang zurück. Er war staubbedeckt, überhitzt und durstig. Von allen Artefakten, die er mitgebracht hatte, zeigte er Mutter ein einziges. Es war eine Lampe, die aus dem wundersamen feuergehärteten Lehm gemacht war. Er zündete den Docht an und stellte die Lampe in ihre Hütte, sodass sie das dunkle Innere im schwindenden Tageslicht erhellte. Mutter nickte. *Das müssen wir haben.* In abgehackten Sätzen schmiedeten sie Pläne.

Mutter fiel jedoch auf, dass Schössling sich irgendwie merkwürdig verhielt. Ihr engster Vertrauter seit dem Tod von Augen verhielt sich ihr gegenüber zwar so respektvoll wie immer. Trotzdem strahlte er eine gewisse Ungeduld aus. Das flackernde Licht der kleinen Lampe

verdrängte diese Gedanken aber aus ihrem Kopf.

Schössling führte mit seinen besten Jägern Aufklärung um die Siedlung der Fluss-Leute durch.

Er hatte ihnen erklärt, wie der Angriff durchgeführt werden sollte. Er zeichnete skizzenartige Landkarten in den Staub und markierte mit Steinen den Standort von Hütten und Leuten. Ein Talent für Symbole war vielfältig nutzbar. Rudel-Jäger hatten ihre Angriffe immer schon koordinieren müssen. Wölfe taten das, die großen Katzen taten das, und die Raptoren vergangener Zeitalter hatten das auch schon getan. Aber noch nie war die Planung so sorgfältig und umfassend gewesen wie bei diesen schlaun Hominiden.

Als die Kampfgruppe sich der Siedlung der Fluss-Leute näherte, begegneten sie nur wenigen Tieren. Die Beutetiere lernten diese neuen Jäger mit ihren weit reichenden Waffen und der überlegenen Intelligenz bereits zu fürchten.

Und manche Tiere, wie ein paar Schweine-Arten und Wald-Antilopen, kamen in dieser Gegend schon gar nicht mehr vor, weil sie nämlich von den Menschen ausgerottet worden waren.

Das war natürlich nur ein schwacher Auftakt für die Zukunft.

Nun machten Schössling und seine Leute aber Jagd auf Leute und nicht auf Tiere.

Als sie angriffen, waren die Fluss-Leute chancenlos. Es waren allerdings nicht die Waffen, die den Angreifern zum Vorteil gereichten, auch nicht ihre Anzahl, sondern ihre Einstellung.

Mutters Leute kämpften mit einer Art befreiendem Wahnsinn. Sie kämpften weiter, wenn die Kameraden um sie herum fielen, wenn sie selbst so schwer verwundet wurden, dass sie eigentlich kampfunfähig hätten sein müssen und selbst wenn sie dem Tod ins Auge blickten. Sie kämpften, als wären sie von ihrer Unsterblichkeit überzeugt – was der Wahrheit auch ziemlich nahe kam. Hatte nicht Mutters Kind den Tod besiegt und war in die Steine und den Boden, das Wasser und den Himmel übergegangen und lebte nun bei den unsichtbaren Leuten, die übers Wetter, die Tiere und das Gras herrschten?

Und vom Glauben, dass Dinge oder Waffen, Tiere oder der Himmel in gewisser Weise Leute waren, war es nur noch ein kleiner Sprung zur

Überzeugung, dass manche Leute nicht mehr als *Dinge* seien. Die alten Kategorien hatten keine Gültigkeit mehr. Beim Angriff auf die Fluss-Leute töteten sie keine Menschen, Leute wie sie. Sie töteten Objekte, Tiere, die geringer waren als sie. Die Fluss-Leute hatten trotz ihrer fortschrittlichen Technik wie der Töpferkunst keinen solchen Glauben. Das war eine Waffe, der sie nichts entgegenzusetzen hatten. Dieser kurze, aber barbarische Kampf war der Ursprung einer roten Linie, die sich durch die langen blutigen Zeitalter ziehen sollte, die da kommen würden.

Als es zu Ende war, ging Schössling durch die Ruinen der Siedlung. Er hatte die meisten Männer der Fluss-Leute abschlachten lassen, ob jung oder alt, schwach oder stark. Er hatte aber versucht, ein paar Kinder und jüngere Frauen zu verschonen. Die Kinder würden gezeichnet und im Geiste von Mutter und ihren Gefolgsleuten unterwiesen werden. Die Frauen würde man den kämpfenden Männern geben. Wenn sie schwanger wurden, würde man ihnen die Kinder wegnehmen, es sei denn, sie waren inzwischen auch Gefolgsleute geworden. Er hatte ein paar Leute mit einem Verständnis der Öfen, der Lampen und der anderen tollen Dinge hier ausgesondert; sie würden auch verschont werden, falls sie kooperativ waren. Er wollte, dass seine Leute die Technik der Fluss-Leute erlernten.

Es war wieder einmal eine erfolgreiche Operation, die zum strategischen Wachstum von Mutters Gemeinschaft beitrug.

Als man ihr das Dorf der Fluss-Leute zeigte, war Mutter erfreut und nahm Schösslings Ehrenbezeugung entgegen. Doch wieder sah sie ein Stirnrunzeln bei ihm. Vielleicht tat er sich zunehmend schwer damit, ihre Befehle zu befolgen. Vielleicht sollte dabei mehr für ihn herauspringen. Sie würde sich darüber Gedanken machen und etwas unternehmen müssen.

Aber für solche Maßnahmen war es schon zu spät. Während sie noch den Blick über seine letzte Eroberung schweifen ließ, griff bereits der Tod nach ihr.

Mutter erfuhr nie vom Krebs, der sie innerlich auffraß. Aber sie spürte ihn als einen Klumpen im Bauch. Manchmal stellte sie sich vor, es sei Still, der von den Toten zurückkehrte und sich auf eine neue Geburt

vorbereitete. Der Schmerz im Kopf kehrte mit der alten Wucht zurück. Die Lichtblitze zuckten hinter den Augen auf, Zickzack-Linien und Gitter und Sterne, die wie Eiterbeulen aufplatzten. Es wurde schließlich so schlimm, dass sie nur noch im Schein der blakenden Tranfunzel in der Hütte lag und den Stimmen lauschte, die in ihrer großen Hirnschale widerhallten.

Und dann kam Schössling zu ihr. Sie vermochte ihn durch die wabernden Muster kaum zu erkennen. Aber sie musste ihm etwas Wichtiges sagen. Mit der klauenartigen Hand packte sie ihn am Arm. »Hör«, sagte sie.

»Du schlafen«, sagte er in einem Singsang, als ob er zu einem Kind spräche.

»Nein, nein«, widersprach sie mit einer Stimme wie ein Reibeisen.

»Nein *du*. Nein *ich*.« Sie hob den Finger und tippte sich an den Kopf und auf die Brust. »Ich, ich. *Mutter*.« In ihrer Sprache war das entsprechende Wort ein gehauchtes ›*Ja-ahn*.‹

Eine neue Verbindung war hergestellt worden. Nun hatte sie sogar ein Symbol für sich selbst: Mutter. Sie war die erste Person in der Menschheitsgeschichte, die einen Namen hatte. Und obwohl sie ohne ein überlebendes Kind starb, glaubte sie, dass sie die Mutter von ihnen allen sei.

»*Ja-ahn*«, flüsterte Schössling. »*Ja-ahn*.« Er lächelte sie verstehend an. Er beugte sich über sie und legte die Lippen auf ihren Mund. Und er hielt ihr die Nase zu.

Als ihre geschwächten Lungen unter dem Todeskuss um Luft rangen, senkte die Dunkelheit sich schnell über sie.

Sie hatte jedem in der Gruppe zugetraut, dass er ihr irgendwann etwas Böses wollte. Jedem außer Schössling, ihrem ersten Jünger. Seltsam, sagte sie sich.

Eine wachsende Überzeugung, dass hinter jedem Ereignis Absicht steckte – sei es ein böser Gedanke im Bewusstsein eines anderen oder die gütige Laune eines Gottes im Himmel – war bei Geschöpfen mit einem angeborenem Verständnis von Kausalität vielleicht zwangsläufig. Wenn man intelligent genug war, um Kombi-Werkzeuge anzufertigen, gelangte man schließlich auch zu der Überzeugung, dass Götter am Ende aller Kausalketten stünden. Das war natürlich mit Kosten verbunden. Um



den neuen Göttern und Schamanen zu dienen, würden die Leute in Zukunft große Opfer bringen müssen: an Zeit, materiellen Gütern und sogar das Recht, Kinder zu haben. Manchmal würden sie sogar ihr Leben opfern müssen. Doch der Lohn dafür war, dass sie keine Angst mehr vorm Tod haben mussten.

Und so fürchtete Mutter sich nicht. Schließlich gingen die Lichter in ihrem Kopf aus, die Bilder verblassten und der Schmerz verschwand.

## KAPITEL 12

### DER FLOSS-KONTINENT

*Indonesische Halbinsel,  
Südostasien, vor ca. 52.000 Jahren*

#### I

Die beiden Brüder schoben das Kanu vom Flussufer ins Wasser. »Vorsicht, Vorsicht... Weiter nach links. Alles klar, wir haben's geschafft. Wenn wir uns nun nach rechts halten, glaube ich, dass wir durch diesen Kanal kommen...« Ejan saß vorn im Rindenkanu, sein Bruder Torr hinten. Die beiden Männer waren zwanzig und zweiundzwanzig Jahre alt; sie waren klein, drahtig und hatten haselnussbraune Haut und schwarzes Haar.

Sie manövrierten das Boot durch einen Wasserlauf, der mit Schilf, Treibgut und angeschwemmten Bäumen verstopft war. Bei den Bäumen, die das Ufer säumten, handelte es sich um Teak, Mahagoni, Karaya und Mangroven. Ein riesiger durchscheinender Vorhang aus Spinnennetzen hing über dem Geäst. Er filterte das Licht und ließ das intensive Grün des Waldes verblassen. Doch überm Fluss lastete die Hitze wie ein riesiger Deckel, und die Luft war von Licht durchflutet. Ejan schwitzte schon stark, und die dichte, feuchte Luft war kaum zu atmen.

Man hätte es kaum für möglich gehalten, dass dies eine Szenerie mitten in der letzten Eiszeit war – zeitgleich wanderten in der nördlichen Hemisphäre Riesenhirsche im Windschatten kilometerdicker Eiskappen. Schließlich erreichten sie das offene Wasser, sahen aber bekümmert, wie überfüllt es war.

Es herrschte ein dichter Verkehr von Rindenkanus und Einbäumen. Manche Familien fuhren in zwei oder drei Kanus, die sie der Stabilität

wegen vertäut hatten. Zwischen diesen Flotten schwammen primitivere Fahrzeuge, Flöße aus Mangroven, Bambus und Schilf. Und es gab auch Fischer, die weder Boote noch Flöße hatten. Eine Frau watete ins Wasser hinaus und erschlug mit einem Paar Stöcken die Fische, die leichtsinnigerweise in ihre Nähe schwammen. Ein paar Mädchen standen bis zur Hüfte im Wasser und hielten quer über den Fluss gespannte Netze, während Gefährten ihnen planschend und spritzend die Fische zu trieben.

Das war ein großer Technologiesprung seit den einfachen Baumstamm-Flößen, die Harpunes Leute einst benutzt hatten. Angelockt vom Reichtum der Küsten, Flüsse und Flussdeltas hatte das erfinderische und rastlose menschliche Gehirn gleich eine ganze Palette an Möglichkeiten ersonnen, das Wasser abzuschöpfen.

Die Brüder manövrierten durch dieses Getümmel.

»Viel los heute«, grummelte Ejan. »Wir können froh sein, wenn's heute Abend was zu essen gibt. Wenn ich ein Fisch wäre, würde ich sofort Reißaus nehmen.«

»Dann hoffen wir, dass die Fische noch dümmer sind als du.«

Ejan zog das hölzerne Paddel durch und spritzte seinen Bruder nass.

Plötzlich ertönte weiter flussabwärts ein Schrei. Die Brüder drehten sich um, beschirmten die Augen und versuchten etwas zu erkennen.

Durch die dichte Wolke in der Sonne glänzender Insekten machten sie ein Floß aus Mangrovenpfählen aus. Drei Männer standen auf dieser Plattform; sie zeichneten sich als schlanke dunkle Schemen in der feuchten Luft ab. Ejan sah die Ausrüstung in Form von Waffen und Häuten, die sie am Floß verlascht hatten.

»Unsere Brüder«, sagte Ejan aufgeregt. Er riskierte es, im Kanu aufzustehen, im Vertrauen darauf, dass Torr das kleine Boot stabil hielt. Dann winkte er heftig. Als sie ihn sahen, winkten die Brüder zurück und hüpfen auf dem Floß herum, sodass es schaukelte. Heute würden die drei auf dem Floß aufs offene Meer hinausfahren und versuchen, die Überfahrt zum großen südlichen Land zu bewältigen.

Ejan setzte sich wieder hin. Die Angst, ins Wasser zu fallen, war wieder stärker als die Freude über den Anblick seiner Brüder. »Ich sage dir, das Floß ist noch immer zu schwach«, murmelte er.

Torr paddelte stoisch vor sich hin. »Osa und die andern wissen schon,

was sie tun.«

»Aber die Meeresströmungen und die Gezeiten...«

»Wir haben gestern Abend einen Affen für Ja'an getötet«, erinnerte Torr ihn. »Ihre Seele ist bei ihnen.«

*Ich* bin es aber, der den Namen der Weisen Frau trägt, sagte Ejan sich unbehaglich, und nicht sie. »Vielleicht hätte ich sie begleiten sollen.«

»Zu spät«, sagte Torr nüchtern. Und er hatte Recht; Ejan sah, dass die drei Brüder sich abgewandt hatten und gleichmäßig flussabwärts auf die Flussmündung zuruderten. »Komm, Ejan«, sagte Torr. »Lass uns fischen.«

Als sie tieferes Gewässer erreicht hatten, nahmen die Brüder das aus Flachs gewobene Netz und ließen es zu Wasser. Die Brüder schwammen so weit auseinander, bis das Netz ausgespannt war, und dann hakte Ejan den großen Zeh in den unteren Rand des Netzes, um es senkrecht zu öffnen. Schließlich zog das Netz sich wie ein ungefähr fünfzehn Meter langer Zaun durch die Strömung. Nun betätigten die Brüder sich als Schleppnetz-Schwimmer.

Das träge fließende, sämig grüne Wasser umschmeichelte warm Ejans Körper.

Nach etwa fünfzig Metern schwammen sie aufeinander zu und schlossen das Netz. Die Ausbeute war nicht groß – die Fische waren heute wirklich verscheucht worden –, aber es waren immerhin noch ein paar dicke Brocken darunter, die sie ins Kanu warfen. Die kleinen Fische warfen sie ins Meer zurück; wieso sollten sie sich mit Kleinkram abgeben, wenn sie es sich leisten konnten, noch ein paar Monate zu warten, um dann einen dicken, ausgewachsenen Fisch an Land zu ziehen. Sie spannten das Netz und schickten sich an, noch einmal flussaufwärts zu schwimmen.

Doch plötzlich ertönte vom Ufer ein Schrei. Es war ein unheimlicher Klagelaut.

»Mutter«, sagte Ejan zu Torr.

»Wir müssen zurück.«

Sie legten das Netz über einen Baumstumpf; es würde schon nicht wegkommen. Dann stiegen sie wieder ins Kanu, wendeten es und stießen es ins Gewirr aus Treibgut, das das Flussufer säumte.

Als sie zum Lager zurückkamen, sahen sie, wie ihre Schwestern ihre traurige Mutter zu trösten versuchten. Die drei Brüder waren noch nicht

einmal außer Sichtweite von der Küste gewesen, als eine Flutwelle das zerbrechliche Floß zertrümmert hatte. Keinen von ihnen hatte man seitdem wieder gesehen; sie waren alle drei ertrunken.

Nie wieder würden Osa, Born und Iner ihre Kanus an Ejans vertäuen. Ejan drängte sich zwischen den Geschwistern zu seiner Mutter durch und legte ihr die Hand auf die Schulter. »Ich werde diese Reise machen«, sagte er. »Für Osa und die anderen. Und ich werde nicht dabei sterben.« Doch seine Mutter, mit zerzaustem ergrauendem Haar und verweinten Augen, klagte nur noch lauter.

Ejan war ein entfernter Nachfahre von Augen und Finger, den Gefolgsleuten der ursprünglichen *Mutter von Afrika*.

Nach Mutter war der Fortschritt der Menschheit nicht mehr nur auf die Tausendjahres-Schritte der biologischen Evolution beschränkt. Nun entwickelten Sprache und Kultur sich mit der Schnelligkeit der Gedanken und wurden durch Rückkopplung immer komplexer.

Nicht lang nach Mutters Tod hatte ein neuer Exodus aus Afrika eingesetzt, wobei eine große Anzahl von Leuten in alle Richtungen ausgeschwärmt war. Ejans Leute waren nach Osten gegangen. In den Fußstapfen von Weits Läufer-Spezies waren sie am südlichen Rand Eurasiens entlang gewandert und hatten sich dabei an den Küstenlinien und Inselgruppen orientiert. Nun waren sie ein Volk, dessen Siedlungsraum sich in einem langen Streifen von Indonesien und Indochina über Indien und den Nahen Osten bis nach Afrika erstreckte. Und weil die Populationen langsam wuchsen, waren Kolonisten von diesen Brückenköpfen entlang der Flüsse ins Innere des Kontinents vorgestoßen.

Ejan und Torr waren Sprösslinge der reinsten Linie der Küstenwanderer, die die Wanderung an den Gestaden des Meeres über viele Generationen hinweg fortgesetzt hatten. Um den Reichtum der Flüsse, Flussmündungen, Küstenstreifen und dem Festland vorgelagerten Inseln auszubeuten, hatten diese Leute ihre Fertigkeiten des Bootsbaus und Fischens allmählich perfektioniert.

Doch nun steckten sie in einer Sackgasse. Auf diesem Archipel vorm südwestlichen Zipfel des asiatischen Festlands waren sie am Ende ihrer Reise angelangt: Sie hatten kein unbesiedeltes Land mehr vor sich. Und

langsam wurde es hier voll.

Es bestand aber die Möglichkeit, weiterzugehen; jeder wusste das. Obwohl die derzeitige Eiszeit den tiefsten Kältepunkt erst noch erreichen musste, war der Meeresspiegel schon um ein paar hundert Meter gefallen. Die Küstenlinien wurden neu gezogen, und infolgedessen hatten die Inseln Java und Sumatra sich mit dem südwestlichen Zipfel Asiens zu einem Schelf verbunden. Indonesien war eine lange Halbinsel geworden. Gleichermäßen waren Australien, Tasmanien und Neu-Guinea zu einer einzigen großen Landmasse verschmolzen. In dieser einmaligen und temporären Geographie war die asiatische Landmasse an manchen Stellen nur etwa hundert Kilometer von Groß-Australien entfernt.

Alle wussten um die Existenz des südlichen Lands. Kühne oder auch verunglückte Seeleute, die von der Küste und den vorgelagerten Inseln abgetrieben worden waren, hatten es gesichtet. Niemand kannte seine wahre Ausdehnung, doch wusste jeder aus den über die Generationen gesammelten Reiseberichten, dass das nicht nur eine Insel war: Das war ein neues Land, weit, grün und üppig mit einer langen und fischreichen Küste.

Dorthin zu gelangen wäre eine beachtliche Leistung. Bis hierher waren die Leute durch ›Inselhüpfen‹ gelangt, indem sie über ein halbwegs ruhiges Meer von einem Stück Land zum andern gefahren waren, das auch noch deutlich sichtbar war. Die Überfahrt von dieser letzten Insel zum südlichen Land – wobei man das Land ganz aus dem Blick verlieren würde – wäre indes eine Herausforderung von einem ganz anderen Kaliber.

Dennoch würde sich für die Erschließung einer neuen Welt nur jemand finden müssen, der kühn genug war, um die Überfahrt zu wagen. Er müsste kühn genug sein, intelligent genug – und Glück haben.

Ejan nahm sich viele Tage Zeit, um einen geeigneten Baum auszusuchen.

Mit Torr an seiner Seite wanderte er durch die Randzonen der Wälder und musterte Sterkulia-Pflanzen und Palmen. Er stellte sich unter die Bäume, prüfte den Wuchs der Stämme und schlug mit der Faust gegen die Rinde, um verborgene Fehler aufzuspüren.

Schließlich wählte er eine schöne dicke Palme aus, die einen makellosen Stamm wie eine Säule hatte. Er war aber weit von der Siedlung entfernt. Und nicht nur das; die Palme war auch weit von jedem Fluss entfernt; sie würden nicht imstande sein, sie nach Hause zu flößen.

Torr wollte seine diesbezüglichen Bedenken schon äußern, verkniff es sich aber, als er den Ausdruck in Ejans Gesicht sah.

Zuerst fällten die Brüder die Palme mit den Steinäxten. Dann schälten sie die Rinde vom Stamm. Das nackte Holz war so vollkommen, wie Ejan gehofft hatte, und sehr hart.

Dann wanderten sie zur Siedlung zurück, um Hilfskräfte für den Transport des Stamms anzuheuern. Obwohl man ihnen viele Beileidsbekundungen wegen des Verlusts der drei Brüder entgegenbrachte, war niemand von der Aussicht auf eine so lange und schwierige Bergungsaktion im Wald angetan. Letztendlich waren es nur Familienmitglieder – Ejan, Torr und ihre drei Schwestern –, die zur gefällten Palme zurückkehrten.

Nachdem sie die Palme ins Lager geschafft hatten, ging Ejan sofort an die Arbeit. Schicht für Schicht höhlt er den Baumstamm aus, wobei er darauf achtete, das Herz an Bug und Heck nicht zu beschädigen. Er benutzte Steinäxte und Dechsel, die schnell stumpf wurden, aber genauso schnell nachgefertigt wurden.

Torr half ihm die ersten paar Tage. Doch dann zog er sich zurück. Als das älteste Kind lastete die Verantwortung nun auf ihm, und er widmete sich der Versorgung der Familie, damit sie überleben konnte.

Nach ein paar Tagen brachte Ejans jüngste Schwester, Rocha, ihm ein kleines Netz voller Datteln. Er legte die Datteln auf das flache Heck, das er aus dem Holz schnitzte und steckte sie sich während der Arbeit abwesend in den Mund.

Die fünfzehn Jahre alte Rocha war klein, dunkel und schlank – ein stilles Mädchen mit einer intensiven Ausstrahlung. Sie ging um den Baumstamm herum und schaute, was er schon geleistet hatte.

Der Stamm war fast auf ganzer Länge ausgehöhlt. Die breite Basis des Stamms war der Bug, und Ejan ließ dort eine Plattform stehen, auf der ein Harpunier Platz nehmen konnte. Ein kleiner flacher Sitz im Heck war für den Steuermann gedacht. Es war ein erstaunliches Bild, wie ein Boot im Holz Gestalt annahm. Aber die Kerbe, die Ejan in den Baumstamm

grub, war noch arg flach, und die Oberfläche rau und unbehandelt. Rocha seufzte. »Du arbeitest so hart, Bruder. Osa hat ein Floß an einem, höchstens zwei Tagen gebaut.«

Er richtete sich auf und wischte sich mit dem Arm den Schweiß von der Stirn. Dann ließ er die nächste stumpfe Axtklinge fallen. »Aber Osas Floß hat ihn umgebracht. Das Meer zwischen uns und dem südlichen Land ist nicht wie das ruhige Wasser des Flusses. Kein Floß ist stark genug dafür.« Er strich über die Innenseite des Einbaums. »In diesem Kanu werde ich geborgen sein. Und meine Sachen. Selbst wenn ich kentere, wird mir nichts geschehen, weil das Boot sich von selbst wieder aufrichtet. Schau hier.« Er klopfte von außen gegen den Baumstamm. »Dieser Stamm ist außen sehr hart, aber das Herz drinnen ist leicht. Das Holz ist so leicht, dass es nicht einmal sinkt. So werde ich die Überfahrt bestimmt schaffen, glaub mir.«

Rocha strich mit ihrer kleinen Hand übers bearbeitete Holz. »Wenn du schon ein Kanu bauen musst, solltest du Rinde verwenden, sagt Torr. Ein Rindenkanu ist leicht zu bauen. Er hat es mir gezeigt. Es reicht, wenn du eine einzige Schicht Rinde nimmst und sie vorne und hinten mit Lehmklumpen spreizt, oder du nähst es aus Rindenstreifen zusammen und...«

»Und du musst auf der ganzen Reise Wasser schöpfen, und bevor du die halbe Strecke geschafft hast, gehst du unter. Schwester, ich muss mein Boot nicht zusammennähen, und es kann auch nicht reißen; *mein* Kanu hält dicht.«

»Aber Torr sagt...«

»Er redet zuviel und *tut* zuwenig«, sagte er schroff. »Ich habe die Datteln aufgegessen. Lass mich nun allein.« Und er widmete sich wieder seiner Arbeit und höhle emsig den Stamm aus.

Aber sie blieb bei ihm. Stattdessen kletterte sie ins unfertige Innere des Bootes. »Wenn ich dir nicht mit Worten helfen kann, Bruder, dann vielleicht mit den Händen. Gib mir einen Schaber.«

Er lächelte sie erstaunt an und gab ihr einen Dechsel.

Danach machte die Arbeit gute Fortschritte. Als das Kanu seine annähernde Form angenommen hatte, hobelte Ejan die Wände von innen dünner, um Platz für zwei Leute samt Ausrüstung zu schaffen. Um das Holz zu trocknen und zu härten, wurden planmäßig kleine Feuer im und



unterm Kanu angezündet.

Es war ein großer Tag, als Bruder und Schwester das Kanu im Fluss zu Wasser ließen – Ejan am Bug, Rocha am Heck.

Rocha war noch eine unerfahrene Kanufahrerin, und das zylindrische Boot kenterte bei jeder Gelegenheit. Aber es richtete sich genauso schnell wieder auf, und Rocha lernte, ihren Gleichgewichtssinn über die Mittellinie des Kanus zu verlängern, sodass sie und Ejan das Kanu mit leichten Ausgleichsbewegungen zu stabilisieren vermochten. Bald waren sie – zumindest auf dem ruhigen Wasser des Flusses – in der Lage, das Kanu ohne bewusste Anstrengung zu kontrollieren, und mit den Paddeln erzielten sie eine gute Geschwindigkeit.

Nach den Versuchen auf dem Fluss verbrachte Ejan noch mehr Zeit mit der Arbeit am Kanu. Stellenweise war das Holz beim Trocknen geplatzt und gesplittert. Er kalfaterte die schadhaften Stellen mit Wachs und Lehm und behandelte die inneren und äußeren Flächen mit Harz, um ein neuerliches Splintern zu verhindern.

Als das vollbracht war, befand er, dass das Boot für die Meereserprobung bereit sei.

Rocha bestand darauf, ihn zu begleiten. Aber er war skeptisch. Sie hatte zwar schnell gelernt, war aber noch ein ungeübtes und relativ schwaches Kind. Trotzdem respektierte er schließlich ihren Wunsch. Jung oder nicht, sie durfte nach Belieben über ihr Leben verfügen. Das war die ›Geschäftsgrundlage‹ dieser Jäger und Sammler: Aus einer Kultur gegenseitiger Abhängigkeit erwuchs zugleich gegenseitiger Respekt. Auf der Fahrt flussabwärts standen Fischer auf Flößen und in Kanus auf und schwenkten jubelnd ihre Harpunen und Fischernetze, und kreischende Kinder rannten am Flussufer neben ihnen her. Ejan wurde vor Stolz ganz rot.

Anfangs ging alles glatt. Auch nach dem Passieren der Flussmündung blieb das Wasser ruhig. Rocha plapperte aufgeregt, wie leicht das Meer es ihnen doch machte und wie schnell sie die Überfahrt bewältigen würden.

Ejan sagte aber nichts. Er sah, dass das Wasser vorm Bug des Kanus bräunlich gefärbt und von Pflanzenresten und Schlamm durchsetzt war. Sie waren noch immer im vorgeschobenen Mündungsgebiet, wo das Flusswasser mit dem Meerwasser sich vermischte. Wenn er das Wasser

probierte, wäre es wahrscheinlich süß. Es war, als ob sie den Fluss noch gar nicht verlassen hätten.

Und als sie dann doch von der Meeresströmung erfasst wurden, wurde das Wasser – wie Ejan schon befürchtet hatte – plötzlich viel turbulenter, und das simple zylindrische Kanu geriet in kabbelige Kreuzseen. Kaltes Salzwasser schwappte gegen Ejan. Routiniert und koordiniert warfen sie sich auf die Seite, um das Boot aufzurichten, und sie tauchten nach Luft schnappend und durchnässt wieder auf. Doch im nächsten Moment kenterte das Kanu schon wieder. Durch die ständigen Rollen riss die Dummy-Ausrüstung sich los, und Ejan sah die Steine, die er ins Boot gepackt hatte, in der Tiefe versinken.

Als das Boot sich schließlich stabilisierte, sah er, dass Rocha über Bord gegangen war, aber sie tauchte schon wieder prustend und schnaufend auf.

Er wusste, dass das Experiment vorbei war. Er warf den Rest der Steine ins Meer, paddelte mit schnellen Schlägen zu seiner Schwester und barg sie. Dann ruderten sie zur Flussmündung zurück.

Als sie zum Lager zurückkehrten, fiel die Begrüßung verhalten aus. Torr half ihnen dabei, das Kanu ans Ufer zu ziehen, gab sich aber wortkarg. Ihre Mutter war nirgends zu sehen. Sie waren noch nah genug an der Küste gewesen, dass jeder ihre Manöver zu sehen vermochte und schmerzlich daran erinnert wurde, was ihren Brüdern Osa, Born und Iner widerfahren war.

Dennoch dachte Ejan nicht daran, aufzugeben. Er wusste, dass die Überfahrt im Kanu möglich war. Es war nur eine Frage der Fertigkeit und Ausdauer – und er wusste auch, dass die arme Rocha trotz ihrer Entschlossenheit diese Qualitäten noch nicht hatte. Wenn er das südliche Land erreichen wollte, brauchte er einen stärkeren Begleiter.

Also wandte er sich an Torr.

Torr arbeitete selbst an einem Kanu, einer aufwändigen Konstruktion aus vernähter Rinde. Im Moment verbrachte er aber die meiste Zeit mit Nahrungssuche und Jagen. Er hatte vom ständigen Bücken über Büsche und Wurzeln einen Buckel, und die große Wunde an der Brust, die ein Eber ihm zugefügt hatte, heilte nur langsam.

Ejan kam sein Bruder plötzlich viel älter vor. In Torr sah er das bodenständige Verantwortungsbewusstsein, das er von seinem

Urgroßvater hatte, der ihm auch seinen Namen gegeben hatte. »Komm mit mir«, sagte Ejan. »Das wird ein großes Abenteuer.«

»Die Überfahrt zu versuchen ist nicht... nötig«, sagte Torr verlegen. »Es gibt hier viel zu tun. Das Leben ist schwerer für uns geworden, Ejan. Wir sind so wenige. Es ist nicht mehr so wie früher.« Er rang sich ein Lächeln ab, aber der Blick war ernst. »Stell dir uns beide in deinem prächtigen Kanu auf dem Fluss vor. Die Mädchen werden auf uns fliegen! Und mir tun die Krokodile jetzt schon leid, die sich die Zähne an unsrem Boot ausbeißen...«

»Ich habe das Kanu nicht für den Fluss gebaut«, sagte Ejan ungerührt.

»Ich habe es für das Meer gebaut. Du weißt das. Und es war die Reise zum südlichen Land, wofür unsre Brüder das Leben gelassen haben.«

Torrs Gesicht verhärtete sich. »Du denkst zuviel über unsere Brüder nach. *Sie sind fort*. Ihre Seelen sind bei Ja'an, bis sie in den Herzen neuer Kinder zurückkehren. Ich habe dir zu helfen versucht, Ejan. Ich habe dir dabei geholfen, den Baumstamm herzubringen. Ich hoffte, durch diese Arbeit würden die schlimmen Träume aus deinem Kopf verschwinden. Aber du bist nun an dem Punkt angelangt, wo du wie deine Brüder bereit bist, dich vom Meer umbringen zu lassen.«

»Ich habe nicht die Absicht, zu sterben«, sagte Ejan. Zorn loderte in ihm auf.

»Und Rocha?«, fragte Torr schroff. »Willst du *sie* um deines Traums willen in den Tod schicken?«

Ejan schüttelte verblüfft den Kopf. »Wenn Osa noch am Leben wäre, würde er mit mir kommen.« Er schlug auf die Rindenhülle von Torrs neuem Kanu. »Zwei Kanus sind besser als eins. Wenn das Osas Kanu wäre, würde er es an meinem vertäuen, und wir würden Seite an Seite übers Meer fahren, bis...«

»Bis ihr beide ertrunken seid!«, rief Torr. »Ich bin nicht Osa. Und das ist auch nicht sein Kanu.« Erschrocken sah Ejan den Ausdruck von Zorn, Frustration und Angst in seinem Gesicht. »Ejan, wenn wir dich auch noch verlieren...«

»Komm mit mir«, sagte Ejan gleichmütig. »Mach dein Kanu an meinem fest. Gemeinsam werden wir das Meer bezwingen.«

Torr schüttelte heftig den Kopf und vermied es, Ejan in die Augen zu schauen.

Traurig wandte Ejan sich zum Gehen.

»Warte«, sagte Torr leise. »Ich werde nicht mit dir gehen. Aber du kannst mein Kanu haben. Es wird neben deinem fahren. Mein Körper wird hier bleiben und Wurzeln ausgraben.« Nun lächelte er sehnsüchtig.

»Aber meine Seele wird dich im Kanu begleiten.«

»Bruder...«

»Komm einfach zurück.«

Dass er auch über Torrs Kanu verfügen durfte, brachte Ejan auf eine Idee.

Das zweite Kanu wäre unbemannt und stattdessen mit Proviant und Ausrüstung beladen. Das bedeutete, dass es leichter wäre als Ejans, und deshalb wäre es unter dem Kriterium der Stabilität auch keine gute Lösung gewesen, die beiden Kanus aneinanderzukoppeln.

Nach ein paar Überlegungen und Versuchen verband Ejan Torrs robustes Rindenkanu über zwei lange Querbalken mit seinem. Durch diese Anordnung wurden die beiden Kanus durch einen offenen Holzrahmen miteinander verbunden, sodass daraus praktisch ein Floß mit den Kanus als Schwimmer resultierte.

Je mehr das Konzept Gestalt annahm, desto begeisterter war er von der Idee. Vielleicht vermochte er mit dieser Neuerung die besten Merkmale der beiden Konstruktionen zu vereinigen. Die Ruderer und ihre Ausrüstung wären sicher im Einbaum untergebracht, anstatt ungeschützt auf einem Floß zu sitzen, und das zweite Kanu würde ihnen zugleich die Stabilität einer großen Floßplattform verleihen.

Mit Rocha erprobte er die neue Konstruktion im Fluss und in den küstennahen Gewässern auf ihre Seetüchtigkeit. Das

Doppelrumpf-Design erwies sich zwar als schwerfälliger als ein einzelnes Kanu, war aber weitaus stabiler. Obwohl sie weiter aufs Meer hinausfahren als beim ersten Versuch mit dem Einbaum, kenterten sie kein einziges Mal. Und weil sie im Gegensatz zum Einbaum nicht ständig Kraft darauf verwenden mussten, den Katamaran aufrecht zu halten, war die Fahrt auch nicht annähernd so anstrengend.

Schließlich hatte Ejan das Gefühl, bereit zu sein.

Er versuchte ein letztes Mal, Rocha davon abzuhalten, ihn zu begleiten.

Aber er sah in Rochas Augen eine Art von Rastlosigkeit, eine felsenfeste

Entschlossenheit, sich dieser großen Herausforderung zu stellen. Wie Ejan hatte auch ihr Name eine lange Tradition; vielleicht hatte es in der Linie der Rochas schon einmal einen kühnen Entdecker gegeben. Sie beluden die Kanus mit Vorräten – Pökelfleisch und Wurzeln, Wasser, Muscheln und Lederbeutel zum Lenzen, Waffen und Werkzeuge, auch ein Bündel Feuerholz. Sie versuchten, sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten, denn sie hatten nicht die geringste Ahnung, was sie an jenen grünen Gestaden im Süden antreffen würden. Als sie diesmal aufbrachen, wurden sie nicht feierlich verabschiedet. Die Leute drehten sich vielmehr weg und gingen ihren Verrichtungen nach. Nicht einmal Torr schaute dem Doppelkanu nach, als es die Flussmündung verließ. Ejan ging diese demonstrative Missbilligung an die Nieren, und nicht einmal die Art und Weise, wie das Boot mit sanftem, beruhigendem Schaukeln zuverlässig durchs Wasser pflügte, vermochte ihn darüber hinwegzuträsten.

Diese kleine Expedition war jedoch der Anfang eines großen Abenteuers.

Auf der ganzen Halbinsel wurde Ejans Ausleger-Design unabhängig voneinander in die Praxis umgesetzt. An manchen Orten ging die Konstruktion wie bei Ejan aus Doppel-Kanus hervor, wobei der Schwimmer des Auslegers ein stilisiertes zweites Kanu war. Andernorts glich die Konstruktion einem gewölbten Floß. An wieder anderen Orten experimentierten die Leute mit simplen Stangen, die sie an den Dollborden der Kanus verlaschten, um die Schwimmeigenschaften zu verbessern. Aus verschiedenen Ansätzen ging die Ausleger-Konstruktion als einheitliche Lösung für die Instabilität hervor, derentwegen die Kanus bisher auf die Flüsse beschränkt gewesen waren.

Und in späteren Generationen sollten die Nachkommen dieser Leute in ihren Ausleger-Booten sich über Austral-Asien, den indischen Ozean und Ozeanien ausbreiten. Im Westen kamen sie bis nach Madagaskar an der afrikanischen Küste, im Osten über den Pazifik bis zu den Osterinseln, im Norden bis nach Taiwan an der chinesischen Küste und im Süden bis nach Neuseeland. Und überallhin nahmen sie ihre Sprache und Kultur mit.

Zu guter Letzt würden die Kinder dieser Fluss-Leute mehr als zweihundertsechzig Grad des Erdumfangs abfahren.

Die Überquerung der Meerenge zum neuen Land verlief ohne Probleme und war im Vergleich zu den bisherigen Unternehmungen geradezu ein Kinderspiel.

Ejan und Rocha folgten einer unbekannten Küste. Dann kamen sie zu einer Stelle, wo sie einen Wasserlauf sahen, der aus der üppigen Vegetation des Binnenlands brach. Das musste Süßwasser sein. Sie nahmen mit dem Katamaran Kurs auf die Küste und legten sich in die Riemen, bis der Bug der Kanus sich in den ansteigenden Meeresboden grub. Sie waren an einem Strand gelandet, der von einem dichten, undurchdringlichen Wald gesäumt wurde.

»Ich zuerst, ich zuerst!«, rief Rocha und sprang aus dem Einbaum – oder versuchte es zumindest. Nach der langen Zeit auf See knickten die Beine ein, und sie rutschte aus und fiel lachend rückwärts ins Wasser.

Das war keine sehr feierliche Landung. Niemand hielt eine Rede oder hisste eine Flagge. Und es wurde auch kein Denkmal errichtet; vielmehr sollte dieser Landeplatz nach dreißigtausend Jahren im ansteigenden Meer versinken. Trotzdem war es ein historischer Moment. Rocha war nämlich der erste Hominide, der australischen Boden betrat; der erste, der einen Fuß auf diesen Kontinent setzte.

Ejan ließ beim Aussteigen mehr Vorsicht walten. Dann standen sie knietief im warmen Küstengewässer und zogen die Kanus an den Strand. Rocha rannte zum Süßwasserlauf. Sie stürzte sich hinein und aalte sich darin, trank ein paar Schlucke und säuberte sich. »Bäh, ich bin ganz mit Salz verkrustet...« Dann lief sie in jugendlichem Überschwang aus dem Fluss in den Wald und suchte Frischobst.

Ejan löschte erst einmal mit dem kühlen, frischen Wasser den Durst und tauchte den Kopf unter. Dann ging er mit zitternden Knien den Strand hinauf und unterzog den Dschungel einer Musterung. Er erkannte Mangroven und Palmen – es war fast so wie zu Hause. Er fragte sich, wie weit diese neue Insel sich wohl erstreckte. Und er fragte sich, ob es hier auch Leute gab...

Rocha quiekte leise. Er lief zu ihr.

Im Dickicht rührte sich etwas. Es war groß, bewegte sich aber fast lautlos. Es hatte die schreckliche, stille Aura eines Reptils, die bei ihnen eine kreatürliche Angst hervorrief. Und nun glitt das Ding aus dem Unterholz. Es war eine Schlange, wie Ejan auf den ersten Blick sah, aber

eine Schlange von einer Größe, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. Sie durchmaß mindestens einen Schritt und war sieben oder acht Schritte lang. Bruder und Schwester packten sich gegenseitig und rannten aus dem Wald auf den Strand zurück.

»Bestien«, wisperte Rocha. »Wir sind in ein Land mit riesigen Bestien gekommen.«

Schnaufend und schwitzend schauten sie sich in die Augen. Und dann schlug die Angst in Überschwang um, und sie brachen in Gelächter aus. Sie humpelten zum Kanu zurück, holten das Holz und machten ein Feuer: das erste Feuer, das dieses weite Land je gesehen hatte. Aber nicht das letzte.

*Nordwest-Australien,  
vor ca. 51.000 Jahren*

## **II**

Auf der Landzunge eines steinigen Strands hatte Jana Muscheln gesucht. Er war nackt außer einem Gürtel, an dem die Netzbeutel baumelten, die seinen Fang enthielten. Er hatte eine tiefbraune Haut und einen Lockenkopf. Mit seinen einundzwanzig Jahren war er schlank, stark, groß und kerngesund – außer dem lahmen Bein, das er nach einer leichten Kinderlähmung zurückbehalten hatte.

Schwitzend schaute er von der Arbeit auf. Im Westen setzte die Sonne den täglichen Abstieg ins Meer fort. Wenn er die Augen beschirmte, erkannte er Auslegerkanus und Silhouetten, die durch das vom Meer reflektierte Licht scharf gezeichnet wurden. Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, und die Beutel um Janas Hüfte wogen schwer. Genug für heute. Er drehte sich um und ging langsam auf der Landzunge zurück. Er humpelte leicht.

An der ganzen Küste gingen die Leute nun nach Hause, wie Motten angelockt von den in den Himmel steigenden Rauchfäden. Hier wimmelte es von Leuten, die auf engem Raum sich drängten und von dem lebten, was das Meer und die Flüsse hergaben.

Es war schon ungefähr fünfzig Generationen her, seit die ersten Menschen Australien erreicht hatten. Ejan und Rocha waren heimgekehrt und hatten die Kunde vom neuen Land verbreitet. Andere waren ihnen gefolgt. Und ihre Nachkommen, die noch immer vom Fischfang lebten, hatten sich entlang der ganzen australischen Küste ausgebreitet und waren schließlich entlang der Flüsse in die roten Ebenen vorgestoßen. Ejan und Rocha waren aber die Pioniere gewesen. Noch immer wurden ihre Geister von einer Generation an die nächste weitergegeben – Jana trug nämlich den Namen von Ejan, und ihm wohnte auch Ejans Seele inne. Die Geschichte der Überfahrt, wie sie in einem mit Möwenfedern verkleideten Boot übers Wasser geflogen waren und nach der Landung gegen riesige Schlangen und andere Ungeheuer gekämpft hatten, wurde



in der von Feuern erhellten Dunkelheit von Schamanen erzählt.

Jana kam nach Hause. Seine Leute lebten in einer Ansammlung aus Hütten im Schutz eines stark verwitterten Sandsteinkliffs. Überall lagen die Relikte seefahrender Leute herum: Kanus, Katamarane und Flöße waren für die Nacht an den Strand gezogen worden, ein Dutzend Harpunen waren wie ein Zelt gegeneinander gelehnt worden, und überall lagen Haufen halbfertiger oder zerrissener Netze herum.

Auf der freien Fläche in der Mitte der Siedlung hatte man ein großes Gemeinschaftsfeuer aus Eukalyptusstämmen entzündet. Kleinere Feuer brannten in den mit Steinen eingefassten Feuerstellen der Hütten. Man hatte Kochsteine in die großen Feuer geworfen, und Männer, Frauen und ältere Kinder schuppten fleißig Fische ab. Kleine Kinder wuselten überall umher. Sie waren frech und machten viel Lärm, wie Kinder das eben so machen, und waren zugleich ein Band der Sympathie, das alle zusammenhielt.

Jana vermisste aber Agema.

Er nahm die Netzbeutel und ging zur größten Hütte. Agema teilte die Hütte mit ihren Eltern, Groß-Cousins von Janas Eltern und mit ihrer großen Geschwisterschar. Vorm dunklen Eingang der Hütte atmete Jana durch, fasste sich ein Herz und trat ein. Drinnen ging es ziemlich lebhaft zu, und es roch nach Holzrauch, gepökeltem Fleisch, Babys, Milch und Schweiß.

Dann sah er sie. Sie säuberte gerade ein Kind, ein kleines Mädchen mit wuscheligem Haar und rotzverschmiertem Gesicht.

Jana hielt den Netzbeutel hoch. Die darin befindlichen Muscheln glänzten. »Die habe ich dir mitgebracht«, sagte er. Agema schaute auf und verzog den Mund zu einem Lächeln, aber sie wich seinem Blick aus. Das Kind schaute ihn mit großen Augen an. »Das sind die besten, glaube ich. Vielleicht könnten wir...«

Plötzlich schoss ein Fuß aus der Dunkelheit und traf sein verkrüppeltes Bein. Es knickte sofort ein, und er fiel auf den festgestampften Boden. Gelächter erschallte. Dann griff ihm eine starke Hand unter die Achselhöhle und stellte ihn wieder auf die Füße.

»Wenn du sie beeindrucken willst, solltest du nicht zu gehen versuchen – nicht mit so einem Bein. Du solltest wie ein Känguru hüpfen...«

Jana schaute mit knallrotem Gesicht in die tiefen Augen von Osu,

Agemas Bruder. Immer mehr Geschwister umringten ihn. Jana versuchte den auffallenden Zorn zu unterdrücken. »Du hast mir ein Bein gestellt.« Als Osu den glühenden Zorn in Janas Augen sah, umwölkte sein Gesicht sich. »Ich wollte dir nicht wehtun«, sagte er sanft.

Aber dieses unterschwellige Mitleid machte es nur noch schlimmer. Jana bückte sich, um die Muscheln aufzuheben.

»Warte, ich helfe dir«, sagte Osu.

»Ich brauche deine Hilfe nicht«, sagte Jana schroff. »Sie sind für...«

»Aha. Für meine Schwester?« Osu schaute zu dem Mädchen auf, und Jana sah, dass er blinzelte.

Ein anderer der Brüder, Salo, sehr groß und sehr gut aussehend, trat vor.

»Schau, Bursche, wenn du Eindruck bei ihr schinden willst, dann musst du ihr *so etwas* bringen.« Und er zeigte Jana eine Muschel – ein großer Brocken, den er nur mit zwei Händen zu halten vermochte.

Jana hatte in seinem ganzen Leben als Muschelsammler noch nie eine so große Muschel gesehen. Überhaupt hatte kein lebender Mensch ein so großes Exemplar zu Gesicht bekommen. »Wo hast du die denn gefunden?«

Salo nickte leicht. »Am Strand in einem Abfallhaufen. Ich werde sie wohl als Schüssel benutzen.«

Osu grinste. »Riesenmuscheln, eh? Ejan und Rocha müssen damals gut gegessen haben. Ist natürlich jetzt alles weg... Bring ihr so eine, kleiner Hüpfen, und Agema wird die Beine schneller breit machen, als eine Muschel im Feuer die Schale aufklappt.«

Damit erzielte er wieder einen Lacherfolg. Jana sah, dass Agema das Gesicht verbarg, aber die Schultern bebten. Wieder wallte dieser unbändige Zorn in ihm auf, und Jana wusste, dass er von hier verschwinden musste, ehe er wie ein Kind einen Tobsuchtsanfall bekam – oder noch schlimmer, bevor er einem von diesen unverschämten Brüdern eine knallte.

Er las die Muscheln auf und trat mit aller Würde, die er zu zeigen vermochte, den Rückzug an. Doch selbst im Gehen hörte er noch, wie Osu mit leiser Stimme spottete: »Ich habe gehört, dass sein Schniedel genauso krumm ist wie sein Bein...«

Jana bekam in jener Nacht sehr wenig Schlaf. Doch während er wach

lag, schmiedete er einen Plan.

Er stand schon vor der Morgendämmerung auf. Er suchte seine Stricke, die feuergehärteten Speere, den Bogen samt Pfeilen und das Feuerzeug zusammen und schlich sich aus dem Lager.

Dem Flussufer folgend ging er landeinwärts.

Als Jana lautlos über den Kompost auf dem Waldboden schritt, scheuchte er eine Rote flinker Nager auf. Sie waren eine Art Känguru und schauten ihn mit großen Augen vorwurfsvoll an, ehe sie flohen. Er nahm keine Notiz von ihnen, während er weiterging.

Die meisten Bäume in diesem lichten Flussufer-Wald waren Eukalyptusbäume, die von Streifen halb abgestoßener Rinde umhüllt waren. Diese Bäume, wie auch der größte Teil der Flora, waren entfernte Abkömmlinge der Gondwanaland-Vegetation, die hier gestrandet war, nachdem dieser Floß-Kontinent vom restlichen Südland abgebrochen war. Und im Wasser des Flusses, von den Bäumen beschattet, kreuzten noch mehr Relikte aus uralten Zeiten. Es handelte sich um Krokodile, die es wie den Eukalyptus hierher verschlagen hatte und die im Gegensatz zu den Bäumen und ihren andernorts lebenden Verwandten sich nicht verändert hatten.

Er kam zu einer Lichtung.

Eine Familie vierbeiniger Kreaturen in der Größe von Rhinocerosen schlurfte umher. Sie hatten kleine Ohren, Stummelschwänze und gingen wie Bären auf flachen Füßen. Sie verwüsteten den Waldboden: Mit den hauerartigen unteren Zähnen gruben sie ihn auf der Suche nach den von ihnen bevorzugten Salzbüschchen um. Diese Pflanzen fressenden Beuteltiere waren Diprotodonts, eine Art riesiger Wombat.

Es gab hier viele Känguruarten. Die kleineren ernährten sich von Gras und niedrigem Bodenbewuchs. Die größeren waren jedoch viel größer als Jana; diese Riesen waren so groß gewachsen, dass sie das Laub von den Bäumen abzufressen vermochten. Bei der Nahrungssuche schnellten die Kängurus sich mit den Vorderarmen, dem Schwanz und den kräftigen Hinterbeinen vorwärts. Das war eine einzigartige Art der Fortbewegung, bei der die Tiere trotz ihrer Größe irgendwie grazil anmuteten.

Plötzlich drang von der anderen Seite des Waldes ein Brüllen auf die Lichtung. Die Kängurus, groß und klein, wandten sich zur Flucht und

hüpften mit ihren elastischen Sprüngen davon. Und dann hoppelte der Urheber des Gebrülls auf die Lichtung. Er sah aus wie ein Löwe, war aber nicht im Entferntesten mit irgendeiner Katze verwandt. Es war ein Thylacoleo, ein Beuteltier wie die Diprodon und die Kängurus – nur dass diese Beutelskatze ein Fleischfresser war, der wegen identischer Vorlieben und Verhaltensweisen die Gestalt eines Löwen ausgeprägt hatte. Das katzenartige Tier pirschte geschmeidig über die Lichtung und musterte mit kalten Augen die Beute.

Jana bewegte sich langsam am Rand der Lichtung entlang, ohne den Thylacoleo aus den Augen zu lassen.

Während im Rest der Welt die Plazenta-Säugetiere sich durchgesetzt hatten, war Australien zu einem kontinentalen Labor der Beuteltier-Adaption geworden. Es gab Fleisch fressende Säugetiere, die in aggressiven, hocheffizienten Rudeln jagten. Und es gab exotische Kreaturen, wie sie nirgends sonst existierten: große Verwandte des Platypterus, Riesenschildkröten so groß wie Mittelklassewagen und Land bewohnende Krokodile. Und in den Wäldern streiften gewaltige Monitor-Echsen umher. Sie waren mit dem Komodo-Waran verwandt, aber viel größer – ein unheimliches Souvenir aus der Kreidezeit, diese Eintopfer-Echsen, die ein Känguru oder einen Menschen am Stück zu verschlingen vermochten.

Jan ging weiter, war aber mit den Gedanken ganz woanders.

Jana und Agema kannten sich schon ihr ganzes Leben lang, wie überhaupt in dieser kleinen Gemeinschaft jeder jeden kannte. Doch erst seit einem Jahr, als er siebzehn geworden war, fühlte er sich zu ihr hingezogen. Dabei wusste er nicht einmal, was er eigentlich an ihr fand. Sie war klein und hatte eine höchstens mittelprächtige Figur mit kleinen Brüsten, die auch nicht mehr größer werden würden, zu breite Hüften und einen entsprechend breiten Hintern, und sie hatte ein Mondgesicht mit einer kleinen Nase und heruntergezogenen Mundwinkeln. Aber sie strahlte eine Ruhe aus wie die Stille des Meeres, wenn man mit dem Kanu weit draußen auf See war – eine Stille, hinter der sich ein wertvoller Mensch verbarg.

Er hatte mit ihr kaum darüber gesprochen. Er hatte mit ihr überhaupt nicht viel gesprochen, seit er vor einem Jahr diese Gefühle für sie entdeckt hatte.

Was ihn aber am meisten schmerzte war, dass Osu und die anderen bräsigen Deppen ihn *zu Recht* hänselten. Wegen seines Handicaps hielten sie ihn als Ehemann für Agema für ungeeignet. Sie wollten ihre Schwester nur davor bewahren, einen Fehler zu machen. *Er* wusste, dass das angegriffene Bein ihn im Alltagsleben nicht behinderte und dass es ihn auch nicht daran gehindert hätte, Agema bei der Aufzucht der Kinder zu helfen, die er sich so sehr von ihr wünschte. Nun musste er nur noch sie und ihre Familie davon überzeugen.

Und das würde ihm nie gelingen, wenn er wie ein Kind Muscheln von Steinen kratzte. Er würde ihnen schon eine Jagdbeute präsentieren müssen. Er würde auf Pirsch gehen und eine große Trophäe mitbringen müssen – und er würde das ganz allein tun müssen, um Agema und den anderen zu beweisen, dass er so stark, lebensstüchtig und intelligent war wie jeder andere Mann.

Die Leute ernährten sich hauptsächlich von Kleintieren, die sie im Meer, im Fluss und im Küstenwaldstreifen jagten und sammelten. Davon wurden sie satt, ohne sich großartig anstrengen oder Risiken eingehen zu müssen. Die Jagd auf größere Tiere war im Wesentlichen den Männern vorbehalten – sie war ein Nervenkitzel, bei dem Männer und Jungen die Gelegenheit hatten, Kraft und Geschicklichkeit unter Beweis zu stellen, wie es eben Tradition war. Und genau dieses alte Spiel würde Jana nun spielen müssen.

Natürlich war er nicht so dumm, es allein mit Großwild aufzunehmen. Die größten Tiere konnte man nur in einer gemeinsamen Anstrengung zur Strecke bringen. *Eine* Beute gab es jedoch, die auch ein einzelner Jäger zu erlegen vermochte...

Er drang immer tiefer in den Wald ein.

Schließlich gelangte er zu einer anderen Lichtung. Und hier fand er, wonach er gesucht hatte.

Er war auf ein aus Blättern aufgeschüttetes Nest gestoßen, in dem ein Dutzend Eier vorsichtig abgelegt worden waren. Was das Nest zu etwas Besonderem machte, war die Größe – Jana hätte wahrscheinlich Platz darin gefunden –, und die Eier, die zum Teil so groß wie Janas Kopf waren. Wenn Purga dieses große Gelege gesehen hätte, wäre sie vielleicht von der Rückkehr der Dinosaurier überzeugt gewesen.

Jana ging daran, eine Falle zu bauen. Er streifte auf der Lichtung umher, bis er die großen Fußabdrücke der Vogel-Mutter fand. Er folgte den Spuren ein Stück in den Wald hinein. Dann spannte er über den Spuren Seile zwischen den Bäumen, nahm die an beiden Enden angespitzten Speere und stieß sie in den Boden.

Dann suchte er trockenes Feuerholz zusammen. Um Feuer zu machen, drehte er mit einem kleinen Bogen einen Stock in der Vertiefung eines Astes und fachte die Flamme mit Zunder an. Als das Feuer kräftig brannte, zündete er Fackeln an und schleuderte sie in den Wald.

Überall, wo die Fackeln landeten, loderten Flammen wie Todesblumen auf.

Vögel flogen kreischend auf und flohen vorm Rauch, und rattenartige kleine Kängurus stoben mit schreckgeweiteten Augen an ihm vorbei. Als er wieder auf der Lichtung angekommen war, hatten die einzelnen Brandherde sich schon zu einer einzigen Feuerwand vereinigt.

Schließlich kam kreischend ein großes zweibeiniges Wesen aus dem Wald gerannt. Es hatte das dunkle Gefieder gespreizt, den langen Hals gereckt, und der Boden schien unter dem Wirbel der muskulösen Beine zu erbeben. Das war ein Genyornis, ein riesiger Entenvogel von der doppelten Größe eines Emus – einer der größten Vögel aller Zeiten. Und Jana sah, dass der Vogel unter Schock stand; die Augen waren geweitet, und der unverhältnismäßig kleine Schnabel klaffte auf.

Und dann verfang der Vogel sich mit den großen Füßen im Seil und stürzte sich durch sein Trägheitsmoment voll in Janas Speer. Er war aber nicht sofort tot. Mit gefesselten Füßen und aus dem Rücken ragenden Speer flatterte der Genyornis mit den nutzlosen Flügelchen. Auf einer tiefen Ebene des Bewusstseins verspürte er eine Art von Bedauern, dass seine entfernten Vorfahren die Kunst des Fliegens an den Nagel gehängt hatten. Und dann kam ein schreiender Hominide angerannt, und eine Axt sauste herab.

Die Flammen breiteten sich aus. Jana musste zusehen, dass er von hier verschwand.

In Australien hatte es natürlich auch vor der Ankunft der Menschen schon Waldbrände gegeben. Vor allem brachen sie in der Monsunzeit aus, wenn es heftige Gewitter gab. In der Folge hatten sich ein paar feuerresistente Pflanzenarten entwickelt. Aber sie waren nicht weit

verbreitet und schon gar nicht vorherrschend.

Doch das änderte sich nun. Überall, wohin die Menschen kamen, betrieben sie Brandrodung, um das Wachstum von Nutzpflanzen zu fördern und Jagdwild aufzuscheuchen. Die Vegetation hatte sich bereits angepasst. Die von Natur aus robusten und weit verbreiteten Gräser brannten lichterloh, überlebten das aber. Es hatte sich sogar der Kerzenrinden-Eukalyptus entwickelt, der wie ein ›Brandstifter‹ wirkte: Brennende Rindenstücke wurden abgestoßen und vom Wind über Dutzende Kilometer fort getragen, wo sie dann neue Brände entfachten. Aber auf einen Gewinner kamen hier unzählige Verlierer. Die feuerempfindlichen Hölzer vermochten unter den neuen Bedingungen nicht zu bestehen. Zypressenkiefern, die früher die vorherrschende Baumart gewesen waren, wurden selten. Sogar manche Pflanzen, die den Menschen als Nahrungsquelle dienten, wie ein paar Früchte tragende Sträucher, wurden vernichtet. Und weil der Lebensraum der Tiere abgebrannt wurde, implodierten die Populationen.

Von Ejans ursprünglichem Brückenkopf schwärmten die Leute im Lauf der Generationen immer weiter entlang der Küsten und Flussläufe aus. Es war, als ob eine große Feuer- und Rauchwalze sich von der nordwestlichen Ecke Australiens ins Innere dieses weiten roten Lands fräße. Und vor dieser Front der Vernichtung kapitulierten die alten Lebensformen. Das Verschwinden der Riesenmuscheln war erst der Auftakt der Auslöschung gewesen.

Als Jana den Wald verließ, breitete das lodernde Feuer sich immer noch aus, und Rauchsäulen stießen in den Himmel. Es interessierte ihn aber nicht, welchen Schaden er verursacht hatte.

Er vermochte natürlich nicht den ganzen Vogel mit nach Hause zu nehmen. Aber es ging im Grunde auch gar nicht darum, dass er Nahrung mitbrachte. Und als Jana mit dem aufgespießten Kopf des Genyornis ins Lager zurückkehrte, erhielt er auch seinen Lohn. Osu und die anderen klopfen ihm belobigend auf die Schulter – und Agema nahm sein Geschenk scheu entgegen.

*New South Wales, Australien,  
vor ca. 47.000 Jahren*

### **III**

Das Rindenkanu verharrte bewegungslos auf dem trüben Wasser des Sees.

Jo'on und seine Frau Leda fischten. Jo'on stand im Boot und hielt den Speer zum Zustoßen bereit. Der Speer hatte eine Spitze aus Wallaby-Knochen, die scharf geschliffen und mit Harz festgeklebt war. Leda hatte eine Leine aus gepresster Rindenfaser gemacht und einen Haken aus einem Muschelstück daran befestigt. Die Haken waren aber spröde und die Leine schwach, sodass Ledas Part darin bestand, am Haken hängende Fische möglichst vorsichtig zum Boot zu ziehen, wo Jo'on sie dann aufspießte.

Jo'on war vierzig Jahre alt. Er war hager, aber sein runzliges Gesicht drückte trotz eines entbehrungsreichen Lebens Humor aus. Und er war stolz auf sein Boot.

Um das Kanu zu bauen, hatte er ein langes Rindenoval von einem Eukalyptusbaum abgeschält und es an den Enden zu einem Bug und Heck zusammengebunden. Das Dollbord war mit einem mit Pflanzenfasern ummantelten Stock verstärkt, und kurze Stöcke dienten als Beschlag. Die Ritzen und Nähte waren mit Lehm und Harz kalfatert. Dennoch war das Kanu instabil; es lag tief im Wasser, bog sich mit jeder Welle durch und leckte wie ein Sieb. Trotz der bauartbedingten Mängel vermochte man das Boot mit etwas Können aber sogar in unruhigem Wasser zu beherrschen. Auch wenn es primitiv anmutete, lag seine wahre Schönheit in der Einfachheit; Jo'on hatte es an einem Tag zusammengeschustert.

Jo'ons Vorfahren hatten nach Ejans Pionierleistung ganz Australien durchquert und waren vom Nordwesten durch die trockene Mitte des Kontinents bis zu diesem südöstlichen Zipfel gewandert. Aber sie hatten nie das Talent verloren, ein gutes Boot zu bauen. In Jo'ons Kanu gab es sogar Feuer, das auf einer Schicht feuchten Lehms auf dem Boden



brannte, sodass sie die gefangenen Fische auch gleich zu braten vermochten.

Das heißt, sie hätten die Möglichkeit dazu gehabt, wenn sie welche gefangen hätten.

Jo'on war das aber auch egal. Er hätte den ganzen Tag hier in der einlullenden Stille stehen können, ob ihm nun ein Fisch vor den Speer schwamm oder nicht. Nicht einmal die Krokodile, die mit funkelnden Augen an ihm vorbei glitten, vermochten ihn aus der Ruhe zu bringen. Hier war es auf jeden Fall besser als im Lager am Ufer, wo einem die Kinder zwischen den Füßen herumliefen, die Männer ihre Mätzchen machten und die Frauen Wurzeln schabten. Ganz zu schweigen von den kläffenden Dingos. In seinen Augen waren diese halbwilden Hunde lästiger, als sie wert waren, auch wenn sie manchmal als Jagdhunde von Nutzen waren...

Nun riss Leda der Geduldsfaden. Mit einem verärgerten Schnauben warf sie die Leine ins Wasser. »Blöde Fische.«

Jo'on setzte sich ihr gegenüber. »Komm schon, Leda. Die Fische beißen heute eben nicht. Du hättest die Leine nicht wegwerfen sollen. Wir werden...«

»Und blödes, nutzloses und leckendes Boot!« Sie trat in die Pfütze, die sich auf dem biegsamen Boden des Boots ausbreitete und spritzte ihn nass.

Seufzend griff er sich eine Kalebasse und schöpfte das Wasser aus dem Kanu. Er sagte nichts mehr und hoffte, dass sie sich wieder einkriegte. Leda hatte Fischinnereien auf dem Kopf liegen, die in der Sonne langsam trockneten. Traniges Öl rann ihr über den Kopf und den Körper. Das Öl hielt die Moskitos fern, die den See zu dieser Jahreszeit heimsuchten. Sie hatte das Näschen gerümpft und zog einen Schmollmund. Sie war nur ein Jahr jünger als Jo'on und mit zunehmendem Alter eine reizbare Matrone geworden.

Sie hat nie hässlicher ausgeschaut, sagte er sich. Und doch wusste er, dass er sie niemals verlassen würde. Er erinnerte sich noch, als sei es erst gestern gewesen, an den Tag, als er ihr das jüngste Kind hatte wegnehmen müssen – er hatte ihm den Kopf mit einem Stein zertrümmert und die Leiche dann ins Feuer geworfen – und an den Tag, als er nur ein paar Monate später eine Abtreibung hatte vornehmen

müssen, indem er ihr solange in den Bauch geschlagen hatte, bis das Kind vorzeitig das Licht der Welt erblickte.

Sie hatte aber verstanden, weshalb er ihr die Kinder hatte wegnehmen müssen. Die Leute waren auf der Wanderung gewesen, und sie hatte schon ein gerade erst entwöhntes Kleinkind am Hals gehabt. Sie hätte es sich gar nicht leisten können, noch ein Kind zu bekommen. Das war ihr völlig klar gewesen. Sie hatte nicht einmal eine Bindung zu den Kindern entwickelt; dazu hatte sie sie zu früh verloren. Doch hatten diese Ereignisse ihre Persönlichkeit geformt und ihr ein Muster aufgeprägt, das so zerrissen war wie der Schlamm eines ausgetrockneten Seebodens. Und an dem Schmerz, den sie litt, gab sie Jo'on die Schuld.

»Wir müssen das besser machen«, nörgelte sie.

»Hmm.« Er strich sich übers Kinn. »Eine dickere Leine? Oder vielleicht...«

»Ich spreche nicht von dickeren Leinen, du Haufen Krokodilscheiße. Schau dir *das* an.« Sie hielt den Speer mit der angeklebten Knochenspitze hoch. »Du bist ein Narr. Du fischst mit Knochen, während Alli eine mit *Feuerstein* besetzte Harpune verwendet. Kein Wunder, dass seine Kinder dick und fett werden.«

Er schloss die Augen und unterdrückte einen Seufzer. Alli, Alli, immer nur Alli: An manchen Tagen schien ihm nur der Name ihres älteren Bruders im Ohr zu hallen, der so viel schlauer war als Jo'on, obendrein noch viel besser aussah und der sein Leben so gut im Griff hatte. »Eine Schande, dass du keine Kinder von ihm kriegen konntest«, murmelte er. »Was hast du gesagt?«, kläffte sie wie ein Dingo.

»Schon gut. Leda, sei doch vernünftig. Wir haben keinen Feuerstein mehr übrig.«

»Dann beschaff halt welchen. Geh zur Küste und mach ein Tauschgeschäft.«

Er unterdrückte den Drang, ihr zu widersprechen. Die Beleidigungen außer Acht gelassen, war der Vorschlag nämlich gar nicht mal schlecht. Außerdem war der hundert Kilometer lange Pfad zum Meer gut begehbar. »In Ordnung. Ich werde Alli fragen, ob er mich begleitet...«

»Nein«, sagte sie und wandte den Blick ab.

Er runzelte die Stirn. »Wieso nicht?... Du hast gestern vorm Tanz doch mit deinem Bruder gesprochen. Was hast du ihm denn gesagt?«

»Wir hatten Streit«, sagte sie verkniffen.

»Streit? Worüber?« Nun wurde er doch ungehalten. »Etwa wegen mir? Hast du mich wieder vor deinem Bruder schlecht gemacht?«

»Ja«, zischte sie. »Ja, wenn du es genau wissen willst. Wenn du also nicht wie ein dummer Junge vor allen dastehen willst, solltest du ihn in Ruhe lassen. Geh allein.«

»Aber so eine Reise...«

»Geh allein.« Sie nahm ein Paddel vom Kanuboden. »Und nun fahren wir zurück.«

Es blieb ihm letztlich nichts anderes übrig, als sich für den einsamen Marsch zur Küste zu rüsten. Doch bevor er ging, erfuhr er noch die Wahrheit. Beim Gespräch mit Alli hatte Leda Jo'on nicht etwa angegriffen, sondern ihn gegen den Spott ihres Bruders verteidigt. Er sprach Leda nicht mehr darauf an, bevor er ging, aber es wärmte ihm doch das Herz.

Als er losmarschierte, folgten ihm zwei Dingos aus dem Lager. Er warf Steine nach ihnen, bis sie knurrend stehen blieben.

Nachdem er den See hinter sich gelassen hatte, wurde er in Stille eingehüllt. Aus dem flachen roten Erdboden sprossen vereinzelte silbrige Spinifex-Grasbüschel. Nichts regte sich außer dem eigenen Schatten zu seinen Füßen. Er ließ den Blick bis zum Horizont schweifen, ohne dass er einen Menschen gesehen hätte.

Australien würde niemals komfortable Lebensbedingungen bieten. Nach fünftausendjähriger menschlicher Besiedlung lebten noch immer weniger als dreihunderttausend Leute auf dem ganzen Kontinent – ein Einwohner auf fünfundzwanzig Quadratkilometern –, von denen die meisten an den Küsten, den Flussufern und Seen konzentriert waren. Und im großen roten Herzen des Kontinents, in der weiten Kalksteinebene und Salzbusch-Wüste, lebten weniger als zwanzigtausend Leute.

Jedoch hatten die Menschen trotz der geringen Zahl bereits ihr kulturelles Netz über Australien geworfen, in Form von Abfallhaufen, Feuerstellen, Muscheln und Bildern, die sie ins rote Gestein geritzt hatten. Und Jo'on war so zuversichtlich, dass er als vierzigjähriger ›Tattergreis‹ allein und nackt in den roten Staub hinausging, nur mit einem Speer und Woomera bewaffnet. Er war zuversichtlich, weil die

Landschaft einem offenen Buch glich, in dem das Wissen seiner Familie enthalten war.

Er folgte der gewundenen Spur der alten Schlange: der Mutter aller Schlangen, die der Legende nach Ejan begrüßt hatte, nachdem er von Westen kommend mit dem Boot gelandet war. Und jeder Meter dieser Spur hatte eine Geschichte zu erzählen, die er auf dem Marsch rekapitulierte. Die Geschichte war eine Kodifizierung des Wissens der Leute um das Land: Sie war eine detaillierte und vollständige ›Anekdoten-Landkarte‹.

Die wichtigsten Details betrafen die Wasserquellen. Um jede Art von Wasserloch, um die verschiedenen Felsspalten, Zisternen, hohlen Bäume und Tauffallen rankte sich eine Legende. Bei der ersten Wasserquelle, an der er Halt machte, handelte es sich um einen Ablauf im Boden. Die entsprechende Geschichte besagte, dass in früheren Zeiten sich oft Riesenmängurus hier am Wasser versammelt und eine leichte Beute abgegeben hatten. Nun waren die Mängurus verschwunden, und nur ein morscher Eukalyptusbaum wachte noch über das Wasser.

Und so weiter. Für Jo'on war das Land ein Kaleidoskop aus lebendigen Details, als ob es mit Hinweisschildern und Pfeilen markiert worden wäre – und dabei hatte er diesen Weg erst einmal im Leben zurückgelegt.

Solche Legenden markierten den Beginn der Traumzeit. Die Legenden sollten überdauern, solange Jo'ons Nachfahren ihre Kultur bewahrten, weiterentwickelten und verfeinerten – und so lange sie einen wahren Kern hatten. Wenn man die Geschichte der alten Schlange beherzigte, würde man immer Wasser und Nahrung finden.

Und wie weit die Leute auch immer wanderten und wie tief in der Zeit sie versanken, wäre es immer möglich, die Spuren der Traumzeit durch die Landschaft nach Nordwesten zu dem Ort zurück zu verfolgen, wo Ejan und seine Schwester an Land gegangen waren.

Trotz der überlieferten Weisheit konnte Jo'on aber nicht wissen, dass dieses Land leerer, viel leerer war als zu der Zeit, als die entfernten Vorfahren hier angekommen waren.

Nach einem Tagesmarsch erreichte er ein Wäldchen – was er aber schon gewusst hatte. Hier wollte er ein wenig jagen und seine Handelsware mit Fleisch ergänzen, bevor er weiter zur Küste ging. Er drang lautlos in den

Wald ein.

Und er fand auch schnell etwas Lohnendes: Wildhonig in einem Bienenstock, der an einem Gummibaum hing. Er wollte den Stock gerade abnehmen, als eine Schwarzschlange sich ihm näherte. Aber er packte sie am Schwanz, ließ sie wie eine Peitsche knallen und zerschmetterte ihr den Kopf an einem Ast.

Den größten Triumph des Tages feierte er jedoch, als er einen Goanna erspähte, eine waranartige Echse mit einer Länge von ein paar Schritten. Bei seinem Anblick schlüpfte der Goanna furchtsam in einen hohlen Baum. Jo'on war aber geduldig. In dem Moment, als der Goanna ihn entdeckt hatte, war er mitten in der Bewegung erstarrt. Dann blieb er reglos stehen, während die Sonne im Westen unterging und der Erdboden in einem immer kräftigeren Rot glühte. Er sah, wie der Goanna züngelnd prüfte, ob die Luft außerhalb des Baumstamms rein sei. Jeder wusste, dass Goannas die Luft schmeckten, um sich zu vergewissern, ob ein Räuber oder Beute in der Nähe war. Noch immer stand Jo'on wie eine Statue da; es ging auch kein Wind, durch den der Goanna seine Witterung aufzunehmen vermocht hätte.

Schließlich geschah das, was geschehen musste: Der Goanna mit dem trägen kleinen Gehirn vergaß, dass Jo'on hier war und schlüpfte aus der Deckung des Baumstamms. Jo'on schleuderte den Speer und nagelte ihn am Boden fest.

Am Fuß des Eukalyptus machte Jo'on mit einem Reibholz ein Feuer. Dann häutete er den Goanna, nahm ihn aus und röstete ihn überm Feuer, bis das Fleisch schön weich war. Dann ließ er es sich schmecken. Über ihm stoben die Funken des Feuers in der einsetzenden Dunkelheit.

Als er im Morgengrauen aufwachte, war das Feuer ganz heruntergebrannt, aber noch nicht erloschen. Er gähnte, streckte sich und verrichtete ein Geschäft. Zum Frühstück gab es kalten Goanna.

Dann fertigte er aus totem Holz eine Fackel, entzündete sie in der Feuerstelle und ging durch den Wald, wobei er immer wieder Feuer legte. Er hielt vor allem Ausschau nach hohlen Bäumen, die besonders gut brannten und setzte den Kompost an den Wurzeln in Brand.

Die grundlegende Strategie der Waldjäger war auch nach dieser langen Zeit noch die gleiche: das Wild durch Feuer aufzuscheuchen.

Bald wurden Eidechsen und Beutelratten durch den Rauch zum

Verlassen der Baumstämme gezwungen. Es waren zwar alles flinke Tiere, aber er vermochte trotzdem ein paar zu erschlagen und warf die kleinen Kadaver auf den Haufen, den er in der Nähe der ursprünglichen Feuerstelle auftürmte. Um bei den Fischerleuten an der Küste Eindruck zu schinden, genügte das kleine Viehzeug aber nicht. Also drang er noch tiefer in den Wald vor und setzte Bäume und Unterholz in Brand.

Langsam breiteten die Brände sich aus und vereinigten sich. Das Feuer war selbst organisiert, nährte sich gegenseitig und erzeugte einen Sog und Turbulenzen, die den Brand noch weiter anfachten. Bald vereinigten die einzelnen Brände sich zu einer wabernden Feuerwand, die sich schneller ausbreitete als ein Mensch zu rennen vermochte.

Doch Jo'on hatte den Wald zu diesem Zeitpunkt schon verlassen und sich in Sicherheit gebracht. Und während die Baumkronen wie Magnesiumfackeln in Flammen aufgingen, stand er mit der Speerschleuder bereit.

Schließlich flohen die Tiere aus dem brennenden Wald. Kängurus, Echsen und Scharen von Beutelnratten flohen in panischer Angst. Sie rannten in alle Richtungen davon – manche stürzten sogar blindlings auf Jo'on zu. Er ignorierte die kleinen, flinken Kreaturen. Doch dann kamen zwei große Tiere angerannt: Ein Paar Rotkängurus hüpfte mit hoher Geschwindigkeit auf ihn zu. Er nahm den Speer, hängte ihn in seines Großvaters Speerschleuder ein und wartete ab; er würde nur eine Chance bekommen.

Im letzten Moment sahen die Kängurus ihn und machten einen Schlenker. Der Speer segelte durch die Luft, ohne etwas zu treffen. Frustriert schreiend lief er los, um den Speer zu bergen. Er verfluchte Ledas Sturheit und seine Dummheit, hängte den Speer wieder in die Schleuder ein und wartete auf eine zweite Chance. Aber er wusste, dass er kaum noch eine bekommen würde. Er würde sich mit diesem kläglichen Haufen Beutelnratten und Eidechsen begnügen müssen, denn die großen Tiere waren alle weg.

Das Goanna, das Jo'on erlegt hatte, war ein Verwandter der riesigen Fleisch fressenden Echsen, die einst das rote Zentrum des Kontinents durchstreift hatten. Dieses Tier war nicht annähernd so groß gewesen wie seine mächtigen Vorfahren; die Riesen waren alle verschwunden, durch Jagd und Buschfeuer ausgerottet. Die Rotkängurus, auf die er es

abgesehen hatte, waren ebenfalls ein schwacher Abklatsch großer Verwandter. Die waren auch alle ausgerottet worden. Die Überlebenden waren die kleinen, flinken und schnell sich vermehrenden Tiere, die imstande waren, Waldbränden und den Speeren der Jäger zu entkommen.

Seit Ejans Ankunft waren fünfundfünfzig Arten großer Wirbeltiere ausgelöscht worden. Überhaupt waren auf dem ganzen Kontinent inzwischen alle Lebewesen verschwunden, die größer waren als ein Mensch.

Schließlich sah Jo'on das Meer. Er hatte die Ostküste Australiens erreicht, unweit der Stelle, wo später der Hafen von Sydney angelegt werden sollte. Das Licht war hier viel heller als im Landesinneren und stach ihm in die Augen. Der Gestank von Salz, Seetang und Fisch raubte ihm fast die Sinne, und das unablässige Tosen der Brandung hallte ihm in den Ohren. Nach dem Marsch durchs staubige rote Binnenland musste er sich an diese Reizüberflutung erst einmal gewöhnen.

Auf dem Weg zum Strand machte er Leute aus, die in Kanus und Flößen auf See waren. Im gleißenden Licht, das vom Wasser reflektiert wurde, zeichneten sie sich als schlanke aufrechte Gestalten ab, die mit Leinen, Netzen und Speeren hantierten. Diese Leute waren Küstenbewohner, und ihr Hauptnahrungsmittel war Fisch, den sie für Fleisch aus dem Hinterland tauschen würden.

Jo'on ging mit ausgebreiteten Händen auf die Leute zu und rief Grüße in den paar Worten, die er von der hiesigen Sprache kannte.

Die ersten Einheimischen, mit denen er zusammentraf, waren Mütter mit Babys. Sie aßen sich methodisch durch einen Haufen Austern und schauten ihn gleichgültig an. Als er auf sie zuing, trat er auf geöffnete Austernschalen; die Schicht wurde immer dicker, je näher er den Frauen kam. Schließlich bemerkte er zu seinem Erstaunen, dass er auf einer Halde von Muschelschalen ging, die höher war als er – eine Deponie, die im Lauf der Jahrhunderte von den Sammlern angelegt worden war. Die Halde lag vor einer der vielen Sandsteinhöhlen, die diesen Küstenstrich säumten. Ein paar Höhleneingänge waren mit primitiven Vorhängen aus geflochtener Rinde verhängt.

Im Schatten der nächsten Höhle spielten Kinder mit alten Muscheln.

Die Frauen zeigten wenig Interesse an ihm. Er ging weiter. Schließlich kam eine ältere Frau aus einer der Höhlen gehumpelt. Sie hatte graues Haar, und die Haut schlackerte ihr wie ein leerer Sack um den Körper. Sie sagte etwas Unverständliches, taxierte seine Handelsware abschätzig und lud ihn mit einem Winken in die Höhle ein. Der Boden war mit Feuersteinsplintern, Muschelschalen, Knochenspitzen und Holzkohle übersät. Wo er auf den Schutt trat, sah er darunter liegende Abfallschichten – auch eingetrockneten menschlichen Kot, der wenigstens nicht mehr stank. Wie seine eigenen Leute hatten diese Fischer-Leute keinen Sinn für Sauberkeit und machten sich einfach davon, wenn sie ein Lager in eine Müllhalde verwandelt hatten. Sie verließen sich darauf, dass die unsichtbaren Kräfte der Natur den Müll für sie wegräumten.

Aber er sah einen Haufen Feuersteine an der Rückwand der Höhle. Das war ein beneidenswerter Schatz. Es hieß, an einer anderen Küste im Süden gebe es Höhlen, wo man den Feuerstein aus den Wänden brechen konnte. Die Leute des Inneren wie Jo'on kannten die Vorkommen des wertvollen Steins aber nicht und mussten sie bei jenen eintauschen, die darüber Bescheid wussten.

Die Fischer-Leute zeigten sich gastfreundlich, allein schon im Interesse zukünftiger Beziehungen. Sie gaben ihm Essen und Wasser. Obwohl keiner die Sprache des andern sprach, versuchten sie sich darüber zu unterhalten, was er auf seiner Reise gesehen hatte und welche neuen Landmarken ihm aufgefallen waren. Aber sie waren nicht sonderlich an Tauschhandel interessiert. Sie nahmen zwar sein Ocker und die magere Fleischausbeute, die er anzubieten hatte. Aber sie waren nur bereit, das mit einer Handvoll Feuersteine aufzuwiegen. Besser als nichts, sagte er sich verdrossen.

Die Fischer-Leute ließen ihn über Nacht bleiben.

Er legte sich auf eine Lagerstatt aus getrocknetem Seetang. Sie stank nach Salz und Fäulnis. Im Licht des herunterbrennenden Feuers schaute er auf Zeichnungen an der Decke – die mit Holzkohle, Ocker und einem purpurnen Färbemittel gemalten Bilder sollten ein Meereslebewesen darstellen. Er sah Abbildungen von Wombats, Kängurus und Emus, wobei die gemalten Jäger über den fliehenden Tieren dräuten.

Bei näherem Hinsehen erkannte er jedoch, dass diese Bilder noch



seltsamere Darstellungen überlagerten: Bilder von riesigen Vögeln, Echsen und Kängurus, die ihrerseits die sie jagenden Menschen überragten. Diese Bilder mussten älter sein als diejenigen, die er zuerst gesehen hatte, sagte er sich, denn sie lagen tiefer. Aber die Abbildungen verwirrten ihn. Er glaubte nicht, dass sie eine Bedeutung hatten. Vielleicht waren sie von einem Kind gemalt worden. Aber da irrte er sich natürlich. Es war eine besondere Tragödie, dass Jo'ons Generation schon vergessen hatte, was alles verloren war. Jo'on legte sich hin und schloss die Augen. Er versuchte, das geräuschvolle Kopulieren eines Paares in der Ecke zu überhören und wartete auf den Schlaf. Was Leda wohl sagen würde, fragte er sich, wenn er nur mit einer Handvoll Feuersteine nach Hause kam. Derweil tanzten die uralten, verschwundenen Vögel, die Riesenkängurus und Schlangen, Diprotodons und Goannas traurig über seinem Kopf im Feuerschein.

## KAPITEL 13

### ~~~~~ DER LETZTE KONTAKT

*Westfrankreich,  
vor ca. 31.000 Jahren*

~~~~~

I

Jahna verbarg das geschnitzte Mammut in der Hand und näherte sich dem Knochenkopf-Mädchen.

Das schmutzige und zerlumppte Geschöpf saß untätig auf dem gefrorenen Erdboden und schaute verdrießlich und mit einem Anflug von Furcht zu Jahna auf.

Jahna ging in die Hocke und schaute dem Wesen direkt in die Augen. Sie waren dunkle Kugeln und unter dem großen knöchigen Brauenwulst verborgen, nachdem ihre Art benannt war. Doch hier hörten die Gemeinsamkeiten auch schon auf. Im Gegensatz zur großen, blonden und schlanken Jahna war der Knochenkopf kleinwüchsig und korpulent – er war ein Ungetüm voller Kraft. Wo Jahna eine figurbetonte Kleidung aus zusammenge nähten Lederstücken und Naturfasern, mit Stroh ausgestopfte Mokassins, eine pelzbesetzte Kapuze und eine geflochtene Mütze trug, hatte die Knochenkopf-Kuh sich in schmutzige, speckige Tierhäute gehüllt, die mit Sehnenschnüren zusammengehalten wurden. »Schau, Knochenkopf«, sagte Jahna und hob die Faust. »Schau.

Mammut!« Dann öffnete sie die Finger und zeigte ihr die kleine Statue. Der Knochenkopf quiekte und wich stolpernd zurück, was Jahna zum Lachen reizte. Man sah fast, wie das träge Hirn der Kuh arbeitete. Es wollte den Knochenköpfen einfach nicht eingehen, dass ein Stück Elfenbein auch die Gestalt eines Mammut anzunehmen vermochte; für

sie hatte ein Gegenstand jeweils nur eine einzige Bedeutung. Sie waren *dumm*.

Nun kam Millo angerannt. Jahnas achtjähriger Bruder, ein kleines quirliges Energiebündel, war mit einem weiten Overall aus Robbenfell bekleidet. Als Schuhwerk trug er umgestülpte Möwenbälge, sodass die Füße von den Federn gewärmt wurden. Als er sah, was sie da tat, entriss er Jahna das Mammut. »Mir, mir! Schau, Knochenkopf. Schau! Mammut!« Er stieß die kleine Skulptur nach dem Gesicht der Knochenkopf-Kuh.

Urin rann an den Beinen der Kuh herab, worauf Millo vor Vergnügen quietschte.

»Jahna, Millo!« Sie drehten sich um. Da kam ihr Vater, Rood, ein großer, starker Mann, dessen Arme trotz des kühlen Frühlingsmorgens unbekleidet waren. Er trug seine geliebten Stiefel aus Mammutleder und schritt kräftig aus. Er machte einen fröhlichen und aufgeregten Eindruck. Bei seinem Anblick vergaßen die Kinder ihr Spiel und rannten zu ihm hin. Während Millo gewohnheitsmäßig seine Beine umklammerte, bückte Rood sich und umarmte die Kinder. Jahna bemerkte, dass sein Atem nach Stockfisch roch. Er begrüßte sie förmlich mit Namen. »Meine Tochter, meine Mutter. Mein Sohn, mein Großvater.« Dann fasste er Millo um die Taille und kitzelte seinen Sohn; der Junge krümmte sich und entzog sich seinem Griff. »Heute Nacht träumte ich von Robben und vom Narwal«, sagte Rood. »Ich sprach zum Schamanen, und der Schamane warf die Knochen.« Er nickte. »Mein Traum ist gut; mein Traum ist die Wahrheit. Wir werden aufs Meer hinausfahren und Fische fangen und Robben jagen.«

Millo hüpfte aufgeregt herum. »Ich will aber auf dem Schlitten fahren.« Rood schaute Jahna fragend an. »Und du, Jahna? Willst du auch mitkommen?«

Jahna löste sich aus der Umarmung ihres Vaters und ließ sich das durch den Kopf gehen.

Ihr Vater hatte ihr nicht schmeicheln wollen, als er ihr diese Frage stellte. In dieser Gemeinschaft von Jägern wurden die Kinder von Geburt an mit Respekt behandelt. Jahna trug den Namen und somit auch die Seele von Roods Mutter, und so lebte ihre Weisheit in Jahna fort. Und in Millo wohnte die Seele von Roods Großvater. Leute waren nicht unsterblich –

aber ihre Seelen und ihr Wissen. Mit Jahnas Namen hatte es aber eine besondere Bewandnis. Das war nämlich nicht nur der Name von Jahnas Großmutter, sondern auch von *deren* Großmutter: Es war ein Name, dessen Wurzeln dreißigtausend Jahre tief reichten. Und von den Namen einmal abgesehen, wie sollten aus Kindern Erwachsene werden, wenn sie nicht wie Erwachsene *behandelt* wurden? Also wartete Rood geduldig. Natürlich würde Jahna sich mit ihrer Meinung kaum durchsetzen, aber sie würde immerhin zur Kenntnis genommen und berücksichtigt werden.

Sie schaute in den Himmel, prüfte die Windrichtung und schätzte die Zugrichtung der Wolken ein; dann stocherte sie mit dem Zeh auf dem gefrorenen Boden und schätzte ab, ob er heute wesentlich auftauen würde. Und sie verspürte wirklich ein gewisses Unbehagen. Aber die Begeisterung ihres Vaters war ansteckend, und sie verdrängte den Hauch des Zweifels.

»Das ist weise«, sagte sie ernsthaft. »Wir werden aufs Meer hinausfahren.«

Millo sprang seinem Vater mit einem Jubelruf auf den Rücken. »Der Schlitten! Der Schlitten!« Gemeinsam gingen die drei zum Dorf zurück. Während der Unterhaltung hatten sie die Knochenkopf-Kuh völlig ignoriert, die zusammengekrümmt und zitternd im Dreck lag. Urin lief ihr an den Beinen herunter.

Im Dorf wurden bereits Vorbereitungen für die Jagd getroffen.

Im Gegensatz zur Elendssiedlung der Knochenköpfe war das Dorf eine ordentliche Anordnung kuppeiförmiger Hütten. Die Hütten waren auf einem Rahmen aus Fichtenschösslingen errichtet, die aus den Wäldern im Süden herbeigeschafft worden waren. Dann hatte man den Rahmen mit Tierhäuten und Tundra-Grassoden bedeckt und einen Eingang, Fenster und Rauchabzug in die Wände geschnitten. Die Böden der Hütten waren mit Flusskieselsteinen »gepflastert«. Und man hatte sogar befestigte Wege zwischen den Hütten angelegt, damit die Leute nicht im weichen Tundra-Lehm einsanken.

Gedeckt waren die Hütten mit mächtigen Mammutknochen oder Megaloceros-Hauern. Mit diesen Panzerdächern wollte man einmal die Hütten wetter- und winterfest machen, und zum andern wollte man sich

des Schutzes durch die Tiere vergewissern: Die Tiere wussten nämlich, dass die Menschen ihnen das Leben nur dann nahmen, wenn sie es tun mussten und verliehen dafür den Behausungen der Leute ihre enorme Kraft.

Es lag eine Aura der Geschäftigkeit und Vorfreude in der Luft.

Ein großer Jäger – Olith, Jahnas Onkel – besserte mit einer feinen Knochennadel ihre Hirschlederhose aus. Andere fertigten auf einer kleinen Freifläche, die als Werkstatt diente, Netze, Körbe und mit Widerhaken besetzte Harpunen aus Knochen und Elfenbein an. Weber stellten an Webstühlen Kleidung aus Pflanzenfasern her. Die Bekleidung der Leute bestand wegen der guten Wärmeisolierung und Haltbarkeit meistens aus Leder, aber es gab auch modische Accessoires aus Webstoff – Röcke, Bandeaux, Haarnetze, Schärpen und Gürtel. Dieses Geschick in der Herstellung von Schnürungen reichte viele zehntausend Jahre zurück und war aus der Notwendigkeit entstanden, eine Alternative zu Tiersehnen zu finden, um Flöße und Kanus zusammenzubinden.

Alle trugen Schmuck in Form von Anhängern, Halsbändern und Perlen, die als Applikationen die Kleidung zierten. Und jede Oberfläche, jedes Werkzeug aus Knochen und Holz, Stein und Elfenbein war mit Abbildungen von Menschen, Tieren und Pflanzen verziert: Da waren Löwen, Wollnashörner, Mammuts, Rentiere, Pferde, Wildrinder, Bären, Steinböcke, ein Leopard und sogar eine Eule. Die Darstellungen waren indes nicht naturalistisch – die Tiere sprangen, tänzelten und waren manchmal nur als huschende Schemen stilisiert. Aber sie enthielten trotzdem viele Details – von Leuten festgehalten, die über die Generationen die Tiere, von denen sie abhingen, so gut kennen gelernt hatten, wie sie sich gegenseitig kannten.

All diese Formen waren mit Bedeutung beladen, denn jedes Element war Teil der endlosen Geschichte, durch die die Leute sich selbst und die Welt begriffen, in der sie lebten. Von wegen nur eine Bedeutung und ein Zweck; die allgegenwärtige Kunst war ein Ausweis dessen, dass das Bewusstsein der Leute auf einer höheren Ebene integriert worden war. Aber die Geister des alten ›Schubladendenkens‹ trieben nach wie vor ihr Unwesen, wie sie es auch in Zukunft tun würden. Ein alter Mann versuchte einem Mädchen zu zeigen, eine Feuersteinklinge auf eine ganz bestimmte Art und Weise zu bearbeiten. Am Ende war es einfacher für

ihn, ihr das Werkzeug abzunehmen und es ihr vorzumachen, wobei bei der in Fleisch und Blut übergegangenen Fertigkeit wieder das Unterbewusstsein Regie führte.

Diese Leute machten, während sie ihren Verrichtungen nachgingen, einen kerngesunden Eindruck: Sie waren groß, hatten geschmeidige Gliedmaßen, strahlten Zuversicht aus, hatten markante Gesichter und einen makellosen Teint. Aber es gab nur sehr wenige Kinder.

Jahna kam an der Hütte des Schamanen vorbei. Der große, Furcht einflößende Mann war nirgends zu sehen. Er schlief wahrscheinlich noch nach den anstrengenden Übungen der vergangenen Nacht, als er sich durch Tanzen und Gesang wieder in Trance versetzt hatte. Vor der Hütte waren zerbrochene Schulterblätter von Hirschen und Pferden verstreut. Ein paar von ihnen waren auf eingekerbte Stöcke gesteckt und ins Feuer gehalten worden. Auf den ersten Blick vermochte Jahna die Prophezeiung zu lesen, die das Muster der Brandspuren anzeigte; heute wäre wirklich ein guter Tag für eine Jagd zu Wasser.

Obwohl ihre sprachlichen Fähigkeiten schon sehr weit entwickelt waren, hielten die Leute an fernen und anonymen Göttern fest. Also stützten sie sich auf ältere Instinkte. Wie Kieselstein schon gewusst hatte, musste man sich in einer Situation, in der man sich nicht oder unzureichend zu artikulieren vermochte, mit einer Kommunikation in Form von Übertreibung, Wiederholung und Eindeutigkeit behelfen – das heißt mit einer ritualistischen Kommunikation. Und genauso, wie Kieselstein einst seinen Vater zu überzeugen versucht hatte, dass er wegen der nahenden Fremden die Wahrheit sprach, wollte der Schamane die gleichgültigen Götter nun veranlassen, ihm zuzuhören, ihn zu verstehen und ihm zu antworten. Das war ein hartes Stück Arbeit, und alle gönnten ihm den Schlaf.

Millo und Jahna erreichten die Hütte, die sie mit ihren Eltern, der kleinen Schwester und ein paar Tanten teilten. Mesni, ihre Mutter, saß im Zwielflicht. Sie räucherte das Fleisch eines Megaloceros, das sie vor ein paar Tagen von der Beute eines Löwen abgestaubt hatten.

»Mesni, Mesni!« Millo lief zu seiner Mutter und klammerte sich an ihren Beinen fest. »Wir fahren aufs Meer! Kommst du mit?«

Mesni umarmte ihren Sohn. »Heute nicht«, sagte sie lächelnd. »Heute muss ich das Fleisch zubereiten. Deine arme, arme Mutter. Tut sie dir

denn nicht leid?«

»Nö«, sagte Millo kurz angebunden, drehte sich um und rannte aus der Hütte.

Mesni schnaufte, verzog in gespielter Empörung das Gesicht und widmete sich dann wieder ihrer Arbeit.

Der größte Teil des Megaloceros-Kadavers war in einer Grube deponiert, die man in den Permafrostboden gegraben hatte. Mesni schnitt das Fleisch mit einem Steinmesser in hauchdünne Scheiben und hängte es über einen Holzrahmen neben der Feuerstelle. Nach ein paar Tagen würden die Scheiben hervorragend konserviert sein; sie waren eine Eiweiß-Quelle, die sich über Monate hielt. Doch Jahna rümpfte die Nase beim Geruch des Fleisches. Erst vor einem Monat hatte der Frühling sie in die Lage versetzt, zu jagen und zu sammeln und Frischfleisch nach Hause zu bringen. Zuvor hatten sie einen langen Winter überstehen und von den trockenen Resten der letzten Jagdsaison leben müssen, und Jahna war des lederartigen, geschmacklosen Zeugs gründlich überdrüssig geworden.

Sie strich ihrer Mutter über den Rücken. »Keine Sorge. Ich bleibe bei dir und räuchere den ganzen Tag Fleisch, während Millo Schlitten fährt.«

»Ich bin sicher, dir würde das auch gefallen. Du hast deine Pflicht aber schon getan, indem du mir deine Hilfe angeboten hast. Hier.« Mesni gab Jahna ein in Leder eingepacktes Bündel Fleisch. »Nicht dass dein Vater die armen Knochenkopf-Jäger noch verhungern lässt. Du weißt, wie er ist. Und *das* würde ich ihm auch nicht anvertrauen.« Sie gab Jahna eine Handvoll Olachen.

Diese sardinenartigen Fische waren so fett, dass man sie senkrecht zu stellen und wie eine Kerze abbrennen konnte. Das ausgelassene Fett fand aber auch Verwendung als Sauce, Medizin und als Mückenschutz – oder aber man aß den Fisch am Stück, und er hielt für eine lange Zeit vor.

Diese wertvollen Fische dienten als Notration.

Jahna nahm die Fische feierlich entgegen und steckte sie in eine Falte ihres Mantels. Das war eine große Verantwortung, die ihr aufgebürdet worden war, aber die Seele der Großmutter, die in ihrem Herzen wohnte, gab ihr die Zuversicht, diese Verantwortung zu tragen. Sie küsste ihre Mutter. »Ich werde mich darum kümmern, dass alle versorgt sind«, versprach sie.

»Ich weiß. Nun hilf ihnen bei den Vorbereitungen. Geh schon.«
Jahna ergriff ihre Lieblings-Harpune und folgte Millo aus der Hütte. Die Jagdgesellschaft belud den Schlitten routiniert mit Netzen, Harpunen, Leinen, aus Rentierhäuten hergestellten Schlafsäcken und anderen Ausrüstungsgegenständen. Der schon zehn Jahre alte Schlitten war ein unförmiges Ding und bestand aus einem Holzrahmen, der auf langen Kufen aus Mammutstoßzähnen befestigt war. Die Verlaschungen und Leinen bestanden aus zäher Robbenhaut, und die Zügel, mit denen das Knochenkopf-»Gespann« gelenkt wurde, waren aus Mammutleder. Der Schlitten war nur bis zum Frühjahr und ab dem Spätherbst zu verwenden, wenn der Boden gefroren oder schneebedeckt war; in der Zwischenzeit war der Boden so weich, dass die Schlittenkufen darin einsanken. Aber in einer Welt, in der das Rad erst noch erfunden werden und das Pferd erst noch gezähmt werden musste, markierte dieser Schlitten aus Holz und Elfenbein den Höhepunkt der Transporttechnik. Inzwischen war Rood ins Lager der Knochenköpfe gegangen und suchte nach Schleppern.

Das Lager war ein Slum am Rand des Menschendorfs. Die Hütten und Verschläge waren genauso gedrungen und unförmig wie die Knochenköpfe selbst, die wie große Kothaufen in der Tundra hockten. Die Erwachsenen und die grotesken Kinder lungerten überall herum. An Orten wie diesen, wo sie in der Alten Welt überlebt hatten, machten die Knochenköpfe ihre einfachen Werkzeuge und bauten ihre hässlichen Hütten, wie sie es schon seit einer halben Million Jahren getan hatten – seit der Zeit von Kieselstein und noch davor. Im Gegensatz zur kulturellen Explosion der Menschen hatten die Knochenköpfe über große Abschnitte von Raum und Zeit keine wesentliche Variation bewerkstelligt.

Rood wählte zwei kräftig wirkende Jungen aus, indem er sie mit dem Peitschenstiel antippte. Widerspruchslos folgten sie ihm und ließen sich vor den Schlitten spannen.

Und dann war der Schlitten beladen. Rood musste die Knochenköpfe nur leicht mit der Peitsche streicheln, damit sie sich ins Zeug legten. Sie mussten sich anfangs mächtig ins Zeug legen, um die Schlittenkufen aus der harten Erde zu reißen. Knochenköpfe waren kurzbeinig und untersetzt; ihre Statur war auf Kraftentfaltung ausgelegt, nicht auf

Schnelligkeit. Doch bald zogen die beiden Jungen den Schlitten mit einer Geschwindigkeit, die etwas über Schrittempo lag. Die Jäger feuerten sie mit Rufen und Gebrüll an.

Zum unheimlichen Klang der Knochenflöten legte die Gruppe Kilometer um Kilometer in der Tundra zurück. Rood saß auf den Bündeln, mit denen der Schlitten beladen war und hielt die Lederpeitsche griffbereit, um den Knochenköpfen einen Hieb auf den Rücken zu versetzen. Millo saß mit wehendem Haar neben seinem Vater.

Der Schauplatz der Handlung war Nordfrankreich. Die Jagdgesellschaft, die in südwestlicher Richtung zur Atlantikküste reiste, würde in der Nähe des späteren Paris vorbeikommen. Aber die Baumgrenze – die Breite, bis zu der Bäume noch zu wachsen vermochten – verlief viele Kilometer südlich davon. Und nicht allzu weit im Norden lag die Grenze der Eiskappe. Manchmal hörte man den Wind vom Eis her heulen; ein Schwall Kaltluft, die vom Pol kam. Es war ein starker, unablässiger und erbarmungsloser Wind, der eine große Kältewüste am Fuß der Gletscher blankgescheuert hatte.

Das Land war ein blau-weißer Flickenteppich mit ersten grünen Farbtupfern. Die Schlittenkufen glitten zischend über Bäume: Zwergweiden und -birken, die sich vorm Wind duckten und an den Boden klammerten. Es war ein flaches Land mit einer dünnen lebenstragenden Humusschicht über einem tiefen Permafrostboden. Es war mit Seen gesprenkelt, von denen die meisten noch zugefroren waren und auf denen das blaue Eis schimmerte, das auch im Sommer nicht schmolz. Die Teiche, Seen und Marschen des Sommers waren eigentlich nicht mehr als vorübergehende Schmelzwasserbecken, die sich überm Permafrost sammelten.

Aber der Frühling nahte. Mancherorts spross schon das Gras, und Eichhörnchen huschten auf dem Erdboden umher und sammelten fleißig. Die Tundra war ein erstaunlich produktiver Ort. Die Pflanzen umfassten viele Grassorten, Seggen, kleine Sträucher und Kräuterpflanzen wie Erbsen, Gänseblümchen und Butterblume. Die Pflanzen wuchsen schnell und reichlich, wo immer es ihnen möglich war. Und weil die kurzen Blütezeiten der Pflanzen sich nicht überschnitten, fanden die hier lebenden Tiere das ganze Jahr über ein üppiges Nahrungsangebot vor.

Diese komplexe, vielgestaltige Vegetation verhalf einer großen Population von Pflanzenfressern zu einem Auskommen. In Osteuropa und Asien gab es Flusspferde, Wildschafe und Ziegen, Rot-, Dam- und Schalenwild, Wildschweine, Esel, Wölfe, Hyänen und Schakale. Hier in Westeuropa lebten Nashörner, Bisons, Wildschweine, Schafe, Rinder, Pferde, Rentiere, Steinböcke, Rot- und Damwild, Antilopen, Moschusochsen und viele Fleischfresser, einschließlich Höhlenbären und Löwen, Hyänen, Polarfüchsen und Wölfen...

Und – wie Jahna im Süden in der schneebedeckten Ebene sah – Mammuts.

Es war eine große Herde, die gemächlich und ohne Eile marschierte: ein Wall aus Leibern, der sich von einem Horizont zum andern erstreckte. Sie aber waren keine echten Wanderer und hatten den Winter in geschützten Tälern im Süden verbracht, dem Sammelpunkt eines gewaltigen Auftriebs von Herden aus allen Himmelsrichtungen. Sie hatten ein dunkelbraunes Fell, und die Haarvorhänge an Rüsseln und Flanken bauschten sich und wehten auf dem Marsch und leuchteten golden im Licht der tiefstehenden Frühlingssonne. Sie sahen aus wie große fellüberzogene Felsen. Ab und zu hob ein Tier den Kopf, und dann blitzte ein Rüssel oder ein Stoßzahn auf und ein schmetternder Trompetenstoß ertönte. Die wollig-behaarten Mammuts hatten sich zu den erfolgreichsten aller alten Elefanten-Linien gemausert. Sie waren über den ganzen Tundragürtel verteilt, der den Pol des Planeten umspannte und bildeten eine riesige Herde, die zahlenmäßig alle anderen Rüsseltier-Spezies, die je existiert hatten, in den Schatten stellte.

In diesem weiten Land, wo so große Beute über freies Feld marschierte, fiel den Menschen das Jagen so leicht wie nie mehr in ihrer Geschichte. Doch es stand bereits eine Zeitenwende bevor; bald würde das Eis sich wieder zurückziehen. Und ob sie sich dessen bewusst wurden oder nicht, die Menschen hatten schon das Leben und das Land verändert, wie damals in Australien. Sie waren noch dünn gesät und schienen ein hartes Leben zu führen. Aber in gewisser Weise hatten sie ihren Zenit bereits erreicht.

Während sie unterwegs waren, machten die Jäger sich gegenseitig auf Landmarken aufmerksam – auf jede Klippe und jeden Höhenzug, auf jeden Fluss und jeden See. Alles wurde benannt, sogar Merkmale in

großer Ferne, und man hörte jedem respektvoll zu, der sein Wissen mitteilte und bestätigte. In diesem lebensfeindlichen Land waren genaue Informationen Gold wert; wer das Land kannte, überlebte und wer es nicht kannte, kam um. Deshalb waren Experten viel wertvoller als Führer.

Sie erzählten sich auch Geschichten über Tiere, deren sie ansichtig geworden waren – wie sie lebten, was sie dachten, woran sie glaubten. Anthropomorphismus, die Übertragung von Personen und Charakteren auf Tiere, war ein mächtiges Werkzeug für einen Jäger. Ein Mammut oder ein Vogel dachten über die Nahrungssuche und Bewegung natürlich anders als ein Mensch, aber schon durch die bloße *Vorstellung*, dass sie doch so dachten wie Menschen, vermochte man das Verhalten der Tiere mit großer Präzision vorherzusagen.

Also redeten sie unterwegs ohne Unterlass.

In diesem Land war Jahna zu Hause, genauso wie Rood und seine Mutter Jahna vor ihm. Ihre Leute besaßen es – aber nicht als Eigentum, über das man verfügte; sie besaßen es, wie sie ihren Körper besaßen. Jahnas Vorfahren hatten immer schon hier gelebt, über die Generationen hinweg, seit sie aus dem Nebel der Zeit aufgetaucht waren, als sie, so sagte man, aus Feuer und Zauberei ins Leben gesprungen waren. Jahna vermochte sich nicht vorzustellen, woanders zu leben.

Exakt auf halber Strecke der Reiseroute machte die Gruppe halt.

Eine Schneeverwehung hatte sich im Schutz einer Sandsteinklippe aufgetürmt. Rood räumte den Schnee mit schnellen Bewegungen weg und grub eine große Scheibe Narwal-Haut aus, an der noch Fett haftete. Das Fleisch lag schon seit dem letzten Herbst hier, und ein großer Teil war von Füchsen, Möwen und Raben aufgefressen worden. Aber Rood schnitt mit einem scharfen Steinmesser Stücke ab, und bald hatte jeder etwas zu kauen. Das zähe, halbverfaulte Fleisch war eine Delikatesse. Es hatte sogar einen eigenen Namen und bedeutete in etwa so viel wie Fleisch-von-Toten. Es war als Notration hier deponiert worden, für den Fall, dass eine Reisegesellschaft in Not geriet.

Die beiden Knochenkopf-Jungen keuchten und hatten offensichtlich Schmerzen in den Hüften und Beinen. Sie durften sich für eine Weile ausruhen und wurden mit ein paar Fleischbrocken abgespeist.

Die Jäger kamen auf die Prophezeiungen des Schamanen zu sprechen.

»Ich hatte einen Traum«, quäkte Klein Millo. »Ich träumte, ich wäre eine große Möwe. Ich träumte, ich fiel ins Meer. Es war kalt. Ein großer Fisch kam und fraß mich. Es war dunkel. Und dann... und dann...«

Die Jäger lauschten andächtig und nickten.

Träume waren wichtig. Jeden Tag standen die Leute vor der Entscheidung, welche Nahrung sie sammeln und welche Tiere sie jagen sollten und ob das Wetter mitspielte. Es war lebenswichtig, die richtige Entscheidung zu treffen; ein paar falsche Entscheidungen und die Familie wäre verhungert. Aber sie hatten spezifisches Wissen über das Land im Kopf, über die Jahreszeiten, die Pflanzen und das Verhalten der Tiere, das sie im Lauf eines Lebens erworben und aus der Erfahrung von Generationen gewonnen hatten. Zudem mussten sie täglich eine Unmenge von Daten erfassen, wie zum Beispiel über das Wetter und Tiermarken. All diese umfangreichen, ungesicherten und kurzlebigen Daten mussten verarbeitet werden und eine schnelle und unumstößliche Entscheidungsfindung unterstützen.

Das Denken der Jäger war infolgedessen eher intuitiv als systematisch und deduktiv. Träume, in denen das Unterbewusstsein die Möglichkeit hatte, alle verfügbaren Daten zu sortieren und auszuwerten, trugen wesentlich zu deren Verarbeitung bei. Und mit ihren Gesängen und Tänzen, Trancen und Ritualen waren die Schamanen die intensivsten Träumer von allen.

Die Übereinstimmung der Visionen und Weissagungen des Schamanen und der Träume von Rood und Millo motivierte die Jäger und stellte ihnen verlässliche Informationen bereit. Es zeigte, dass sie sich in tiefem Einklang und Harmonie mit dem Wesen der Welt befanden.

Trotzdem wirkte Rood besorgt, sagte Jahna sich. »Vater. Wieso machst du so ein Gesicht?«, fragte sie ihn, als er die Knochenköpfe kräftig trat. Er schaute mit gerunzelter Stirn zu ihr herab. »Es ist dieser Traum von Millo. Das Wasser, die Kälte, die Dunkelheit.

Ja, es kann sein, dass er davon geträumt hat, auf dem Meer zu jagen und Fische zu fangen. Aber...« Er hob den Kopf und sog die Luft ein. »Millo hat eine bessere Nase als du und ich, Tochter. Vielleicht riecht er etwas, das uns entgeht. Aber wir haben eine Aufgabe zu erfüllen – lass uns gehen und zur See fahren.«

Er gab einem Knochenkopf-Jungen einen kräftigen Klaps aufs Hinterteil,

worauf der Schlitten sich wieder auf dem gefrorenen Boden in Bewegung setzte. Millo, der auf einem Haufen Schlafsäcke saß, quiekte vor Vergnügen.

Als sie die Küste erreichten, schirte Rood die beiden Knochenköpfe aus und ließ sie auf dem gefrorenen Boden nach Nahrung suchen. Sie würden nicht die Kraft haben davonzulaufen und schon gar nicht die Cleverness, einen Fluchtversuch auch nur in Erwägung zu ziehen.

Das Meer war zugefroren.

Zu dieser Jahreszeit waren nur die Küstengewässer eisfrei. Aber das Eis war von Spalten durchzogen, von breiten Kanälen aus schwarzem Wasser, die von der Spitze einer Landzunge ausstrahlten. Die Jäger wussten, dass die Risse wegen der Form der Küste jedes Jahr an dieser Stelle entstanden – und genau deshalb waren sie hierher gekommen.

Freudig liefen die Jäger aufs zugefrorene Meer hinaus. Mit den Knochenharpunen in den behandschuhten Händen eilten Jahna und Millo den anderen voraus und hofften, als Erste bei den Robben zu sein.

Jahna wurde von kleinen Gebirgszügen umschlossen, von Hügeln aus Eis, die vier bis fünf Meter hoch aufragten. Schwaden aus Eiskristallen hingen in der Luft, und Möwen kreisten auf der Suche nach Fisch. Die Eisdecke stöhnte und knackte über der mächtigen Dünung, und die Luft wurde von lautem Kreischen durchdrungen. Aber das Eis war zerklüftet: Die Herbststürme und die Gezeiten um die Landzunge hatten Stapel aus großen, zerklüfteten Eisschollen aufgetürmt.

Rood und ein paar andere hatten sich am offenen Wasser versammelt und stießen aufgeregte Rufe aus. Ein Narwal war zum Luftholen aufgetaucht, und vielleicht würden die Jäger einen spektakulären Fang machen.

Millo lief wie eine Möwe kreischend durch das Labyrinth aus Eis. Jahna stolperte hinter ihm her. Sie gelangten an eine Stelle, wo das Wasser mit gräulichem frischem Eis überzogen war. Aber das Eis war von kreisrunden Löchern durchbrochen, die einen bis zwei Schritt durchmaßen.

Millo und Jahna gingen zu einem Loch und spähten hinein. Im kalten Wasser wimmelte es von Leben. Jahna vermochte das winzige Plankton zwar nicht zu sehen, mit dem das Wasser geschwängert war, aber sie sah

die kleinen Fische und garnelenartigen Lebewesen, die sich von ihm ernährten. In diesen kalten, trockenen und windigen Zeiten wurde der Staub vom Land weit aufs Meer hinausgetragen und lagerte sich als Eisensalz ab; und durchs Eisen, das im Meer recht selten vorkam, erblühte das Leben.

Und dann packte Millo sie am Arm und deutete geradeaus. Etwas weiter draußen auf dem Meer, in der Nähe eines größeren, mit Matsch überzogenen Lochs, lagen Robben auf dem Eis. Sie waren schlaffe braune, total entspannte Fleischbrocken, in deren Pelz Frost glitzerte. Robben wurden immer von solchen Löchern angezogen, um Luft zu holen oder ein Sonnenbad zu nehmen.

Das war die Gelegenheit für Jahna.

Mit größter Vorsicht schlichen Jahna und Millo sich fast lautlos übers Eis an. Wenn eine Robbe den Kopf hob, erstarrten sie mitten in der Bewegung und duckten sich aufs Eis, bis die Robbe sich wieder entspannt hatte. Inzwischen war ein stöhnender Wind aufgekommen. Jahna kam das zupass. Sie interessierte sich im Moment nicht fürs Wetter; sie hatte nur Augen und Ohren für die Robben. Aber der Wind übertönte die knirschenden Schritte.

Sie waren fast dort, fast so nah, um die nächste Robbe zu berühren. Sie hoben die Harpunen.

Und dann heulte der Wind plötzlich wie ein verwundetes Tier.

Die Robben wurden aus der Dösigkeit gerissen. Sie richteten sich auf, bellten, ließen den Blick schweifen und glitten mit geschmeidiger Eleganz und Schnelligkeit ins Wasser. Millo heulte frustriert und warf trotzdem die Harpune; sie tauchte nutzlos ins Wasser und verschwand. Doch Jahna hatte den Blick gen Himmel gerichtet. Eine vom Wind getriebene Schneewand senkte sich auf sie herab und färbte die Welt weiß.

Jahna nahm Millo an der Hand und zerrte ihn hinter einen schützenden Eisblock. Sie pressten sich gegen das Eis und zogen die Knie an die Brust. Der Wind kreischte durch Risse und Kanäle im Eis – so laut, dass sie ihre eigene Stimme nicht mehr hörte, so laut, dass sie keinen Gedanken mehr zu fassen vermochte.

Und dann kam der Schnee über sie.

Sie sah nur noch Weiß – kein Meer, keinen Horizont, keinen Himmel. Es

war, als ob sie in einem Ei steckten, sagte sie sich, in einem geschlossenen Ei und von der Welt abgeschnitten.

Bald klebte der Schnee an ihren Pelzen und türmte sich an der Eiswand auf. Sie wusste um die Gefahr, wenn es hier an der Windseite zu einer Schneeverwehung kam, und sie versuchte die sich verdickenden Schichten spitzer weißer Kristalle abzuwischen.

Aber der Sturm wollte nicht nachlassen. Und mit jedem Herzschlag stieg die Gefahr, dass Rood und die anderen sich immer weiter entfernten.

Schließlich verlor Millo die Geduld. Er stieß sie weg und stand auf, aber der tosende Wind riss ihn fast von den Beinen. Sie zog ihn wieder herunter.

»Nein!«, schrie er durch den Wind und versuchte sich wieder loszureißen. »Wir werden sterben, wenn wir hier bleiben.«

»Wir werden sterben, wenn wir von hier weggehen«, schrie sie. »Schau den Schnee! Höre den Wind! Was meinst du – in welcher Richtung ist das Land?«

Er drehte sich etwas um und setzte das kleine runde Gesicht dem Schnee aus.

»Wir haben schon einen großen Fehler gemacht«, sagte sie. »Wir haben den Sturm nicht kommen sehen. Was sagt deine Seele dir, was wir tun sollen? Was sagt Millo, dein Urgroßvater...?« Sie wäre wahrscheinlich imstande gewesen, ihn zu überwältigen und zum Bleiben zu zwingen, aber das wäre falsch gewesen. Sie musste ihn überzeugen zu bleiben. Und wenn er dann immer noch gehen wollte – nun, dann hatte er es so gewollt.

Und dann blieb er doch. Mit auf den Wangen gefrorenen Tränen ließ er sich wieder aufs Eis fallen und schmiegte sich an seine Schwester. Sie hielt ihn, bis er sich ausgeweint hatte.

Sie achtete darauf, den lockeren Schnee abzuwischen. Als jedoch die Dunkelheit hereinbrach – als die weiße Blase sich grau färbte und dann schwarz, ohne dass der Sturm nachgelassen hätte –, wurde sie zunehmend müde, hungrig und durstig.

Schließlich wurde sie von der Müdigkeit übermannt. Nur für eine Weile, sagte sie sich; ich werde nur für eine Weile ausruhen und wieder aufwachen, bevor der Schnee zu dick wird... Sie träumte davon, geschaukelt zu werden, als ob sie ein Baby in den Armen ihres Vaters

wäre.

Als sie aufwachte, spürte sie das Gewicht vom Kopf ihres Bruders im Schoß. Das Tosen des Sturms war verklungen. Sie waren im Dunkeln; es war hier warm – dunkel, warm und sicher. Sie schloss die Augen und legte sich zurück. Es würde sicher nichts schaden, noch ein wenig zu ruhen.

Plötzlich keuchte Millo, als ob er nach Luft schnappen würde. Sie erinnerte sich an seinen Traum, der davon gehandelt hatte, dass er im Dunkeln ins Meer gestürzt und ertrunken wäre. Vielleicht erlebte sie nun den gleichen Traum...

Dunkelheit.

In einem Anfall von Panik schob Jahna Millo weg. Sie streckte die Hand aus und spürte eine dicke Schicht aus lockerem Schnee über sich.

Mühsam stand sie auf und schob den Kopf durch den Schnee...

Und schaute in gleißendes Licht. Ihr stockte der Atem angesichts der sauberen kalten Luft. Der Himmel war eine vollkommene tiefblaue Kuppel, unter der die Sonne ihre Bahn zog. Ihr Blick schweifte über eine völlig veränderte Landschaft aus kreuz und quer durcheinander liegenden, von blaugrauem Packeis eingeschlossenen Eisblöcken, die noch dazu mit Eis- und Schneeverwehungen übersät war. Sie stand bis zur Taille im Schnee und wusste, dass sie gerade noch rechtzeitig aufgewacht war; die Schneeverwehung hatte sie warm gehalten, aber auch beinahe erstickt.

Sie trug den Schnee ab, bis sie Millos Schultern spürte und zerrte ihn an die Luft. Bald blinzelte er ins Licht und rieb sich die Augen. Wo er gelegen hatte, war der Schnee von Urin gelb verfärbt. »Bist du in Ordnung?« Sie wischte ihm den Schnee aus dem Haar und dem Gesicht, zog ihm die Handschuhe aus und bewegte seine Finger. »Spürst du die Zehen?«

»Ich habe Durst«, sagte er kläglich.

»Ich weiß.«

»Ich will zu Rood. Ich will zu Mesni.«

»Ich weiß...« Jahna ärgerte sich über sich selbst. So was von unvorsichtig, einfach einzuschlafen. Und diese Nachlässigkeit hätte Jahna und Millo fast das Leben gekostet. »Gehen wir zur Landzunge

zurück.«

»Gut.«

Sie zog ihre Handschuhe an und nahm ihn an der Hand. Dann gingen sie um den Eisblock herum, der ihnen Schutz geboten hatte und schlugen die Richtung ein, aus der sie tags zuvor gekommen waren. Da war aber keine Landzunge mehr. Sie vermochte das Land zwar auszumachen, aber es war eine flache, blank geschliffen wirkende Küste, die von einer jungfräulichen Neuschneedecke überzogen war.

»Wo ist Rood?«, fragte Millo stöhnend.

Im ersten Moment wollte Jahna nicht wahrhaben, was sie da sah. Der Frühlingssturm hatte die Landschaft bis zur Unkenntlichkeit verändert.

Und sie kannte das Land auch nicht so gut wie ihr Vater. Dennoch erkannte sie, dass das nicht die Küste war, die sie vor dem Sturm verlassen hatte. *Gib mir Kraft, Jahna, Mutter meines Vaters.* »Ich glaube, das Packeis ist während des Sturms aufgebrochen. Wir sind übers Meer getrieben« – nun erinnerte sie sich auch wieder an diesen Traum vom sanften Schaukeln – »und hierher verschlagen worden.«

»Ich kenne diesen Ort nicht«, sagte Millo und deutete aufs Land.

»Wir müssen eine weite Strecke abgetrieben sein.«

»Na gut«, sagte Millo nüchtern, »dort müssen wir hin. Zurück zum Land. Stimmt's, Jahna?«

»Ja. Dort müssen wir hin.«

»Dann komm.« Er nahm ihre Hand. »In diese Richtung. Pass auf, wo du hintrittst.«

Sie ließ sich von ihm führen.

Sie wanderten an der Küste entlang. Das schneebedeckte Land war still. Es regte sich kaum etwas außer hin und wieder ein Polarfuchs, eine Möwe oder eine Eule. Die Stille war unheimlich und zerrte an den Nerven.

Der Marsch durch den Schnee war beschwerlich, vor allem für Millo mit seinen kurzen Beinen. Selbst die Küste war tief verschneit. Sie hatten keine Ahnung, wo sie waren und wussten auch nicht, wie weit das driftende Eis sie entführt hatte. Sie wussten nicht einmal, ob sie überhaupt in die Richtung gingen, aus der sie gekommen waren – der Landzunge entgegen. Aber sie konnten noch von Glück sagen, wurde

Jahna sich schauernd bewusst, dass die Eisscholle sie nicht aufs offene Meer hinausgetragen hatte, wo sie unweigerlich erfroren wären.

Sie stießen auf einen Bach, der so schnell strömte, dass er trotz dieses für die Jahreszeit untypischen Sturms nicht zugefroren war. Sie bückten sich bis zum Ellbogen in den Schnee und tranken. Jahna war erleichtert.

Wenn sie kein Frischwasser gefunden hätten, wären sie vielleicht gezwungen gewesen, Schnee zu essen. Das hätte wohl den Durst gelöscht, aber auch das Feuer, das in ihren Körpern brannte – und wenn das geschah, musste man sterben.

Wasser hatten sie also. Aber sie fanden keine Nahrung, rein gar nichts. Sie gingen weiter.

Sie hielten sich an die Küste, weil es ihnen zu riskant erschien, sich landeinwärts zu wenden. Dort lauerten viele Gefahren – nicht zuletzt Menschen.

Als Primaten mit einem für tropisches Klima ausgelegtem Körper, die die schnell aufeinander folgenden Extreme des Pleistozän zu überstehen versuchten, hatten die Menschen sich die uralten Merkmale zunutze gemacht, die sie von den sprachlosen Kreaturen der Wälder geerbt hatten: die Bande der Verwandtschaft und Zusammenarbeit.

Die über Eurasien und Afrika verstreuten Clans lebten fast vollständig isoliert voneinander. Und die Isolation ging auch sehr tief. Fünfzig Kilometer von Jahnas Geburtsort entfernt lebten Leute mit einer Sprache, die von der ihren sich stärker unterschied, als das Finnische sich vom Chinesischen unterscheiden würde. In der Zeit von Weit und auch noch in den Tagen von Kieselstein hatte eine transkontinentale Einheitlichkeit bestanden, doch nun gab es unter Umständen schon deutliche

Unterschiede zwischen zwei benachbarten Flusstälern. Die Menschen waren zu Uneigennützigkeit imstande, dass sie Verwundung, Verstümmelung und sogar den Tod auf sich nahmen, um anderen zu helfen – und zugleich waren sie einer extremen Fremdenfeindlichkeit verhaftet, die schlimmstenfalls in einem vorsätzlichen und

›generalstabsmäßig‹ geplanten Genozid kulminierte. In einem rauen Land, wo Nahrung knapp war, hatte es aber schon einen Sinn, dass die Mitglieder einer Gemeinschaft sich selbstlos unterstützten und andere abwehrten, die vielleicht knappe Ressourcen stehlen wollten. Sogar dem Genozid wohnte eine gewisse furchtbare Logik inne.

Falls die Kinder von Fremden entdeckt wurden, würden sie Jahna möglicherweise am Leben lassen – aber nur, um sie als Sexualobjekt zu gebrauchen. Dann konnte sie nur noch hoffen, schwanger zu werden und von einem der Männer als Partnerin auserwählt zu werden. Trotzdem würde sie immer nur eine niedere Stellung innehaben und niemals als vollwertiges Mitglied der Gemeinschaft akzeptiert werden. Millo hingegen würde man ohne Umstände töten, nachdem man vorher vielleicht noch ein wenig mit ihm gespielt hatte, so wie die Katze mit der Maus spielt. Sie wusste, dass das so war. Weil sie nämlich gesehen hatte, wie ihre eigenen Leute das praktizierten. Also ließen sie sich am besten nicht erwischen.

Während die Kinder weitemarschierten, nagte der Hunger an ihnen. Sie hatten keinen Proviant dabei, nicht einmal Olachen.

Sie überquerten einen niedrigen felsigen Höhenzug. Im Windschatten gedieh ein Fichtenhain. Die zwergwüchsigen Bäume waren nicht größer als Jahna – immerhin vermochten sie im Schutz der Felsen überhaupt zu wachsen.

Plötzlich packte Jahna Millo und warf ihn einfach auf den Boden. Dann steckten sie die Köpfe aus der Deckung.

Auf einem zugefrorenen Teich hinter der Erhebung lief eine Schar Schneehühner umher. Die Vögel pickten auf dem Eis und steckten die Schnäbel in Ritzen und Spalten. Sie hoben sich blütenweiß gegen das stählerne Blaugrau des Eises ab. Diese früh zurückkehrenden Zugvögel waren im Schnee unsichtbar, würden aber einen deutlichen Kontrast zu den Grün- und Brauntönen des Frühjahrs bieten.

»Komm«, sagte sie. Sie machten kehrt und rutschten den Abhang zum Fichtenwäldchen zurück.

Jahna wählte einen schönen, biegsamen jungen Baum aus. Dann holte sie eine Steinaxt aus der Tasche und fällte den Baum eine Handbreit überm Schnee. Dann hackte sie die Krone ab, sodass ein Stamm übrig blieb, der in etwa ihre Länge hatte. Mit Millos Hilfe machte sie eine Kerbe in den Stamm und trieb einen Keil hinein. Der Stamm ließ sich leicht spalten, und sie erhielt einen dünnen, federnden Streifen, den sie mit schnellen Bewegungen abschabte. Millo schälte inzwischen die restliche Rinde vom Stamm. Er zerriss sie in Fasern und flocht sie zu einer Schnur. Der Bogen, der zum Schluss dabei herauskam, war arg improvisiert. Nicht

perfekt, sagte sie sich, aber er würde seinen Zweck erfüllen.

Dann spaltete sie eilig Pfeile von den Überresten des Stamms ab. Sie hatten natürlich kein Feuer, um die Pfeile zu härten und auch keine Federn, die als Stabilisatoren dienten. Also improvisierte sie und behalf sich mit Stücken der abgeschälten Rinde, die sie in Schlitz in den Pfeilen steckte.

Sie arbeiteten, so schnell sie konnten. Aber die Sonne stand schon ein beträchtliches Stück tiefer am Himmel, als sie fertig waren.

Sie steckte wieder Kopf und Schultern über die Erhebung und griff zum Bogen. Die Vögel waren noch immer da. Sie zielte und spannte den Bogen.

Der erste Pfeil ging so weit daneben, dass die Vögel es nicht einmal bemerkten. Der zweite erschreckte sie nur – die Vögel stoben empört kreischend und mit flatternden, leuchtenden Schwingen auf. Dann verschoss sie den letzten Pfeil – ein bewegliches Ziel war viel schwerer zu erfassen –, und ein Vogel geriet ins Trudeln und fiel vom Himmel.

Jubelnd kletterten Bruder und Schwester über die Anhöhe und rannten auf den zugefrorenen Teich zu. Der Vogel lag mit gespreizten Flügeln und blutverschmiertem Gefieder auf dem Eis. Jedoch waren die Kinder nicht so leichtsinnig, um blindlings aufs Eis zu laufen. Millo fand einen langen Ast. Dann legten sie sich bäuchlings auf den festen Boden am Ufer des Teichs und zogen den Vogel mit dem Ast an Land.

Im Tod schaute der Vogel hässlich und plump aus. Doch Jahna umfasste den kleinen Kopf mit den Händen. Dann nahm sie etwas Schnee, ließ ihn auf der Hand schmelzen und tröpfelte dem Vogel das Wasser in den offenen Schnabel: eine letzte Tränkung. »Danke«, sagte sie. Es war wichtig, diesen Respekt Tieren und Pflanzen gleichermaßen zu erweisen. Die Welt gab einem reichlich, aber nur solange man sie nicht rücksichtslos ausbeutete.

Als die kleine Zeremonie beendet war, rupfte Jahna den Vogel schnell, schlitzte ihm den Bauch auf und nahm ihn aus. Die Haut faltete sie zusammen und steckte sie in die Tasche. Mit den Federn, die das Schneehuhn ihr gegeben hatte, würde sie morgen bessere Pfeile anfertigen.

Sie aßen das rohe Fleisch, wobei das Blut an den Wangen hinab lief und den Schnee rot sprenkelte. Es war ein Moment des Triumphs. Jedoch

währte Jahnas Befriedigung wegen der Beute nicht lang. Die Abenddämmerung setzte ein, und es wurde kälter.

Ohne eine Schutzbehausung würden sie sterben.

Jahna hängte sich den Bogen über den Rücken, steckte sich das restliche Geflügelfleisch in den Mund und führte Millo ein Stück landeinwärts.

Bald kamen sie zu einer offenen, schneebedeckten Wiese. In der Mitte reichte der Schnee ihr fast bis zu den Knien.

Das sollte genügen.

Sie formte Blöcke aus dem Schnee. Es war ein hartes Stück Arbeit, denn sie hatte keine Hilfsmittel außer den Händen und Steinklingen, und die weichen oberen Schichten des Schnees brachen immer wieder ein.

Weiter unten war der Schnee aber verdichtet und hart genug.

Dann stapelte sie die Blöcke in einem engen Kreis um sich herum auf.

Millo schloss sich ihr widerwillig an. Bald zogen sie eine kreisrunde Wand um eine immer tiefere Grube hoch. Sorgfältig zogen sie die Kreise immer enger, bis sie schließlich eine Kuppel errichtet hatten. Dann schlug Jahna einen Zugangstunnel in die Wand, und Millo glättete die Innen- und Außenwand der Kuppel.

Das Schneehaus war eine behelfsmäßige Notunterkunft, aber es würde seinen Zweck erfüllen.

Die Dunkelheit brach nun schnell herein, und es ertönte bereits das erste Wolfsgeheul. Eilig verschanzten sie sich in ihrem Schneehaus.

Wir sind hier sicherer als vorige Nacht, sagte Jahna sich, als sie sich aneinanderkuschelten, um sich gegenseitig zu wärmen. Morgen müssen wir aber auf Nahrungssuche gehen.

Und wir müssen ein Feuer bauen.

II

Die Jäger kehrten vom Meer zurück. Sie verteilten sich auf ihre Familien und lieferten die Nahrung ab, die sie mitgebracht hatten. Es fanden jedoch keine Danksagungen statt. Diese Leute hatten nämlich keine Worte für *bitte* und *danke*, weil es bei diesen Jägern und Sammlern nämlich keine sozialen Ungleichheiten gab, die solche Nettigkeiten erfordert hätten. Die Nahrung wurde einfach je nach Bedürftigkeit verteilt.

Jahna und Millo waren das vorherrschende Thema.

Mesni, die Mutter von Millo und Jahna, rang sichtlich um Beherrschung. Sie ging den täglichen Verrichtungen nach, versorgte ihr Kind, nahm Fisch aus und bereitete die anderen Meeresfrüchte zu, die Rood mit nach Hause gebracht hatte. Manchmal legte sie jedoch das Messer oder die Schüssel weg, gab sich der Verzweiflung hin und weinte.

Der Kummer brachte sie noch um den Verstand – diesen Eindruck hatte Rood jedenfalls. Die Leute hielten sich ihren Gleichmut und Selbstbeherrschung zugute. Zorn oder Verzweiflung offen zu zeigen war die Verhaltensweise eines kleinen Kindes, das es nicht besser wusste. Und was Rood selbst betraf, so zog er sich in sein Schneckenhaus zurück. Er streifte im Dorf und im Umland umher und versuchte, seine Scham und Trauer mit unbewegter Miene zu kaschieren. Es gab nichts, was er für Mesni zu tun vermochte. Er wusste, dass sie sich mit dem Verlust abfinden und wieder zu innerer Ruhe und Selbstbeherrschung zurückfinden musste.

Aber es war tatsächlich ein schwerer Verlust für die Gemeinschaft. Sie waren nicht sehr viele. Dieses kleine Dorf bestand im Wesentlichen aus ungefähr zwanzig Leuten, die sich auf drei große Familien verteilten. Sie waren Teil eines größeren Clans, der sich in jedem Frühling an einem Flussufer im Süden versammelte und ein großes Fest mit Tauschhandel, Partnertausch und Geschichtenerzählen veranstaltete. Obwohl sie von weit her kamen, fanden sich doch nie mehr als etwa tausend Leute zu den Versammlungen ein: Die Tundra erlaubte keine höhere

Bevölkerungsdichte.

In späteren Zeiten würden Archäologen Artefakte finden, die Leute wie Rood hinterlassen hatten und sich fragen, ob es sich dabei unter anderem auch um Fruchtbarkeitssymbole handelte. Das traf allerdings nicht zu. Fruchtbarkeit war nie ein Problem für Roods Leute. Ganz im Gegenteil: Sie mussten sogar Geburtenkontrolle betreiben. Die Leute wussten nämlich, dass sie die Tragfähigkeit des Landes, von dem sie lebten, nicht überstrapazieren durften und dass sie für den Fall einer Naturkatastrophe beweglich bleiben mussten.

Also achteten sie darauf, nicht zu viele Kinder in die Welt zu setzen. Geburten fanden im Abstand von drei bis vier Jahren statt, und um diese Abstände einzuhalten, gab es eine Reihe von Maßnahmen. Mesni hatte Jahna und Millo bis ins fortgeschrittene Kindesalter gestillt, um ihre Fruchtbarkeit zu unterdrücken. Schlichte Abstinenz oder Petting erfüllten denselben Zweck. Und wie immer ereilte der Tod die ganz Kleinen. Krankheiten, Unfälle und Raubtiere rafften zuverlässig einen großen Teil der Schwachen dahin.

Und falls erforderlich – obwohl Rood dankbar war, dass ihm das bisher erspart geblieben war –, falls ein gesundes Kind auf die Welt kam, für das wirklich kein Platz war, vermochte man dem Tod zur Hand zu gehen.

Solang sie eine bestimmte Anzahl nicht überschritten, waren Roods Leute selbst hier am Rand der bewohnbaren Welt gut versorgt, hatten viel Spaß und erfreuten sich dank der nicht hierarchischen, auf gegenseitigem Respekt beruhenden Gesellschaft eines kerngesunden Körpers und Geists. Rood lebte in einem schlammigen, halb gefrorenen Paradies – auch wenn dafür ein Preis zu zahlen war in Form unzähliger junger Leben, die unterm Deckmantel der kalten Dunkelheit ausgelöscht wurden.

Millo und Jahna waren von dieser grausamen Selektion aber verschont geblieben.

Sie waren zu einem Zeitpunkt auf die Welt gekommen, als ihre Eltern sie sich hatten ›leisten‹ können. Sie hatten die Risiken der frühen Kindheit überstanden und hatten sich zu gesunden und intelligenten Kindern entwickelt. Jahna hatte sich der Menarche genähert, sodass Rood schon mit seinem ersten Enkelkind gerechnet hatte. Und nun hatte er diese

ganze Investition in Kraft und Liebe wegen eines abartigen Frühlingssturms und seiner unverzeihlichen Nachlässigkeit verloren. In Gedanken versunken hatte Rood die Siedlung verlassen und näherte sich dem Slum der Knochenköpfe.

Die Knochenköpfe schauten beim Vorbeigehen trübe zu ihm auf. Ein paar kauten auf Stücken von Narwal-Haut herum. Eine Kuh hatte sich ein dürres Kind an die schlaffe Brust gelegt; sie wandte sich furchtsam von ihm ab. Die Knochenköpfe hatten keinen Platz in diesem Land, das den Menschen gehörte. Und die Knochenköpfe wären verhungert, wenn die Leute nicht so großzügig – und verschwenderisch gewesen wären. Die Knochenköpfe waren weder Tier noch Mensch und verdienten nicht den geringsten Respekt. Die Knochenköpfe hatten ja nicht einmal *Namen*.

Aber sie waren nützlich.

Er stieß auf eine Kuh, die jünger war als die anderen. Das war nämlich die Kuh, die Jahna nicht lang vor der katastrophalen Expedition zum Meer gequält hatte.

Sie blickte trübe zu ihm auf; ihr absurd platter Schädel war mit Dreck verschmiert. Er wusste, dass die da im gleichen Alter war wie Jahna, aber sie war schon reifer als seine Tochter. Sie saß in eine lose Tierhaut gehüllt im Schmutz und spielte mit einem abgenutzten, zerbrochenen Anhänger. Die Knochenköpfe schienen immerhin so viel im Kopf zu haben, um von den Artefakten der Leute fasziniert zu sein, aber wiederum zu wenig, um selbst welche zu fertigen: Für eine Perle aus Mammut-Elfenbein oder eine aus Knochen geschnitzte Harpune vermochte man von einem Knochenkopf alles zu bekommen.

Aus einem Impuls heraus, den er sich selbst nicht recht zu erklären vermochte, bückte Rood sich und riss der Kuh die Tierhaut vom Leib. Von diesem schrägen Gesicht und dem abgeplatteten Kopf einmal abgesehen war ihr Körper gar nicht so übel, sagte er sich; die grobschlächtige Statur der Erwachsenen musste sie erst noch ausbilden. Er spürte, dass er eine Erektion bekam.

Er kniete sich hin, packte die Kuh an den Knöcheln und warf sie auf den Rücken. Sie machte bereitwillig die Beine breit; es war offensichtlich nicht das erste Mal, dass sie auf diese Art und Weise benutzt wurde. Er befangerte ihren warmen Körper und stellte fest, dass ihre Vagina und

der After schmutzverkrustet waren. Er säuberte sie mit den Fingern. Und dann drang er mit einem heftigen Stoß in sie ein. Für einen kurzen berausenden Moment vermochte er den schrecklichen Moment zu vergessen, als der Sturm losbrach und er sich bewusst wurde, dass er Jahna und Millo auf dem Eis verloren hatte.

Aber es war schnell vorbei. Als er sich von dem Mädchen löste, überkam ihn Ekel, bei dem sich ihm fast der Magen umdrehte. Mit einem Zipfel seines Umhangs säuberte er sich.

Das nackte Mädchen hob in stummem Flehen die Hände.

Um den Hals trug er einen Anhänger, den Zahn eines Höhlenbären. Er zerriss die Schnur aus Hirschleder, an der er hing und warf ihn in den Schmutz. Das Knochenkopf-Mädchen ergriff den Anhänger und hielt ihn sich vors Gesicht, wo sie ihn unablässig drehte und seine endlosen Mysterien zu durchdringen versuchte. Blut rann ihr über die Schenkel.

Jahna und Millo folgten weiter der Küste und hofften noch immer, auf die Landzunge zu treffen, wo sie ihren Vater und seine Gefährten zuletzt gesehen hatten. Für die Nacht bauten sie Schneehäuser, falls es denn Schnee gab, oder schliefen unter hastig errichteten Schutzdächern. Jahnas Bogen und Millos schnelle Reflexe verhalfen ihnen zu Nahrung in Form kleiner Tiere und Vögel.

Sie vermochten sich mit Nahrung zu versorgen und sogar Unterkünfte zu errichten. Jedoch hatte Millo schon eine qualvolle Nacht verbracht, nachdem er leichtsinnigerweise einen Fisch gegessen hatte, der nicht richtig ausgenommen worden war. Das Schlimmste war aber, dass es ihnen bisher noch in keiner Nacht gelungen war, ein Feuer zu entzünden, so sehr sie auch Stöcke aneinander rieben und Steine gegeneinander schlugen. Und das bekamen sie zu spüren. Vom rohen Fleisch bekam Jahna Zahn- und Bauchschmerzen, und in stockdunkler Nacht glaubte sie, dass sie es nie mehr warm haben würde.

Die Kinder gingen weiter, denn sie hatten keine andere Wahl. Aber sie verloren Gewicht, wurden jeden Tag müder und die Kleidung verschliss mit jedem Tag. Jahna wusste, dass sie langsam starben. Obwohl sie von den Geistern der Ahnen in sich geleitet wurden, wussten sie noch nicht genug, um auf sich gestellt zu überleben.

Sie gelangten an einen Ort, wo die Baumgrenze einen Schlenker nach

Norden machte, sodass sie ein Waldstück durchqueren mussten. Die Bäume, Kiefern und Fichten, standen weit auseinander und waren zudem recht kümmerlich: Die Stämme wirkten dünn und zerbrechlich. Der Pfad, dem die Kinder folgten, war ein von Hirschen oder Ziegen geschaffener, mit weichem Moos überzogener Wildwechsel. Er schlängelte sich zwischen den Bäumen hindurch und verlief gelegentlich durch offenes Gelände.

Als am Ende eines neuen tristen Tages wieder einmal die Sonne unterging, warfen die Bäume lange Schatten, und das Unterholz färbte sich schwarz. Jahna und Millo waren fünf Millionen Jahre von Capo, ihrem letzten im Wald lebenden Vorfahren entfernt, und für sie war der Wald ein Hort voller Ungeheuer und Dämonen. Sie eilten ängstlich weiter.

Schließlich kamen sie aus dem Wald heraus und betraten ein verschneites Grasland, wo die gelbe Grasnarbe an der zerklüfteten Abbruchkante einer Klippe endete. Dahinter rauschte das Meer, und in der Ferne stöhnte und knackte das Packeis – insofern nichts Neues. Nur dass die Kinder auf eine Wand aus Fleisch und Geweihen schauten. Es war eine Herde Megaloceros, die man später als ›Irische Elche‹ bezeichnen würde. Die massigen Tiere streiften umher und knabberten an den Grastrieben, die vorwitzig aus den verstreuten Schneefeldern lugten.

Im Pulk war ein großes Männchen. Über seine lange Nase visierte es die Kinder an. Es hatte einen fleischigen Buckel, einen Fetthöcker, der ihm über harte Zeiten hinweghelfen sollte; zum Frühlingsanfang war der Buckel jedoch schlaff. Und das Geweih, dessen Schaufeln doppelt so lang waren wie ein Mensch groß, war eine große, schwere Skulptur, die irgendwie wie die offenen Hände eines Riesen anmutete und in fingerartigen Zinken auslief.

Allein diese Herde, die die Kinder nicht zu überschauen vermochten, bestand aus ein paar tausend Tieren. Wie so viele große Pflanzenfresser in dieser paradoxerweise reichen Zeit lebte der Megaloceros in riesigen Herden und wanderte durch die Alte Welt, vom heutigen Großbritannien bis nach Sibirien und China. Und diese gewaltige Herde wälzte sich nun auf Jahna und Millo zu, als eine langsam vorrückende Barriere aus klappernden Schaufeln und rumorenden Mägen. Die Luft war vom

bestialischen Gestank nach Moschus und Kot förmlich geschwängert. Die Kinder mussten unbedingt von hier verschwinden. Jahna erkannte auf den ersten Blick, dass sie die Herde nicht landeinwärts zu umgehen vermochten; dazu war sie von der Anzahl und Ausdehnung zu groß. Die Tiere würden sicher nicht weit in den Wald eindringen, aber dadurch würden die Kinder trotzdem wieder in diese unheimliche Finsternis zurückweichen müssen, der sie sich nun wirklich nicht mehr aussetzen wollte.

Aus einem Impuls heraus fasste sie ihren Bruder an der Hand. »Komm zur Klippe!«

Sie rannten über das gefrorene Gras. Die Klippe fiel hinter einer Kante aus Erdreich steil ab. Eilig stiegen die Kinder ab. Der Bogen auf Jahnas Rücken verhakte sich in Felsvorsprüngen und verlangsamte den Abstieg. Aber sie schafften es dennoch. Sie kauerten sich auf einem schmalen Sims zusammen und schauten zur schwarzbraunen Flut hoch, die träge an der Kante der Klippe entlang wogte.

Das riesige Männchen schaute dumm. Dann wandte es sich mit gesenktem Kopf ab.

Die Schaufeln waren eine schwere Bürde und mit einer Hantel zu vergleichen, die man auf Armlänge hält. Der Hals des Männchen war deshalb mit mächtigen Wirbeln und Muskeln wie Kabelsträngen verstärkt worden, um diese Last zu tragen. Die Schaufeln waren ein sexuelles Signal und eine Waffe; es war ein eindrucksvolles Bild, wenn zwei dieser riesigen Männchen mit gesenkten Köpfen zusammenstießen. Dennoch gruben die Tiere sich mit diesen Schaufeln quasi ihr eigenes Grab. Wenn das Eis sich zurückzog und ihr Lebensraum schrumpfte, würde ein Selektionsdruck hin zu kleineren Körpern erfolgen. Während andere Spezies durch Schrumpfung sich anpassten, sollten die Megaloceros sich als unfähig erweisen, dem sexuellen Imponiergehabe zu entsagen. Sie hatten sich überspezialisiert, trugen zu schwer am mächtigen Geweih und waren letztlich nicht mehr imstande, auf Veränderungen zu reagieren.

Die Kinder hörten ein gedämpftes Knurren. Jahna glaubte eine fahle kleine, gedrungene Gestalt zu sehen, die sich wie ein muskulöser Geist durch den Schnee bewegte und dem Wild folgte. Es war vielleicht ein Höhlenlöwe gewesen. Sie schauderte.

»Was nun?«, flüsterte Millo. »*Hier* können wir nicht bleiben.«

»Nein.« Jahna schaute sich um und sah, dass ihr Sims an der Klippe zu einer Höhle hinunterführte, die ein paar Mannhöhen tiefer lag. »Diese Richtung«, sagte sie. »Ich glaube, das ist eine Höhle.«

Er nickte knapp. Dann ging er vor ihr den schmalen Sims entlang, wobei er sich an der Kalksteinwand festhielt. Aber sie wurde sich bewusst, dass er größere Angst hatte, als er sich eingestehen wollte.

Schließlich hatten sie den riskanten Abstieg bewältigt, betraten die Höhle und warfen sich keuchend auf den Boden. Die in den Kalkstein führende Höhle verlor sich in der Dunkelheit. Der Boden war mit Guano und Eierschalen übersät. Er musste als Nistplatz dienen, vielleicht für Möwen. Und der Boden war mit schwarzen Stellen übersät – keine richtigen Feuerstellen, aber offensichtlich Brandherde.

»Schau«, sagte Millo staunend. »*Muscheln*.«

Er hatte Recht. Die kleinen Schalentiere waren zu einem niedrigen Haufen gestapelt und von Feuersteinsplittern umgeben. In einem Anflug von Neugier fragte sie sich, wie sie wohl hierher gekommen waren. Aber der Hunger verdrängte diese Frage, und die beiden machten sich über die Muscheln her. Sie versuchten die Schalen mit Fingern und Steinklingen aufzubrechen, aber die harten Dinger sperrten sich und ließen sich nicht knacken.

»Graah.«

Die beiden wirbelten herum.

Die heisere Stimme war aus der Dunkelheit im hinteren Bereich der Höhle gedrungen. Eine Gestalt kam ans Licht. Es war ein kräftiger Mann, in einen Umhang aus Hirschleder gehüllt... nein, sagte Jahna sich, kein *Mann*. Er hatte eine große, vorspringende Nase, stämmige Beine und große Hände. Das war ein Knochenkopf, ein ausgewachsenes Männchen. Er schaute sie finster an.

Die Kinder wichen zurück und klammerten sich aneinander.

Er hatte keinen Namen. Sein Volk gab sich keine Namen. Aber er betrachtete sich selbst als den *Alten Mann*. Und er war mit vierzig Jahren wirklich alt, alt jedenfalls für seine Art.

Er hatte seit dreißig Jahren allein gelebt.

Er hatte gerade im rückwärtigen Bereich seiner Höhle im anheimelnden Schein der blakenden Fackeln, die er dort abbrannte, ein Nickerchen

gemacht. Den Vormittag hatte er damit zugebracht, den Strand unterhalb der Höhle bei Ebbe nach Schalentieren abzusuchen. Am frühen Abend wäre er sowieso aufgewacht, denn der Abend war seine bevorzugte Tageszeit.

Aber er war vom Lärm und der Unruhe am Eingang zur Höhle gestört worden. In der Annahme, dass Möwen – oder etwas noch Schlimmeres wie beispielsweise ein Polarfuchs – sich über seine Muschelvorräte hermachen wollten, war er aufgestanden, um nachzuschauen.

Aber es waren weder Möwen noch Füchse, sondern zwei Kinder. Ihre Körper waren groß und spindeldürr, die Gliedmaßen schwindsüchtig und die Schultern schmal. Die Gesichter waren platt, als ob sie durch einen wuchtigen Schlag eingedrückt worden wären, das Kinn war spitz und die Köpfe wölbten sich zu komischen Schwellungen auf wie große Pilze. Dürre Leute. Immer die Dürren. Er verspürte eine große Müdigkeit und einen Anflug der Einsamkeit, die ihn einst in jedem wachen Moment geplagt und seine Träume vergiftet hatte.

Fast ohne sich dessen überhaupt bewusst zu sein, ging er auf die Kinder zu. Die Hände hatte er ausgestreckt. Er hätte ihnen die Schädel mit einer schnellen Bewegung zerquetschen oder sie wie zwei Vogeleier aneinander schlagen können, und das wäre es dann gewesen. Auf dem steinigen Strand unterhalb der Höhle lagen die Knochen von mehr als einem dürren Räuber, und es würden auch noch ein paar dazukommen, ehe er zu alt wurde, diese seine letzte Bastion zu verteidigen.

Die Kinder fassten sich quiekend an der Hand und liefen zur Wand der Höhle. Aber das größere Kind, ein Mädchen, schob das andere hinter sich. Es hatte eine Heidenangst, das sah er, aber es versuchte den Bruder trotzdem zu beschützen. Und es behielt die Nerven. Der Junge machte sich vor Angst nass, aber das Mädchen hatte sich unter Kontrolle. Es griff in den Mantel und zog etwas hervor, das an einer Schnur um den Hals baumelte. »*Knochenkopf Knochenkopf-Mann! Lass uns in Ruhe und ich gebe dir das. Schöner, schöner Zauber, Knochenkopf-Mann.*«

Die tief in den Höhlen liegenden Augen des *Alten Mannes* funkelten. Der Anhänger war ein Stück Quarz in Form eines kleinen glitzernden, transparenten Obeliskens; die Seiten waren so glatt geschliffen, dass sie funkelten, und eine Seite war mit einem filigranen Relief verziert, das den Betrachter bannte und ihm die Sinne verwirrte. Das Mädchen

schwenkte das Amulett hin und her, als ob es ihn hypnotisieren wollte, und kam auf ihn zu. »*Knochenkopf-Mann, schön, schön...*« Der Alte Mann schaute in blaue Augen, die seinen Blick in der Manier der Dürren unbehaglich direkt erwiderten: Es war der Blick eines Raubtiers.

Er streckte die Hand aus und schlug gegen das Amulett. Es wickelte sich um den Hals des Mädchens und flog gegen die Wand hinter ihr. Es stieß einen Schrei aus, weil die lederne Schnur in den Hals eingeschnitten hatte. Der Alte Mann holte wieder aus. Im nächsten Moment konnte es schon vorbei sein.

Aber die Kinder plapperten schon wieder in dieser schnellen, komplizierten Sprache. »*Mach, dass er weggeht! Bitte, mach, dass er weggeht!*« – »*Schon gut, Millo. Hab keine Angst. Dein Urgroßvater ist in dir. Er wird dir helfen...*«

Der Alte Mann nahm die Hände herunter und ließ sie an der Seite herabbaumeln.

Er schaute auf die Muscheln, die sie zu öffnen versucht hatten. Die Schalen waren verschrämmt und angesplittert – eine hatte auch Zahnsuren –, aber keine einzige war aufgebrochen. Diese Kinder waren hilflos, sogar hilfloser als die meisten ihrer Art. Sie vermochten ihm nicht einmal die Muscheln zu stehlen.

Es war lang her, seit zuletzt irgendwelche Stimmen in dieser Höhle erklingen waren, außer seiner eigenen und dem hässlichen Kreischen von Möwen und dem Bellen von Füchsen.

Ohne genau zu wissen, wieso er das tat, ging er in den hinteren Abschnitt der Höhle zurück. Hier lagerte er das Fleisch, die Werkzeuge und einen Holzvorrat. Er kam mit einem Arm voll Kiefernseite zurück, die er aus dem Wald oberhalb der Klippe geholt hatte und ließ sie am Eingang der Höhle fallen. Dann holte er eine Fackel, einen Kiefernast, der dick mit Harz verschmiert und mit eingefetteter Robbenhaut umwickelt war. Die Fackel brannte stetig, wenn sie auch stark qualmte und spendete Licht. Er rammte die Fackel in den Boden und türmte Holz darüber auf.

Die Kinder hatten sich noch immer an die Wand gekauert und starrten ihn mit großen Augen an. Der Junge zeigte auf den Boden. »*Schau. Wo ist denn seine Feuerstelle? Er macht vielleicht eine Unordnung...*« Das Mädchen presste ihm die Hand auf den Mund.

Als das Feuer richtig brannte, trat er es auseinander, sodass die darunter

liegenden rot glühenden Scheite zum Vorschein kamen. Dann nahm er eine Handvoll Muscheln und warf sie ins Feuer. Die Muschelschalen platzten schnell auf. Er fischte sie mit einem Stock heraus und pulte den leckeren salzigen Inhalt der Reihe nach mit dem Finger heraus.

Der Junge zappelte herum und bekam den Mund frei. »*Ich rieche sie. Ich habe Hunger.*«

»*Sei still, sei einfach nur still.*«

Als der Alte Mann sich satt gegessen hatte, hob er eine Hinterbacke, ließ kräftig einen fahren und stand mühsam auf. Dann schlich er zum Höhleneingang und setzte sich wieder hin; ein Bein winkelte er unter sich an, das andere streckte er aus, sodass die Beine und der Unterleib vom ledernen Umhang abgedeckt wurden. Er hob einen Feuerstein auf, den er vor Tagen hier liegengelassen hatte. Mit einem Granit-Brocken als Hammer-Stein schlug er zügig einen Kern aus dem Feuerstein. Bald waren die Beine von Splintern gesäumt. Er hatte heute Delphine gesehen, und die Chancen standen gut, dass in den nächsten Tagen eins dieser dicken geschmeidigen Wesen an den Strand gespült würde. Darauf musste er vorbereitet sein und die richtigen Werkzeuge bereithalten. Jedoch plante er nicht im eigentlichen Sinn – er dachte nämlich nicht so, wie ein Dürrer vielleicht gedacht hätte –, doch dafür wurden seine Handlungen und Entscheidungen von einem tiefen Verständnis der Umwelt bestimmt.

Während er die Hände arbeiten und diesen Klumpen aus komprimierten Kreidezeit-Fossilien formen ließ, wie die Hände seiner Vorfahren seit zweihundertfünfzigtausend Jahren gearbeitet hatten, schaute er nach Westen, wo die Sonne über dem Atlantik unterging und das Wasser in Brand setzte.

Hinter ihm krochen Jahna und Millo unbemerkt zum Feuer, warfen Muscheln hinein und verschlangen das salzige Fleisch.

Die Tage vergingen, und der Frühling brachte Tauwetter. Das Eis auf den Seen wurde gebrochen. Wasserfälle, die im Winter im freien Fall erstarrt waren, wurden entfesselt. Selbst das zugefrorene Meer taute wieder auf.

Es wurde Zeit für die Zusammenkunft. Das war ein Höhepunkt des Jahres, auf den alle sich freuten, auch wenn sie dafür einen mehrtägigen

Marsch über die Tundra auf sich nehmen mussten.

Aber nicht alle konnten daran teilnehmen: Die kleinen Kinder, die Alten und Kranken vermochten die Reise nicht zu unternehmen, und es musste auch jemand dableiben, der sich um sie kümmerte. Dieses Jahr waren Rood und Mesni zum ersten Mal seit vielen Jahren von der Bürde der Kinder befreit – außer der Jüngsten, die aber noch so klein war, dass sie sie zu tragen vermochten – und waren somit in der Lage, die Reise anzutreten.

Rood wäre es natürlich lieber gewesen, wenn er seine Kinder noch gehabt hätte, auch wenn er dann hätte zu Hause bleiben müssen. Aber er glaubte, dass sie das Beste aus ihrem Leben machen mussten und drängte Mesni, mit ihm zur Zusammenkunft zu gehen. Mesni wollte aber daheim bleiben. Sie wandte sich von ihm ab und zog sich wieder in ihre tiefe Trauer zurück. Also beschloss Rood, mit Olith zu gehen – Mesnis Schwester, der Tante seiner Kinder. Olith hatte selbst schon einen erwachsenen Sohn, aber ihr Mann war vor zwei Wintern an einer Hustenkrankheit gestorben, sodass Olith zur Witwe geworden war. Die Reisegesellschaft trat den Marsch über die Tundra an.

In diesem Zwischenspiel aus Wärme und Licht wimmelte der Boden unter den Füßen nur so von Leben: Da wuchsen Steinbrech, Tundrablumen, Gräser und Flechten. Wolken von Insekten hingen in der feuchten Luft über den Teichen und paarten sich eifrig. Große Schwärme von Gänsen, Enten und Watvögeln suchten in den seichten Tundra-Seen nach Nahrung und lagerten dort. Olith fasste Rood am Arm und deutete auf Stockenten, Schwäne, Schneegänse, Haubentaucher, Basstölpel und Kraniche, die majestätisch einher schritten und die Luft mit einer Kakophonie erfüllten. An diesem Ort, wo die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, bauten die meisten Vögel ihre Nester auf dem Boden. Als sie dem Nest einer Raubmöwe zu nahe kamen, stürzten zwei Vögel mit schrillen Schreien sich auf sie. Und obwohl die meisten Pflanzenfresser erst noch aus dem Süden zurückkehren mussten, erblickten die Leute schon Herden von Hirschen und Mammuts, die wie die Schatten von Wolken durch die Landschaft zogen.

Aber es war schon seltsam, sagte Rood sich, dass er an jeder beliebigen Stelle nur ein paar Armlängen tief unter diesem Flickenteppich aus Farbe und Bewegung hätte graben müssen, um wieder auf Eis zu stoßen, den

gefrorenen Boden, in dem es kein Leben gab.

»Es ist schon so lange her, dass ich diesen Weg gegangen bin«, sagte Rood, »dass ich gar nicht mehr weiß, was es hier alles zu sehen gibt.« Olith drückte seinen Arm und ging auf Tuchfühlung. »Ich weiß, wie du dich fühlen musst.«

»Dass jeder Grashalm, jeder sich wiegende Steinbrech eine Qual ist, eine Schönheit, die ich nicht verdient habe.« Entfernt nahm er den Geruch des Pflanzenöls wahr, das sie sich ins kurze Haar rieb. Sie war nicht wie ihre Schwester Mesni; Olith war größer und sehniger, hatte aber volle Brüste. »Die Kinder sind noch da«, erinnerte Olith ihn. »Ihre Seelen werden in den nächsten Kindern weiterleben, die ihr bekommt. Sie waren noch zu jung, um selbst Weisheit zu sammeln. Aber sie trugen die Seelen ihrer Großeltern in sich, und sie werden...«

»Ich habe nicht mehr bei Mesni gelegen«, sagte er, »seit wir Jahna und Millo zuletzt gesehen haben. Mesni hat sich – verändert.«

»Das ist eine lange Zeit«, murmelte Olith sichtlich erstaunt.

Rood zuckte die Achseln. »Nicht lang genug für Mesni. Vielleicht wird es nie mehr passieren.« Er schaute Olith in die Augen. »Ich werde keine Kinder mehr mit Mesni haben. Ich glaube nicht, dass sie noch welche will.«

Olith schaute weg und senkte den Kopf. Das war eine Geste des Mitgefühls und zugleich der Verführung, wie er sich verblüfft bewusst wurde.

In dieser Nacht, in der Kälte der offenen Tundra, unter einem aus Kiefernästen errichteten Wetterschutz, vereinigten sie sich. Wie damals, als er die Knochenkopf-Kuh genommen hatte, wurde Rood von den Schuldgefühlen und den ständigen nagenden Zweifeln entlastet. Olith bedeutete ihm natürlich viel mehr als jedes Knochenkopf-Weib. Als Olith danach in seinen Armen lag, spürte er jedoch, wie das Eis sein Herz wieder einschloss, als ob er mitten im Frühjahr noch im tiefsten Winter gestrandet wäre.

Nach einer viertägigen Wanderung erreichten Rood und Olith das Flussufer.

Es hatten sich bereits Hunderte von Leuten versammelt. Man hatte Hütten am Ufer errichtet, Pyramiden aus Speeren und Bögen gebaut und sogar schon ein großes Megaloceros-Männchen erlegt. Die Leute hatten

sich mit farbenfrohen Mustern aus Ocker und Pflanzenfarben bemalt. Die Muster hatten gemeinsame Elemente, die die Einheit des Clans unterstrichen und durch Variantenreichtum und Phantasie zugleich von der Identität und Kraft der verschiedenen Gruppen kündeten.

Ungefähr fünfhundert Leute würden sich wahrscheinlich zu dieser Zusammenkunft einfinden – nicht dass jemand sie gezählt hätte. Das würde etwa die Hälfte aller Leute auf dem Planeten ausmachen, die eine Sprache sprachen, die der von Rood auch nur entfernt ähnelte.

Die Gruppe aus der Heimat, die Rood und Olith begleitet hatte, schwärmte aus. Viele suchten nach einem Partner: vielleicht nur für eine Frühlings-Romanze, vielleicht aber auch mit der Perspektive für eine langfristige Beziehung. Diese ein paar Tage dauernde Zusammenkunft war die einzige Gelegenheit, jemand anderen kennen zu lernen oder sich zu vergewissern, ob das dürre Kind, an das man sich noch vom letzten Jahr erinnerte, schon in der Art und Weise erblüht war, wie man sich das vorstellte.

Rood erspähte eine Frau namens Dela. Sie war rund und drall, lachte laut und war eine vorzügliche Großwildjägerin. In jüngeren Jahren war sie eine Schönheit gewesen, mit der Rood ein paar Mal beieinander gelegen hatte. Wie er sah, hatte sie – typisch – ein großes Zelt aus Tierhaut aufgeschlagen, die mit bunten, lebendigen Darstellungen laufender Tiere bemalt war.

Rood und Olith gingen am Ufer entlang. Dela begrüßte ihn mit einer Umarmung und einem herzhaften Klaps auf den Rücken, und dann servierte sie ihnen Rindentee und Obst. Dela musterte Olith, wobei sie sich offensichtlich fragte, was mit Mesni war; aber sie sagte nichts.

Ein großes Feuer loderte schon auf der offenen Fläche vorm Zelt, und jemand warf Fischtran hinein, sodass es laut knisterte und knackte. Es waren Delas Leute, die den Megaloceros mitgebracht hatten. Kräftige junge Frauen weideten den Kadaver aus, und die Luft war vom Geruch nach Blut und Kot erfüllt.

Rood und Olith setzen sich mit Dela an ein kleines Feuer. Dela fragte Rood, wie erfolgreich die diesjährige Jagd bisher gewesen sei, und er antwortete höflich. Sie sprachen darüber, wie die Jagdsaison sich dieses Jahr angelassen hatte, wie die Tiere sich verhielten, welche Schäden die Winterstürme angerichtet hatten, wie hoch die Fische sprangen und

darüber, dass jemand eine Möglichkeit gefunden hatte, eine Bogensehne so zu behandeln, dass sie haltbarer wurde und dass jemand anders auf die Idee gekommen sei, Mammut-Elfenbein in Urin zu trinken, sodass man es gerade zu klopfen vermochte.

Die Versammlung diene dem Austausch von Informationen, Nahrungsmitteln, Bedarfsgütern und als Partnersuche. Die Redner schmückten Erfolge nicht aus und beschönigten auch keine Fehlschläge. Wenn sie etwas zu sagen hatten, taten sie das nach bestem Wissen und in allen Details und ließen auch Fragen anderer Gesprächsteilnehmer zu. Was zählte, war Genauigkeit, nicht Prahlerei. Für Leute, deren Überleben von Kultur und Wissen abhing, waren Informationen nicht mit Gold aufzuwiegen.

Schließlich kam Dela aber auf das Thema zu sprechen, das ihr sichtlich am Herzen lag.

»Und Mesni?«, fragte sie vorsichtig. »Ist sie zu Hause bei den Kindern geblieben? Jahna muss doch schon groß geworden sein.«

»Nein«, sagte Rood sanft und spürte, wie Olith seine Hand ergriff. Dela lauschte schweigend, als er in allen schmerzlichen Einzelheiten erzählte, wie er seine Kinder im Schneesturm verloren hatte.

Als er geendet hatte, nahm Dela mit abgewandtem Blick einen Schluck Tee. Rood hatte das unbestimmte Gefühl, dass sie etwas wusste, aber nicht damit rausrückte.

Um das Schweigen zu brechen, erzählte Dela schließlich die Geschichte ihres Lands.

»Und dann fielen die beiden im Schnee verlorenen Brüder. Einer starb. Doch der andre stand wieder auf und trauerte um seinen Bruder. Und dann sah er einen Fuchs, wie er etwas unter einem Baumstamm vergrub. Das weiße Fell verschmolz fast mit dem Schnee. Der Fuchs ging fort. Aber der Bruder wusste, dass ein Fuchs zur Stelle zurückkehrt, wo er etwas vergraben hat. Also legte er eine Schlinge aus und wartete. Als der Fuchs zurückkam, fing der Bruder ihn. Doch bevor er ihn noch zu töten vermochte, sang der Fuchs ihm ein Lied. Es war ein Klagelied für den verlorenen Bruder und es ging so...«

Wie Jo'ons Traumzeit-Legenden waren diese Geschichten und Lieder eine Art ›phantastischer Realismus‹ mit einer spezifischen Handlung und einem wahren Kern. Es handelte sich um eine mündliche Überlieferung.

Ohne eine Schrift zum Aufzeichnen realer Ereignisse musste man sich eben auf das Gedächtnis verlassen. Wenn Träume und die Tänze der Schamanen ein Mittel waren, um zahlreiche Informationen zur Unterstützung intuitiver Entscheidungsfindung zu integrieren, waren die Lieder und Geschichten eine Hilfe, um diese Informationen überhaupt erst zu speichern.

Erstaunlicherweise entwickelte die Geschichte, die Dela erzählte, eine Eigendynamik. Während die Geschichte von einem Zuhörer zum andern weitergegeben wurde, wurden die Elemente durch Verständnisfehler und Ausschmückungen ständig verändert. Die meisten Änderungen waren indes nur Details, vergleichbar mit dem so genannten DNA-Junk, scheinbar unnützen genetischen Codierungssequenzen. Der Gehalt der Geschichte – der Tenor, die Eckpunkte und die Pointe – blieb in der Regel stabil. Aber nicht immer: Manchmal wurde eine wesentliche Adaption vorgenommen, ob sie nun vom Sprecher beabsichtigt war oder nicht, und wenn das neue Element die Geschichte verbesserte, wurde es eben beibehalten. Die Geschichten, wie auch andere Aspekte der Kultur der Leute, nahmen eine eigene Entwicklung, die in den Arenen des weitläufigen Bewusstseins der neuen Leute sich vollzog.

Jedoch war Delas Geschichte weder ein reines Märchen noch eine Gedächtnisstütze. Mit ihrer Geschichte – indem sie die Entstehungsgeschichte ihres Lands darstellte und indem ihr Publikum sie durch Zuhören zur Kenntnis nahm – begründete sie eine Art Titel. Nur wenn man das Land gut genug kannte, um seine wahre Geschichte zu erzählen, vermochte man seine Rechte am Land geltend zu machen. Es gab hier keine schriftlichen Verträge, keine Urkunden und keine Gerichte; Delas Anspruch auf das Land wurde einzig und allein durch das Verhältnis von Erzähler und Zuhörer begründet und auf Zusammenkünften wie diesen bestätigt.

Plötzlich ertönten ein lautes Zischen und ein freudiges Gebrüll vorm Zelt. Die ersten Brocken des Megaloceros waren aufs Feuer geworfen worden. Bald war die Luft vom Mund wässrig machenden Aroma des Fleisches erfüllt. Das nächtliche Fest begann.

Die Leute aßen, tanzten und vergnügten sich. Und beim Ausklang des Fests kam zu Roods Überraschung Dela auf ihn zu.

»Hör mir zu, Rood. Ich bin deine Freundin. Wir haben auch schon

einmal beieinander gelegen.«

»Eigentlich zweimal«, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln.

»Also zweimal. Was ich dir nun sage, sage ich aus Freundschaft und nicht, um dir Leid zuzufügen.«

Er runzelte die Stirn. »Was willst du mir denn sagen?«

Sie seufzte. »Es gibt da so eine Geschichte. Ich habe sie vor nicht einmal zwei Tagen hier gehört; eine Gruppe aus dem Süden hat sie erzählt. Sie sagen, dass in einem wertlosen Landstrich an der Küste ein Knochenkopf in einer Höhle bei den Klippen haust. Du verstehst? Und in dieser Höhle – so sagt man, so will ein Jäger gesehen haben – leben zwei Kinder.«

Er verstand nicht. »Knochenkopf-Junge?«

»Nein. Keine Knochenköpfe. *Leute*. Der Jäger war mit der Beute beschäftigt und hat es nur aus der Ferne beobachtet. Eins der Kinder, sagte der Jäger, sei ein Mädchen, etwa so groß.« Sie stellte es mit der Hand dar. »Und das andere...«

»Ein Junge«, sagte Rood atemlos. »Ein kleiner Junge.«

»Ich bitte dich um Entschuldigung, dass ich dir das erzählt habe«, sagte Dela.

Rood verstand. Dela glaubte, dass er über den Verlust hinweggekommen sei und dass sie nun wieder einen Funken Hoffnung im kalten Herzen entzündet hätte. »Morgen«, sagte er mit schwerer Stimme. »Morgen wirst du mich zu diesem Jäger bringen. Und dann...«

»Ja. Aber nicht jetzt.«

Später, mitten in der Nacht, legte Olith sich zu Rood, aber er war rastlos.

»Der Morgen ist bald da«, flüsterte sie. »Und dann wirst du aufbrechen.«

»Ja«, sagte er. »Olith, komm mit mir.«

Sie nickte nach kurzer Überlegung. Es wäre nicht ratsam für ihn gewesen, allein zu reisen. Sie hörte, dass er mit den Zähnen knirschte, berührte seinen Mund und spürte die verspannten Muskeln. »Was ist denn?«

»Wenn da wirklich ein Knochenkopf-Mann ist – wenn er ihnen etwas angetan hat...«

»Du machst dir unnötige Gedanken«, sagte sie sanft. »Du musst dich ausruhen. Schlaf jetzt.«

Doch Rood fand keinen Schlaf.

III

Der Knochenkopf kehrte zur Höhle zurück. Jahna sah, dass er eine Robbe dabei hatte, *das ganze Tier* – es war ein dickes, schweres Männchen, das er sich über die Schulter geworfen hatte. Obwohl sie schon ein paar Wochen in dieser Höhle unter dem Rand der Klippe war, erstaunte seine Kraft sie immer wieder.

Millo kam mit flatterndem Umhang im Knochenkopf-Stil angerannt.

»Eine Robbe! Eine Robbe! Heute Abend werden wir gut essen!« Er umklammerte die baumstammartigen Beine des Knochenkopfs.

Genauso wie er die Beine seines Vaters umklammert hatte. Jahna verdrängte diesen unwillkommenen Gedanken; damit durfte sie sich nicht mehr belasten, denn sie musste stark sein.

Der Knochenkopf, der von der Anstrengung schwitzte, ein solches Gewicht vom Strand über den Sims der Klippe hier heraufzuschleppen, schaute auf den Jungen hinab. Dann stieß er ein paar gutturale Grunzlaute aus, ein Gestammel ohne irgendeine Bedeutung... oder zumindest glaubte Jahna, dass es nichts bedeutete. Manchmal fragte sie sich, ob er doch Worte sprach – Knochenkopf-Worte, welch seltsame Vorstellung –, die sie nur nicht verstand.

Sie trat vor und zeigte auf den hinteren Bereich der Höhle. »Leg die Robbe dorthin«, befahl sie. »Wir werden sie gleich zerlegen. Schau, ich habe schon ein Feuer gebaut.«

Das hatte sie wirklich. Schon vor Tagen hatte sie eine Grube für eine ordentliche Feuerstelle ausgehoben und die hässlichen Ascheflecken beseitigt, mit denen der Boden übersät war. Und dann hatte sie die Höhle erst einmal entrümpelt. Sie war in Ekel erregender Unordnung gewesen, in dem Nahrungsreste, Fetzen von Tierhäuten und Werkzeug mit allem möglichen Unrat vermengt waren. Nun schien die Höhle immerhin fast bewohnbar.

Das heißt für Leute. Sie fragte sich aber lieber nicht, was ›bewohnbar‹ für die mächtige Kreatur bedeutete, die sie sich als Knochenkopf vorstellte.

Im Moment machte der Knochenkopf einen unzufriedenen Eindruck. In diesem Zustand war er unberechenbar. Knurrend warf er die Robbe auf den Boden und stapfte verschwitzt, verschmutzt und mit meersalzverkrusteter Haut in den hinteren Abschnitt der Höhle, um ein Nickerchen zu machen.

Jahna und Millo nahmen derweil die Robbe aus. Sie war durch einen Speerstoß ins Herz getötet worden, der eine große hässliche Einstichstelle hinterlassen hatte. Jahna schauderte bei der Vorstellung, welcher Kampf diesem Todesstoß vorausgegangen sein musste. Mit den scharfen Steinklingen ging den Kindern das Ausnehmen und Zerlegen des großen Meeressäugers aber schnell von der Hand.

Der Knochenkopf wachte gewohnheitsmäßig rechtzeitig zum Essen auf. Die Kinder aßen das Fleisch gut durchgebraten. Der Knochenkopf aß es fast roh. Er holte sich ein großes Steak aus dem Feuer, ging damit zu seinem Lieblingsplatz am Eingang und zerriss das Fleisch mit den Zähnen. Dabei betrachtete er den Sonnenuntergang. Er aß *viel* Fleisch, ungefähr doppelt so viel wie beispielsweise Rood. Dafür arbeitete er aber auch sehr hart.

Es war eine eigentümlich häusliche Szene. Aber das ging schon so, seit Jahna und Millo vor ein paar Wochen hier reingeschneit waren.

Irgendwie funktionierte es.

Es war den Alten Mann immer schwer angekommen, allein zu leben; seine Art war sehr gesellig. Und er litt auch nicht nur unter der Einsamkeit. Er hatte nämlich noch das alte ›Schubladen-Bewusstsein‹. Die meisten Vorgänge in seinem großen Schädel liefen unbewusst ab; es war, als ob seine Hände die Feuerstein-Werkzeuge fertigten und nicht *er*. Erst beim Zusammentreffen mit Leuten lebte er wirklich auf und erlangte das volle Bewusstsein; allein schien er sich in einem halb bewussten Traumzustand zu befinden. Für die Art des Alten Manns waren andere Leute wie Leuchtfeuer in der Landschaft. Ohne die Gesellschaft anderer Leute war die Welt öde, leblos und statisch.

Deshalb hatte er die dünnen Kinder mit ihrem Geplapper und ihrer Wuseligkeit auch geduldet, deshalb hatte er sie auch ernährt und sogar gekleidet. Und deshalb würde er auch bald dem Tod ins Auge sehen.

»Millo. Schau«, flüsterte Jahna. Sie schaute sich um und vergewisserte sich, dass der Knochenkopf sie nicht sah. Dann scharrte sie im Schmutz

und brachte eine Anzahl verkohlter Gebeine zum Vorschein. Millo stockte der Atem. Er hob einen Schädel auf. Er hatte ein vorspringendes Gesicht und einen dicken Wulst über den leeren Augenhöhlen. Aber der Schädel war klein, kleiner noch als Millos Kopf; er musste einem Kind gehört haben. »Wo hast du das gefunden?« »Im Boden«, flüsterte sie. »Vorn in der Höhle, als ich saubergemacht habe.«

Millo ließ den Schädel fallen, und er schlug klappernd auf die anderen Knochen. Der Knochenkopf schaute trübe herüber. »Das ist furchtbar«, flüsterte Millo. »Vielleicht hat er sie getötet. Der Knochenkopf. Vielleicht frisst er kleine Kinder.«

»Nein, du Dummerchen«, sagte Jahna. Als sie aber die Angst im Gesicht ihres Bruders sah, legte sie den Arm um ihn. »Er hat es wahrscheinlich erst in den Boden gelegt, als es schon tot war.«

Daraufhin bibberte Millo nur noch mehr. Aber sie hatte ihm doch keine Angst machen wollen. Sie schob den Schädel weg, sodass er ihn nicht mehr sah und erzählte ihm eine Geschichte, um ihn zu beruhigen.

»Hör mir mal zu. Vor langer, langer Zeit waren die Leute wie die Toten. Die Welt war dunkel, und sie hatten trübe Augen. Sie lebten in einem Lager, wie sie es heute noch tun, und sie taten die Dinge, die sie heute noch tun. Doch alles war dunkel und unwirklich, wie Schatten. Eines Tages kam ein junger Mann ins Lager. Er war zwar wie die Toten, aber er war neugierig – er war anders. Er ging gern Fischen und Jagen. Und er fuhr immer weiter aufs Meer hinaus als alle anderen. Die Leute fragten sich, wieso...«

Während sie die Geschichte mit sanfter Stimme erzählte, entspannte Millo sich, lehnte sich an sie und schlief just in dem Moment ein, als die Sonne im Meer versank. Sogar der große Knochenkopf döste, wie sie sah; er war an der Wand zusammengesunken und rülpste leise. Vielleicht hörte er ihr auch zu.

Ihre Geschichte war ein Schöpfungsmythos, eine Legende, die schon über zwanzigtausend Jahre alt war. Solche Legenden, wonach Jahnas Gruppe die Krone der Schöpfung sei, dass ihre Lebensart die einzig wahre sei und dass alle anderen Untermenschen seien, lehrten die Leute, sich mit Leidenschaft um sich selbst, ihre Verwandten und ein paar hochgehaltene Ideale zu kümmern.

Und keine Rücksicht auf andere Menschen zu nehmen, und schon gar nicht auf solche Nicht-Leute wie die Art des Alten Manns.

»... Eines Tages sahen sie, dass der junge Mann mit einem Seelöwen zusammen war. Er schwamm mit ihm im Meer. Und er vereinigte sich mit ihm. Empört zogen die Leute den jungen Mann aus dem Wasser und fingen den Seelöwen ein. Und als sie ihn schlachteten, fanden sie einen Fisch in seinem Bauch. Es war ein fatter Fisch.« Sie meinte eine Olache. »Der Fisch war vom jungen Mann gezeugt worden. Er war weder Mensch noch Fisch, sondern etwas anderes. Also warfen die Leute ihn aufs Feuer. Sein Kopf ging in Flammen auf und erstrahlte in einem Licht, das sie blendete. So stieg der Fisch-Junge in den Himmel auf. Der Himmel war natürlich dunkel. Dort suchte der Fisch-Junge nach dem Ort, wo das Licht sich versteckte. Er hoffte, das Licht zu überlisten, damit es auf die dunkle Welt herunterkam. Und dann...« Und dann kam ihr Vater herein.

Der Alte Mann war ein Neandertaler.

Seine Art hatte in Europa, über die extremen Umschwünge der Eiszeiten hinweg, für eine Viertelmillion Jahre überlebt. Auf ihre Weise waren die robusten Leute überaus erfolgreich gewesen. Sie hatten sich hier am Rand der Welt unter sehr ungünstigen Umweltbedingungen einen Lebensraum geschaffen, wo das Klima nicht nur rau, sondern auch trügerisch war und jäh umzuschlagen vermochte und wo die Ressourcen von Fauna und Flora knapp waren und ständigen Schwankungen unterlagen.

Für eine lange Zeit hatten sie sich sogar gegen die Kinder der Mutter zu behaupten vermocht. In den Warmphasen drängten die neuen Menschen von Süden nach Europa herein. Mit den kräftigen Körpern, den großen, als ›Wärmetauscher‹ dienenden Nebenhöhlen und dem robusten Verdauungsapparat vermochten die Robusten der Kälte besser zu widerstehen als die Neuankömmlinge. Und mit ihrer bärenartigen Statur waren sie formidable Nahkämpfer und harte Gegner für die Menschen, bessere Technologie hin oder her. Und wenn dann die nächste Abkühlung einsetzte, zogen die Einwanderer sich wieder in den Süden zurück, und die robusten Leute nahmen ihr altes Land wieder in Besitz. Dies war immer wieder geschehen. Im südlichen Europa und im Nahen

Osten gab es Höhlen und andere Stätten, wo Schichten menschlichen Abfalls von Neandertaler-Müll überlagert wurden, auf die dann wieder eine menschliche Deponie folgte.

Und während der letzten Warmzeit waren die modernen Menschen wieder nach Europa und Asien eingesickert. Sie hatten sich kulturell und technologisch weiterentwickelt. Und diesmal hatten die Robusten auf verlorenem Posten gestanden. Schließlich waren sie in Asien ausgerottet und in ihre kalte Festung Europa zurückgedrängt worden.

Der Alte Mann war zehn Jahre alt gewesen, als die ersten dünnen Jäger ins Lager seiner Leute gewankt waren.

Das Lager war am südlichen Ufer eines Flusses errichtet worden, der ein paar Kilometer landeinwärts vom Kliff verlief und günstig an Wanderwegen der Pflanzenfresser-Herden gelegen, die über die Landschaft wogen. Sie lebten hier nach alter Väter Sitte und warteten nur darauf, dass die Jahreszeiten ihnen die Herden auf dem Präsentierteller darboten. Das Flussufer war ein guter Platz gewesen. Bis die Dünnen kamen.

Es hatte keinen Krieg gegeben. Es hatte ein komplexer, blutiger und lang anhaltender Verdrängungswettbewerb stattgefunden.

Anfangs hatte es sogar noch eine Art Handel gegeben, wobei die Dünnen Meeresfrüchte für Fleisch von den großen Tieren tauschten, die die Robusten mit ihren Stoßspeeren und der großen Körperkraft zu erlegen vermochten. Aber die Dünnen schienen unersättlich. Und mit den eigentümlichen schlanken Speeren und den Holzstücken, die so weit flogen, erwiesen die Dünnen sich als zu gute Jäger. Bald lernten die Tiere daraus und änderten ihre Gewohnheiten. Sie folgten nicht länger den alten Pfaden und versammelten sich auch nicht mehr an den Seen, Teichen und Flüssen, sodass die Robusten weit ausschwärmen mussten auf der Suche nach der Beute, die ihnen früher sozusagen an der Haustür vorbeigelaufen war.

In der Zwischenzeit hatte der Kontakt der Leute des Alten Mannes mit den Dünnen sich zwangsläufig intensiviert.

Dünne und Robuste hatten gelegentlich Geschlechtsverkehr miteinander, freiwillig und unfreiwillig. Es hatte auch Kämpfe gegeben. Wenn man einen Dünnen im Nahkampf stellte, vermochte man ihm oder ihr mühelos das Rückgrat zu brechen oder diesen großen Blasen-Schädel mit einem

einzigsten Schlag zu zerschmettern. Nur dass die Dürren sich auf keinen Nahkampf einließen. Sie kämpften aus der Distanz, mit hart geworfenen Speeren und fliegenden Pfeilen. Und die Robusten hatten dem nichts entgegensetzen: Obwohl sie nun schon viele zehntausend Jahre neben den Dürren lebten, hatten die Nachkommen von Kieselstein es nicht vermocht, auch nur ihre einfachsten Erfindungen zu kopieren. Zumal man die Dürren auch kaum *sah*, wenn sie um einen herumliefen und sich mit ihren vogelartigen Stimmen etwas zuzwitscherten. Sie waren wie huschende Schemen, als ob die Welt zu langsam, zu statisch für sie wäre. Und was man nicht sah, vermochte man auch nicht zu bekämpfen. Schließlich war der Tag gekommen, als die Dürren den Entschluss gefasst hatten, sich den Ort anzueignen, wo die Leute des Alten Manns lebten – ihr Zuhause am Flussufer.

Es war eine leichte Übung für sie gewesen. Sie hatten die meisten Männer und ein paar Frauen getötet. Die Überlebenden jagten sie davon und überließen sie ihrem Schicksal. Als der Alte Mann von einer Einzelexpedition am Fluss entlang zurückkehrte, brannten die Dürren gerade die Hütten ab und räumten die Höhlen leer, die Stätten, wo die Gebeine der Vorfahren des Alten Mannes hundert Generationen tief begraben lagen.

Danach wanderten die Leute ziellos umher; sesshafte Geschöpfe, denen man ein Nomadendasein aufgezwungen hatte. Wenn sie sich woanders niederlassen wollten, machten die Dürren ihnen bald wieder einen Strich durch die Rechnung. Viele von ihnen verhungerten.

Schließlich hatten sie sich in die Lager der Dürren begeben müssen. Trotz allem lebten immer noch viele seiner Artgenossen, aber sie waren wie die Knochenköpfe, die Jahnas Lager folgten und wie Ratten vom Müll lebten – und auch nur, solange die Dürren sie duldeten. Ihr Schicksal war bereits besiegelt.

Alle außer dem Alten Mann. Der Alte Mann hatte sich von den Plätzen der Dürren ferngehalten. Er war nicht der Letzte seiner Art. Aber er war der Letzte, der wie seine Vorfahren vor der Ankunft der modernen Menschen lebte. Er war der Letzte, der frei lebte.

Als Mutter nur sechzigtausend Jahre vor Christi Geburt gestorben war, hatte es noch viele verschiedene Arten von Leuten auf der Welt gegeben. Einmal waren da Mutters menschenartige Leute in manchen Teilen von

Afrika gewesen. In Europa und im westlichen Asien lebten robuste Leute wie Kieselstein und Neandertaler. Im östlichen Asien gab es noch immer Gruppen der dünnen, kleinköpfigen Läufer, den Homo erectus. Die alte Komplexität der Hominiden mit den vielen Varianten, Unterarten und sogar Mischformen der verschiedenen Arten hatte noch Bestand. Mit der Revolution, die in Mutters Generation ausbrach und mit der darauf folgenden Expansion veränderte sich das alles. Es war kein Genozid und in keiner Weise geplant. Es war eine Sache der Ökologie. Die verschiedenen Formen von Menschen konkurrierten um dieselben Ressourcen. Über die ganze Welt lief eine Welle der Auslöschung hinweg – ein menschliches Artensterben –, eine Welle letzter Kontakte und Abschiede ohne Bedauern, als eine menschliche Spezies nach der andern im Orkus der Geschichte verschwand. Für eine Weile überlebten die Läufer noch in der Isolation der indonesischen Inselwelt und führten fast unverändert ein Leben, wie Weit es vor so langer Zeit getan hatte. Doch als der Meeresspiegel dann erneut sank, wurden die Brücken zum Festland wiederhergestellt, und die modernen Menschen kamen herüber – und für die Läufer war nach einer langen und statischen, ungefähr zwei Millionen Jahre umspannenden Geschichte das Spiel aus. Diese Entwicklung war unvermeidlich. Und bald würde es gar keine Leute mehr auf der Welt geben – außer einer einzigen Art. Nach dem Verlust seiner Familie war der Alte Mann von den Dürren nach Westen geflohen. Und hier, in dieser Höhle hatte der Alte Mann die Westküste Europas erreicht, die Gestade des Atlantiks. Der Ozean war eine unüberwindliche Barriere. Er konnte nicht weiter. Jahnas Zusammentreffen mit dem Alten Mann war der allerletzte Kontakt.

Rood, dessen Silhouette sich gegen den Sonnenuntergang abzeichnete, war staubig und überhitzt. An seiner Seite war Olith, Jahnas Tante. Rood ließ den Blick durch die Höhle schweifen und machte große Augen. Für Jahna war es, als ob sie schlagartig aus einem Albtraum erwachte. Sie ließ das Stück Tierhaut fallen, an dem sie gearbeitet hatte, rannte über einen Boden, der sie plötzlich verdreht und ungepflegt anmutete und warf sich ihrem Vater in die Arme. Dann weinte sie wie ein Baby, während ihr Vater ihr linkisch den primitiven Knochenkopf-Umhang

tätschelte, in dem sie steckte.

Der Knochenkopf regte sich. Die Schatten der beiden Erwachsenen, die von der sinkenden Sonne geworfen wurden, fielen als Streifen auf ihn. Er beschirmte die Augen mit der Hand. Dann knurrte er und versuchte verschlafen und mit vollem Bauch auf die Füße zu kommen.

Rood schob die Kinder zu Olith, die sie festhielt. Dann hob er einen Stein über den Schädel des schlaftrunkenen Knochenkopfs.

»Nein!«, rief Jahna. Sie riss sich von Olith los und fiel ihrem Vater in den Arm.

Rood schaute zu ihr herab. Und sie wusste, dass sie eine Wahl treffen musste.

Jahna dachte für einen Moment nach. Sie erinnerte sich an die Muscheln, die Robben und die Feuer, die sie gebaut hatte. Und sie schaute auf den hässlichen, unförmigen Brauenwulst des Knochenkopfs. Sie ließ den Arm ihres Vaters los.

Roods Arm sauste hinab. Es war ein fürchterlicher Schlag. Der Knochenkopf fiel nach vorn. Aber Knochenkopf-Schädel waren dick. Jahna hatte den Eindruck, dass der Alte Mann selbst jetzt noch in der Lage gewesen wäre, wieder aufzustehen und zu kämpfen. Aber das tat er nicht. Er verharrte auf Händen und Knien im Schmutz seiner Höhle. Rood musste vier-, fünfmal zuschlagen, bis er ihm den Schädel zertrümmert hatte. Lang vor dem letzten Schlag hatte Jahna sich schon abgewandt.

Sie verbrachten die Nacht in der Höhle. Der ermordete Knochenkopf lag auf dem Boden. Unter dem zerschmetterten Schädel hatte sich eine Blutlache gebildet. Am Morgen packten sie das restliche Robbenfleisch ein und rüsteten sich für die Heimreise. Doch bevor sie gingen, bestand Jahna darauf, dass sie ein großes, flaches Loch im Boden aushoben. Dort legte sie die Knochen des Kinds hinein, die sie gefunden hatte und die Leiche des Knochenkopfs. Dann schaufelte sie das Loch mit den Händen zu und stampfte die Erde fest.

Als sie weg waren, kamen die Möwen. Sie pickten an Robbenfleischfetzen und der Lache aus getrocknetem Blut im Eingang der Höhle, von der aus man einen Blick aufs Meer hatte.

KAPITEL 14

~~~~~ DIE AUSSCHWÄRMENDEN MENSCHEN

*Anatolien, Türkei,
vor ca. 9600 Jahren*

~~~~~

#### I

Sions silberhelles Lachen hallte über den leeren Platz. Ein Hund, der im Schatten der Männer-Hütte schlummerte, zog schläfrig ein Augenlid hoch, um nach der Ursache der Störung zu spähen, und ließ es wieder sinken.

Die Mädchen lagen auf dem staubigen, festgestampften Erdboden des Dorfes. Es wurde von der großen windschiefen Männer-Hütte beherrscht, einer wenig Vertrauen erweckenden Konstruktion aus Bohlen und Schilf. Die Hütten der Frauen umstanden diesen ›groben Klotz‹ als kleinere Satelliten. Ein lautes Schnarchen aus der Männer-Hütte sagte den Mädchen, dass der Schamane sich nach einer anstrengenden Nacht mit Bier und Visionen ausschließ. Nichts regte sich: weder die Hunde noch die Menschen. Die meisten Männer waren auf der Jagd, und die Frauen dösten mit den kleinen Kindern in ihren Hütten. Es liefen nicht einmal größere Kinder umher.

Sion verrieb noch etwas Fenchel auf dem Mais. Das aromatische Öl des Fenchels war eigentlich ein Schutz, den die Pflanze schon vor dem Tod der Dinosaurier entwickelt hatte; das Öl sollte die Blätter schmieren, damit lästige Insekten keinen Halt darauf fanden. Und nun würzte das Resultat dieses evolutionären Wettrüstens Sions Imbiss. »Du machst Witze«, sagte Sion. »Juna, ich liebe dich von ganzem Herzen. Aber du bist der oberflächlichste Mensch, den ich kenne. Seit wann interessiert

*du dich auch nur eine getrocknete Feige für Charakter...?«*

Juna schoss brennende Röte ins Gesicht.

»Aha. Es gibt noch etwas, das du mir nicht sagen willst.« Sion musterte Junas Gesicht, wie ein erfahrener Jäger seine Beute taxierte. »Habt ihr beide etwa schon beieinander gelegen?«

»Nein«, blaffte Juna.

Sion war immer noch argwöhnisch. »Ich glaube nicht, dass Tori schon bei irgendjemandem lag. Außer bei Acta natürlich.« Acta war einer der ältesten Männer – zugleich auch der dickste –, aber er stellte nach wie vor seine Stärke als Jagdführer unter Beweis und sicherte sich somit seine Rechte an den Jungen und jungen Männern. »Ich weiß, dass Tori genug davon hat, dass Acta mit seinem stinkenden Schwanz in ihm herumstochert. Das hat Jaypee mir nämlich gesagt! Bald wird er mit einer Frau zusammen sein wollen. Aber jetzt noch nicht...«

Juna vermochte ihrer Schwester nicht in die Augen zu schauen, denn sie *hatte* bei Tori gelegen, wie Sion schon vermutet hatte. Es war in einem Gebüsch passiert, als Tori sich mit Bier betrunken hatte. Sie wusste nicht, weshalb sie ihn ranließ. Sie hatte nicht einmal gewusst, ob er es überhaupt richtig gemacht hatte. Am liebsten hätte sie ihrer Schwester alles erzählt, dass die Blutung aufgehört hatte und dass sie schon spürte, wie das neue Leben in ihr sich regte, aber das konnte sie nicht. Die Zeiten waren hart – die Zeiten waren eigentlich immer hart –, und es war nicht der richtige Zeitpunkt, um sich von einem grünen Jungen ein Kind machen zu lassen. Sie hatte Tori auch noch nichts davon gesagt und nicht einmal ihrer Mutter, Pepule, die selbst ein Kind erwartete. »Sion, ich...«

Plötzlich spürte sie eine heiße und schwere Hand auf dem Arm und roch einen würzig riechenden Atem. »Hallo, Mädels. Habt ihr schon was vor?« Juna zuckte zurück und zog den Arm weg.

Das war Cahl, der Bier-Mann. Er war ein großer Mann und noch fatter als Acta, und er trug eine seltsam einengende Kleidung: eine knapp geschnittene Jacke und Hose, grobe Lederschuhe und einen Strohhut. Auf dem Rücken hatte er einen mit Bier gefüllten Lederbeutel, in dem es gluckerte, als er sich neben ihnen hinhockte. Er hatte ein pockennarbiges Gesicht, das wie der Erdboden nach einem starken Regen anmutete, und die Zähne waren hässliche braune Stümpfe. Und der Blick, mit dem er

Juna angrinste, war von einer raubtierartigen Intensität.

Sion schaute ihn finster an. »Wieso gehst du nicht dorthin zurück, wo du hergekommen bist? Niemand will dich hier haben.«

Er runzelte flüchtig die Stirn und versuchte zu deuten, was sie gesagt hatte. Seine Sprache unterschied sich von ihrer. Es wurde gemutmaßt, dass Cahls Leute irgendwo aus dem fernen Osten gekommen waren und ihre eigentümliche Sprache mitgebracht hatten. »Ach«, sagte er schließlich, »viele Leute wollen mich hier haben. Manche sogar ganz besonders. Du würdest dich wundern, was die Leute mir als Gegenleistung dafür geben, was ich ihnen gebe.« Er setzte wieder diesen lüsternen Blick auf und bleckte braune, verfaulte Zähne. »Vielleicht sollten wir einmal darüber reden, du und ich«, sagte er zu Juna.

»Vielleicht sollten wir herausfinden, was wir füreinander tun können.«

»Bleib mir vom Hals«, sagte Juna mit zitternder Stimme.

Doch Cahl starrte sie unverwandt an, wie die Schlange das Kaninchen. Erleichtert hörte sie die Schritte der zurückkehrenden Männer, deren bloße Füße im Dreck knirschten. Die nackten Körper waren staubverkrustet, und sie waren sichtlich erschöpft. Juna sah, dass das Dutzend Männer außer ein paar Kaninchen und Ratten schon wieder mit leeren Händen nach Hause gekommen war; größere Tiere waren sehr selten.

Acta hatte Tori den feisten Arm um die Schultern gelegt. Juna wich dem Blick des schlanken Jungen aus und hätte doch zu gern gewusst, was er gerade dachte. Wie würde er wohl reagieren, wenn sie ihm erzählte, was bei ihren unbeholfenen Spielchen herausgekommen war?

Cahl wandte sich von den Mädchen ab, stand auf und hob den Lederbeutel mit Bier über den Kopf. »Willkommen, ihr Jäger!«

Acta ging zu ihm hin. Die Zunge hing dem Alten aus dem Mund, als ob der schwere Sack göttlichen Nektar enthielte. »Cahl, mein Freund. Ich hoffe, dass du hier wärst. Du bist ein besserer Schamane als der alte Narr in der Hütte.«

Sion stockte bei dieser schnoddrigen Blasphemie der Atem.

Cahl reichte ihm den Bierbeutel rüber. »Du siehst so aus, als ob du einen Schluck vertragen könntest.«

Acta schnappte sich den Beutel und drückte ihn an sich. Zugleich erschien ein Anflug der alten Verschlagenheit in den tief liegenden



Schweinsäuglein. »Und die Bezahlung? Du siehst selbst, wie arm wir dran sind. Wir haben kaum genug Fleisch für uns. Aber...«

»Aber«, sagte Cahl gleichmütig, »ihr werdet mein Bier trotzdem nehmen. Stimmt's?« Und er starrte Acta an, bis der den Blick senkte. Ein paar Männer raunten bei diesem Zeichen von Schwäche missbilligend. Doch was Cahl sagte, entsprach offensichtlich der Wahrheit. Er klopfte Acta leutselig auf die Schulter. »Wir können uns später darüber unterhalten. Ruh dich erstmal im Schatten aus. Und was mich betrifft...«

»Nimm sie«, nuschelte Acta, ohne den Blick vom Bier zu wenden.

»Mach, was du willst.« Dann schlurfte er zur Hütte der Männer. Die anderen erfolglosen Jäger warfen das Fleisch vor die Hütten der Frauen und folgten Acta, um sich auch einen hinter den Knorpel zu gießen. Bald hörte Juna das Knurren des Schamanen, dessen Lebensgeister vom Biergeruch flugs wieder geweckt wurden.

Cahl kam zu den Mädchen zurück. Er schüttelte den Kopf. »Bei mir zu Hause würde man einen solchen Volltrottel rausschmeißen.«

Sion bekam eine Gänsehaut bei dieser neuerlichen Beleidigung. »Die Jungen leben bei den Männern in der Männer-Hütte. Sie ist ein Ort der Weisheit, wo die Jungen zu Männern werden. Und jeder Mann hat noch ein kleines Haus für seine Frau, Töchter und die kleinen Söhne. Das ist unsre Art zu leben. So haben wir immer schon gelebt.«

»Das ist vielleicht eure Art zu leben, aber nicht meine«, sagte Cahl unverblümt.

Diese Worte weckten irgendwie Junas Neugier.

Das Einzige, was sie über die neuen Leute wussten – außer dass sie begnadete Bierbrauer waren – war, dass ihrer sehr viele waren. Unter den Frauen ging das Gerücht, dass bei den Fremden kein Baby ausgesetzt wurde – kein einziges. Und deshalb gab es auch so viele, obwohl niemand wusste, wovon sie überhaupt lebten. Vielleicht streiften heute noch große Herden durch ihre Täler und Ebenen, wie sie es in längst vergangenen Zeiten getan hatten: in den Zeiten, von denen die Legenden kündeten.

»Wen?«, fragte Sion leise.

»Wen?«

»Nimm sie«, hat Acta gesagt. Wen?«

»Ach so, seine Frau«, sagte Cahl. »Pepule... Aha. Nun wird mir klar,

wieso du dich so dafür interessierst. Acta ist nicht dein Vater, *aber Pepule ist deine Mutter*, nicht wahr?« Er grinste und schaute Juna mit diesem steinharten Blick an. »Das macht es noch reizvoller. Während ich es ihr besorge, werde ich an dich denken, Kleines.«

»Pepule trägt ein Kind in sich«, sagte Sion kalt.

»Ich weiß.« Er grinste. »So mag ich sie gerade. Geil, diese dicken Bäuche.« Wieder richtete er den harten, berechnenden Blick auf Juna. Dann nahm er eine Prise gemahlenen Korns aus ihrem Mörser und ging zur Hütte ihrer Mutter.

Unzufrieden und irgendwie verängstigt überließ Juna die Männer ihrem Trinkgelage und unternahm mit Sheb, ihrer Großmutter, einen Streifzug durch die Landschaft. Die fast sechzigjährige Sheb bewegte sich vorsichtig. In ihrem langen Leben war sie noch nie verletzt oder ernstlich krank gewesen und war noch sehr rüstig.

Die Leute lebten auf einem Hochplateau. Das Land war trocken, flach und eintönig. Die Vegetation war spärlich und bohrte die Wurzeln auf der Suche nach Wasser tief in den Boden. Es gab wohl Bäche und Flüsse, aber das waren bloße Rinnsale, die zwischen weit auseinander liegenden Ufern dahinplätscherten – ein schwacher Abglanz der Ströme, die hier einst durchgeflossen waren.

Die nackten Frauen, die nur mit einem Seil und kurzen Speeren mit Steinspitzen ausgerüstet waren, durchstreiften das Gelände und stellten und kontrollierten Fallen für die kleinen Tiere, von denen die Leute hauptsächlich lebten. Sie hätten gestaunt, wenn sie die mächtigen Herden der Pflanzenfresser gesehen hätten, denen Jahna und ihre Leute einst gefolgt waren, obwohl ihre Legenden von besseren Zeiten in der Vergangenheit kündeten.

»Wieso trinken die Männer eigentlich Bier?«, fragte Juna. »Das macht sie hässlich und dumm. Und sie müssen zu diesem schleimigen Cahl gehen. Wenn sie schon Bier trinken müssen, sollten sie wenigstens ihr eigenes brauen. Zwar wären sie dann noch genauso blöd. Aber wenigstens würde Cahl wegbleiben.«

Sheb seufzte. »So einfach ist das nicht. *Wir* können kein Bier brauen. Niemand weiß, wie das geht; nicht einmal der Schamane. Das ist ein Geheimnis, das Cahls Leute nicht preisgeben.«

»Wenn die Männer dumm sind, können sie nicht jagen. Sie denken immer nur an das Bier. Sie kennen nichts anderes mehr.«

Sheb schüttelte den Kopf. »Ich will mich nicht mit dir streiten, Kind. Mein Vater hat nie Bier getrunken – wir hatten damals nicht einmal von Bier *gehört* –, und er war ein guter Jäger... aber schau. Da ist ein Kaninchen in der Nähe.«

Juna untersuchte die Kaninchenlosung und drückte sie zwischen den Fingern, um zu prüfen, wie alt sie war. Die Sache mit Tori brannte ihr im Herzen und auf der Zunge.

Aber Sheb gab ein anderes Thema vor. »Ich weiß noch, als ich in deinem Alter war«, sagte sie. »Einmal regnete es, als ob der Himmel seine Schleusen geöffnet hätte – tagelang. Der Boden verwandelte sich in Schlamm, in den wir alle bis zu den Knien einsanken. Und dieses Tal hier wurde mit Wasser gefüllt – nicht etwa das lehmige Rinnsal, das du nun siehst –, sondern bis hinauf zum Ufer. Siehst du die blank geschliffene Kante?« Und wirklich, als Juna genau hinschaute, erkannte sie, dass das Ufer weit über der heutigen Wasserlinie erodiert war.

Und wenn schon! Abwesend rieb Juna sich den Bauch. Die Geschichten ihrer Großmutter von heftigen Regengstürmen, einem in Schlamm verwandelten Land und dem Leben, das daraufhin erblüht war, waren die phantastischen Visionen des Schamanen. *Ihr* bedeuteten sie nichts. Was waren Regen und Flüsse schon im Vergleich zum wachsenden Klumpen in ihrem Innern?

Ihre Großmutter gab ihr eine Kopfnuss. Juna zuckte erschrocken zusammen. Sheb schaute grimmig, sodass ihr Gesicht tief zerfurcht wurde. »Es könnte nicht schaden, wenn du mir zuhörst, du dummes Kind. *Ich erinnere mich daran, wie es war*, als der letzte Regen fiel. Ich erinnere mich, wie wir uns umgestellt haben. Wie wir ins Hochland umgezogen sind. Wie wir den Fluss überquert haben. An alles. Vielleicht werde ich es nicht mehr erleben, wenn der nächste Regen fällt – aber vielleicht wirst du es erleben. Und dann wird dein Überleben davon abhängen, was ich dir heute erzähle...«

Juna wusste, dass sie Recht hatte. Alten Leuten wurde eine große Wertschätzung entgegengebracht: Juna hatte gesehen, dass, bevor Shebs Mutter gestorben war, Sheb ihr das Essen vorgekaut und in eine Schüssel gespien hatte. In dieser Gesellschaft ohne Schrifttum waren alte Leute

ein Archiv der Weisheit und Erfahrung. Und nun bestand sie darauf, dass ihre Enkeltochter ihr zuhörte.

Nur dass Juna heute nicht gewillt war, ein braves Mädchen zu sein. Sie versuchte den Trotzkopf zu spielen, fügte sich aber schließlich doch unter Shebs bösem Blick. »Ach. Sheb...« Plötzlich brach sie in Tränen aus; sie legte den Kopf auf Shebs Schulter, und die Tränen benetzten den trockenen Boden.

»Na sag schon. Was gibt's denn so Schlimmes?«

Sheb hörte sich ruhig an, was Juna zu sagen hatte. Dann stellte sie gezielte Fragen: Wer der Vater sei, ob er ihr sich genähert hätte oder umgekehrt und wieso sie gerade jetzt hatte schwanger werden wollen. Die Auskunft, dass es sich um jugendlichen Leichtsinn gehandelt habe, schien ihr gar nicht zu gefallen. Auf Junas verzweifelte Frage – »Sheb, was soll ich denn nur tun?« – antwortete sie nicht; zumindest nicht sofort.

Doch Juna glaubte, die Umrisse ihrer Zukunft in Shebs harten und traurigen Gesichtszügen zu erkennen.

Plötzlich drang ein schriller Schrei aus dem Dorf zu ihnen. Juna fasste ihre Großmutter am Arm und eilte mit ihr nach Hause.

Wie sich herausstellte, hatten bei Pepule, Junas Mutter und Shebs Tochter, vorzeitig die Wehen eingesetzt.

Als sie mit Sheb ins Lager kam, sah Juna, wie der Bier-Mann, Cahl, ostwärts zu seiner geheimnisvollen Heimat aufbrach. Er hatte einen Sack mit Gütern überm Arm und scherte sich nicht um die Schmerzensschreie der Frau, die er noch am Morgen bestiegen hatte. Juna schaute ihm in kalter Wut hinterher.

In Pepules Hütte hatten Sion und andere Hebammen sich versammelt. Juna eilte zu Pepule. Sie schaute ihre Tochter mit verquollenen, schmerzerfüllten Augen an und ergriff Junas Hand. Juna sah eine Quetschung in Form eines Handabdrucks auf der prallen Brust ihrer Mutter.

Wie in solchen Fällen üblich hatten die Frauen einen Holzrahmen aufgestellt, vor dem Pepule hockte und an dem sie sich festhielt. Andere befeuchteten den Boden unter Pepule, um ihn aufzuweichen und hoben daneben ein flaches Loch aus. Es roch nach Erbrochenem und Blut.

Juna hatte schon bei vielen Geburten zugeschaut und geholfen, doch wo sie nun selbst eine kleine Last in sich trug, teilte sie den Schmerz wie nie zuvor.

Wenigstens war es eine schnelle Geburt. Das Baby fiel einer von Pepules Schwestern förmlich in die Arme. Mit einem schnellen, routinierten Handgriff durchtrennte sie die Nabelschnur, band sie mit einem Sehnestreifen ab und wischte das Fruchtwasser mit einem Stück Leder ab. Dann versammelten die älteren Frauen, einschließlich Sheb, sich ums Baby und unterzogen es einer gründlichen Musterung.

Juna verspürte eine plötzliche, unerwartete Aufwallung von Freude. »Es ist ein Junge«, sagte sie zu Pepule. »Er sieht kerngesund aus...«

Ihre Mutter schaute sie mit leerem Blick an und wandte sich dann ab.

Juna vernahm ein Gemurmel von den Frauen, die das Baby begutachteten; eine von ihnen schaute Juna missbilligend an.

Nun sah Juna auch, was sie da machten. Sie hatten das Baby auf den Boden gelegt, wo es die ersten Atemzüge tat. Juna sah die blonden Haarsträhnen des Jungen, die durchs Fruchtwasser am Kopf klebten.

Pepules Schwester nahm einen Stock und schob das Baby ins Loch, das die Frauen gegraben hatten – als ob sie ein Stück vergammeltes Fleisch von sich schöbe. Dann schickten die Frauen sich an, das Loch zuzuschütten. Die erste Erde fiel auf das verständnislose Gesicht des Babys.

»Nein!« Juna ging dazwischen.

Sheb packte sie mit erstaunlicher Kraft an den Schultern und schob sie zurück. »Es muss sein.«

Juna wand sich in ihrem Griff. »Aber er ist doch gesund.«

»Es«, sagte Sheb. »Nicht *er*. Nur Leute sind *er*, und dieses Baby ist noch keine Person und wird auch nie eine werden.«

»Aber Pepule...«

»Schau sie dir an. Schau, Juna. Sie macht sich nichts draus und ist auch nicht traurig. So ist das eben. Sie fühlt überhaupt nichts für das Baby, nicht in diesen ersten paar Herzschlägen, wenn die Entscheidung getroffen werden muss. Wenn es leben sollte, um ein *er* zu werden, dann würde das Band natürlich stark werden. Aber das Band besteht noch nicht, und nun wird es auch nicht mehr...«

Und so weiter.

Pepule hustete. Sie schien erschöpft – Juna sagte sich, dass Cahl noch vor ein paar Stunden bei ihrer Mutter gelegen hatte und fragte sich, welchen Dreck er ihr wohl vermacht hatte.

Und Sheb redete noch immer auf sie ein.

Schließlich senkte Juna den Kopf. »Aber das Baby ist doch gesund«, flüsterte sie. »Er ist doch gesund.«

Sheb seufzte. »Ach, Kind, begreifst du es denn nicht? *Wir können es nicht ernähren*, und wenn es noch so gesund ist. Dies ist nicht die Zeit für ein Kind, jedenfalls nicht für Pepule.«

»Und ich?«, flüsterte Juna und hob den Kopf. »Was wird aus mir und *meinem* Baby?«

Shebs Augen umwölkten sich.

Juna entzog sich ihrem Griff und rannte aus der Hütte mit ihrem Gestank nach Kot, Blut und vergeudeter Milch.

Die beiden Schwestern saßen tuschelnd in einer Ecke der kleinen Hütte, die sie schon als Kinder für sich gebaut hatten.

Juna hatte Sion alles erzählt.

»Ich muss gehen«, sagte sie. »Das ist alles. Ich wusste es in dem Moment, als sie das Baby in dieses Loch schoben. Pepule ist stark und erfahren, aber ich bin noch ein Kind. Und Acta steht ihr noch immer zur Seite, auch wenn er gern einen über den Durst trinkt. Und Tori weiß nicht einmal, dass mein Kind von ihm ist. Wenn *ihr* Baby schon in ein Loch geschoben wird, was werden sie dann erst mit *meinem* machen?« Sion schüttelte in der staubigen Dunkelheit den Kopf. »So darfst du nicht reden. Sheb hatte Recht. Es war keine Person; nicht, solange es keinen Namen hatte.«

»Sie haben ihn getötet.«

»Nein. Sie konnten es nicht leben lassen. Wenn nämlich alle Babys leben dürften, gäbe es nicht mehr genug zu essen, und dann müssten wir alle sterben. Du weist, dass das wahr ist. Da kann man nichts machen.«

Das war eine uralte Weisheit, die ihnen seit der Geburt eingehämmert wurde: ein Nachhall der Jahrzehntausende menschlicher

Subsistenzwirtschaft. Jo'on und Leda waren auch schon damit

konfrontiert worden. Genauso wie Roods Leute. Das war der Preis, den man zahlte. Aber in jeder Generation gab es welche, für die dieser Preis

zu hoch war.

»Das ist mir egal«, sagte Juna.

Sion ergriff die Hand ihrer Schwester. »Du kannst nicht gehen. Du musst hier gebären. Lass dir von den Frauen helfen. Und wenn sie beschließen, dass es nicht der rechte Zeitpunkt sei...«

»Aber ich bin nicht wie Pepule«, sagte Juna betrübt. »Es *wird mir nicht gelingen, darauf zu verzichten*. Das weiß ich jetzt schon.« Sie schaute ihrer Schwester ins Gesicht. »Stimmt vielleicht etwas nicht mit mir? Wieso bin ich nicht so stark wie unsere Mutter? Ich habe das Gefühl, dass ich mein Baby jetzt schon so sehr liebe, wie Pepule dich und mich je geliebt hat. Ich weiß, wenn sie es mir wegnehmen, dann könnte ich mich gleich auch ins Loch legen, weil ich ohne...«

»Sag doch nicht so was«, sagte Sion.

»Ich werde morgen früh gehen«, sagte Juna mit bemüht fester Stimme.

»Ich werde einen Speer mitnehmen. Das ist alles, was ich brauche.«

»Wohin willst du überhaupt gehen? Du kannst doch nicht allein leben – und schon gar nicht mit einem Baby an der Brust. Und wo auch immer du hinkommst, werden die Leute dich mit Steinen vertreiben. Das weißt du. Wir würden das Gleiche tun.«

Einen Ort gibt es aber, sagte Juna sich, wo die Leute zumindest anders sind, wo sie ihre Babys – vielleicht – nicht ermorden und von wo die Leute mich vielleicht nicht vertreiben werden.

»Komm mit mir, Sion. Bitte.«

Sion, deren Tränen schon wieder trockneten, zog sich zurück. »Nein. Wenn du dich umbringen willst, dann... dann respektiere ich deine Entscheidung. Aber ich will nicht mit dir sterben.«

»Dann wäre also alles gesagt.«

Sie hatte nichts bei sich außer einem Speer und einer Speerschleuder und war mit einem einfachen Leibchen aus gegerbtem Ziegenleder bekleidet, sodass sie kaum Ballast hatte und trotz der ungewohnten Bürde im Bauch schnell vorankam.

Das Land war so trocken, dass Cahls Fußspuren noch gut erhalten waren. Hier und da stieß sie auch auf andere Spuren von ihm – halb eingetrocknete Urinpfützen, Kothaufen. Die Verfolgung von Bier-Männern schien eine leichte Übung zu sein.

Sogar weit außerhalb des Dorfes, außerhalb des Bereichs, in dem die Jäger normalerweise ausschärmten, war das Land leer.

Nach Jahnas Zeit hatte das Eis sich wieder in arktische Breiten zurückgezogen. Die Wälder hatten sich nordwärts ausgebreitet und die alte Tundra begrünt. Und in der ganzen Alten Welt schwärmten die Leute aus den Refugien aus, in denen sie den großen Winter verbracht hatten, von Inseln relativer Wärme wie dem Balkan, der Ukraine und der Iberischen Halbinsel. Schnell füllten ihre Kinder die riesigen entvölkerten Ebenen Europas und Asiens.

Aber es war nicht mehr so wie beim letzten Mal, als die Eismassen sich zurückgezogen hatte.

In Australien hatte es nach Ejans Ankunft gerade einmal fünftausend Jahre gedauert, um die Megafauna zu vernichten – die Riesenkängurus, Reptilien und Vögel. Überall, wohin die Menschen nun gingen, hinterließen sie eine ähnliche Spur der Verwüstung.

In Nordamerika hatte es Bodenfaultiere mit der Größe von Rhinozerosen gegeben, Riesenkamele und Bisons mit spitzen Hörnern, deren Abstand von Spitze zu Spitze mehr als die Armspanne eines ausgewachsenen Manns betrug. Diese großen Tiere waren die Beute von muskulösen Jaguaren, Säbelzähntigern, Wölfen mit Zähnen, die Knochen zu knacken vermochten und den schrecklichen kleingesichtigen Bären. Die amerikanischen Prärien mochten wie die afrikanische Serengeti in späteren Zeiten angemutet haben.

Doch als die ersten Menschen von Asien nach Alaska einwanderten, implodierte dieses phantastische Ensemble. Sieben von zehn der Großtier-Spezies wurden innerhalb von ein paar Jahrhunderten ausgerottet. Selbst die Urpferde wurden ausgelöscht. Viele der überlebenden Kreaturen – wie die Moschusochsen, Riesenelche und Amerikanische Elche – waren wie die Menschen aus Asien eingewandert und hatten inzwischen gelernt, in einer von Menschen dominierten Welt zu überleben.

Ähnlich verhielt es sich in Südamerika, wo sogar acht von zehn Großtier-Spezies ausgelöscht wurden, nachdem die Menschen über die Landbrücke von Panama eingewandert waren. Und das geschah auch in den Ebenen Eurasiens. Sogar die Mammuts wurden ausgerottet. All die großen Tiere verschwanden im Nebel der Geschichte.



Und der Schaden verhielt sich nicht immer proportional zur Größe des besiedelten Gebiets. In Neuseeland, wo es keine Säugetiere, sondern Beuteltiere gegeben hatte, waren von der Evolution ›spielerisch‹ andere Geschöpfe in die Rolle von Säugetieren eingesetzt worden, insbesondere Vögel. Es gab flügellose Gänse anstatt Kaninchen, kleine Singvögel anstatt Mäusen, Raubvögel anstatt Raubkatzen und siebzehn verschiedene Arten von Moas, großen flügellosen Vögeln, die wie geflügelte Hirsche anmuteten. Diese einzigartige Fauna, die einer fremden Welt zu entstammen schien, wurde nach ein paar hundert Jahren menschlicher Besiedlung vernichtet – und nicht immer durch die Menschen selbst, sondern durch die Kreaturen in ihrem Gefolge; vor allem durch die Ratten, die die Nester der Bodenvögel plünderten. All diese Tiere hatten unter dem Druck des schnell sich verändernden Klimas am Ende der Eiszeit gestanden. Jedoch hatten die meisten dieser uralten Linien schon viele ähnliche Veränderungen in der Vergangenheit überlebt. Was diesmal den Ausschlag gab, war die Präsenz von Menschen. Es war aber keine schnelle Auslöschung. Die Menschen waren oftmals ungeschickte Jäger, und Großwild machte nur einen kleinen Teil ihrer Nahrung aus. Viele Gemeinschaften, wie Jahnas Leute, glaubten gar, sie würden die Tiere schonen. Indem sie den Tieren aber zu einer Zeit nachstellten, zu der sie am verwundbarsten waren, indem sie selektiv nur die Jungtiere töteten, indem sie in Lebensräume einbrachen und Schlüsselglieder aus der Nahrungskette rissen, von der ganze Tiergemeinschaften existierten, richteten sie doch großen Schaden an. Nur in Afrika, wo die Tiere sich neben den Menschen entwickelt und Zeit gehabt hatten, sich mit ihnen zu arrangieren, wurde so etwas wie die alte Vielfalt des Pleistozäns bewahrt.

Roods kühler Garten Eden war längst vergangen. Die Vegetation war geschrumpft und einer leeren, hallenden Welt gewichen, die von verlorenen Menschen durchstreift wurde. Sie vergaßen schnell, dass die großen exotischen Tiere und die verschiedenen Arten von Menschen überhaupt existiert hatten.

Die Leute lebten natürlich noch immer als Jäger und Sammler. Aber es erwies sich als viel schwieriger, Hirsche und Wildschweine in den Wäldern zu jagen als Rentieren aufzulauern, die in der offenen Steppe Flüsse überquerten. Nach dem Massensterben verschlechterte die

Lebensqualität sich im Vergleich zu früher: Die Nahrungsqualität wurde schlechter, und man musste mehr Zeit in die Nahrungssuche investieren. Weltweit entwickelte die Kultur der Menschen sich zurück und wurde primitiver.

Im tiefsten Innern wussten die Menschen, dass etwas nicht stimmte. Und nun gerieten sie erneut unter Druck.

Juna holte Cahl schon nach einem halben Tag ein. Er hatte es sich im Schatten einer erodierten Sandsteinklippe gemütlich gemacht und mümmelte eine Wurzel. Das Fleisch und die Artefakte aus Muscheln und Knochen, die er von den Leuten bekommen hatte, lagen neben ihm im Schmutz.

Er beobachtete ihre Annäherung; seine Augen leuchteten im Schatten.

»Na«, sagte er ölig. »Du Goldköpfchen.«

Sie kannte das Wort ›Gold‹ nicht und verlangsamte unter seinem stechenden Blick den Schritt.

Er stand schwerfällig auf, wobei das Lederwams sich über dem Bauch spannte. »Wie ein verängstigtes Kaninchen!«, sagte er. »Du hast doch den weiten Weg gemacht, um *mich* zu finden und nicht umgekehrt. Und ich sehe auch, obwohl du mich so ekelig findest, rennst du nicht weg.

Wieso bist du also gekommen?«

Sie stand reglos da und starrte ihn an. Sie vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen, als ob ein Felsbrocken auf sie gefallen wäre und auf den Boden drücken würde. Obwohl sie sich innerlich für diese Begegnung gewappnet hatte und in ihrer Vorstellung Herrin der Lage war, kam es nun doch ganz anders als gedacht.

»Keine Antwort?«, sagte er. »Dann sag ich's dir. Du willst etwas von mir.« Er kam auf sie zu und ließ den Blick über ihren Körper schweifen.

»So verdiene ich meinen Lebensunterhalt. Jeder will irgendetwas. Und wenn ich erst einmal herausgefunden habe, was das ist, bringe ich jeden dazu, das zu tun, was ich will.«

»Wie Acta Bier will«, brachte sie mühsam hervor.

Er grinste. »Du hast es kapiert. Gut. Wie Acta willst du also etwas von mir. Aber du wirst es nicht kriegen, kleines Mädchen, solange du nicht weißt, was ich von dir will.« Er ging um sie herum und fuhr ihr mit den Fingern übers Hinterteil. »Du bist zu dürr für meinen Geschmack.

Mager. Kommt wohl daher, dass du immer den wilden Ziegen hinterher jagst.« Er gähnte, streckte sich und ließ den Blick in die Ferne schweifen. »Ehrlich gesagt, Kind, ich bin noch ganz fertig davon, es deiner fetten Mutter zu besorgen...«

Impulsiv zog sie ihr Hemd hoch und zeigte ihm den Bauch.

Verblüfft strich er ihr mit der Hand über den Leib und spürte die Wölbung. Er hatte eine eigentümlich weiche Hand ohne Schwielen.

»Wusste ich's doch«, sagte er schwer atmend, »dass irgendetwas mit dir los war. Ich muss gute Instinkte haben. Nun weißt du Bescheid. Meine seltsame Vorliebe für schwangere Säue, das ist meine einzige Schwäche...« Er strich sich übers Kinn. »Aber ich weiß immer noch nicht, was *du* willst. Ich glaube nicht, dass es der verlockende Gedanke meines dicken Bauchs auf deinem Rücken ist...«

»Das Baby«, platzte sie heraus. »Sie haben es getötet.«

»Welches Baby?... Ach so. Das deiner Mutter. Sie durfte ihr Kalb nicht behalten, eh? Ich weiß, dass ihr Tiere das macht, eure Jungen zu töten. Man sagt sogar, ihr würdet die zarten kleinen Körper auffressen.« Er musterte sie berechnend. »Ich glaube, ich verstehe. Wenn du dein Kind bekommst, werden sie es dir auch wegnehmen. Deshalb bist du also einem gierigen Sack wie mir nachgelaufen – um dein ungeborenes Kind zu retten.« Es erschien ein flüchtiger Ausdruck in seinem Gesicht, den sie als Sympathie deutete.

»Man sagt...«, murmelte sie.

»Ja?«

»Man sagt, bei euch würden keine Babys getötet.«

Er zuckte die Achseln. »Wir haben reichlich Nahrung. Wir müssen nicht den ganzen Tag damit zubringen, Kaninchen hinterher zu jagen, wie ihr Leute das tut. *Deshalb* müssen wir unsre Kinder nicht ermorden.«

Sie fragte sich, wie dieses Wunder wohl zustande kam: Cahls Leute mussten wirklich einen mächtigen Schamanen haben.

Doch diese kurze Aufhellung in Cahls Gesicht war schon wieder verschwunden und einer Art verzweifelter Gier gewichen. Er ging zu ihr hin, fasste ihr an die Brust und kniff sie so fest, dass sie aufschrie.

»Wenn du mit mir kommst, wird es hart für dich werden. Unsre Art zu leben« – er wies mit ausladender Geste auf die offene Ebene – »ist *anders* als das hier. Mehr, als du dir vorzustellen vermagst. Und du wirst

tun müssen, was ich sage. So läuft das bei uns.«

Sie roch seinen Atem, schloss die Augen und blendete sein pockennarbiges Mondgesicht aus. Sie wusste, dass das der entscheidende Punkt war. Sie vermochte sich noch immer umzudrehen und nach Hause zurückzulaufen. Aber das wäre dann das Todesurteil für ihr Baby. Wenn Acta und Pepule es herausfanden, würden sie vielleicht sogar versuchen, es aus ihr herauszuprügeln.

»Ich will tun, was du sagst«, beeilte sie sich zu sagen. Was konnte es Schlimmeres geben?

»Gut«, sagte er. Sein Atem ging in kurzen heißen Stößen. »Und nun lass uns zur Sache kommen. *Knie dich hin!*«

So begann es, hier im Dreck. Sie war nur froh, dass niemand, der ihr etwas bedeutete, sie so sah.

## II

Er lud ihr das Fleisch auf, den Beutel mit den Wurzeln und den leeren Biersack. Er sagte, so sei das üblich, bei ihm zu Hause. Die Last war nicht schwer – das Fleisch war nicht mehr als die mickrige Beute, die die Männer gestern mitgebracht hatten –, aber es mutete Juna doch seltsam an, dass sie mit dem Fleisch über der Schulter hinter Cahl hertrotten sollte, während er voranging und linkisch ihren Speer schwenkte.

Bald hatten sie ihr vertrautes Territorium hinter sich gelassen. Es wurde ihr mulmig bei der Vorstellung, dass sie nun ein Land betrat, in das wahrscheinlich keiner ihrer Vorfahren je den Fuß gesetzt hatte.

Tiefverwurzelte Tabus, durch die wohlbegründete Furcht inspiriert, durch die Hände von Fremden umzukommen, lagen im Widerstreit mit dem Bestreben, voranzukommen. Und sie ging auch weiter, denn sie hatte keine andere Wahl.

Sie mussten eine Nacht im Freien verbringen. Er führte sie in den Schutz einer Felswand, in eine Nische, die er offensichtlich schon einmal benutzt hatte, denn sie sah ringsum Kothaufen. Er ließ es aber nicht zu, dass sie vom Fleisch aß oder auf die Jagd ging. Offensichtlich traute er ihr nicht genug. Immerhin gab er ihr ein paar von den dünnen stinkenden Wurzeln, die sie getragen hatte.

Als es dunkel wurde, nahm er sie erneut. Verglichen mit dem brutalen Akt erschien ihre kindliche Fummelei mit Tori geradezu zärtlich. Zu ihrer Erleichterung war Cahl aber schnell fertig – er hatte sich an diesem Tag nämlich schon verausgabt – und schlief schnell ein, nachdem er sich von ihr heruntergerollt hatte.

Sie massierte sich die gequetschten Schenkel und hing den Gedanken nach.

Am Morgen stiegen sie dann vom trockenen Hochplateau in ein weites Tal ab. Hier war das Land grüner; es war dicht mit Gras bewachsen, und sie erkannte das blaue Band eines trägen Flusses mit einem aus Bäumen bestehenden grünen Ufersaum. Das wäre ein guter Platz zum Leben, sagte sie sich, besser als das trockene Hochland; und hier musste es auch

reichlich Wild geben. Während sie abstiegen, erhaschte sie aber auch nur Blicke auf Kaninchen, Mäuse und Vögel. Es gab keine Anzeichen von Fährten größerer Tiere, keine ihrer charakteristischen Spuren.

Schließlich machte sie eine große braune Narbe nahe dem Flussufer aus. Rauch stieg an einem Dutzend Stellen auf, und sie erkannte Bewegung, ein fahles Wimmeln wie Maden in einer Wunde. Aber die Maden waren durcheinander wuselnde Leute, die durch die große Entfernung so winzig wirkten.

Allmählich verstand sie. Das war eine große, ausgedehnte Siedlung, eine Stadt. Sie war erstaunt. Sie hatte noch nie eine menschliche Siedlung in diesem Maßstab gesehen. Das flaue Gefühl im Bauch wurde immer stärker, je näher sie der Ansiedlung kamen.

Noch bevor sie die Siedlung erreichten, trafen sie auf die Leute.

Sie waren alle kleinwüchsig, dunkelhäutig und gebeugt. Und Männer, Frauen und Kinder gleichermaßen bearbeiteten den Boden. Juna hatte etwas Derartiges noch nie gesehen. An einer Stelle hatten sie sich gebückt und kratzten mit in Holz gefassten Steinwerkzeugen auf dem kahlen Boden. Ein Stück weiter war eine üppige Wiese, wo die Leute Grashalme auszupften und in Körben und Schalen legten. Ein paar schauten auf, als sie vorbeikam und zeigten eine trübe Neugier.

Cahl sah ihren staunenden Blick. »Das sind *Felder*«, sagte er. »Von ihnen ernähren wie unsre Kinder. Siehst du? Man *säubert* den Boden. Man *pflanzt* Samen. Man vernichtet das *Unkraut* und lässt das *Getreide* wachsen. Dann fährt man die *Ernte* ein.«

Sie versuchte, sich einen Reim darauf zu machen, aber da waren zu viele unbekannte Wörter. »Wo ist euer Schamane?«

Er lachte. »Wir sind vielleicht alle Schamanen.«

Sie kamen an einer anderen freien Fläche vorbei – einem anderen ›Feld‹, wie Cahl es nannte –, wo Ziegen von einem Zaun aus hölzernen Pfählen und Dornensträuchern umgeben waren. Als sie Cahl und Juna kommen sahen, rannten die Ziegen meckernd und mit vorgestoßenen Köpfen zum Zaun. Sie hatten Hunger, das sah Juna sofort. Sie hatten das ganze Gras im Pferch abgefressen und wollten nun frei sein und im Tal und auf den Hügeln nach Nahrung suchen. Sie hatte keine Ahnung, weshalb die Leute sie hier einsperrten.

Dann erreichten sie den Talboden. Das Gras wurde immer schütterer und

wich schließlich aufgewühltem Schlamm, der allenthalben mit Kot und Urin bedeckt war – menschliche Fäkalien, die man einfach hier abgeladen hatte. Als ob sie auf einem großen Abfallhaufen lebten, sagte sie sich.

Schließlich gelangten sie zur eigentlichen Siedlung. Die Hütten waren sehr solide und dauerhaft – auf Gerüsten aus Baumstämmen errichtet, die man in den schlammigen Boden gerammt hatte und mit Lehm und Stroh gedeckt. Sie hatten Löcher in den Dächern, und aus vielen quoll Rauch, obwohl es erst mitten am Tag war. Eine Hütte war eine Hütte. Aber es waren so viele, dass sie sie nicht einmal zu zählen vermochte.

Und es wimmelte nur so von Leuten.

Sie trugen die seltsame, eng anliegende und alles verhüllende Kleidung, die Cahl bevorzugte. Sie waren alle kleiner als sie, Männer und Frauen gleichermaßen, und ihre dunkle Haut war pockennarbig und zerfurcht. Viele Frauen trugen schwere Lasten. Da wurde eine kleine Frau von einem großen Sack niedergedrückt; den Sack hatte sie sich um die Stirn gebunden, und es hatte den Anschein, dass er noch mehr wog als sie. Die Männer hingegen schienen kaum mehr zu tragen, als sie in den Händen zu halten vermochten.

Sie hatte in ihrem ganzen Leben noch nicht so viele Leute gesehen, geschweige denn auf einem solchen Haufen zusammengedrängt. Obwohl sie sich schon eine Vorstellung von der Größe der Felder gemacht hatte, wusste sie immer noch nicht, wie so viele Leute davon leben sollten; sie mussten doch sicher alles Wild verscheuchen und alle essbaren Pflanzen im Umkreis verschlingen. Und doch sah sie geschlachtete Tiere, die vor einer Hütte aufgestapelt waren und Getreidekörbe vor einer anderen.

Und es gab hier viele Kinder. Ein paar liefen Juna sogar nach, zupften an ihrem Kleid und bestaunten ihr glänzendes Haar. Dann stimmte zumindest dies: Es gab hier wirklich mehr Kinder, als ihre Gemeinschaft je zu ernähren vermocht hätte. Jedoch hatten viele Kinder verkrümmte Knochen, pockennarbige Haut und braune Zähne. Ein paar waren mager und hatten die komischen Dickbäuche, die von mangelhafter Ernährung zeugten.

Die Männer scharten sich um Cahl und Juna und redeten in einer unverständlichen Sprache auf sie ein. Sie schienen Cahl zu gratulieren, als sei er ein erfolgreicher Jäger. Als die Männer sie lüstern angeiferten,

sah sie, dass sie genauso schlechte Zähne hatten wie Cahl. Plötzlich verlor sie die Nerven. *Zu viele Leute*. Sie wollte fliehen, aber die Leute setzten ihr nach und umringten sie noch enger. Kinder zogen sie kreischend an ihrem flachsblonden Haar. Sie spürte aufwallende Panik und geriet in Atemnot. Sie hielt verzweifelt Ausschau nach einem Stück Grün, aber da war kein Grün, nur diese braune Sickergrube. Die Welt drehte sich um sie. Sie kippte um und ließ Cahls Fleisch in den Dreck fallen. Sie hörte Cahls zornigen Schrei. Und die Kinder und Erwachsenen tobten noch immer um sie herum.

Langsam kam sie wieder zu sich.

Man hatte sie in eine der Hütten gebracht. Sie lag rücklings auf dem Boden und sah Tageslicht durch Risse und Fugen im Dach über sich dringen.

Und Cahl war schon wieder auf ihr und stieß sie heftig. Sein Atem roch nach Bier.

Es waren noch andere Leute in der Hütte. Sie schlichen im Zwielficht umher und redeten in einer Sprache, die sie nicht verstand. Es waren auch viele Kinder in jedem Alter da, die zusahen. Sie fragte sich, ob sie alle von Cahl waren. Eine Frau kam in ihre Nähe. Sie war von kleinem Wuchs wie die anderen und hager. Das Gesicht war schlaff und zerfurcht, und das schwarze Haar hatte sie zur Seite gekämmt. Sie brachte eine Schüssel mit einer Flüssigkeit. Sie sah älter aus als Juna... Cahls fleischige Hand schloss sich wie ein Schraubstock um ihren Kiefer. »Sieh mich an, du Sau. Sieh mich an, nicht sie.« Und dann stieß er sie härter als zuvor.

In der Dämmerung kam die schwarzhaarige Frau, die, wie sich herausstellte, auf den Namen Gwerei hörte, wieder und weckte Juna mit einem Fußtritt in den Rücken. Juna erhob sich von der primitiven schmutzigen Pritsche, die man ihr zugewiesen hatte und versuchte die dicke Luft zu atmen, die mit dem Gestank von Schweiß und Fürzen geschwängert war.

Die Frau redete auf Juna ein, wies auf die Feuerstelle und stapfte dann verärgert über Junas Begriffsstutzigkeit aus der Hütte. Sie kehrte mit einem dicken Holzscheit zurück, das sie aufs Feuer warf. Dann schob sie die Kinder zur Seite und legte ein Loch im Boden frei, das eine Masse



aus klumpigen weißen Gebilden enthielt. Zuerst glaubte Juna, das seien Pilze, vielleicht sogar essbare. Doch dann biss die Frau in eine solche Masse, brach andere und warf die Stücke den bettelnden Kindern zu. Dann warf sie auch Juna ein Stück von dem weißen Zeug zu. Juna biss vorsichtig hinein. Es war fade und schmeckte nach nichts; es war, als ob sie in ein Stück Holz gebissen hätte. Und es war körnig und mit harten Stücken gespickt, die sie mit den Zähnen zermahlen musste. Aber sie hatte seit der letzten Rast mit Cahl auf der Hochebene nichts mehr gegessen, und der Hunger nagte an ihr. Also schlang sie die Nahrung so gierig hinunter wie die Kinder.

Das war ihr erstes Stück Brot, obwohl es noch viele Tage dauern sollte, bis sie seinen Namen erfuhr.

Während sie aßen, schnarchte Cahl auf seiner Pritsche. Es mutete Juna seltsam an, dass er bei den Frauen wohnte, aber es schien hier keine Männer-Hütte zu geben.

Nachdem sie gegessen hatten, führte Gwerei sie aus der Stadt hinaus durchs Tal und die Anhöhe auf der anderen Seite hinauf. Sie gingen schweigend, denn sie sprachen keine gemeinsame Sprache: Juna war quasi stumm und taub. Aber sie war schon froh, nur aus dem großen Ameisenhügel aus Leuten herauszukommen, der die Stadt war.

Bald schlossen sich ihnen weitere Frauen, ältere Kinder und ein paar Männer an. Sie gingen in Rinnen, die von unzähligen Füßen in den Boden gefräst worden waren. Ein paar Frauen schauten Juna neugierig an, und die Männer taxierten sie, aber sie wirkten schon erschöpft, bevor ihr Tagwerk überhaupt begonnen hatte. Sie fragte sich, wo die alle hingingen. Niemand trug irgendwelche Waffen, Speere, Schlingen oder Fallen. Sie hielten nicht einmal Ausschau nach Fährten, Spuren oder Dung, die auf die Anwesenheit von Tieren hingedeutet hätten. Sie hatten keine Augen für das Land, in dem sie lebten.

Schließlich erreichten sie das offene Gelände, das sie gestern schon erblickt hatte, die Felder. Gwerei führte sie auf eins dieser Felder, wo bereits Leute an der Arbeit waren. Gwerei gab ihr ein Werkzeug und redete wieder auf sie ein. Dazu schnitt sie Grimassen, legte die Fäuste aneinander und zog imaginäre Furchen durch die Luft.

Juna betrachtete das Werkzeug. Es glich einer Axt und hatte eine Steinklinge, die mit Sehnenschnüren und Harz an einem Holzgriff

befestigt war. Aber das Ding war groß und gewiss zu schwer, um als Axt verwendet zu werden, und durch die gekrümmte Steinklinge war es nicht einmal als Stoßspeer zu gebrauchen. Während Gwerei sie frustriert anschrie, erwiderte sie den Blick nur.

Schließlich musste Gwerei ihr zeigen, wie man es machte. Sie bückte sich, packte das Werkzeug und rammte die Klinge in den Boden. Dann ging sie mit staksigem Gang und noch immer gebückt rückwärts und zog das Blatt dabei durch die Erde. Sie hatte eine Furche in den Boden gezogen.

Juna sah, dass die anderen Leute genau das gleiche taten wie Gwerei und ihre krummen Äxte durch den Boden zogen. Sie erinnerte sich, gestern schon Leute bei dieser Verrichtung gesehen zu haben. Es war eine leichte Aufgabe, die auch ein entsprechend kräftiges Kind zu verrichten vermocht hätte. Aber es war ein hartes Stück Arbeit. Sie hatten erst ein paar Schritt lange Furchen gezogen, als sie alle schon grunzten und verschwitzte und verschmutzte Gesichter hatten.

Und Juna hatte noch immer keine Ahnung, wieso sie das überhaupt taten. Aber sie nahm das Werkzeug von Gwerei entgegen und stieß das Blatt in den Boden. Dann folgte sie Gwereis Beispiel, bückte sich und zog den Stiel rückwärts, bis sie wie Gwerei eine Furche gezogen hatte. Eine Frau klatschte ironisch.

Juna gab Gwerei das Werkzeug zurück. »Ich bin fertig«, sagte sie in ihrer Sprache. »Was nun?«

Die Antwort war einfach. Sie sollte das Gleiche noch mal machen, und zwar dort, wo sie aufgehört hatte. Und immer weiter. Sie und die anderen Leute hier hatten nichts anderes zu tun, als diese Rillen in den Boden zu kratzen.

*Den ganzen Tag.*

Aber es war keine Kunst, im Dreck zu wühlen; da stellte sogar die einfachste Jagd, zum Beispiel das Auslegen einer Kaninchenschlinge, höhere Anforderungen. Hatten diese Leute denn gar keinen Verstand und Geist? Aber vielleicht war das auch Teil der Magie, derer die hiesigen Schamanen sich bedienten, um die reichliche Nahrung zu erzeugen, den Überfluss, der es ihnen ermöglichte, sich wie die Maden im Speck zu tummeln und scharenweise Kinder in die Welt zu setzen. Außerdem war sie hier eine Fremde, rief sie sich in Erinnerung, und musste sich an

Gwereis Lebensweise anpassen – und nicht etwa umgekehrt. Also machte sie sich wieder an die monotone, ständig sich wiederholende Arbeit. Aber die Sonne war noch nicht viel höher gestiegen, als sie sich schon danach sehnte, aus dieser Fron entlassen zu werden und wieder frei über die Hochebene zu streifen. Und nachdem sie ihren Körper – eine hoch spezialisierte, für ständige Bewegung ausgelegte Maschine – einen Tag lang dieser Schinderei unterworfen hatte, wurden die Schmerzen so stark, dass Juna nur noch vom Wunsch beseelt war, dass sie endlich aufhörten.

Am nächsten Tag führte man sie zu einem anderen Feld und wies ihr die gleiche stumpfsinnige Arbeit zu. Und am übernächsten wieder.

Und auch am darauf folgenden Tag.

Das war Ackerbau: primitiv, aber eindeutig Ackerbau. Diese neue Lebensweise war allerdings nicht geplant worden. Sie hatte sich Schritt für Schritt ergeben.

Schon zu Kieselsteins Zeiten, noch vorm Erscheinen des modernen Menschen, hatten Leute die von ihnen bevorzugten wilden Pflanzen gesammelt und andere beseitigt, die den Nutzpflanzen Konkurrenz machten. Die Domestizierung von Tieren hatte ähnlich zufällig stattgefunden. Hunde hatten gelernt, mit Menschen zu jagen und waren dafür belohnt worden. Ziegen hatten gelernt, Menschen wegen der Abfälle zu folgen, die diese hinterließen, und die Menschen hatten wiederum gelernt, nicht nur das Fleisch, sondern auch die Milch der Ziegen zu nutzen. Für Jahrhunderttausende hatten die Menschen unbewusst die Pflanzen- und Tierarten ausgewählt, die für sie am nützlichsten waren. Und nun war dieser Prozess bewusst geworden. Es hatte in einem Tal nicht weit von hier angefangen. Für Jahrhunderte hatten die Menschen dort sich eines stetig erwärmenden Klimas und eines reichhaltigen Nahrungsangebots aus Nüssen, wildem Getreide und Wildbret erfreut. Doch dann hatten plötzlich Trockenheit und Abkühlung eingesetzt. Die Wälder waren geschrumpft. Die natürlichen Nahrungsquellen drohten zu versiegen.

Also hatten die Leute ihre Anstrengungen auf die von ihnen bevorzugten Getreidesorten gerichtet, die Sorten mit großen Körnern, die man leicht von den Spelzen zu trennen vermochte und mit nicht streuenden Ähren, die die Körner zusammenhielten. Diese Pflanzen hegten sie und jäteten

die unerwünschten Pflanzen in ihrer Umgebung aus.

Erbsen waren ebenfalls eine frühe ›Erfolgsgeschichte‹. Die Schoten von Wilderbsen platzten und verteilten die Erbsen auf dem Erdboden, wo sie keimten. Leute bevorzugten indes Mutationen, deren Schoten nicht platzten und die somit leichter zu sammeln waren. In der Wildnis keimten solche Erbsen nicht, gediehen aber in menschlicher Pflege. Gleichermaßen wurden nicht platzende Varianten von Linsen, Flachs und Mohn bevorzugt.

Indem sie die Samen der von ihnen bevorzugten Pflanzen verbreiteten und die der unerwünschten ausrotteten, hatten die Leute eine Selektion in Gang gesetzt. Und die Pflanzen passten sich sehr schnell an. Nach nur einem Jahrhundert hatten sich bereits großkörnige Getreidesorten wie Roggen entwickelt. Manche Pflanzen wurden wegen der Größe ihrer Samen bevorzugt, wie zum Beispiel Sonnenblumen und andere gerade wegen der Kleinheit der Samen – wie zum Beispiel Bananen. Hier wurden die Früchte der Pflanzen genutzt und nicht die Samen. Manche Gene, die früher sogar tödlich gewesen wären, wurden nun bevorzugt, wie die für die nicht platzenden Erbsenschoten.

Die ersten Roggenpflanzer waren aber nicht sofort sesshaft geworden. Für eine Weile hatten sie sich noch als Jäger und Sammler betätigt, während sie Ackerbau trieben. Die neuen Felder hatten als ›Speisekammer‹ gedient, als Vorsorge gegen das Hungern in schlechten Zeiten: Wie bei allen Neuerungen hatte die Landwirtschaft sich aus den Praktiken entwickelt, die ihr vorausgegangen waren.

Aber die Kultivierung des Landes hatte sich als so effektiv erwiesen, dass man sich ihr bald ausschließlich widmete. Die meisten wilden Pflanzen waren ungenießbar – doch *neun Zehntel* der Ernte, die ein Landmann einbrachte, waren essbar. Aus diesem Grund vermochten diese Leute sich auch so viele Kinder zu leisten: *Davon* lebte dieser große Ameisenhügel von Stadt.

Das war die revolutionärste Umwälzung in der Lebensart der Hominiden, seit *Homo erectus* den Wald verlassen und sich in die Savanne hinausgewagt hatte. Im Vergleich zu dieser Phasenverschiebung waren die Fortschritte in der Zukunft, sogar die Gentechnik, bloße Randnotizen. Es würde nie mehr eine so signifikante Veränderung eintreten, nicht bis die Menschen vom Antlitz der Erde verschwunden

sein würden.

Indes wurde die Erde durch die Revolution des Ackerbaus nicht zum Paradies.

Ackerbau bedeutete Arbeit: eine endlose, knochenharte Plackerei – und das jeden Tag. Nachdem die Menschen den Erdboden von allem befreit hatten außer von dem, was sie anbauen wollten, mussten sie nun die Arbeit verrichten, die zuvor die Natur für sie übernommen hatte: den Boden lüften, Krankheiten bekämpfen, düngen, Unkraut jäten. Ackerbau bedeutete, das ganze Leben, alle Fertigkeiten, die Freude am Laufen, die Freiheit, zu tun und lassen, was man wollte, der Fron auf den Feldern zu opfern.

Und dabei war die Nahrung, die man dem Boden so mühsam entrang, gar nicht mal so nahrhaft. Während die alten Jäger und Sammler eine ausgewogene Nahrung mit genügend Mineralstoffen, Protein und Vitaminen zu sich genommen hatten, lebten die Bauern hauptsächlich von stärkehaltigen Pflanzen: Es war, als ob sie teure, qualitativ hochwertige Nahrung gegen eine Kost eingetauscht hätten, die zwar reichlich, aber minderwertig war. Infolgedessen und wegen der harten Arbeit waren sie nicht mehr so gesund wie ihre Vorfahren. Sie hatten schlechte Zähne und wurden von Blutarmut geplagt. Die Ellbogen der Frauen waren durch das ständige Mahlen verschlissen. Die Männer litten unter starkem sozialem Stress, der sich in häufigen Schlägereien und Morden entlud.

Im Vergleich zu ihren großen und gesunden Vorfahren bauten die Leute wirklich ab.

Und dann waren da noch die Todesfälle.

Es stimmte, dass die Mütter ihre Babys nicht opfern mussten. Vielmehr wurden die Frauen ermutigt, möglichst schnell möglichst viele Kinder in die Welt zu setzen, denn Kinder erfüllten den endlosen Bedarf an Arbeitskräften für die Felder: Mit dreißig Jahren waren viele Frauen wegen der endlosen Belastung durch Schwangerschaften und der Aufzucht von Kindern schon ausgezehrt.

Aber so viele geboren wurden, so viele starben auch. Es dauerte nicht lang, bis Juna das erkannt hatte. Krankheit war bei Junas Leuten die Ausnahme gewesen – doch hier, an diesem überfüllten, schmutzigen Ort war sie der Normalfall. Man vermochte fast zu sehen, wie sie sich

ausbreitete: Die Leute schnieften und husteten, kratzten sich an nässenden Wunden und verseuchten mit ihrem Durchfall das Wasser der Nachbarn. Am stärksten betroffen waren die Schwachen, die Alten und Kranken. Viele Kinder starben, viel mehr als bei Junas Leuten. Und es gab kaum eine Handvoll Leute, die so alt waren wie ihre Großmutter. Juna fragte sich, was mit der ganzen Weisheit geschah, die verloren ging, wenn die Alten in so großer Zahl und so früh starben.

Die Tage gingen ins Land, einer so monoton wie der andere. Die Arbeit war Routine. Freilich war alles hier Routine, tagein, tagaus der gleiche Trott.

Cahl bestieg sie fast jede Nacht. Aber er schien sich schwer zu tun. Manchmal stürzte er sich auf sie, warf sie auf den Boden und riss ihr das Kleid vom Leib, oder er drehte sie auf den Bauch und nahm sie von hinten. Es war, als ob er sich an ihr abreagierte, nur um sich selbst zu befriedigen. Doch wenn er zu viel Bier getrunken hatte, regte sich bei ihm gar nichts mehr.

Er war im Grunde genommen ein schwacher Mann, wurde sie sich bewusst. Er hatte zwar Macht über sie, aber sie fürchtete ihn nicht. Zuletzt war es für sie zur Routine geworden, dass er sie nahm; es war nur noch ein Teil ihres Lebenshintergrunds. Trotzdem war sie froh, dass sie nicht von ihm schwanger werden konnte – nicht solange Toris Kind in ihr heranwuchs.

Als sie eines Tages mühsam den steinernen Pflug durch trockenen, steinigen Boden zog, kamen laut blökende Schafe über eine Anhöhe gerannt. Die Feldarbeiter, denen eine Pause immer gelegen kam, richteten sich auf und schauten hin. Sie lachten, als die Schafe auf der Suche nach Gras über den unebenen Boden stolperten und sich gegenseitig anrempelten.

Plötzlich ertönte wildes Gebell. Ein Hund hetzte über die Anhöhe, gefolgt von einem Jungen mit einem Hirtenstab. Unter dem Gelächter, Beifall und den Pfiffen der Arbeiter jagten der Junge und der Hund den Schafen hinterher.

Gwerei kam zu Juna und sah ihr verwirrtes Gesicht. Dann deutete sie gar nicht mal unfreundlich auf die Schafe: »*Owis Kludhi.*« Sie zählte die einzelnen Schafe mit den Fingern ab. »*Oynos. Dwo. Treyes. Owis.*«

Dann stupste sie Juna an und versuchte ihr eine Reaktion zu entlocken. Juna mit dem schmerzenden Rücken und dem verfilzten Haar verstand die Welt nicht mehr. »Was ist los?«

Doch diesmal verlor Gwerei erstaunlicherweise nicht die Geduld. »Owis. Kludhi. Owis.«

Und dann sprach sie in ihrer Zunge zu Juna, aber viel langsamer und deutlicher als sonst – und sie streute zu Junas Überraschung sogar ein paar Worte aus deren Sprache ein, die sie vermutlich von Cahl aufgeschnappt hatte. Sie versuchte, Juna etwas mitzuteilen – etwas sehr Wichtiges.

Juna fügte sich und hörte ihr zu. Es dauerte eine lange Zeit. Allmählich reimte sie sich jedoch zusammen, was Gwerei ihr zu vermitteln versuchte. »Lerne die Sprache. Lerne durch Zuhören. Weil das nämlich der einzige Weg ist, von Cahl loszukommen. Hör zu...«

Zögerlich nickte sie. »Owis«, wiederholte sie. »Schafe. Owis. Eins, zwei, drei...«

Und so lernte Juna ihre ersten Worte in der Sprache von Gwerei und Cahl, diesen ersten Bauern: die ersten Worte in einer Sprache, die eines Tages als Proto-Indoeuropäisch bezeichnet werden sollte.

Die Zeit verstrich, und ihr Bauch wurde immer dicker. Er behinderte sie bei der Feldarbeit, und sie wurde immer schwächer. Die anderen Frauen sahen das, und ein paar murrten auch, obwohl die meisten Frauen Verständnis dafür zu haben schienen, dass Junas Leistung nachließ.

Aber sie machte sich trotzdem Sorgen. Was würde Cahl nach der Geburt des Kinds wohl tun? Würde er sie auch ohne einen dicken Bauch noch so reizvoll finden? Falls er sie verstieß, wäre sie in einer genauso schlechten Situation, als wenn sie einfach in der Hochebene geblieben wäre – und vielleicht in einer schlechteren, nach der monatelangen

Mangelernährung, zermürenden Arbeit und an einem Ort, den sie weder kannte noch verstand. Diese Sorge beherrschte bald ihr ganzes Denken, genauso wie das wachsende Kind ihr die Kraft aus dem Leib zu saugen schien.

Und dann kam der Fremde mit der glänzenden Halskette in die Stadt.

Es war am Abend. Sie schlurfte wie immer schmutzig und erschöpft von den Feldern zurück.

Cahl steuerte auf die Hütte des Bierbrauers zu. Juna hatte einen Blick auf

die großen hölzernen Bottiche in der Hütte erhascht, wo der Bierbrauer und andere unidentifizierbare Substanzen zu seinem Weizenbier vergor. Im Gegensatz zu Acta und den anderen schien das Bier kaum Wirkung bei Cahls Leuten zu haben – jedenfalls nicht, bevor sie ordentlich abgefüllt waren. Kein Wunder, dass es eine so nützliche Handelsware für Cahl war: billig in der Herstellung und heiß begehrt von Acta.

Doch an diesem Abend war Cahl in Begleitung eines Manns – er war so groß wie sie, wenn auch etwas kleiner als die meisten Männer von Junas Leuten. Sein Gesicht war glatt rasiert, und das lange schwarze Haar war am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengebunden. Er sah jung aus, bestimmt nicht viel älter als sie. Er hatte einen klaren, wachsamten Blick. Und er trug eine außergewöhnliche Bekleidung aus weich gegerbten Tierhäuten, die sorgfältig vernäht und mit stilisierten tanzenden Tieren in Rot, Blau und Schwarz verziert waren. Sie mochte gar nicht daran denken, wie viele Stunden Arbeit in diese Bekleidung gesteckt worden waren.

Was sie aber am meisten beeindruckte, war die Halskette, die er trug. Es war eine schlichte Kette aus durchlöchernten Muscheln. Doch in der mittleren Muschel, direkt unterm Kinn, war ein Klumpen aus einem Stoff befestigt, der hellgelb glänzte und das Licht der tief stehenden Sonne widerspiegelte.

Cahl beobachtete sie. Er ließ den jungen Mann schon mal zur Hütte des Bierbrauers vorausgehen. »Er gefällt dir, was?«, quatschte er sie in ihrer Sprache ölig an. »Und das Gold an seinem Hals gefällt dir wohl auch? Ich kann mir auch vorstellen, dass du seinen schlanken Schwanz meinem vorziehen würdest? Sein Name ist Keram. Aber das hilft dir auch nichts. Er ist aus Cata Huuk. Du weißt aber nicht, wo das ist, nicht wahr? Und du wirst es auch nie erfahren.« Er griff ihr grob zwischen die Beine. »Halt du dich nur für mich warm.« Dann stieß er sie zurück und ging davon.

Sie hatte seinen letzten Übergriff kaum gespürt. *Keram. Cata Huuk.* Im Geiste wiederholte sie die seltsamen Namen immer wieder.

Denn sie hatte den Eindruck, dass – just in dem Moment, als er sich umdrehte und zur Brauerei ging – der junge Mann zu ihr herübergeschaut hatte und seine Augen in einer Art Erkennen sich geweitet hatten.



Nach einem Vierteljahr reiste Keram wieder von Cata Huuk zur Stadt. Er hatte den Auftrag eigentlich ablehnen wollen. Als jüngster Sohn des Potus bekam er immer die schlechtesten Aufträge, und das Eintreiben der Tributzahlungen von diesen entlegenen Orten im Hinterland der Stadt war so ziemlich der mieseste Job überhaupt.

»Und dieses Kaff«, sagte er zu seinem Freund Muti, »ist das allerletzte. Schau es dir doch nur an.« Der Ort am Ufer des Flusses war nur eine Ansammlung schmutzigbrauner Hütten, deren Konturen vom Regen verwischt worden waren. Stinkender Rauch quoll aus den Dächern.

»Weißt du, wie dieser Ort heißt? *Keer*.« Dieses Wort bedeutete ›Herz‹ in der Sprache, die die beiden jungen Männer sprachen – eine Sprache, die in einem breiten Gürtel der Kolonisierung gesprochen wurde, der sich von diesem Ort aus weit nach Osten erstreckte.

Muti grinste. »*Keer*. Das gefällt mir. Ist das gar das Herz der Welt? Aber es sieht doch eher wie der Arsch der Welt aus.« Die beiden lachten, und ihre Halsketten aus Muscheln und Goldklumpen klirrten leise.

Cahl kam zu ihnen. Der Händler stimmte in ihr Gelächter ein; seine Lustigkeit war aber aufgesetzt, und die trüben Schweinsäuglein huschten von einem zum andren. Die Wachen hinter Keram regten sich unmerklich und senkten wachsam die Speere.

»Master Keram«, sagte Cahl. »Es ist mir eine Freude, Euch zu sehen. Wie gut Ihr ausschaut und wie Eure Kleidung im Sonnenlicht glänzt!« Er wandte sich an Muti. »Und ich glaube nicht...«

»Ein zweiter Cousin von Keram«, stellte Muti sich selbst vor. »Cousin und Bundesgenosse.«

Keram erkannte belustigt die allzu deutliche Berechnung in Cahls Blick, als er Mutis Name und Position der Karte hinzufügte, die er offensichtlich von den Machtstrukturen in Cata Huuk anfertigte. Cahl dienerte beflissen, während er sie in die Stadt führte. »Kommt, kommt. Euer Tribut liegt selbstverständlich in meiner Hütte bereit. Ich habe Speisen und Bier für Euch. Werdet Ihr über Nacht bleiben?«

Keram sagte: »Wir müssen noch viele Orte besuchen, ehe...«

»Aber Ihr müsst unsere Gastfreundschaft genießen. Eure Männer auch. Wir haben Mädchen, Jungfrauen, die Euch zu Diensten sein werden.« Er schaute Muti augenzwinkernd an. »Oder auch Knaben. Was immer Ihr

wünscht. Ihr seid unsere Gäste, solange Ihr bei uns zu bleiben wünscht...«

Während sie vorsichtig über den schlammigen, mit Fäkalien bedeckten Boden gingen, beugte Muti sich zu Keram hinüber. »Was für ein fetter Widerling.«

»Er ist nur auf seinen Vorteil aus. Er ist nicht einmal der Häuptling dieser kleinen Schar von Dreckschweinen. Und er hat ein paar interessante Schwächen, insbesondere für dicke Frauen. Vielleicht erinnern sie ihn an die Schweine, auf die er in Wirklichkeit steht. Aber er ist nützlich. Leicht zu manipulieren.«

»Ob er jemals nach Cata Huuk kommen wird?«

Keram schnaubte. »Was glaubst du denn, Cousin?«

Sie näherten sich Cahls Hütte. Zwar zählte sie zu den »repräsentativsten« der Stadt, war in den Augen der jungen Männer aber doch nur ein Dreckshaufen.

»Willst du ein Weilchen bleiben?«, fragte Keram Muti und deutete mit einem Nicken auf die vier Wachen. »Ich lasse die Hunde normalerweise für eine Weile aus dem Zwinger. Und Cahl ist auch in dieser Hinsicht nützlich, dass er die attraktiveren Säue aus diesem Stall aussucht. Manchmal macht die Verzweiflung, die sie in diesem Dreckloch verspüren, sie... interessant. Es macht Spaß, ist aber auch irgendwie anstrengend. Sehr reinlich sind sie jedenfalls nicht.«

»Was ist das?«, fragte Muti abwesend.

Eine junge Frau war aus Cahls Hütte gekommen. Sie war ganz anders als die dunklen, korpulenten Frauen der Stadt. Sie war schlank und offensichtlich von Sorgen geplagt, aber sie war auch groß – so groß wie Keram –, schlank und hatte blondes Haar, das trotz des darin hängenden Schmutzes golden glänzte. Sie war vielleicht sechzehn oder siebzehn. Cahl schien über ihr Erscheinen empört zu sein. Er schlug ihr mit seiner fleischigen Faust gegen die Schläfe, dass sie zu Boden stürzte. »Was machst du da? Geh wieder in die Hütte.

Wir sprechen uns noch.« Und dann trat er die hilflos am Boden Liegende.

Mit einer fließenden Bewegung packte Muti Cahls fetten Arm und drehte ihn ihm auf den Rücken. Cahl heulte auf.

Keram reichte der jungen Frau die Hand und half ihr auf die Füße. An

der Schläfe bildete sich bereits ein Bluterguss. Nun sah er, dass auch ihre Beine und Arme von Blutergüssen übersät waren. Sie zitterte, hielt sich aber aufrecht und schaute ihm ins Gesicht. »Wie ist dein Name?«, fragte er.

Cahl blaffte: »Herr, spricht nicht mit ihr...« Muti bog den Arm noch etwas weiter um. »Au!«

»Juna.« Sie hatte einen starken, fremdartigen Akzent, aber die Worte waren deutlich. »Mein Name ist Juna. Ich bin aus Cata Huuk«, sagte sie verwegen. »Ich bin wie du.«

Keram lachte ungläubig ob dieser Worte, doch das Lachen verging ihm, als er sie näher betrachtete. Auf jeden Fall waren ihre Größe, Eleganz und ihre relativ gute Verfassung ein Indiz dafür, dass sie nicht zu den Schweinen von Keer gehörte. »Wenn du aus der Stadt bist, was hat dich dann hierher verschlagen?«

»Sie hatten mich als Kind entführt. Diese Leute, diese Leute von Keer. Sie haben mich unter den Hunden und den Wölfen aufgezogen. Deshalb spreche ich nicht so wie ihr. Aber...«

»Sie lügt«, stieß Cahl hervor. »Sie weiß nicht einmal, was Cata Huuk überhaupt ist. Sie ist eine Wilde von den Stämmen im Westen und gehört zu den Tiermenschen, mit denen ich mich abgeben muss. Ihre Mutter ist eine fette Schlampe, die ihren Körper für Bier verkauft. Und...«

»Ich sollte nicht hier sein«, sagte Juna ungerührt und schaute Keram an. »Nehmt mich mit euch.«

Keram und Muti wechselten unsicher Blicke.

Wütend riss Cahl sich von Muti los. »Ihr wollt bei ihr liegen. Ist es das?« Er zerrte an Junas schlichtem Kleid und riss es ihr vom Leib. »Schaut! Die Sau ist voller Ferkel. Wollt Ihr *so etwas* stechen?«

Keram runzelte die Stirn. »Ist das Kind von Cahl?«

Sie zitterte heftiger. »Nein. Obwohl mein Bauch ihn reizt und er mich benutzt. Das Kind ist von einem Mann aus Cata Huuk. Er kam hierher. Er hat mich benutzt. Er hat mir seinen Namen nicht gesagt. Er hat mir versprochen...«

»Sie lügt!«, zeterte Cahl. »Sie war schon schwanger, als ich sie fand.«

»Ich bin nicht für diesen Ort bestimmt«, sagte Juna und schaute mit einem Ausdruck des Ekels auf die Stadt. »Mein Kind ist auch nicht für diesen Ort bestimmt. Mein Kind soll in Cata Huuk leben.«

Keram schaute wieder auf Muti. Der zuckte die Achseln. Keram grinste. »Ich weiß nicht, ob du die Wahrheit sagst, Juna. Aber du bist etwas Besonderes, und deine Geschichte wird meinem Vater sicher gefallen.«

»Nein!« Cahl riss sich wieder los. Die Soldaten rückten vor. »Ihr könnt sie nicht mitnehmen!«

Keram beachtete ihn gar nicht und nickte Muti zu. »Veranlasse die Zahlung des Tributs. Hast du – Juna – hier irgendwelche Besitztümer? Irgendwelche Freunde, von denen du dich verabschieden willst?«

Sie schien über seine Worte zu rätseln, als ob sie nicht wüsste, was ›Besitztümer‹ überhaupt waren. »Nein. Und Freunde – nur Gwerei.«

Keram zuckte die Achseln; der Name sagte ihm nichts. »Triff deine Vorbereitungen. Wir werden bald aufbrechen.« Er klatschte in die Hände, und Muti und die Soldaten schickten sich an, seine Befehle auszuführen.

Cahl, der von einer Wache festgehalten wurde, bettelte und flehte ohne Unterlass. »Nehmt mich mit! Nehmt mich doch mit...!«

### III

Sie brauchten drei Tage für die Reise zu Kerams geheimnisvoller Heimat, nach Cata Huuk.

Das Korn und Fleisch, das Keram ›Tribut‹ nannte, wurde schnell eingetrieben. Juna hatte keine Ahnung, wieso die Städter, denen es selbst nicht allzu gut ging, einen so großen Teil ihrer Vorräte diesen Fremden überließen. Zumal sie nicht einmal Bier dafür bekamen.

Aber es war nicht die Zeit, diesbezügliche Fragen zu stellen. Die Sprachkenntnisse, die sie sich im Lauf der Zeit angeeignet hatte, nachdem sie Keram zum ersten Mal gesehen hatte, hatten sich ausgezahlt. Nun musste sie schweigen und dorthin gehen, wohin man sie führte.

Die Gruppe formierte sich zu einer lockeren Linie. Keram und Muti übernahmen die Führung. Sie wurden von den vier stämmigen Soldaten gefolgt, von denen zwei die Hände frei hatten, um die Waffen zu führen und die anderen den Tribut trugen. Juna, die nichts anderes bei sich hatte als den Speer, mit dem sie gekommen war, näherte sich einem der Soldaten und erwartete, dass ein Teil der Last auf sie übertragen wurde. Keram piffte sie zurück. »Das ist ihre Arbeit.«

Juna zuckte die Achseln. »In Cahls Stadt wäre es meine Arbeit.«

»Ich bin aber nicht Cahl. Du musst dich unsren Sitten und Gebräuchen anpassen, Mädchen.«

»Ich wurde als Kind aus...«

»Ich erinnere mich daran, was du mir gesagt hast«, sagte Keram und wölbte belustigt die Augenbrauen. »Ich weiß nicht, ob ich auch nur ein Wort davon glauben soll. Aber hör mir nun zu. In Cata Huuk ist das Wort des Potus Gesetz. Und ich bin der Sohn des Potus. Du wirst mir gehorchen. Du wirst meine Entscheidungen nicht in Frage stellen. Hast du verstanden?«

Junas Leute waren gleichberechtigt wie die meisten Jäger und Sammler, und deshalb verstand sie nicht. Aber sie nickte brav.

Sie brachen auf. Die jungen Männer, die keine Last zu tragen hatten,

schritten zügig aus. Juna ebenfalls, trotz der Schwangerschaft und der vier Monate, die sie mit schlechter Nahrung und harter Arbeit verbracht hatte. Doch die Wachen schnauften und beklagten sich über schmerzende Füße.

Es war eine große Erleichterung für Juna, der dreckigen Stadt entronnen zu sein und sich wieder in der freien Natur zu befinden. Es war eine große Erleichterung, zu gehen, anstatt auf einem staubigen Feld den Rücken krumm zu machen – auch wenn die Landschaft auf dem Marsch nach Osten eine immer geringere Ähnlichkeit mit dem Ort hatte, an dem sie und ihre Vorfahren immer gelebt hatten.

Sie übernachteten jedes Mal in kleinen Städten, die genau so aussahen wie Cahls Stadt. Die Soldaten vergnügten sich mit Bier und Mädchen. Keram und Muti hielten sich zurück und verbrachten die Nächte jedes Mal in einer Hütte, wobei sie Juna einen Schlafplatz in einer Ecke zuwiesen.

Keiner von beiden rührte sie an. Vielleicht lag es an der Schwangerschaft. Vielleicht trauten sie sich auch nur nicht. Sie war froh, von Cahls brutaler ›Zuwendung‹ erlöst zu sein und legte im Moment keinen Wert auf körperliche Nähe. Andererseits bedauerte sie es unter dem praktischen Gesichtspunkt auch. Sie hatte keine Vorstellung davon, wie dieser Ort, dieses Cata Huuk aussah. Aber sie sagte sich, dass ihre Überlebenschancen am besten wären, wenn sie sich an Keram oder Muti hielt.

Also sorgte sie dafür, dass sie ihnen jeden Morgen und Abend, wenn sie das Kleid auszog, ihren Körper zeigte. Und sie wusste auch, dass Kerams Blick auf sie fiel, auch wenn er glaubte, dass sie es nicht bemerkte.

Je weiter sie kamen, desto dichter war die Landschaft mit Feldern und Dörfern durchsetzt. Es wuchsen hier keine Bäume, aber es gab Baumstümpfe und Flächen brandgerodeten Waldes. Offenes Land gab es hier überhaupt keins, außer wertlosen Steinwüsten und Marschen. Es gab nur Felder und Landstücke, die offensichtlich einmal bestellt worden waren, aber nun ausgelaugt waren und brach lagen. Bald vermochte sie kaum noch einen Schritt zu tun, ohne in die Fußstapfen eines ›Vorgängers‹ zu treten. Das Ausmaß, in dem diese schwärmenden Leute die Welt verändert hatten, erschreckte sie.

Und schließlich erreichten sie Cata Huuk selbst.

Das Erste, was Juna sah, war eine Mauer. Sie bestand aus Lehmziegeln und Stroh und war ein großer kreisförmiger Wall, der so hoch war wie drei Leute, die auf den Schultern des jeweils anderen standen. Und sie war mit angespitzten Pfählen gespickt. Der Wall war von einem Ring aus schäbigen Hütten und Verschlägen aus Lehm und Ästen umgeben. Die Mauer war so lang, dass sie das Land zu teilen schien.

Ein breiter, ausgetretener Pfad führte zum Wall hinauf. Diesem Pfad folgte Kerams Gruppe nun. Bei ihrer Annäherung quollen Leute wie aufgescheuchte Ameisen aus den Hütten. Sie stießen Schreie aus, zupften an Kerams Kleidung und boten ihnen Fleisch, Früchte und Süßigkeiten dar sowie Figuren aus Holz und Stein. Juna zuckte zurück. Doch Keram versicherte ihr, dass sie keine Angst haben müsse. Diese Leute wollten nur etwas *verkaufen*; dies sei nämlich ein *Markt*.

Ein großes Holztor war in die Mauer eingelassen. Keram stieß einen lauten Ruf aus. Ein Mann auf der Mauerkrone winkte, und das Tor wurde geöffnet. Die Gruppe marschierte hindurch.

Juna tauchte in eine fremde Welt ein. Sie zitterte.

Die Hütten – die stachen ihr sofort ins Auge. Es waren viele, viele Dutzend, die über die weite Fläche innerhalb der Mauern verstreut waren. Die meisten waren nicht besser als Cahls Behausung, unförmige Bauten aus Lehm und Holz. In Richtung Stadtmitte gab es aber ein paar, die geradezu repräsentativ wirkten: windschiefe Bauten mit zwei oder drei Stockwerken, deren Fassaden mit geflochtenen gelben Gräsern verziert waren, die in der Sonne leuchteten. Die Ansammlungen der Hütten wurden von Straßen durchschnitten, die wie ein Spinnennetz anmuteten. Eine graue Rauchwolke hing über der Stadt. Abwässer liefen durch Kanäle in der Straßenmitte, und Fliegen summten in Wolken über dem träge rinnenden Unrat.

Und überall schwärmten Leute: Die Männer traten in Gruppen auf, die Kinder lärmten und rannten umher, und die Frauen trugen schwere Lasten auf Kopf und Rücken. Es gab auch Tiere; sie waren genauso zahlreich waren wie die Menschen. Der Lärm war enorm, eine richtige Kakophonie. Die Gerüche – nach Kot, Urin, Tieren, Rauch und dem fettigen Gestank gebratenen Fleisches – waren überwältigend.

Dies war Cata Huuk. Mit zehntausend Menschen, die in den Mauern sich drängten, war es eine der ersten Städte der Erde. Nicht einmal Keer hatte

sie darauf vorzubereiten vermocht.

Keram lächelte sie an. »Geht es dir gut?«

»Was für ein trickreicher Gott hat nur diesen wuselnden Haufen erschaffen?«

»Kein Gott. *Menschen*, Juna. Viele, viele Menschen. Das musst du dir merken. Egal, wie fremdartig das alles dir auch erscheint, es ist das Werk von Menschen wie du und ich. Außerdem«, sagte er mit gespielter Naivität, »bist du doch hier geboren. Hier gehörst du hin.«

»Hier bin ich geboren«, sagte sie, jedoch ohne allzu große Überzeugungskraft. »Aber ich fürchte mich trotzdem. Ich kann mir nicht helfen.«

»Ich bin bei dir«, murmelte er.

Mit kühler Überlegung schob sie die Hand in die seine. Dabei trafen sich ihr und Mutis Blick; er lächelte wissend.

Sie gingen eine radiale Straße auf die Gebäude in der Stadtmitte zu. Nun war Juna wirklich baff. Diese Bauwerke mit ihren drei Stockwerken dräuten wie Riesen über dem Rest der Stadt. Die Bauten waren in einem lockeren Geviert um einen zentralen Hof angelegt, der dicht mit Gras und Blumen bewachsen war. Mit Speeren bewaffnete Männer standen an jedem Eingang und schauten argwöhnisch. Frauen gingen mit Wasserkrügen durchs Gras und benetzten es.

Muti grinste Juna an. »Sie guckt schon wieder. Was gibt es denn diesmal?«

»Das Gras. Wieso bewerfen sie es mit Wasser?« Sie rang nach Worten.

»Regen fällt. Gras wächst.«

Muti schüttelte den Kopf. »Nicht regelmäßig genug für den Potus. Ich glaube, er würde am liebsten selbst das Wetter machen.«

Sie betraten das größte Gebäude. Juna war noch nie in einem so großen umbauten Raum gewesen. Treppen und Leitern verbanden die halbgeschossartigen Flure miteinander. Trotz des Tageslichts brannten qualmende Fackeln an den Wänden. Sie warfen Schatten und tauchten den Palast in ein gelbes Licht. Mit glänzenden Gewändern bekleidete Leute bewegten sich auf allen Stockwerken; ein paar winkten Keram und Muti beim Vorbeigehen zu. Es war wie der Blick ins Geäst eines großen Baums. Selbst der Boden war außergewöhnlich: Er bestand aus glänzendem Holz, das so glatt gehobelt und mit Öl oder Fett imprägniert



war, dass sie fast darauf ausglitt.

Sie betraten das Innerste des Gebäudes. Hier war eine Plattform, die sich schulterhoch über den Fußboden erhob. Und auf der Plattform saß auf einem kunstvoll verzierten Holzblock der dickste Mann, den Juna je gesehen hatte. Er hatte größere Titten als eine Amme. Der von Öl glänzende Bauch war kugelrund. Und der kahle Kopf sah aus wie eine übergroße Billardkugel. Er hatte keinen Bart und nicht einmal Augenbrauen. Er hatte einen freien Oberkörper, trug aber eine sorgfältig vernähte Hose.

Diese feiste Kreatur war der Potus, der Mächtige. Er war einer der ersten Könige der Menschheit. Er sprach gerade zu einem dünnen Männchen neben sich, das mit großer Konzentration Knotenschnüre abtastete.

Keram und Muti warteten geduldig, bis Potus ihnen seine Aufmerksamkeit widmete.

»Was machen sie denn mit der Schnur?«, wisperte Juna.

»Das sind Bücher«, flüstert Muti. »Sie enthalten... hm... die Arbeitsleistung der Stadt und der Farmen. Die Anzahl der Schafe und Ziegen. Der erwartete Ertrag der nächsten Ernte. Die Anzahl der neugeborenen Kinder und der Toten...« Er lächelte angesichts der großen Augen, die sie machte. »Unsere Geschichten sind in diesen Schnüren enthalten, Juna. So läuft das in Cata Huuk.«

Keram knuffte ihn. Der Mann mit der Knotenschnur hatte sich zurückgezogen, und der massige Schädel des Potus war zu ihnen herübergeschwenkt. Keram und Muti verneigten sich unverzüglich. Juna blieb stehen, bis Keram sie zu sich herunterzog.

»Sie soll ruhig stehen bleiben«, sagte der Potus. Seine Stimme war wie das Knirschen von Flussskieseln. Er schaute Juna an und winkte sie zu sich.

Zögernd trat Juna vor.

Er beugte sich über sie. Sie roch Tieröl auf seiner Haut. Dann zog er sie so fest an den Haaren, dass sie aufschrie. »Wo habt ihr die her?«

Keram gab ihm eine kurze Schilderung der Ereignisse in Keer. »Potus, sie sagt, dass sie hier geboren sei – hier in Cata Huuk. Sie sagt, dass sie als Baby entführt worden sei. Und...«

»Zieh dich aus«, herrschte der Potus Juna an.

Sie funkelte ihn an, angewidert von seinem Geruch und verweigerte den

Befehl. Doch Muti riss ihr hastig das lederne Kleid vom Leib, sodass sie nackt vor ihm stand.

Der Potus nickte, als begutachtete er eine Jagdbeute. »Gute Brüste. Guter Wuchs, gute Figur – und ein Junges im Bauch, wie ich sehe. Glaubst du ihr, Keram? Mir ist noch nie zu Ohren gekommen, dass ein solches Kind entführt worden sein soll... wann, vor fünfzehn, sechzehn Jahren?«

»Mir auch nicht«, sagte Keram.

»Man sagt, die Wilden jenseits der Felder hätten diese Gestalt. Sie seien groß und wirkten sehr gesund, trotz ihrer abscheulichen Lebensweise.«

»Falls sie eine Wilde ist, ist sie aber eine schlaue Wilde«, sagte Keram bedächtig. »Ich sagte mir, ihre Geschichte würde Euch erheitern.«

»Es ist die Wahrheit!«, sagte Juna.

Der Potus stieß ein bellendes Lachen aus. »Sie spricht sogar.«

»Sie spricht gut. Sie ist klug, Herr, und...«

»Tanz für mich, Mädchen.« Als Juna ihn nur wortlos und finster anschaute, sagte der Potus mit metallischer Härte: »Tanz für mich, oder ich werde dich sofort von hier wegbringen lassen.«

Juna begriff kaum, was hier überhaupt vor sich ging. Sie wusste jedoch, dass ihr Leben davon abhing, wie sie sich nun verhielt.

Also tanzte sie. Sie erinnerte sich an die Tänze, die sie und ihre Schwester Sion als Kinder aufgeführt hatten und an Tänze, die vom Schamanen initiiert worden waren und an denen sie als junge Erwachsene teilgenommen hatte.

Nach einer Weile grinste der Potus. Und dann klatschten er, Keram und Muti im Rhythmus ihrer nackten Füße, die auf den polierten Holzboden patschten.

Nackt und in einer anderen Welt gestrandet tanzte sie bis zur Erschöpfung.

Von Anfang an war es Juna ganz klar, dass, wenn sie gesund bleiben, gut ernährt werden und von der Geißel endloser, monotoner Knochenarbeit verschont werden wollte, sie sich nach Möglichkeit der Gunst von Potus erfreuen musste.

Also machte sie sich so interessant wie irgend möglich. Sie kramte in ihren Erinnerungen nach Fähigkeiten und Fertigkeiten, die bei ihren Leuten der Brauch gewesen waren, mit denen sie bei diesen

Bienenstock-Bewohnern aber Eindruck zu schinden vermochte. Sie organisierte Langstreckenläufe, die sie – obwohl sie hochschwanger war – mit verblüffender Leichtigkeit gewann. Sie fertigte Speerschleudern an und stellte ihr Geschick mit dem Wurf auf Ziele unter Beweis, die so klein und entfernt waren, dass die meisten Höflinge des Potus sie nicht einmal zu sehen vermochten. Dann fertigte sie aus Steinen, Holz und Muscheln ohne Werkzeug Klingen, Skulpturen und Reliefs. Damit verzauberte und erstaunte sie diese Leute, die sich schon so weit von den natürlichen Lebensgrundlagen entfernt hatten.

Und dann wurde ihr Kind geboren. Es war ein gesunder Junge, der irgendwann vielleicht Tori, seinem Vater ähneln würde. Schon im frühen Kindesalter unterwies sie ihn im Laufen, Tanzen und Speerwerfen.

Und als sie schließlich Keram in ihr Bett lockte, als er ihr die Lügen verzieh, mit denen sie ihn veranlasst hatte, sie hierher zu bringen und als sie ihm nach einem Jahr ein Kind gebar, hatte sie das Gefühl, dass ihr Platz in der Mitte dieses Menschen-Nests sicher sei.

Und was die Stadt betraf, so brauchte Juna nicht lang, um hinter die Kulissen dieses überfüllten Bienenstocks zu schauen.

Dies war eine Klassengesellschaft mit einer starren Hierarchie und absolutistischen Merkmalen. Die Masse der hier lebenden Menschen musste Frondienste leisten, um den Potus, seine Frauen, Söhne, Töchter, Verwandte und seinen ganzen Hofstaat zu ernähren – und dazu die Priesterkaste, das geheimnisvolle Netzwerk schamanenartiger Mystiker, die ein noch feudaleres Leben zu führen schienen als der Potus selbst. Das hatte aber so kommen müssen. Mit der Kultivierung der Pflanzen war das Land viel produktiver geworden. Die natürlichen Regulative, die das Wachstum der Populationen begrenzt hatten, waren mit einem Mal außer Kraft gesetzt worden. Die Zahl der Menschen explodierte förmlich.

Plötzlich vermehrten die Menschen sich nicht mehr wie Primaten. Sie vermehrten sich wie Bakterien.

Die verdichteten Populationen bildeten eine neue Art von Gemeinschaften: Es entstanden Bevölkerungszentren wie Dörfer und Städte, die durch einen steten Fluss von Lebensmitteln und Rohstoffen vom Land versorgt wurden.

Nie zuvor waren die Menschen in solchen Größenordnungen aufgetreten

und hatten ein derart komplexes Beziehungs-Geflecht ausgebildet. Und in den Städten etablierte sich zwangsläufig eine neue Form der sozialen Organisation. In Gemeinschaften wie der, welcher Juna entstammte, war die Entscheidungsfindung gemeinschaftlich und die Führung informell gewesen, weil jeder jeden kannte. Verwandtschaftliche Beziehungen hatten in den meisten Fällen genügt, um Konflikte beizulegen. In größeren Gruppen übernahmen Kaziken die Kontrolle, um das ›öffentliche Leben‹ zu regeln.

Doch nun war es nicht mehr möglich, dass alle sich an allen Entscheidungen beteiligten. Es hatte keinen Sinn mehr, dass jede Familie ihre eigene Nahrung anbaute und sammelte, dass sie ihre eigenen Werkzeuge und Bekleidung anfertigte und auf eigene Rechnung mit den Nachbarn Handel trieb. Und jeden Tag mussten die Menschen damit rechnen, Fremden zu begegnen und sich mit ihnen arrangieren zu müssen, anstatt sie wie in den alten Zeiten zu verjagen oder gleich umzubringen. Die alten verwandtschaftlichen Loyalitäten genügten nicht mehr: Es bedurfte einer Art Polizeigewalt, um die Ordnung aufrechtzuerhalten.

Schnell entstanden zentrale Kontrollinstanzen. Macht und Ressourcen konzentrierten sich zunehmend in den Händen einer Elite. Fürsten und Könige etablierten sich und beanspruchten ein Monopol auf Entscheidungen, Information und Macht. Eine neue Art der Verteilungswirtschaft bildete sich heraus. Es entstanden politische Organisationen, ein schneller technischer Fortschritt kam in Gang, und der Grundstein für Schrift, Bürokratie und Steuerwesen wurde gelegt: Die Mittel, derer die Menschen sich bedienten, erlebten eine Explosion der funktionalen Differenzierung.

Und zum ersten Mal in der Geschichte der Hominiden gab es Leute, die für ihre Nahrung nicht arbeiten mussten.

Seit dreißigtausend Jahren hatte es nun schon Religion, Kunst, Musik, mündliche Überlieferung und Kriege gegeben. Doch nun vermochten die neuen Gesellschaften sich Spezialisten zu leisten: Leute, die nichts anderes taten als zu malen oder Melodien für Flöten aus Knochen und Holz zu komponieren oder über das Wesen eines Gottes Spekulationen anzustellen, der einer unwürdigen Menschheit das Geschenk des Feuers und des Ackerbaus vermacht hatte. Aus dieser Tradition sollte sich

schließlich ein Großteil der Schönheit und Größe des menschlichen Potenzials manifestieren. Zugleich würde sie aber auch Armeen berufsmäßiger Mörder aus Leidenschaft hervorbringen, von denen Kerams Soldaten nur die Vorhut waren.

Und fast überall und von Anfang an wurden die neuen Gemeinschaften von Männern dominiert: Männer konkurrierten untereinander um die Macht, in Gesellschaften, in denen Frauen mehr oder weniger als eine Ressource betrachtet wurden. In den Zeiten der Jäger und Sammler hatten die Menschen sich für kurze Zeit aus dem Gefängnis der männlichen Primaten-Hierarchien befreit. Gleichheit und gegenseitiger Respekt waren kein Luxus gewesen: In den Gemeinschaften der Jäger und Sammler existierte eine strukturelle Gleichberechtigung, weil es nämlich im offensichtlichen Interesse aller lag, Nahrung und Wissen zu teilen. Doch diese Zeiten neigten sich nun dem Ende zu. Auf der Suche nach neuen Organisationsformen für ihre anschwellende Zahl fielen die Menschen in die ebenso bequemen wie geistlosen Muster der Vergangenheit zurück.

Die städtischen Verdichtungen waren eine völlig neue Lebensweise. Die Hominiden im Besonderen und die Primaten im Allgemeinen hatten noch nie auf so dichten Haufen zusammengelebt. Zugleich war das aber auch ein Rückfall in die graue Vorzeit. Die neuen Städte hatten nämlich weniger Ähnlichkeit mit den Gemeinschaften der Jäger und Sammler als vielmehr mit den Schimpansen-Kolonien im Urwald.

Junas vermeintliche Sicherheit währte ganze vier Jahre.

In dunkler Nacht rüttelte Keram sie wach. »Komm. Hol die Kinder. Wir müssen von hier verschwinden.«

Juna setzte sich verschlafen auf. Am Abend zuvor hatten sie eine Party gegeben, und Juna hatte mehr getrunken, als ihr zuträglich war. Nur Gesellschaften, die Ackerbau betrieben, vermochten alkoholische Getränke herzustellen, denn sie benötigten hierzu Getreide – einer der größten Vorteile der Bauern gegenüber den Jägern, die vom Bier abhängig geworden waren, ohne indes in der Lage zu sein, selbst welches zu brauen. Was Juna betraf, so war das ein Luxus, an den sie sich erst noch gewöhnen musste.

Sie schaute sich um, versuchte richtig wach zu werden und einen klaren

Kopf zu bekommen. Im Raum war es dunkel, doch es fiel Licht durchs Fenster. Aber kein Tageslicht, sondern Feuerschein.

Und nun hörte sie auch das Geschrei.

Sie stieg aus dem Bett und streifte sich ein Hemd über. Dann ging sie ins Nebenzimmer und weckte die Kinder. Die beiden Jungen quengelten wegen dieser Ruhestörung und schliefen dann wieder in ihren Armen ein. Sie ging zu Keram zurück, der gerade Waffen und Wertsachen in einen Sack stopfte. »Ich bin fertig«, sagte sie.

Er schaute sie an, wie sie mit den Kindern im Arm vor ihm stand. Er lief zu ihr und küsste sie fest auf den Mund. »Ich liebe dich, bei den Eiern des Potus. Falls er überhaupt noch welche hat.«

Sie wunderte sich über diesen Gedankensprunn. »Was soll er noch haben?«

»Das ist eine schlechte Nacht für Cata Huuk«, sagte er grimmig. »Und für uns, wenn wir Pech haben.« Er drehte sich um, schulterte den Sack und ging zur Tür. »Komm. Wir werden durch den Hinterausgang verschwinden!«

Sie schlichen sich aus dem Haus, und nun sah sie auch die Brandstelle. Der große gelbe Palast des Potus brannte lichterloh; die Flammen schlugen hoch, und Funken stoben. Juna hörte Schreie aus dem Innern des Palasts und sah umherirrende Leute.

Die Straßen waren voller Menschen. Die ausgemergelten und schmutzigen Gestalten waren mit zerrissenen Tierhäuten und Lumpen aus Pflanzenfasern bekleidet und schwärmten nun aus wie hungrige Ratten. Für Juna hatte das kakophonische Stimmengewirr des Mobs nichts Menschliches mehr: Es glich eher dem Krachen eines Donners oder dem Grollen eines Gewitters, das jedweder menschlicher Kontrolle entzogen war. Sie packte die Kinder und versuchte die Angst zu unterdrücken. »Es ist der Hunger«, sagte sie.

»Ja.«

*Hungersnot:* Das war auch so ein Wort, das Juna hatte lernen müssen. Der größte Teil der Weizenernte der Farmen in der Gegend war durch eine Krankheit vernichtet worden, die niemand kannte und zu heilen vermochte. Wegen der ausgefallenen Ernte war eine Hungersnot ausgebrochen. Der Aufstand hatte sich mit der Ermordung der Tribut-Sammler angebahnt, die das eintreiben wollten, was des Potus

war. Und nun war es zum offenen Aufstand gekommen. Junas Leute lebten von vielerlei Wildpflanzen, die, anders als eine monokulturelle Getreidesorte, nicht allesamt vernichtet wurden, wenn eine Seuche ausbrach. Hungersnot: auch eine Kehrseite der neuen Lebensweise. Die Familie schlich sich gesenkten Hauptes durch enge Gassen zum hinteren Tor.

»Es gibt eine neue Siedlung westlich von hier, an der Küste«, sagte Keram. »Das Ackerland ist gut, und das Meer enthält Nahrung in Hülle und Fülle. Es ist eine Reise von vielen Tagen, aber...«

»Wir werden es schaffen«, sagte sie entschlossen.

Er nickte knapp. »Wir müssen es schaffen.«

Schließlich erreichten sie das offene Tor, wo Muti auf sie wartete. Die drei verschwanden mit den Kindern im Arm in der Nacht.

Auf ihrer Wanderung nach Westen kamen sie überall durch ein Land, das von Bauern und Städtebauern umgewandelt worden war. Selbst das Land, das Juna nach der Flucht aus der Heimat einst mit Cahl durchquert hatte, hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verändert – so schnell war die Expansion vorangeschritten.

Diese Expansion war dadurch bedingt, dass das Ackerland alsbald knapp wurde. Die Kinder der Bauern wollten jeder ein eigenes Stück Land haben, um es zu bewirtschaften, wie ihre Eltern es getan hatten. Das war aber kein Problem. Das Wissen der Bauern war nämlich nicht auf ein bestimmtes Stück Land beschränkt, wie es bei den Jägern und Sammlern der Fall gewesen war. Sie befließigten sich vielmehr einer systematischen Denkweise: Sie wussten, wie sie das Land verändern mussten, damit es ihren Bedürfnissen entsprach – und das galt für jedes Land. Sie mussten die jeweils herrschenden Bedingungen nicht als gegeben hinnehmen. Für Bauern war Kolonisierung einfach.

Und so nahm von den ersten primitiven Farmen im Osten Anatoliens die große Expansion ihren Lauf. Es war eine Art Krieg, der gegen Mutter Erde selbst geführt wurde, während sie den Bedürfnissen der zunehmenden Anzahl menschlicher hungriger Mäuler angepasst wurde. Diese Expansion ging mit erstaunlicher Geschwindigkeit vonstatten und sollte bald über das Verbreitungsgebiet des *Homo erectus* und früherer Arten des Menschen hinausschwappen.

Jedoch griff diese Expansion nicht etwa in ein Vakuum aus, sondern in ein Land, das von den alten Gemeinschaften der Jäger und Sammler besetzt war.

Eine ›friedliche Koexistenz‹ war natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Es war dies ein Konflikt zwischen zwei diametral entgegen gesetzten Einstellungen gegenüber dem Land. Die Jäger betrachteten das Land als einen Ort, in dem sie verwurzelt waren – wie die Bäume, die dort wuchsen. Für die Bauern hingegen war es eine Ressource, die man besaß, kaufte, verkaufte und in Parzellen unterteilte: Land hatte in erster Linie einen wirtschaftlichen und keinen ideellen Wert. Der Ausgang stand von vornherein fest. Die Jäger und Sammler waren zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen: Zehn mangelernährte, schwächliche Bauern vermochten immer einen gesunden Jäger zu überwältigen.

Nach drei Tagen erreichten sie eine Elendssiedlung, eine Ansammlung von Hütten und Verschlägen. Juna ließ ebenso angespannt wie gleichgültig den Blick schweifen. »Was wollen wir überhaupt hier? Wir sollten noch ein Stück gehen, ehe es dunkel wird.«

Keram legte ihr beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Ich sagte mir, dass du vielleicht hier vorbeischaauen wolltest. Juna, erkennst du diesen Ort denn nicht mehr?«

»Das solltest du aber«, sagte eine seltsam vertraute Frauenstimme. Juna drehte sich um. Eine Frau humpelte auf sie zu; sie hatte sich ein altes Stück Leder um den Kopf gewickelt. Junas Gedanken überschlugen sich. Die Worte hatten seltsam geklungen – natürlich, *weil sie in Junas Muttersprache ertönt waren*, einer Sprache, die sie an dem Tag zum letzten Mal gehört hatte, als sie Cahl aus dem Dorf gefolgt war.

Nun erkannte Juna auch das Gesicht der Frau. Es war Sion, ihre ältere Schwester. Eine namenlose Sehnsucht überkam sie. »Ach, Sion...« Sie ging mit ausgestreckten Armen auf sie zu.

Doch Sion wich zurück. »Nein! Bleib weg.« Sie verzog das Gesicht.

»Die Krankheit hat mich nicht umgebracht, wie sie so viele andere umgebracht hat, aber ich trage sie vielleicht noch immer in mir.«

»Sion... Wer...?«

»Wer gestorben ist?« Sion stieß ein bellendes, bitteres Lachen aus. »Du solltest lieber fragen, wer überlebt hat.«



Juna schaute sich um. »Und hier haben wir wirklich einmal gelebt? Es ist nichts mehr so wie früher.«

Sion schnaubte. »Die Männer trinken Bier und Met. Die Frauen arbeiten auf den Farmen von Keer. Niemand geht heute mehr auf die Jagd, Juna. Die Tiere sind vertrieben worden, um Platz für die Felder zu machen. Wir schlagen uns so durch. Manchmal singen wir die alten Lieder für die Farmer. Dafür geben sie uns dann eine Extraration Bier.«

»Wo ist der Schamane?«

»Schamanen sind nicht mehr erlaubt. Der letzte hat sich zu Tode gesoffen, der fette Trottel.« Sie zuckte die Achseln. »Das macht aber keinen Unterschied. Der Schamane könnte uns sowieso nicht mehr helfen. Die Schamanen wissen nämlich nicht, wie die Weizenernte ausfällt, sondern die Farmer und ihre Herren aus der Stadt mit ihren Schnüren und den schmalen Augen, mit denen sie in den Himmel schauen...«

Bei der Krankheit hatte es sich um Masern gehandelt.

Die Menschheit war natürlich auch in der Vergangenheit immer wieder von Krankheiten heimgesucht worden, von denen Lepra, Pocken und Gelbfieber zu den ältesten Seuchen zählten.

Viele Krankheiten wurden durch Bakterien hervorgerufen, die sich im Erdboden oder in Tierpopulationen tummelten – so wurde Gelbfieber beispielsweise von afrikanischen Affen übertragen. Jedoch hatten die Menschen Zeit gehabt – im evolutionären Maßstab –, sich gegen die meisten Krankheiten und Parasiten zu immunisieren.

Die Entstehung der neuen dichten Gemeinschaften hatte aber den Ausbruch neuer Krankheiten – *Volkskrankheiten* – wie Masern, Röteln, Windpocken und Grippe begünstigt. Im Gegensatz zu den älteren Krankheiten vermochten die für die neuen Seuchen verantwortlichen Mikroben nur im Körper lebendiger Menschen zu überleben. Von solchen Krankheiten wurden die Menschen betroffen, nachdem sie sich zu hinreichend dichten und mobilen Gruppen vereinigt hatten, die eine Ausbreitung überhaupt erst ermöglichten.

Wenn die Mikroben Gruppen infizierten, dann mussten sie aber auch von Gruppen stammen. Und das stimmte auch: Es waren Gruppen von Tieren, die geselligen Herdentiere, in deren unmittelbarer Nähe die Menschen nun lebten – Tiere, in denen die Krankheiten schon lange

virulent waren. Tuberkulose, Masern und Windpocken sprangen von Rindern auf Menschen über, Grippe von Schweinen, Malaria von Vögeln. Und mit der Errichtung von Kornspeichern erreichten die Überträger von Krankheiten – Ratten und Mäuse, Flöhe und Wanzen – eine ungeahnte Populationsdichte. Immerhin entwickelten die Überlebenden eine gewisse Widerstandsfähigkeit, obwohl diese Mechanismen unvollkommen waren und Nebenwirkungen hatten. Die Mechanismen der Anpassung arbeiteten im Vergleich zu den rasanten Veränderungen der menschlichen Kultur zu langsam, um diese Mängel zu beseitigen.

Die Jäger und Sammler an den Grenzen der expandierenden Farmen hatten indes gar keine Widerstandskräfte. Nicht nur dass sie das Land an die anstürmenden Ackerbauern verloren, sie verloren auch das Leben. Dieser Übergang von der alten zur neuen Lebensweise war ein entscheidender Moment in der Menschheitsgeschichte. Es wurde eine kollektive, unbewusste Entscheidung getroffen zwischen der Begrenzung des Bevölkerungswachstums, um sich mit den vorhandenen Ressourcen zu begnügen und dem Versuch einer Erhöhung der Nahrungsproduktion, um eine wachsende Population zu ernähren. Und nachdem diese Entscheidung erst einmal gefallen war, musste die Expansion der Bauern sich zwangsläufig beschleunigen. Deshalb vermochten die Menschen, die an der alten Lebensweise festhielten, nur noch in Nischen zu überleben, in den Wüsten, im Gebirge und im tiefsten Urwald. An Orten, die die Bauern nicht zu kultivieren imstande waren.

Das sollte auch in Afrika geschehen, wo mit Waffen aus Eisen ausgerüstete Bantu-Bauern aus der westlichen Sahara ausschwärmten und Stämme wie die Pygmäen und die Khoisan verdrängten: Vorfahren von Joan Useb, die schließlich den ganzen Weg bis zur afrikanischen Ostküste zurücklegten. Es geschah auch in China, wo Bauern aus dem Norden, durch die offene Geographie Chinas unterstützt, gen Süden zogen und einen Großteil des tropischen Südostasiens neu besiedelten und kultivierten. Dabei trieben sie die alteingesessenen Populationen in sekundären Invasionen vor sich her, die nach Thailand und Burma hinüberschwappten.

Und der weite, von Osten nach Westen sich erstreckende Raum Eurasiens lud auch zur Expansion ein. Bauern rückten mit Leichtigkeit

entlang der Breitengrade vor und nahmen Gebiete in Besitz, deren Klima und Tageslänge der alten Heimat glichen und die somit für ihre Getreidesorten und Tiere geeignet waren. Mit den Rindern und Ziegen, den Schweinen und Schafen, dem überaus ergiebigen Weizen und der Gerste sowie der anschwellenden Bevölkerung sollten die Nachfahren der Bauern von Cata Huuk ein mächtiges Reich auf der Grundlage von Weizen und Reis errichten. Die ägyptischen Pyramiden wurden von Arbeitern errichtet, die mit Getreideerzeugnissen ernährt wurden, die ursprünglich aus Südostasien stammten. Die Bauern brachten auch ihre indoeuropäische Sprache mit, die im weiteren Verlauf sich verzweigte, veränderte und ausbreitete und aus der später Latein, Deutsch, Sanskrit, Hindi, Russisch, Walisisch, Englisch, Spanisch, Französisch und Gälisch hervorgingen. Schließlich hatten sie ein breites kreuzförmiges Gebiet kolonisiert, das sich von der Atlantikküste nach Zentralasien und von Skandinavien bis nach Nordafrika erstreckte. Eines Tages sollten sie sogar in Booten aus Holz und Eisen die Meere überqueren.

Auf dieser riesigen Fläche kultivierten Lands erblühten Städte, und Reiche entstanden und verfielen. Und überall, wohin die Bauern kamen, schleppten sie Krankheiten ein wie eine Schaumkrone auf einer Flutwelle aus Sprache, Kultur und Krieg.

»Schwester, komm mit uns«, sagte Juna impulsiv.

Sion warf einen Blick auf Keram und Muti und lachte. »Das wird nicht möglich sein.« Mit einem Ausdruck der Seelenqual schaute sie auf Junas Kinder, die in den Armen von Muti und Keram schliefen. »Auf Wiedersehen«, flüsterte sie dann und eilte zu den Hütten zurück.

Juna wollte ihr auch ein ›Auf Wiedersehen‹ nachrufen. Aber das wären dann die letzten Worte, die ich in meiner Sprache spreche, sagte sie sich. Denn ich werde nie mehr hierher zurückkehren. Nie wieder.

Also wandte sie sich wortlos ab und setzte mit ihren Kindern die Wanderung Richtung Westen fort, zur neuen Stadt an der Küste.

## KAPITEL 15

### DAS LICHT ERLISCHT

*Rom,  
482 nach Christus*

#### I

In Rom schien die Sonne, und in der italienischen Luft schienen Menschen, die das mildere Klima Galliens gewohnt waren, förmlich zu ertrinken. Die Stadt war mit intensiven Gerüchen geschwängert – nach Rauch, nach Speisen und vor allem nach Abwässern. Als Honorius ihn ins Forum führte, versuchte Athalarich sich nicht anmerken zu lassen, wie überwältigt er war. Der hagere alte, in eine fadenscheinige Toga gehüllte Honorius ging stolpernd weiter. »Ich hätte nicht erwartet, dass die Sonne so stark ist. Das Licht muss meine Vorfahren geformt und mit Kraft erfüllt haben... Oh! Wie ich mich danach gesehnt habe, diesen Ort zu sehen. Wir sind hier auf der Via Sacra, dem Heiligen Weg. Da ist der Tempel von Castor und Pollux, und dort der Tempel des Göttlichen Cäsar mit dem Augustusbogen daneben...« Er trat in den Schatten einer Statue, eines Reiterstandbilds aus Bronze, dessen Sockel Athalarich allein schon um das Dutzendfache überragte. Er lehnte sich gegen den Marmor. »Augustus sagte, er hätte Rom als eine Stadt aus Ziegelsteinen vorgefunden und als eine Stadt aus Marmor hinterlassen. Der weiße Marmor kommt aus Luna im Norden, und der bunte Marmor aus Nordafrika, Griechenland und Kleinasien – früher waren das nicht so exotische Orte wie heute...« Athalarich lauschte mit ausdruckslosem Gesicht seinem Mentor.

Hier schlug das Herz Roms. Hier waren schon in der römischen Republik die Geschicke der Stadt gelenkt worden. Seitdem hatten Konsuln und Imperatoren wie Julius Cäsar und Pompeius diese alte Stätte zu ihrem Ruhm verschönert, und der Bereich hatte sich in ein Gewirr aus Tempeln, Prozessionswegen, Triumphbögen, Basilikas, Ratshallen, Rostra und Freiflächen verwandelt. Die kaiserlichen Residenzen auf dem Palatin thronten noch immer über der Stadt als Symbol unumschränkter Macht.

Doch nun waren Kaiser und Republikaner gleichermaßen von der Bühne abgetreten.

Athalarich hatte für diesen Tag seine beste Rüstung angelegt, die Gürtelschnalle aus graviertem Bronze mit feinen Punzierungen aus Silber und Gold und der goldenen Fibel mit Silberfiligran, die den Umhang geschlossen hielt. Sein *Barbaren-Schmuck*, über den die Römer sich lustig zu machen pflegten, glänzte selbst hier, im antiken Herzen ihrer Hauptstadt, im grellen Licht der italienischen Sonne. Und damit er nicht vergaß, woher er kam, trug Athalarich die Marke aus gehämmertem Zinn um den Hals, die seinen Vater einst als Sklaven ausgewiesen hatte. Er war stolz auf sich und auf den, der er vielleicht werden würde. Und doch...

Und doch war die schiere Größe der Stadt für jemanden, der bisher nur die Dörfer Galliens kannte, erstaunlich.

Rom war vorwiegend eine Stadt aus Lehmziegeln, Holz und Bruchsteinen; die vorherrschende Farbe war das kräftige Rot der Dachziegel, mit denen die Mietskasernen gedeckt waren. Die Bevölkerung war schon vor langer Zeit über die Befestigungen der Altstadt hinausgeschwappt und sogar über die weit gezogenen Mauern, die vor zwei Jahrhunderten zum Schutz vor der drohenden Barbaren-Invasion errichtet worden waren. Es hieß, dass bis zu einer Million Menschen in dieser Stadt gelebt hätten, die über ein Imperium von hundert Millionen geherrscht hatte. Diese Zeiten waren vergangen – die niedergebrannten und verlassenen Vorstädte kündeten davon –, doch selbst in dieser Phase des Verfalls war die Stadt noch immer ein Ausbund an Gigantomanie. Es gab zwei Zirkusse, zwei Amphitheater, elf Badehäuser, sechsunddreißig Triumphbögen, fast *zweitausend* Paläste und tausend Brunnen und Springbrunnen, die über nicht weniger als

neunzehn Aquädukte mit Tiber-Wasser gespeist wurden.

Und im Herzen dieses Meers aus roten Ziegeln und schwärmender Menschen befand sich eine große Insel aus Marmor: Marmor, der nicht nur für Säulen und Statuen verwendet wurde, sondern auch für Wandverkleidungen und sogar als Straßenpflaster.

Obwohl die weite Fläche des Forums mit Marktständen übersät war, glaubte Athalarich eine große Traurigkeit zu spüren. Heute befand die Stadt sich nicht einmal mehr unter römischer Herrschaft. Italien wurde nun von einem Skiren namens Odoaker regiert, der von aufständischen germanischen Söldnern eingesetzt worden war – und Odoaker hatte Ravenna, eine Stadt im nördlichen Marschland, als Residenz auserkoren. Rom selbst war bereits zweimal eingenommen worden.

Motiviert durch einen sublimen Sadismus, der ihn selbst verwunderte, nahm Athalarich eine Bestandsaufnahme der Schäden vor. »Schau die leeren Sockel. Die Statuen sind gestohlen worden. Die Säulen sind umgestürzt und werden auch nicht mehr aufgerichtet werden. Nun wird sogar schon der Marmor von den Tempelwänden gerissen! Rom verfällt, Honorius.«

»Natürlich verfällt Rom«, sagte Honorius schroff und trat in den Schatten des Sockels. »Natürlich verfällt die Stadt. Ich selbst verfallende auch.« Er hob die leberfleckige Hand. »Und du auch, junger Athalarich, trotz deiner Überheblichkeit. Und doch bin ich noch stark. *Es gibt mich noch*, nicht wahr?«

»Ja, es gibt dich noch«, sagte Athalarich gemäßiger. »Und Rom gibt es auch noch.«

»Glaubst du, dass die Natur vergeht, Athalarich? Dass alle Lebensformen mit jeder Generation schwächer werden?« Honorius schüttelte den Kopf. »Gewiss waren nur Männer mit Kühnheit und Wagemut imstande, diese mächtige Stadt zu errichten, Männer, die man in der zerstrittenen und zerrissenen Welt von heute nicht mehr findet – Männer, die offensichtlich und tragischerweise ausgestorben sind. Und deshalb steht es uns wohl an, uns so zu verhalten wie jene, die vor uns da waren und diesen Ort erbaut haben – und nicht wie jene, die sich anschicken, ihn zu zerstören.«

Athalarich war von diesen Worten bewegt, obwohl sie ihn subtil ausschlossen. Athalarich wusste, dass er ein guter Schüler war und dass

Honorius ihn wegen seines Verstands respektierte. Athalarich hatte allen Grund, sich als Beschützer und sogar als Freund des alten Mannes zu fühlen – natürlich, denn sonst hätte er ihn nicht bei der Suche nach uralten Knochen auf seiner gefährvollen Reise durch Europa begleitet. Zugleich war Athalarich sich aber auch bewusst, dass es Mauern in Honorius' Herz gab, die genauso massiv und unverrückbar waren wie diese mächtigen Wände aus weißem Marmor um ihn herum. Es waren Honorius' Vorfahren gewesen, die diese Stadt gebaut hatten, nicht Athalarichs. Athalarich konnte sich noch so sehr anstrengen, für Honorius würde er immer der Sohn eines Sklaven – und damit ein Barbar – bleiben.

Ein Mann näherte sich ihnen. Er war in eine Toga gehüllt, die genauso gediegen war, wie Honorius' Gewand verschlissen, doch er hatte eine dunkle, olivfarbene Haut.

Honorius stieß sich vom Sockel ab und straffte sich. Athalarich verschob den Umhang, sodass das Schwert an der Hüfte zum Vorschein kam.

Der Mann taxierte sie kühl, wobei er die Hände in einer Falte der Toga verborgen hatte. »Ich habe schon auf Euch gewartet«, sagte er in einem stark akzentuierten, aber einwandfreien Latein.

»Aber Ihr kennt uns nicht«, sagte Honorius.

Der Fremde hob die Augenbrauen und warf einen Blick auf Honorius' staubige Toga und Athalarichs üppigen Schmuck. »Dies ist noch immer Rom, mein Herr. Reisende aus den Provinzen sind gewöhnlich leicht zu erkennen. Honorius, ich bin derjenige, den Ihr sucht. Ihr könnt mich Papak nennen.«

»Ein Sassaniden-Name. Ein berühmter Name.«

Papak lächelte. »Ihr seid gebildet.«

Athalarich musterte Papak, während dieser Honorius über die Widrigkeiten ihrer Reise befragte. Der Name an sich sagte ihm schon viel: Papak war offensichtlich ein Perser aus dem großen und mächtigen Land jenseits der Ostgrenzen des schon geschrumpften Römischen Reiches. Dennoch kleidete er sich wie ein Römer, sodass nichts auf seine Herkunft schließen ließ außer seiner Hautfarbe und dem Namen, den er trug.

Er war mit größter Wahrscheinlichkeit ein Verbrecher, sagte Athalarich sich. Von diesen Zeiten der zerfallenden Ordnung profitierten

zweilichtige Figuren und kochten ihr Süsschen mit Habgier, Elend und Furcht.

Er unterbrach Papaks gefälligen Redefluss. »Verzeiht meine schlechten Manieren«, sagte er listig. »Wenn meine Kenntnisse der persischen Geschichte mich nicht trügen, war Papak ein *Bandit*, der dem Herrscher, dem er die Treue geschworen hatte, die Krone stahl.«

Papak wandte sich ihm zu. »Kein Bandit«, sagte er ungerührt. »Sondern ein aufständischer Priester. Und ein Mann mit Prinzipien. Papak hatte kein einfaches Leben; er musste schwierige Entscheidungen treffen und führte einen ehrenwerten Lebenswandel. Dies ist ein ehrenvoller Name, den zu tragen ich stolz bin. Möchtet Ihr den Adel unsrer Geschlechter wägen? *Eure* germanischen Vorväter jagten noch Schweine in den nördlichen Wäldern.«

»Meine Herren«, sagte Honorius, »vielleicht sollten wir zur Sache kommen.«

»Ja«, blaffte Athalarich. »*Die Knochen*, mein Herr. Wir wollten uns hier mit Eurem Skythen treffen und uns seine Gebeine von Helden anschauen.«

Honorius legte ihm besänftigend die Hand auf den Arm. Athalarich spürte jedoch die Ungeduld, mit der er Papaks Antwort erwartete. Wie Athalarich fast schon erwartet hatte, seufzte der Perser und breitete die Hände aus. »Ich habe versprochen, dass mein Skythe sich hier in Rom mit Euch treffen würde. Aber der Skythe ist ein Mann der östlichen Wüste. Weshalb die Zusammenarbeit mit ihm sich etwas schwierig gestaltet... Andererseits hat der Skythe keine Wurzeln und ist daher so nützlich.« Papak rieb sich bedauernd die fleischige Nase. »In diesen schlimmen Zeiten ist die Reise aus dem Osten nicht mehr so sicher, wie sie einmal war. Und der Skythe ist vorsichtig...«

Zu Athalarichs Ärger funktionierte der Trick.

»So ist das immer schon gewesen«, sagte Honorius verständnisvoll. »Es war immer schon leichter, mit Bauern Geschäfte zu machen. Krieg vermag man nämlich nur gegen Landbesitzer zu führen; wenn ein Geschäft abgeschlossen wird, verstehen alle die Bedeutung des Vorgangs. Nomaden stellen jedoch eine viel größere Herausforderung dar. Wie soll man auch einen Mann besiegen, der nicht einmal die Bedeutung dieses Worts kennt?«



»Wir hatten eine Abmachung«, sagte Athalarich schroff. »Wir haben einen ausführlichen Schriftwechsel mit Euch geführt, nachdem wir Euren Kuriositäten-Katalog erhalten hatten. Wir sind durch ganz Europa gereist, um diesen Mann zu treffen und haben dabei hohe Ausgaben gehabt und uns nicht unbeträchtlichen Gefahren ausgesetzt. Und ich darf Euch daran erinnern, dass wir Euch bereits die Hälfte der vereinbarten Löhnung gezahlt haben. Und nun lasst Ihr uns hängen.«

Wider Willen war Athalarich durch den verletzten Stolz beeindruckt, den Papak zur Schau stellte – die bebenden Nasenflügel, die leichte Rötung der Wangen. »Mein Ruf eilt mir auf dem ganzen Kontinent voraus. Selbst in diesen schwierigen Zeiten gibt es viele Liebhaber der Gebeine der Bestien und Helden der Vergangenheit – so wie Ihr, werter Honorius. Dies hat im alten Reich eine tausendjährige Tradition. Wenn man mich nun des Betrugs überführte...«

Honorius stieß ein beschwichtigendes Schnaufen aus. »Athalarich, bitte. Ich bin sicher, unser neuer Freund wollte uns nicht betrügen.«

»Es nimmt mich nur wunder«, sagte Athalarich schwer, »dass Eure Zusagen sich wie Frühtau verflüchtigen, kaum dass wir uns begegnet sind.«

»Diesen Eindruck müsst Ihr wohl bekommen«, sagte Papak großmütig.

»Der Skythe ist... ein schwieriger Mensch. Ich vermag ihn nicht einfach wie eine Amphore Wein zu liefern, so sehr ich das auch bedaure.«

»Aber?«, knurrte Athalarich.

»Ich möchte einen Kompromiss vorschlagen.«

»Siehst du, Athalarich«, sagte Honorius hoffnungsfroh. »Ich wusste doch, dass wir mit Geduld und gutem Willen zu einer Einigung kommen würden.«

»Ich befürchte, hierfür werdet Ihr noch eine Reise auf Euch nehmen müssen«, seufzte Papak.

»Und die Spesen?«, fragte Athalarich argwöhnisch.

»Der Skythe wird Euch in einer ziemlich weit entfernten Stadt treffen: Im alten Petra.«

»Aha«, sagte Honorius, und sein Lebenslicht wurde wieder etwas schwächer.

Athalarich wusste, dass Petra in Jordanien lag, einem Land, das noch immer unter dem Schutz von Kaiser Zeno in Konstantinopel stand. In

Zeiten wie diesen war Petra Welten entfernt. Athalarich fasste Honorius am Arm. »Das genügt, Herr. Er arbeitet mit Händler-Tricks. Er versucht nur, uns noch tiefer in...«

»Als ich ein Kind war«, murmelte Honorius, »betrieb mein Vater ein Geschäft vor unserer Villa. Wir verkauften Käse, Eier und andere Erzeugnisse von den Bauernhöfen, und wir kauften und verkauften Kuriositäten aus dem ganzen Imperium und darüber hinaus. Damals entwickelte ich meine Vorliebe für Antiquitäten – und meine Nase fürs Geschäft. Ich bin wohl alt, aber noch kein Narr, Athalarich! Ich bin mir sicher, dass Papak sich selbst einen Gewinn bei dieser Sache verspricht, aber ich glaube trotzdem, dass er im Kern die Wahrheit sagt.«

Athalarich verlor die Geduld. »Zuhause wartet viel Arbeit auf uns. Und nur wegen einer Hand voll vermoderter alter Knochen übers Meer zu fahren...«

Doch Honorius hatte sich schon an Papak gewandt. »*Petra*«, sagte er. »Ein Name, der fast so berühmt ist wie der von Rom selbst! Ich werde meinen Enkeln viele spannende Geschichten zu erzählen haben, nachdem ich nach Burdigala zurückgekehrt bin. Mein Herr, ich glaube, dass wir nun die Einzelheiten der Reise besprechen müssen.«

Ein breites Lächeln erschien in Papaks Gesicht. Athalarich schaute ihm in die Augen und versuchte seine Wahrhaftigkeit einzuschätzen.

Honorius und Athalarich brauchten viele Wochen, um nach Jordanien zu gelangen, wobei sie viel Zeit durch die Formalitäten verloren, die im östlichen Imperium erledigt werden mussten. Jeder Offizielle, dem sie über den Weg liefen, brachte ›Ausländern‹ aus den Resten des westlichen Imperiums ein großes Misstrauen entgegen – sogar Honorius, einem Mann, dessen Vater immerhin ein römischer Senator gewesen war.

Es war Athalarichs selbst auferlegte Pflicht, Honorius zu beschützen. Der alte Mann hatte einen Sohn gehabt, der in Kindertagen ein Freund Athalarichs gewesen war. Irgendwann war Honorius mit seiner Familie und Athalarich zu einer religiösen Feier nach Tolosa im Süden Galliens gereist. Die Gruppe war von Räubern überfallen worden. Athalarich hatte nie das Gefühl der Hilflosigkeit vergessen, als er – selbst noch ein Junge – mit angesehen hatte, wie die Räuber Honorius geschlagen, seine

Töchter vergewaltigt und den tapferen kleinen Jungen kaltblütig getötet hatten, als er seinen Schwestern zu Hilfe eilen wollte. *Ein schöner römischer Bürger! Wo sind eure Legionen nun? Wo sind eure Adler, ihr Imperatoren?*

Irgendetwas war an jenem Tag in Honorius zerbrochen. Es war, als ob er beschlossen hätte, sich von einer Welt zu verabschieden, in der die Söhne von Senatoren des Schutzes durch gotische Edle bedurften und in der Räuber das Innere eines Gebiets unsicher machten, das einmal eine römische Provinz gewesen war. Obwohl er seine staatsbürgerlichen und familiären Pflichten nie vernachlässigt hatte, hatte Honorius sich zunehmend in sein Studium der Relikte der Vergangenheit vertieft: die geheimnisvollen Knochen und Artefakte, die von einer verschwundenen Welt kündeten, bevölkert von Riesen und Ungeheuern.

Im Laufe der Zeit hatte Athalarich eine tiefe Loyalität gegenüber dem alten Honorius entwickelt. Es war, als ob er den Platz seines verlorenen Sohns eingenommen hätte, und er war erfreut, aber nicht überrascht gewesen, als sein Vater ihn als Student der Rechte in Honorius' Obhut gegeben hatte.

Honorius' Geschichte war aber nur eine von unzähligen ähnlichen Tragödien, die von den unerbittlich waltenden geschichtlichen Kräften verursacht wurden, die Europa umformten. Die von den Römern geschaffenen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Strukturen waren schon tausend Jahre alt. Einst hatte das römische Reich sich über Europa, Nordafrika und Asien erstreckt: Römische Soldaten hatten sich Scharmützel mit den Bewohnern Schottlands im Westen ebenso geliefert wie mit Chinesen im Osten. Das Imperium war auf Expansion angelegt, die ehrgeizigen Heerführern Triumphe und Händlern Profite beschert und als schier unerschöpfliche Quelle für Sklaven gedient hatte.

Als die Expansion jedoch an ihre Grenzen gestoßen war, vermochte man das System nicht länger aufrechtzuerhalten.

Und dann kam der Punkt des abnehmenden Grenzertrags, wo jeder *denarius*, der an Steuern eingenommen wurde, in die Verwaltung und das Militär gesteckt werden musste. Das Imperium wurde immer komplexer und bürokratischer – und damit immer teurer zu unterhalten –, und die Ungleichverteilung des Volksvermögens steigerte sich ins Groteske. Zur Zeit Neros im ersten Jahrhundert befand das ganze Land

vom Rhein bis zum Euphrat sich im Besitz von gerade einmal zweitausend obszön reichen Einzelpersonen. Steuervermeidung wurde zum beliebten Sport der Reichen, und die steigenden Kosten für die Stützung des Imperiums wurden zunehmend den Armen aufgebürdet. Die alte Mittelklasse, einst das Rückgrat des römischen Reiches, zerbrach, ausgeblutet durch Steuern und von oben und unten ausgepresst. Das Imperium hatte sich von innen aufgezehrt.

Es war aber nicht das erste Mal, dass so etwas geschah. Die große indoeuropäische Expansion hatte schon viele Zivilisationen hervorgebracht, große und kleine. Große Städte waren bereits im Staub der Geschichte begraben und längst vergessen.

Obwohl der Ursprung des expandierenden Imperiums im Westen gelegen hatte, war der Osten schließlich zu seinem Mittelpunkt geworden. Ägypten erzeugte inzwischen dreimal so viel Getreide wie die reichste westliche Provinz in Afrika, und während die westlichen Grenzen landhungrigen Germanen, Hunnen und anderen eine offene Flanke boten, glich der Osten einer riesigen Festung. Der ständige Fluss von Ressourcen von Ost nach West hatte zu einer wachsenden politischen und wirtschaftlichen Spannung geführt. Schließlich – achtzig Jahre vor Honorius' Besuch in Rom – war die Trennung zwischen den beiden Hälften des alten Imperiums endgültig vollzogen worden. Danach hatte der Niedergang des Westens sich beschleunigt.

In Konstantinopel galt weiterhin das römische Recht, und Latein blieb die Amtssprache. Wie Athalarich jedoch feststellte, war die Bürokratie kompliziert und verwirrend – insgesamt orientalischer. Offensichtlich wurde Konstantinopel durch die Beziehungen, die es mit den geheimnisvollen Ländern hinter Persien im unbekannten Teil Asiens pflegte, beeinflusst. Sie schlossen sich einer Bootsladung Pilger, hauptsächlich römischer Landadel aus dem Westen, an, die zum Heiligen Land unterwegs war. Endlich war der ganze Papierkram erledigt; allerdings war Honorius' ohnehin schon geschrumpfter Goldvorrat dadurch noch mehr verringert worden. Anschließend reisten sie zu Pferd und auf Kamelen ins Landesinnere.

Auf der langen Reise verfiel Honorius jedoch sichtlich, und Athalarich bereute es immer mehr, dass er nicht einmal versucht hatte, seinen Mentor zur Rückkehr nach Rom zu bewegen.

Petra war eine Felsenstadt.

»Das ist außergewöhnlich«, sagte Honorius. Er stieg hastig vom Reittier und ging auf die riesigen Bauwerke zu. »Wirklich außergewöhnlich.« Athalarich stieg auch vom Pferd. Er warf einen Blick auf Papak und seine Träger, wie sie die Pferde zum Wasser führten und folgte dann seinem Mentor. Es war sehr heiß, und in dieser trockenen, staubigen Luft fühlte Athalarich sich auch nicht durch das lockere, blütenweiße Gewand geschützt, das Papak ihm gegeben hatte.

Mächtige Grabmale und Tempel wuchsen aus einer Steppe, die jedoch so öde war, dass es sich eher um eine Wüste handelte. Aber es war immer noch eine quirlige Stadt, wie Athalarich sah. Ein komplexes System aus Kanälen, Röhren und Zisternen kanalisierte und speicherte Wasser für Blumenbeete, Felder und die Stadt selbst. Und doch muteten die Menschen irgendwie wie Zwerge an vor dem Hintergrund der großen Monumente, als ob sie von der Zeit geschrumpft worden wären.

»Einst war dieser Ort der Mittelpunkt der Welt, weißt du«, sinnierte Honorius. »Zwischen Assyrien, Babylon, Persien und Ägypten fand ein Kampf um die Vorherrschaft statt – und zwar hier in diesem Gebiet, denn unter den Nabatäern kontrollierte Petra den Handel zwischen Europa, Afrika und dem Osten. Es war eine außerordentliche Machtposition. Und unter römischer Herrschaft wurde Petra noch reicher.«

Athalarich nickte. »Und wieso hat Rom dann die Welt beherrscht. Und nicht Petra?«

»Ich glaube, die Antwort liegt genau vor dir«, sagte Honorius. »Schau.« Athalarich sah aber nichts außer ein paar Bäumen, die inmitten der Sträucher, Kräuter und Gräser ums Überleben kämpften. Ziegen, die von einem zerlumpten Jungen mit großen Augen gehütet wurden, knabberten an tief hängenden Ästen.

»Einst war dies Waldland«, sagte Honorius, »geprägt von Eichen und Pistazienbäumen. So sagen die Historiker. Aber die Bäume wurden für den Bau von Häusern und die Täfelung von Wänden gefällt. Nun fressen die Ziegen die Reste des Pflanzenwuchses, und der ausgelaugte Boden trocknet aus und wird vom Wind verweht. Als das Land nichts mehr hergab und die Brunnen versiegten, floh die Bevölkerung oder

verhungerte. Wenn Petra nicht schon hier existiert hätte, wäre es unmöglich gewesen, sie aus einem so armen Hinterland zu versorgen. In ein paar Jahrhunderten wird die Stadt ganz verlassen sein.«

Athalarich verspürte ein bedrückendes Gefühl der Verschwendung.

»Welchen Sinn haben diese prachtvollen Aufhäufungen von Stein und die vielen Toten, die der Preis für ihre Errichtung gewesen sein müssen, wenn die Menschen ihre eigenen Lebensgrundlagen verfressen und alles zu Schutt zerfällt?«

»Es ist gut möglich«, sagte Honorius düster, »dass Rom eines Tages auch eine Ruinenstätte mit umgestürzten Monumenten ist und von armseligen Leuten bewohnt wird, die ihre Ziegen über die Via Sacra treiben, ohne die Bedeutung der mächtigen Ruinen zu kennen, die sie überall sehen.«

»Auch wenn Städte erblühen und verfallen, vermag ein Mensch doch Herr seines Schicksals zu sein«, murmelte Papak. Er hatte sich zu ihnen gesellt und lauschte aufmerksam. »Und hier kommt ein solcher, glaube ich.«

Ein Mann kam aus der Stadt auf sie zu. Er war sehr groß und trug eine Kleidung aus schwarzem Stoff, der sich um den Oberkörper und die Beine schmiegte. Ein rotes Tuch bedeckte seinen Kopf und verhüllte fast das ganze Gesicht. Der Staub schien um seine Füße zu tanzen.

Athalarich mutete er wie eine mythische Gestalt aus einer anderen Zeit an.

»Euer Skythe, vermute ich«, murmelte Honorius.

»Fürwahr«, sagte Papak.

Honorius straffte sich und strich die Toga glatt. Athalarich verspürte einen Anflug von Stolz, der jedoch durch einen Hauch Neid oder vielleicht auch Minderwertigkeitsgefühl getrübt wurde. So imposant dieser Fremde auch war, Honorius war ein Bürger Roms und musste sich vor keinem Menschen der Welt fürchten.

Der Skythe wickelte das Tuch vom Kopf ab und wirbelte noch mehr Staub auf. Er hatte ein verwittertes Gesicht mit einer Hakennase.

Athalarich stellte konsterniert fest, dass er blondes Haar hatte, flachsblond wie das eines Sachsen.

Honorius wandte sich an Papak und murmelte: »Entbietet ihm Euren Gruß und versichert ihn unsrer besten Absichten...«

»Diese Wüstenfüchse haben wenig Zeit für Nettigkeiten, mein Herr«, fiel Papak ihm ins Wort. »Er will Euer Gold sehen.«

»Wir haben diese lange Reise gemacht, um uns von einem Sandfloh beleidigen zu lassen«, grummelte Athalarich.

Honorius schaute gequält. »Athalarich, bitte. Das Gold.«

Mit einem finsternen Blick auf den Skythen öffnete Athalarich seinen Umhang und brachte einen Beutel mit Gold zum Vorschein. Dann warf er dem Skythen ein Goldstück zu, auf das dieser prüfend biss.

»Und nun *die Knochen*«, flüsterte Honorius. »Gibt es sie wirklich? Zeigt sie mir, mein Herr. Zeigt sie mir...«

Hierzu bedurfte es keines Dolmetschers. Der Skythe zog ein Bündel aus einer tiefen Tasche. Vorsichtig wickelte er das Bündel auf und sagte etwas in seiner fließenden Sprache.

»Er sagt, das sei wirklich ein Schatz«, murmelte Papak. »Er sagt, er käme von jenseits der Wüste mit dem Sand aus Gold, wo die Knochen der Greife...«

»Ich kenne Greife«, sagte Honorius gepresst. »Aber ich bin nicht an ihnen interessiert.«

»Von jenseits des Lands der Perser, und von jenseits des Lands der Guptas. Es ist schwer zu übersetzen«, sagte Papak. »Er hat eine andere Vorstellung von Landbesitz als wir, und seine Beschreibungen sind weitschweifig und blumig...«

Endlich – nachdem er ihnen wie ein gewiefter Händler den Mund wässrig gemacht hatte, sagte Athalarich sich zynisch – schlug der Skythe die Tücher auf und enthüllte einen Schädel.

Honorius stockte der Atem, und fast wäre er noch aufs Fragment gefallen. »Er ist von einem Menschen. Aber nicht von einem Menschen wie wir...«

Im Verlauf seiner Ausbildung hatte Athalarich schon viele menschliche Schädel gesehen. Das platte Gesicht und der Kiefer dieses Schädels waren durchaus menschlich. Aber es war nichts Menschliches am dicken Knochenwulst über den Augen und der kleinen Hirnschale – sie war so klein, dass er sie mit einer Hand zu überwölben vermocht hätte.

»Ein solches Relikt habe ich immer schon studieren wollen«, sagte Honorius atemlos. »Es ist wahr, was Titus Lucretius Carus schrieb, dass nämlich die frühen Menschen in jeder Umgebung zu überleben

vermochten, obwohl es ihnen an Kleidung und Feuer ermangelte – dass sie wie Tiere in Rotten reisten und auf dem Erdboden oder im Unterholz schliefen – dass sie alles zu essen vermochten und kaum jemals krank wurden? Oh, Ihr müsst nach Rom kommen, mein Herr. Ihr müsst nach Gallien kommen! Denn dort gibt es eine Höhle, eine Höhle an der Meeresküste, wo ich, wo ich...«

Doch der Skythe, der sich vielleicht fragte, wie er auch ans restliche Gold zu kommen vermochte, hörte gar nicht zu. Er hielt das Fragment wie eine Trophäe hoch.

Der Schädel des *Homo erectus*, in einer Million Jahren blank poliert, glänzte im Sonnenlicht.



## II

Unter Honorius' Druck erklärte der Skythe sich schließlich bereit, ihm nach Rom zu folgen. Papak kam auch mit, als ein mehr oder minder notwendiger Dolmetscher, aber auch – sehr zu Athalarichs Missfallen – zwei der Träger, die sie durch die Wüste begleitet hatten.

Athalarich stellte Papak auf der Seefahrt zurück nach Italien zur Rede.

»Du nimmst den alten Mann schamlos aus. Ich kenne Leute deines Schlags, Perser.«

»Aber wir tun doch das Gleiche«, sagte Papak ungerührt. »Ich nehme sein Geld, du zehrst von seinem Wissen. Wo ist der Unterschied? Die Jungen haben auf die eine oder andere Weise immer schon vom Reichtum der Alten profitiert. Stimmt das etwa nicht?«

»Ich habe mir vorgenommen, ihn sicher wieder nach Hause zu bringen. Und das werde ich auch tun, was auch immer du im Schilde führst.«

Papak lachte. »Ich will Honorius nichts tun.« Er zeigte auf den teilnahmslos wirkenden Skythen. »Ich habe ihm doch gegeben, was er wollte, oder?« Aber die Miene des Skythen, der diese Unterredung mit kaltem Blick verfolgte, sagte Athalarich, dass er sich mitnichten als irgendjemandes Eigentum betrachtete, auch nicht vorübergehend.

Trotzdem war sogar Athalarichs Neugier geweckt, als dieser Wüsten-Nomade in die größte Stadt der Welt gebracht wurde.

An der Stadtgrenze von Rom verbrachten sie die Nacht in einer von Honorius gemieteten Villa.

Das auf einer niedrigen Anhöhe vor den Toren der Stadt errichtete Gebäude war eine typische Villa im Stil der imperialen Periode, deren Architektur von griechischen und etruskischen Einflüssen kündete. Das Haus hatte viele Zimmer und zog sich wie ein Hufeisen um ein Atrium. Im hinteren Bereich befand sich ein Esszimmer, Studierzimmer und Wirtschaftsräume. Zwei auf die Straße hinausgehende Räume waren in Ladengeschäfte umgewandelt worden. Honorius sagte ihm, dass das in den Tagen des Imperiums keine Seltenheit gewesen sei und erinnerte Athalarich an den Laden, den seine Familie früher geführt hatte.

Doch wie die Stadt, die sie überschaute, hatte auch die Villa schon bessere Tage gesehen. Das *impluvium*, das Becken in der Mitte des Atriums, war hastig ausgeschachtet worden – anscheinend, um an die Rohrleitung aus Blei zu gelangen, die früher Regenwasser kanalisiert hatte.

Honorius tat den heruntergekommenen Zustand mit einem Achselzucken ab. »Das Anwesen hat stark an Wert verloren, als die Eroberer kamen. So weit vor der Stadt ist es schwer zu verteidigen, wisst ihr. Deshalb habe ich das Haus aber auch so günstig zu mieten vermocht.«

An jenem Abend nahmen sie inmitten der verblichenen Pracht eine Mahlzeit ein. Selbst der Mosaikfußboden des Esszimmers war stark beschädigt; es hatte den Anschein, dass Diebe alle Mosaiksteine heraus gebrochen hatten, die mit Blattgold verziert gewesen waren.

Das Essen war kennzeichnend für die pan-eurasische Vermischung, die auf die Expansion der bäuerlichen Gemeinschaften gefolgt war. Die Hauptnahrungsmittel waren Weizen und Reis aus dem ursprünglichen anatolischen Anbaugbiet, die indes durch Quitten aus dem Kaukasus, Hirse aus Zentralasien, Gurken, Sesam und Zitrusfrüchten aus Indien sowie Aprikosen und Pfirsichen aus China angereichert wurden. Diese transkontinentale Speise war ein alltägliches Wunder, das von den Essern aber nicht als solches wahrgenommen wurde.

Am nächsten Tag brachten sie den Skythen in die Stadt.

Sie gingen auf den Palatin, das Kapitol und aufs Forum. Der Skythe schaute sich mit seinen Falken Augen prüfend um, als ob er irgendwie Maß nähme. Er trug noch immer die Wüstenkluft aus schwarzem Tuch und hatte sich das rote Tuch um den Kopf gewickelt; das musste in Roms feuchter Luft unangenehm gewesen sein, aber er zeigte keinerlei Anzeichen von Unwohlsein.

»Er scheint nicht sonderlich beeindruckt«, murmelte Athalarich an Papak gewandt.

Plötzlich blaffte der Skythe etwas in seiner rauen, alten Sprache, und Papak dolmetschte. »Er sagt, nun wüsste er auch, weshalb die Römer Sklaven, Gold und Lebensmittel aus seiner Heimat brauchten.«

Honorius schien sich darüber zu freuen. »Er mag ein Wilder sein, aber er ist kein Narr. Und er lässt sich auch nicht einschüchtern, nicht einmal vom mächtigen Rom. Gut für ihn.«

Außerhalb der Bereiche mit den Prunkbauten war Rom ein Labyrinth aus Straßen und engen, düsteren Gassen, das Ergebnis einer über tausendjährigen Stadtentwicklung. Viele der hiesigen Mietskasernen hatten fünf oder sechs Etagen. Allerdings drohten die Häuser jederzeit einzustürzen, denn sie waren von skrupellosen Vermietern errichtet worden, die aus jedem Zipfel des wertvollen Lands möglichst viel Profit schlagen wollten. Auf der Wanderung durch abfallübersäte, ungepflasterte Straßen mit Gebäuden, die so dicht beieinander standen, dass sie sich an den Giebeln fast berührten, hatte Athalarich das Gefühl, durch eine große labyrinthartige Kanalisation zu gehen – wie eine der berühmt-berüchtigten *cloacae*, die unter Rom zum Tiber verliefen. Die Menschen auf den Straßen trugen Gesichtsmasken aus Gaze, die mit Öl getränkt oder mit Gewürzen behandelt waren. Kürzlich waren nämlich wieder die Windpocken ausgebrochen. Krankheiten waren überhaupt eine ständige Bedrohung:

Die Menschen sprachen noch immer über die verheerende Seuche des Antoninus vor dreihundert Jahren. In den Jahrtausenden seit dem Tod von Juna hatte der medizinische Fortschritt die großen Seuchen kaum einzudämmen vermocht. Die großen Handelsrouten hatten die Bewohner Europas, Nordafrikas und Asiens zu einem einzigen riesigen Nährboden für Mikroben vereinigt, und dass die Menschen sich zunehmend in Städten mit unzulänglicher oder gar keiner Kanalisation drängten, hatte die Probleme noch verschärft. In Roms Kaiserzeit war es erforderlich gewesen, einen stetigen Zustrom gesunder Bauern in die Städte zu gewährleisten, um die Sterbefälle auszugleichen – und wirklich gelang es Stadtbevölkerungen erst im zwanzigsten Jahrhundert, ihre Anzahl aus eigener Kraft konstant zu halten.

Diese schier aus allen Nähten platzende Stadt war eine Verirrung der landwirtschaftlichen Revolution, ein Ort, an dem die Menschen wie Ameisen zusammenlebten und nicht etwa wie Primaten.

Es war fast eine Erleichterung, als sie zu einer Stelle kamen, die bei einer der Eroberungen durch die Barbaren niedergebrannt worden war.

Obwohl die Zerstörung schon vor Jahrzehnten stattgefunden hatte, war dieser versengte und verwüstete Bereich nie mehr wiederaufgebaut worden. Doch wenigstens wurde Athalarich der Blick in den Himmel hier nicht durch schmutzige Fassaden verstellt.

»Fragt ihn, woran er gerade denkt«, sagte Honorius zum Perser. Der Skythe drehte sich um und ließ den Blick über die wuchtigen Mietskasernen streifen. Er murmelte etwas, und Papak dolmetschte: »Seltsam, dass ihr Leute es vorzieht, wie Möwen in Klippen zu leben.« Athalarich hatte die Verachtung in der Stimme des Skythen gehört. Als sie zur Villa zurückkehrten, stellte Athalarich fest, dass die Börse, die er am Körper trug, säuberlich aufgeschlitzt und geleert worden war. Er ärgerte sich, über sich selbst wie über den Dieb – wie sollte er auf Honorius aufpassen, wenn er nicht einmal auf seine eigene Börse zu achten vermochte –, aber er wusste auch, dass er dankbar sein sollte, dass der unsichtbare Räuber ihm nicht auch gleich den Bauch aufgeschlitzt hatte.

Am nächsten Tag kündigte Honorius an, mit seinen Gästen eine Landpartie zu einem Ort zu machen, den er das Museum des Augustus nannte. Also stiegen sie in Wagen und rumpelten über gepflasterte, aber überwucherte Straßen an den Bauernhöfen vorbei, die sich um die Stadt zogen.

Sie erreichten etwas, das einmal eine exklusive, teure Kleinstadt gewesen sein musste. Eine Lehmziegelmauer umschloss ein paar Villen und eine Ansammlung bescheidener Gebäude, die Sklaven beherbergt hatten. Der Ort war offensichtlich verlassen. Die Mauer war niedergerissen und die Gebäude geplündert worden und ausgebrannt. Honorius führte sie mit einer krakeligen Landkarte in der Hand in den Gebäudekomplex, wobei er etwas vor sich hinhinmurmelte und die Karte in diese und jene Richtung drehte.

Eine dicke Pflanzenschicht war durch die Mosaiken und Fliesen gebrochen, und Efeu klammerte sich an vom Feuer gesprungene Mauern. Hier musste ein richtiger Todeskampf stattgefunden haben, sagte Athalarich sich, als das tausendjährige Imperium schließlich die Kraft verließ und sein Schutz verloren war. Aber die Anwesenheit der neuen Vegetation inmitten des Verfalls hatte irgendwie etwas Beruhigendes. Es war sogar eine tröstliche Vorstellung, dass in ein paar Jahrhunderten dieser Ort von der Natur zurückerobert sein würde und nichts mehr vom ihm übrig außer ein paar Erhebungen in der Landschaft und seltsam geformte Steine, an denen ein unvorsichtiger Bauer sich den Pflug

beschädigen konnte.

Honorius brachte sie zu einem kleinen Gebäude in der Mitte des Komplexes. Es hatte sich vielleicht einst um einen Tempel gehandelt, war aber auch ausgebrannt und zerstört wie der Rest. Die Träger mussten erst einmal ein Gewirr aus Ranken und Efeu wegreißen. Honorius suchte den Boden ab. Schließlich hob er mit einem triumphierenden Ruf einen Knochen auf, eine Capula von der Größe eines Esstellers. »Wusste ich es doch! Die Barbaren haben das eitle Gold und das glänzende Silber mitgenommen, aber von den wahren Schätzen hier wussten sie nichts...« Beim Anblick von Honorius' spektakulärem Fund wühlten auch die anderen mit der Begeisterung von Goldsuchern im Erdboden und in der Vegetation. Selbst die tölpelhaften Träger schienen von intellektueller Neugierde ergriffen, vielleicht zum ersten Mal im Leben. Bald förderten sie alle große Knochen, Stoßzähne und sogar missgestaltete Schädel zutage. Es war ein höchst aufregender Moment.

»Dies war einmal ein Knochen-Museum, das von Kaiser Augustus daselbst errichtet wurde!«, sagte Honorius. »Der Biograph Sueton sagt uns, dass es ursprünglich auf der Insel Capri eingerichtet wurde. In späteren Zeiten überführten Augustus' Nachfolger die besten Stücke hierher. Ein paar Knochen sind schon zersplittert – wie dieser hier –, denn sie sind offenbar schon sehr alt, und es wurde Schindluder mit ihnen getrieben...«

Nun fand Honorius einen schweren Brocken aus rotem Sandstein, in den seltsame weiße Gegenstände eingebettet waren. Er hatte die Größe eines Sargdeckels und war viel zu schwer für ihn, sodass die Träger ihm helfen mussten, ihn anzuheben. »Nun, mein Herr Skythe. Zweifellos werdet Ihr diesen stattlichen Burschen erkennen.«

Der Skythe lächelte. Athalarich und die anderen kamen herbei, um einen Blick darauf zu werfen.

Die in den roten Stein eingebetteten weißen Gegenstände waren Knochen: das Skelett einer im Stein eingeschlossenen Kreatur. Die Kreatur musste so lang gewesen sein wie Athalarich hoch. Sie hatte kräftige Hinterbeine, deutlich sichtbare, mit dem Rückgrat verbundene Rippen und kurze, vor der Brust verschränkte Vorderarme. Und sie hatte einen langen Schwanz wie ein Krokodil, sagte Athalarich sich. Das erstaunlichste Merkmal war aber der Kopf. Der massive Schädel hatte

einen großen hohlen Knochengrat und einen kräftigen Kiefer, der unter etwas aufgehängt war, das wie ein Vogelschnabel anmutete. Zwei Augenhöhlen starrten sie aus der Zeit an.

Honorius beobachtete ihn mit rheumatisch wässrigen Augen. »Na, Athalarich?«

»Ich habe so ein Ding nie zuvor gesehen«, stieß dieser hervor. »Aber...«

»Aber du weißt, was das ist.«

Es musste ein Greif gewesen sein: die sagenhaften Ungeheuer der östlichen Wüsten mit vier Füßen und einem großen Vogelkopf. Die Motive der Greife hatten Malerei und Bildhauerei seit tausend Jahren durchdrungen.

Nun setzte der Skythe zu einem so schnellen Redefluss an, dass Papak kaum noch mit dem Dolmetschen nachkam. »Er sagt, dass sein Vater, und sein Vater vor ihm, in den Wüsten des Ostens nach dem Gold gesucht hätten, das von den Bergen hinuntergespült wird. Und die Greife bewachen das Gold. Er hat ihre Knochen überall gesehen; sie lugen aus dem Gestein wie hier...«

»Genauso, wie Herodot es beschrieben hat«, sagte Honorius.

»Frag ihn, ob er auch einen lebend gesehen hat«, sagte Athalarich.

»Nein«, sagte der Skythe durch Papak, »aber er hat ihre Eier in großer Zahl gesehen. Wie Vögel legten sie ihre Eier in Nestern ab, allerdings auf dem Erdboden.«

»Wie ist die Bestie überhaupt in den Stein gelangt?«, murmelte Athalarich.

»Erinnere dich an Prometheus«, sagte Honorius lächelnd.

»Prometheus?«

»Um ihn dafür zu bestrafen, weil er den Menschen das Feuer gebracht hatte, ketteten die alten Götter Prometheus an einen Berg in der östlichen Wüste an, der von Greifen bewacht wurde. Aischylos erzählt uns, wie sein Leib von Erdrutschen und Regenfällen begraben wurde und dass er für eine lange Zeit im Gestein eingeschlossen war, ehe er durch die Verwitterung des Felsens wieder ans Licht kam... Dies hier ist auch so eine prometheische Bestie, Athalarich!«

Sie setzten die Unterhaltung fort, während sie in den Knochen wühlten. Sie waren allesamt fremdartig, riesig, verkrümmt und unidentifizierbar. Die meisten dieser Überreste stammten von Rhinocerosen, Giraffen,

Elefanten, Löwen und Chalicotheria, den mächtigen Säugetieren des Pleistozän. Sie waren durch die tektonischen Umwälzungen ans Tageslicht gelangt worden, als Afrika sich langsam nach Eurasien hineinschob. Wie in Australien und wie auf der ganzen Welt, so war es auch hier: Die Menschen hatten vergessen, was sie verloren hatten, und es blieben ihnen nur noch verzerrte, streiflichtartige Erinnerungen an diese Riesen.

Und während die Männer diskutierten und sich am Fossil zu schaffen machten, schaute der Schädel des Protoceratops – ein Dinosaurier, der nur ein paar Jahrhunderte vor Purgas Geburt in einem Sandsturm umgekommen war – sie mit der blicklosen Ruhe der Ewigkeit an.

»Dies sind Berichte, die von Hesiod, Homer und vielen anderen niedergeschrieben wurden, aber von Generationen von Geschichtenerzählern vor ihnen überliefert wurden.

Die längste Zeit vor dem Erscheinen moderner Menschen war die Erde leer. Doch der urzeitliche Grund gebärte eine Anzahl von Titanen. Die Titanen waren wie Menschen, nur viel größer. Prometheus war einer von ihnen. Kronos führte seine Titanen-Geschwister an, um ihren Vater zu meucheln. Doch aus seinem Blut ging die nächste Generation hervor, die Riesen. In jenen Tagen, nicht lang nach dem Ursprung des Lebens selbst, tobte ein verwandtschaftliches Chaos, und Generationen von Riesen und Ungeheuern breiteten sich aus...«

Sie saßen im verwüsteten Atrium der gemieteten Villa. Es war noch immer warm und schwül, obwohl es schon Abend war, doch die Weinranken, das Summen der Insekten und das üppig wuchernde Grün ums Atrium verliehen dem Ort ein fast lauschiges Ambiente.

Und an diesem Ort des Verfalls versuchte Honorius über vielen Gläsern Wein den Mann aus der Wüste zu überzeugen, dass er noch viel weiter mit ihm reisen müsse: durch die Trümmer des Imperiums gen Westen bis zu den Gestaden des Weltenmeeres selbst. Also erzählte er ihm Geschichten von der Geburt und dem Tod der Götter.

Eine weitere Generation des Lebens war vergangen, und weitere Lebensformen entwickelten sich. Die Titanen Kronos und Rhea zeugten die künftigen Götter des Olymp – darunter Jupiter. Dann führte Jupiter die neuen Götter in Menschengestalt gegen ein Bündnis der alten

Titane, Riesen und Ungeheuer. Es war ein Krieg um die Vorherrschaft im Kosmos selbst.

»Das Land wurde zerschmettert«, flüsterte Honorius. »Inseln stiegen aus der Tiefe empor. Berge stürzten ins Meer. Flüsse versiegten oder änderten ihren Lauf und überschwemmten das Land. Und die Ungeheuer starben, wo sie fielen.

Aber die Naturphilosophen«, fuhr Honorius fort, »haben seit jeher die Mythen zu widerlegen versucht – sie forschen nach natürlichen Ursachen –, und vielleicht haben sie auch recht. Manchmal gehen sie aber zu weit. Aristoteles sagt, dass Lebewesen sich immer nach dem Ebenbild ihrer Vorfahren fortpflanzen und dass die Arten des Lebens für alle Zeiten festgeschrieben seien. Wie will er damit aber die Gebeine der Riesen erklären, die wir aus der Erde holen? Aristoteles hat sein Lebtag lang wahrscheinlich keinen einzigen solchen Knochen gesehen. Bei dem Ding, das im Stein des Museums eingebettet ist, handelt es sich vielleicht um einen Greif oder auch nicht. Aber ist es nicht klar, dass die Knochen *alt* sind? Wie lang mag es wohl dauern, bis Sand in Gestein sich verwandelt? Was ist dieser Stein anderes als ein Beweis für *verschiedene Zeiten* in der Vergangenheit?

Schaut hinter die Geschichten. Lauscht der Essenz dessen, was die Mythen uns sagen: dass die Erde in der Vergangenheit von anderen Kreaturen bevölkert wurde – von Arten, die sich manchmal nach dem Ebenbild ihrer Vorfahren fortpflanzten und die manchmal Mischformen und Ungeheuer hervorbrachten, die sich von ihren Eltern grundlegend unterschieden. Wie man es an den Knochen sieht! Wie auch immer die Tatsachen sein mögen, ist es nicht klar, dass *die Mythen einen wahren Kern haben*? Denn sie sind das Ergebnis eines tausendjährigen Studiums der Erde und der Interpretation ihrer Bedeutung. Und doch...«

Athalarich legte seinem Freund die Hand auf den Arm. »Beruhigt Euch, Honorius. Wir verstehen Euch gut. Es ist nicht nötig, zu schreien.«

Der vor Erregung zitternde Honorius sagte: »Ich sage, wir dürfen die Mythen nicht ignorieren. Vielleicht sind sie Erinnerungen, die besten Erinnerungen, die wir an die großen Kataklysmen und außergewöhnlichen Ereignisse der Vergangenheit haben und die von Menschen geschaut wurden, die vielleicht kaum verstanden, was sie sahen – Menschen, die selbst vielleicht nur halbe Menschen waren.« Er



sah, dass Athalarich die Stirn runzelte. »Ja, halbe Menschen!« Honorius präsentierte den Schädel mit dem menschlichen Gesicht und der affenartigen Hirnschale, den der Skythe ihm gegeben hatte. »Ein Mensch und doch kein Mensch«, murmelte er. »Das ist das größte Geheimnis überhaupt. Was kam vor uns? Was vermag eine solche Frage zu beantworten – was außer den Knochen? Mein Herr Skythe, Ihr sagtet mir, dass dieser Schädel aus dem Osten käme.«

»Der Skythe vermag nicht zu sagen, woher er stammt«, dolmetschte Papak. »Er ist durch viele Hände gegangen und nach Westen gereist, bis er Euch erreichte.«

»Und bei jedem Geschäft«, murmelte Athalarich beinahe heilsichtig, »ist zweifellos der Preis gestiegen.«

Papak wölbte die Augenbrauen, als er das hörte. »Man sagt, dass im Land der Leute mit der fahlen Haut und den schmalen Augen weit im Osten solche Knochen überall zu finden seien. Die Knochen werden zu Medizin und Liebespulver zermahlen und um den Ertrag der Felder zu steigern.«

Honorius beugte sich vor. »Dann wissen wir also, dass im Osten eine Rasse von Leuten mit menschlicher Gestalt, aber mit einem kleinen Kopf lebte. *Tiermenschen*«, sagte er mit zitternder Stimme. »Und was, wenn ich euch sage, dass es im äußersten Westen, am Rand der Welt einst *noch eine* Rasse von Vor-Menschen gab – Menschen mit Körpern wie Bären und Köpfen wie Helme von Zenturios?«

Athalarich war perplex; davon hatte Honorius ihm noch nichts erzählt. Der Skythe hob an zu sprechen. Seine fließenden Vokale und verschliffenen Konsonanten klangen wie ein Lied, das von Papaks hölzerner Übersetzung kaum beeinträchtigt wurde – ein Lied der Wüste, das in die schwüle italienische Nacht emporstieg.

»Er sagt, einst gab es viele Arten von Menschen. Sie sind nun alle verschwunden, diese Menschen, doch in den Wüsten und den Bergen überdauern sie in Geschichten und Liedern. Wir haben alles vergessen, sagt er. Einst war die Welt voller verschiedener Menschen und verschiedenster Tiere. Wir haben es nur vergessen.«

»Ja!«, rief Honorius und stand plötzlich mit gerötetem Gesicht auf. »Ja, ja! Wir haben fast alles vergessen, außer unscharfen Spuren, die in Mythen erhalten sind. Es ist eine Tragödie, eine Agonie der Einsamkeit.

Ihr und ich, mein Herr Skythe, wissen nicht einmal mehr, wie wir miteinander sprechen sollen. Und dennoch versteht Ihr genauso gut wie ich, dass wir wie Flößer auf einem Floß auf einem weiten Meer unentdeckter Vergangenheit treiben. Kommt mit mir! Ich muss Euch die Gebeine zeigen, die ich gefunden habe – bitte, kommt doch mit mir!«

### III

Athalarich und Honorius kamen aus Burdigala, einer Stadt des seit dreißig Jahren bestehenden gotischen Königreichs, das nun einen Großteil der ehemaligen römischen Provinzen Gallien und Spanien umspannte. Auf dem Rückweg mussten sie über den Flickenteppich aus Provinzen reisen, der sich nach der Aufhebung der römischen Herrschaft über Westeuropa gelegt hatte.

Die Beziehung zwischen Rom und den germanischen Stämmen des Nordens war seit jeher problematisch gewesen, weil die Germanen ständig gegen die lange, verwundbare Nordgrenze des alten Imperiums angestürmt waren. Seit Jahrhunderten hatten Germanen als Söldner für das Imperium gedient, und zuletzt hatten ganze Stämme sich dort ansiedeln dürfen – unter der Prämisse, dass sie als Bundesgenossen gegen gemeinsame Feinde jenseits der Grenze kämpfen würden. So war das Imperium zu einer Art Dachverband geworden, der nicht mehr nur von Römern bewohnt und beherrscht wurde, sondern auch von den vitaleren Germanen, Goten und Vandalen.

Als der Druck auf die Grenze immer stärker wurde – eine indirekte Auswirkung des gewaltigen Ansturms der Hunnen aus Asien –, war den Römern die Kontrolle schließlich ganz entglitten. Die Gouverneure und ihr Stab hatten sich aus dem Staub gemacht, und die letzten römischen Soldaten, die – schlecht bezahlt, schlecht ausgerüstet und demoralisiert – noch die Stellung hielten, hatten den Zusammenbruch der Ordnung nicht zu verhindern vermocht.

Auf diese Art war das weströmische Reich sang- und klanglos untergegangen. Neue Nationen entstanden aus dem politischen Chaos, und Sklaven wurden zu Königen.

Und so marschierten Athalarich und Honorius vom Königreich Odoakers, das Italien und die Reste der alten Provinzen von Rätien und Noricum im Norden umfasste, durch das Königreich der Burgunder, das sich vom Hinterland der Rhône in den Osten Galliens erstreckte, und die fränkische Grafschaft Soissons, bevor sie schließlich ihr

Westgoten-Reich wieder erreichten.

Athalarich hatte schon befürchtet, dass der Ausflug ins versagende Herz des alten Imperiums ihm vielleicht in schonungsloser Offenheit den niedrigen Entwicklungsstand seines Volks vor Augen geführt hätte.

Zuhause angekommen stellte er jedoch fest, dass eher das Gegenteil der Fall zu sein schien. Verglichen mit der morbiden Pracht Roms wirkte Burdigala durchaus klein, provinziell und primitiv, ja sogar hässlich.

Burdigala expandierte jedoch. Große Bauvorhaben prägten das Hafenviertel, und im Hafen selbst lagen viele Schiffe vor Anker.

Rom war prächtig, aber es war tot. *Dies* war die Zukunft – seine Zukunft, die er mitgestalten würde.

Athalarichs Onkel Theoderich war ein entfernter Cousin von Eurich, dem gotischen König von Gallien und Spanien. Theoderich, der sich mit ehrgeizigen Plänen für seine Familie trug, hatte eine Art Zweitresidenz in einer alten, noblen Villa außerhalb von Burdigala bezogen. Als er die Kunde von den exotischen Besuchern vernahm, die Honorius und Athalarich mitgebracht hatten, bestand er darauf, dass sie in seiner Villa Quartier nahmen und plante sofort eine Art Tournee, um die Fremden zu präsentieren und mit den Taten und Reiseabenteuern seines Neffen hausieren zu gehen.

Auf dieser ›Tournee‹ wollte Theoderich Angehörige des neuen gotischen Adels und römische Aristokraten unterhalten.

Wenn das alte Imperium auch die politische Kontrolle verloren hatte, die kulturelle Dominanz des tausend Jahre alten Reichs bestand nach wie vor. Die neuen germanischen Führer waren bereit, von den Römern zu lernen. So hatte der Gotenkönig Eurich die Gesetze seines Königreichs von römischen Rechtsgelehrten formulieren und in Latein veröffentlichen lassen; es war dieses Gesetzeswerk, das Athalarich bei Honorius studieren sollte. Inzwischen hatte die alte Aristokratie des Imperiums sich auch mit den Neuankömmlingen arrangiert. Viele von ihnen, die eine Jahrhunderte lange ›Erwerbsbiographie‹ hatten, blieben so reich und mächtig wie bisher.

Auch nach dem Besuch Roms entbehrte es für Athalarich nicht einer gewissen Ironie, dass diese in Togen gehüllten Sprösslinge alter Familien, von denen viele immer noch kaiserliche Titel trugen, sich unter in Leder gekleideten Barbaren-Adligen unbefangen in Räumen

bewegten, deren kunstvolle Fresken und Mosaiken mit rustikaleren Bildern eines Kriegervolks übermalt worden waren: Sie zeigten Reiter mit Helmen, Schilden und Lanzen. Man vermochte einzuwenden – und Honorius machte diese Einwendungen auch geltend –, dass durch die Gier, der sie über Jahrhunderte verhaftet gewesen waren, diese Leute das Reich zerstört hatten, das sie hervorgebracht hatte. Jedoch bedeutete für diese Aristokraten der Austausch des gewaltigen imperialen Überbaus durch das neue System gotischer und burgundischer Häuptlinge keine wesentliche Beeinträchtigung.

Vielmehr schien der Zusammenbruch des römischen Reiches ein paar von ihnen ganz neue geschäftliche Möglichkeiten eröffnet zu haben. Wenn Theoderich aber geglaubt hatte, den Skythen wie eine Trophäe vorzeigen zu können, hatte er sich getäuscht. Der Mann aus der Wüste schien das stilvolle Atrium, die Gärten und Zimmer der Villa nicht zu goutieren. Er zog es stattdessen vor, die Zeit in dem Raum zu verbringen, den Theoderich ihm angewiesen hatte. Aber er verschmähte das Bett und das übrige Mobiliar des Zimmers; er rollte die Decke aus, die er immer bei sich hatte und spannte sie wie eine Zeltplane auf. Es war, als ob er ein Stück Wüste nach Gallien gebracht hätte.

Wenn der Skythe eine gesellschaftliche Enttäuschung war, so war Papak ein umso größerer Erfolg, wie Athalarich bereits gemutmaßte hatte. Der Perser mit dem exotischen Touch mischte sich ungezwungen unter Theoderichs Gäste, ob Barbaren oder Römer. Er flirtete hemmungslos mit den Frauen und fesselte die Männer mit seinen Geschichten von den besonderen Gefahren, die im Osten lauerten. Alle waren begeistert. Eine von Papaks beliebtesten Neuerungen war Schach. Das war ein Spiel, sagte er, welches kürzlich zur Erbauung des persischen Hofes erfunden worden war. Niemand in Gallien hatte bisher davon gehört, und Papak bat einen von Theoderichs Tischlern, ein Schachbrett und Spielfiguren für ihn anzufertigen. Das Spiel wurde auf einem Brett mit vierundsechzig Feldern gespielt, über das Figuren in Gestalt von Kriegern und Pferden zogen und sich bekämpften. Die Regeln waren einfach, aber es kam auch in erster Linie auf die Strategie an. Die Goten – die noch immer mit ihren Heldentaten prahlten, obwohl viele von ihnen seit zwanzig Jahren kein Pferd mehr aus der Nähe gesehen hatten –, fanden Gefallen am sublimierten Kampf des Spiels. Die ersten

Turniere waren ebenso kurz wie blamabel. Doch unter Papaks taktvoller Anleitung erfassten die besseren Spieler bald die Feinheiten des Spiels, und die Partien wurden länger und interessanter.

Und was Honorius betraf, so ärgerte er sich darüber, dass die Salonspiele eines Persers um so viel spannender empfunden wurden als seine Geschichten von alten Knochen. Allerdings war der alte Mann noch nie ein Salonlöwe gewesen, sagte Athalarich sich voller Mitgefühl, und noch viel weniger ein Intrigant bei Hofe. Honorius blieb lieber bei seinem Backgammon, das er mit seinen alten Aristokratenfreunden spielte ->das Spiel Platos<, wie er es nannte.

Nach ein paar Tagen rief Theoderich seinen Neffen in einen privaten Raum.

Zu seiner Überraschung fand Athalarich dort Galla vor. Die große, dunkelhaarige Galla mit der klassischen Nase ihrer römischen Vorfahren war die Frau eines prominenten Bürgers der Stadt. Mit vierzig war sie etwa zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, und es war allgemein bekannt, dass sie zuhause ›das Sagen hatte<.

Mit einem bedrückten Ausdruck im bärtigen Gesicht legte Theoderich seinem Neffen die Hand auf den Arm. »Athalarich, wir brauchen deine Hilfe.«

»Ihr habt einen Auftrag für mich?«

»Nicht ganz. Wir haben einen Auftrag für Honorius, und wir möchten, dass du ihn dazu überredest, ihn anzunehmen. Wir wollen versuchen, es dir zu erklären...«

Während Theoderich sprach, spürte Athalarich, wie Galla ihn mit kühlen Augen musterte und dabei die vollen Lippen leicht geöffnet hatte. Es kursierte der Mythos unter den letzten Römern, dass die Barbaren eine junge und vitale Rasse seien. Wenn Galla mit Männern intim wurde, die in ihren Augen kaum besser als Wilde waren, suchte sie vielleicht die animalische Kraft, die sie in der Ehe mit einem verweichlichten römischen Bürger vermisste.

Athalarich, der gerade einmal fünf Jahre älter war als Gallas Zwillinge, wollte sich aber nicht als Spielzeug für eine dekadente Aristokratin hergeben. Er erwiderte ihren Blick kühl und desinteressiert.

Dieses subtile Spiel fand statt, ohne dass Theoderich auch nur das

Geringste davon mitbekommen hätte.

»Athalarich«, sagte Galla nun, »wenn ich mich recht erinnere, war Eurichs Königreich vor drei Jahrzehnten noch eine föderale Siedlung innerhalb des Imperiums. Die Dinge haben sich schnell verändert. Aber es gibt strikte Grenzen zwischen unseren Völkern. Sie betreffen Eheschließungen, das Gesetz und sogar die Kirche.«

»Sie hat recht, Athalarich«, sagte Theoderich seufzend. »Es gibt viele Spannungen in unsrer jungen Gesellschaft.«

Athalarich wusste, dass dem so war. Die neuen Barbaren-Herrscher lebten nach ihren traditionellen Gesetzen, die sie als Teil ihrer Identität betrachteten, wogegen ihre Untertanen am römischen Recht festhielten, das sie als universales Regelwerk betrachteten. Auseinandersetzungen über unterschiedliche Bestimmungen in beiden Systemen waren an der Tagesordnung. Ehen zwischen den Völkern waren zwischenzeitlich auch verboten worden. Obwohl alle Ethnien christlich waren, folgten die Goten den Lehren des Arius, was ihnen die Feindschaft ihrer überwiegend katholischen Untertanen eintrug. Und so weiter.

All das behinderte die Assimilierung, die die alten Römer für so viele Jahrhunderte so erfolgreich betrieben hatten – eine Assimilation, die Stabilität und sozialen Frieden garantiert hatte. Wäre dieses Land noch immer unter römischer Herrschaft gewesen, dann hätte Theoderich die besten Aussichten gehabt, ein gleichberechtigter römischer Bürger zu werden. Doch die Söhne von Galla würden von den Goten niemals als gleichberechtigt anerkannt und von der Macht ausgeschlossen werden. Athalarich hörte höflich zu. »Es ist schwierig, aber wenn Honorius mich etwas gelehrt hat, dann das, dass die Zeit lang ist und dass sich mit der Zeit alles ändert. Vielleicht werden diese Schranken eines Tages fallen.« Theoderich nickte. »Ich glaube das auch. Deshalb habe ich dich auch auf eine römische Schule geschickt und dann zu Honorius.« Er stieß ein glucksendes Lachen aus. »*Mein Vater hätte das niemals erlaubt. Er hatte für Schulen nichts übrig! Wenn du nun lernst, den Riemen eines Lehrers zu fürchten, wirst du niemals lernen, einem Schwert oder Speer furchtlos entgegenzutreten.* Für ihn waren wir in erster Linie Krieger. Aber wir, die heutige Generation, ist anders.«

»Umso besser«, sagte Galla. »Das Imperium wird nie mehr auferstehen. Aber ich glaube fest daran, dass eines Tages, aus der Verbindung unserer

Völker hier und auf dem ganzen Kontinent, eine neue Macht mit einer neuen Vision entstehen wird.«

Athalarich hob die Augenbrauen. Irgendwie erinnerte ihr Ton ihn unangenehm an Papak, und er fragte sich, was sie seinem Onkel wohl unterjubeln wollte. »Aber in der Zwischenzeit«, sagte er trocken, »bevor dieser wunderbare Tag kommt...«

»In der Zwischenzeit mache ich mir Sorgen um meine Kinder.«

»Wieso? Sind sie in Gefahr?«

»Eigentlich schon«, sagte Galla und machte kein Hehl aus ihrer Verärgerung. »Ihr seid zu lang fort gewesen, junger Mann, oder Ihr habt Euch zu sehr in Honorius' Lehren vertieft.«

»Es haben Übergriffe stattgefunden«, sagte Theoderich. »Beschädigung von Eigentum, Brandstiftung, Diebstahl.«

»Gegen die Römer gerichtet?«

»Leider ja«, sagte Theoderich seufzend. »Ich, der ich mich noch daran erinnere, wie es einmal war, möchte das erhalten, was am Imperium am besten war – Stabilität, Frieden, Bildung, ein gerechtes Rechtssystem. Aber die Jungen wissen nichts mehr von alledem. Wie ihre Vorfahren, die ein einfaches Leben in den nördlichen Ebenen führten, hassen sie das, was sie vom Imperium wissen: Macht über das Land, die Menschen und den Reichtum, von dem sie ausgeschlossen waren.«

»Und deshalb wollen sie die bestrafen, die noch übrig sind«, sagte Athalarich.

»Wieso sie sich so verhalten, spielt kaum eine Rolle«, sagte Galla. »Die Frage ist nur, was getan werden muss, um ihnen Einhalt zu gebieten.«

»Ich habe Milizen aufgestellt. Doch wenn die Unruhen an einem Ort niedergeschlagen werden, brechen sie an einem andern wieder aus. Was wir brauchen, ist eine langfristige Lösung. Wir müssen das Gleichgewicht wiederherstellen.« Theoderich lächelte. »Es ist eine Paradoxie, dass ich es als notwendig erachte, unsere Römer wieder zu stärken.«

Athalarich schnaubte. »Und wie? Indem man ihnen eine Legion gibt? Oder indem man Augustus von den Toten wiederauferstehen lässt?«

»Viel einfacher«, sagte Galla unbeeindruckt von seinem Sarkasmus.

»Wir brauchen einen Bischof.«

Nun begriff Athalarich.



»Bedenkt, es war Papst Leo, der Attila dazu bewog, vor den Toren Roms umzukehren«, sagte Galla.

»Deshalb bin ich also hier. Ihr wollt Honorius zum Bischof machen. Und ich soll ihn dazu überreden, dieses Amt zu übernehmen.«

Theoderich nickte erfreut. »Galla, ich sagte Euch doch, dass der Junge ein kluger Kopf ist.«

Athalarich schüttelte den Kopf. »Er wird nicht wollen. Honorius ist nicht... weltlich. Er ist nur an seinen alten Knochen interessiert, nicht an Macht.«

»Aber wir haben zu wenige Kandidaten, Athalarich«, sagte Theoderich.

»Verzeiht mir, meine Dame, aber zu viele der römischen Adligen haben sich als Narren erwiesen – als arrogant, habgierig, anmaßend...«

»Das gilt auch für meinen Mann«, sagte Galla ungerührt. »Die Wahrheit auszusprechen ist keine Beleidigung, mein Herr.«

»Honorius ist der einzige, dem man wirklich Respekt entgegenbringt«, sagte Theoderich. »Vielleicht gerade *wegen* der fehlenden Weltlichkeit.«

Er musterte Athalarich. »Wenn das nicht so wäre, hätte ich dich nie in seine Obhut zu geben vermocht.«

Galla beugte sich vor. »Ich verstehe Eure Bedenken, Athalarich. Aber werdet Ihr es dennoch versuchen?«

Athalarich zuckte die Achseln. »Ich will es versuchen, aber...«

Galla stieß die Hand vor und packte ihn am Arm. »Solange er lebt, ist Honorius der einzige Anwärter für das Amt; kein anderer vermag es auszufüllen. *Solange er lebt*. Ich vertraue darauf, dass Ihr alles versucht, um ihn zu überzeugen, Athalarich.«

Plötzlich sah Athalarich Kraft in ihr: die Macht eines alten Imperiums, die Stärke einer zornigen, bedrängten Mutter. Er riss sich von ihr los, verwirrt durch ihr plötzliches energisches Auftreten.

Honorius bereitete sich auf die letzte Etappe der epischen Reise vor, die mit der Begegnung mit dem Skythen am Rand der östlichen Wüste ihren Anfang genommen hatte.

Eine Reisegesellschaft formierte sich. Der Kern bestand aus Honorius, Athalarich, Papak und dem Skythen – die alte Besetzung. Doch wurden sie nun von Theoderichs Milizen eskortiert, denn außerhalb der Städte war das Land alles andere als sicher, einer Handvoll neugieriger junger

Goten und sogar von ein paar Mitgliedern der alten römischen Familien. Sie traten die Reise westwärts an.

Es fügte sich, dass sie auf den Spuren von Roods Jagdgesellschaft gingen, die vor dreißigtausend Jahren hier durchgekommen war. Das Eis indes hatte sich längst in den hohen Norden zurückgezogen – schon vor so langer Zeit, dass die Menschen vergessen hatten, dass es überhaupt bis hierher gekommen war. Rood hätte dieses reiche Land mit dem gemäßigten Klima nicht mehr wieder erkannt. Und er hätte auch über die Anzahl der Menschen gestaunt, die nun hier lebten – wie auch Athalarich gestaunt hätte, wenn er Roods Mammutherden ansichtig geworden wäre, die durch ein menschenleeres Land zogen.

Schließlich war das Land zu Ende. Sie gelangten zu einer Kalksteinklippe. Das vom Zahn der Zeit angenagte Kliff schaute auf den wogenden Atlantik hinaus. Über das karge Plateau oberhalb der Klippe fegte der Wind; dort wuchs nichts außer ein paar Gräsern, die von Kaninchendung durchsetzt waren.

Während die Träger die Ausrüstung der Reisegesellschaft aus den Wagen luden, ging der Skythe allein zum Rand der Klippe. Der Wind zerzauste sein flachsblondes Haar und wehte es ihm ins Gesicht. Für Athalarich war das ein bemerkenswerter Anblick. Dort stand ein Mann, der das Sandmeer im Osten geschaut hatte und den es nun an den westlichen Rand der Welt verschlagen hatte. Stumm zollte er Honorius' Vision Beifall; wie auch immer der Skythe Honorius rätselhafte Knochen deutete, der alte Mann hatte jetzt schon für einen großen Moment gesorgt.

Obwohl die Mitglieder der Reisegesellschaft müde waren von der langen Reise von Burdigala, drängte Honorius auf den Abschluss der ›Mission‹. Er gestattete ihnen nur eine kurze Rast zum Essen und Trinken und zur Verrichtung ihrer Notdurft. Dann führte Honorius sie frohgemut zur Steilwand. Athalarich sah, dass der Rest der Gruppe ihm folgte – außer zwei von Papaks Trägern, die lieber Fallen für die Kaninchen auslegten, die hier eine wahre Landplage waren.

Unterwegs versuchte Athalarich Honorius erneut davon zu überzeugen, das Amt des Bischofs anzunehmen.

Das hätte auch einen Sinn ergeben. Nachdem die alte Zivilverwaltung des Imperiums zusammengebrochen war, hatte die unbeschadet daraus

hervorgegangene Kirche sich als starke Bastion erwiesen, und ihre Bischöfe hatten einen Zuwachs an Ansehen und Macht erfahren. Die meisten dieser Kirchenmänner hatten sich aus der alten Aristokratie des Imperiums rekrutiert, die über Bildung verfügte, über administrative Erfahrung, die sie durch die Leitung ihrer Latifundien erworben hatten und über eine Tradition als örtliche Führungskräfte. Ihre theologische Kompetenz war indes weniger ausgeprägt, aber die zählte auch weniger als Schläue und praktische Erfahrung. In so unruhigen Zeiten wie diesen hatten weltliche Kleriker sich als fähig erwiesen, die römische Bevölkerung zu schützen, indem sie zum Schutz der Städte aufriefen, die Verteidigung organisierten und sogar Männer in die Schlacht führten. Wie Athalarich schon erwartet hatte, lehnte Honorius das Angebot rundweg ab. »Will die Kirche uns denn alle usurpieren?«, echauffierte er sich. »Muss ihr Schatten auf die ganze Welt fallen und alles verdunkeln, was wir in über tausend Jahren geschaffen haben?«

Athalarich seufzte. Er hatte kaum eine Ahnung, wovon der alte Mann überhaupt sprach, aber wenn er mit Honorius sprechen wollte, musste er sich auf ihn einlassen. »Honorius, bitte – das hat nichts mit Geschichte zu tun, nicht einmal mit Theologie. Es geht hier nur um befristete Macht. Und um Bürgerpflicht.«

»Bürgerpflicht? Was soll das denn heißen?« Aus einem Beutel holte er den uralten menschlichen Schädel, den der Skythe ihm gegeben hatte und fuchtelte ärgerlich damit herum. »Dies war eine Kreatur, halb Mensch und halb Tier. Und doch war sie eindeutig *wie wir*. Aber was sind dann wir? Ein viertel Tier, ein Zehntel? Der Grieche Galen hat vor zwei Jahrhunderten gesagt, der Mensch sei nicht mehr als eine Spielart des Affen. Werden wir jemals aus dem Schatten des Tiers heraustreten? Was würde ›Bürgerpflicht‹ für einen Affen bedeuten außer irgendwelche Mätzchen?«

Zögerlich berührte Athalarich den alten Mann am Arm. »Aber selbst wenn das wahr wäre, selbst wenn wir vom Vermächtnis einer tierischen Vergangenheit regiert würden, müssen wir uns so verhalten, als ob es nicht wahr wäre.«

Honorius lächelte gezwungen. »Wirklich? Aber alles, was wir erschaffen, ist vergänglich, Athalarich. Wir sehen es doch selbst. In meiner Lebenszeit ist ein tausendjähriges Reich schneller zerfallen, als

der Mörtel in den Mauern Roms zerbröselte. Wenn alles vergänglich ist außer unserer grausamen Natur, worauf sollen wir dann überhaupt noch hoffen? Selbst ein Glaube verschrumpelt wie die letzten Weintrauben eines Rebstocks.«

Athalarich verstand; dies war eine Sorge, die Honorius immer wieder geäußert hatte. In den letzten Jahrhunderten des Imperiums war das Erziehungs- und Bildungswesen verfallen. In den Köpfen der verdummten Massen, die durch billige Nahrungsmittel und die barbarischen Spiele in den Arenen ruhig gestellt wurden, waren die Werte, auf denen Rom gegründet war, und der Rationalismus der alten Griechen von Mystizismus und Aberglaube verdrängt worden. Es war, so hatte Honorius seinem Schüler vermittelt, als ob eine ganze Kultur den Verstand verlöre. Die Leute verlernten die Fähigkeit zu denken, und bald würden sie auch vergessen haben, dass sie überhaupt etwas vergessen hatten. Und in Honorius' Augen verschärfte das Christentum dieses Problem nur noch.

»Der Heilige Augustin hatte uns bereits davor gewarnt, dass der Glaube an die alten Mythen schwindet – schon vor anderthalb Jahrhunderten, als die Lehre der Christen gerade erst Wurzeln schlug. Und mit dem Verlust der Mythen verschwindet auch das Wissen von tausend Jahren, das in diesen Mythen kodifiziert ist, und die starren Dogmen der Kirche werden einen echten Erkenntnisgewinn für die nächsten tausend Jahre verhindern. *Das Licht erlischt*, Athalarich.«

»Dann übernehmt Ihr das Bischofsamt«, sagte Athalarich eindringlich. »Schützt die Klöster. Gründet ein eigenes, wenn Ihr müsst! Und in der Bibliothek und im *scriptorium* mögen die Mönche die großen Schriften bewahren und abschreiben, bevor sie verloren sind.«

»Ich kenne diese Klöster«, spie Honorius förmlich aus. »Die großen Werke der Vergangenheit abschreiben zu lassen, als seien sie Zaubersprüche, und noch dazu von Tölpeln, in deren Köpfen Gott herumspukt – pah! Dann würde ich sie eher selbst verbrennen.«

Athalarich unterdrückte ein Seufzen. »Augustinus fand Trost in seinem Glauben, musst du wissen. Er glaubte, das Imperium sei von Gott erschaffen worden, um die Botschaft Christi zu verbreiten – wie konnte Er es also zulassen, dass es zusammenbrach? Augustinus gelangte jedoch zu der Überzeugung, dass die Geschichte einen göttlichen und keinen

weltlichen Zweck habe. Und dass der Fall von Rom deshalb auch keine Rolle spiele.«

Honorius betrachtete ihn listig. »Wenn du nun ein Diplomat wärst, würdest du mich darauf hinweisen, dass der arme Augustinus gerade zu der Zeit gestorben sei, als die Vandalen Nordafrika heimsuchten. Und du würdest sagen, dass, wenn er seine Aufmerksamkeit mehr den weltlichen als den geistigen Dingen gewidmet hätte, er vielleicht noch etwas länger gelebt und mehr Zeit für seine Studien gehabt hätte. *Das* solltest du sagen, wenn du mich dazu überreden willst, das verdamnte Bischofsamt anzunehmen.«

»Es freut mich, dass Eure Stimmung sich wieder hebt«, sagte Athalarich trocken.

Honorius berührte seine Hand. »Du bist ein guter Freund, Athalarich. Ein besserer, als ich ihn verdiene. Aber ich werde das Geschenk deines Onkels, das Amt eines Bischofs, trotzdem nicht annehmen. Gott und Politik sind nicht meine Passion; ich will mich weiter den Knochen widmen und ansonsten dem Müßiggang frönen... Wir sind gleich da!« Sie hatten die Abbruchkante der Klippe erreicht.

Zu Honorius' Leidwesen war der Pfad, an den er sich erinnerte, überwuchert. Zumal es sich ohnehin um kaum mehr als einen Sims im mürben Gestein der Klippe handelte, der vielleicht von Ziegen oder Schafen ausgetreten worden war. Die Milizionäre beseitigten mit ihren Speeren Unkraut und Gräser. »Es ist schon viele Jahre her, seit ich zuletzt hier war«, sagte Honorius atemlos.

»Mein Herr, damals wart Ihr jünger, viel jünger«, sagte Athalarich ernst.

»Ihr müsst gut aufpassen beim Abstieg.«

»Was kümmert mich die Beschwarnis? Athalarich, wenn der Pfad zugewachsen ist, ist er nicht mehr benutzt worden, seit ich zum letzten Mal hier war, und wenn die Knochen, die ich gefunden habe, noch unberührt sind – verglichen damit wäre alles andere eine Nichtigkeit. Sieh, der Skythe hat sich schon an den Abstieg begeben, und ich will seine Reaktion sehen... Komm, komm!«

Die Gruppe formierte sich zu einer Linie und ging im Gänsemarsch vorsichtig den gefährlichen Pfad hinab. Honorius bestand darauf, allein zu gehen – der Pfad war ohnehin so schmal, dass zwei Leute kaum nebeneinander zu gehen vermochten –, doch Athalarich ging voran,

sodass er den alten Mann wenigstens aufzufangen vermocht hätte, falls er fiel.

Sie erreichten eine Höhle im weichen Kalksandstein und schwärmten aus. Die Milizionäre stocherten mit den Speeren an den Wänden und auf dem Boden herum.

Athalarich betrat vorsichtig die Höhle. Der Boden im Bereich des Eingangs war von Guano fast weiß gefärbt und mit Eierschalen übersät. Die Wände und der Boden waren fast glatt geschliffen, als ob Tiere oder Menschen hier ein- und ausgegangen wären. Athalarich stieg ein starker tierischer Geruch in die Nase, vielleicht von Füchsen, aber er war schal. Offenbar hatte sich außer den Seevögeln seit langer Zeit niemand hier aufgehalten.

Doch genau an dieser Stelle hatte ein jüngerer Honorius die kostbaren Gebeine gefunden.

Honorius streifte in der Höhle umher, inspizierte den Boden und räumte mit den Füßen trockenes Laub und Seetang beiseite. Bald hatte er gefunden, wonach er suchte. Er kniete sich hin und beseitigte mit den Fingern vorsichtig den Schutt. »Es ist noch wie damals, als ich sie gefunden hatte. Ich habe sie auch genauso zurückgelassen, weil ich die Gebeine nicht stören wollte.«

Die anderen scharten sich um ihn. Athalarich bemerkte abwesend, dass ein junger Römer, ein Mann aus Gallas Gefolge, sich auffällig dicht hinter Honorius stellte. Aber der Junge wirkte nicht gefährlich, bloß neugierig.

Und alle waren beeindruckt, als Honorius sachte seinen knöchernen Schatz ans Licht brachte. Athalarich sah auf den ersten Blick, dass es sich um ein menschliches Skelett handelte. Das musste aber ein besonders kräftiger Mensch gewesen sein, sagte er sich, mit schweren Knochen und langen Fingern. Und dass der Schädel deformiert war, das heißt mit einem Loch im Hinterkopf, das vielleicht von einem Schlag herrührte. Der Boden unter den Knochen war mit Muschelschalen und Feuersteinen übersät.

Honorius erläuterte die Besonderheiten der Fundstelle. »Schaut hier. Er hat Muscheln gegessen. Die Schalen sind versengt; wahrscheinlich hat er sie ins Feuer geworfen, um sie zu öffnen. Und ich glaube, diese Feuersteinsplitter sind Abfälle von einem Werkzeug, das er sich

angefertigt hatte. Er war eindeutig menschlich, aber nicht so wie wir. Seht diesen Schädel, mein Herr Skythe! Diese kräftigen Brauen, die simsartigen Wangenknochen – habt Ihr so etwas jemals gesehen?« Er warf Athalarich mit leuchtenden Augen einen Blick zu. »Es ist, als ob wir in eine andere Zeit zurückversetzt worden wären, als ob es uns Jahrtausende in die Vergangenheit verschlagen hätte.«

Der Skythe bückte sich, um den Schädel in Augenschein zu nehmen. Und dann geschah es.

Der junge Römer hinter Honorius machte einen Schritt nach vorn. Athalarich sah seinen vorstoßenden Arm, hörte ein leises Knirschen. Blut spritzte. Honorius brach über den Knochen zusammen.

Die Leute wichen entsetzt zurück. Papak quiekte wie ein ängstliches Schwein. Doch der Skythe fing Honorius auf und legte ihn auf den Boden.

Athalarich sah, dass Honorius' Hinterkopf zertrümmert war. Er stürzte sich auf den jungen Mann, der hinter Honorius gestanden hatte und packte ihn an der Tunika. »Du warst es – ich habe es gesehen – *da warst es*. Warum? Er war doch ein Römer wie du, einer von euren eigenen...« »Es war ein Unfall«, sagte der junge Mann ungerührt.

»Lügner!« Athalarich schlug ihm so heftig ins Gesicht, dass er aus Mund und Nase blutete. »Wer hat dich gedungen? Galla?« Athalarich holte zu einem weiteren Schlag gegen den Mann aus, doch starke Arme schlangen sich um seine Taille und zogen ihn weg. Athalarich zappelte in ihrem Griff und wandte sich an die anderen. »Helft mir. Ihr habt gesehen, was geschehen ist. Der Mann ist ein Mörder!«

Aber sie schauten ihn nur ausdruckslos an.

Und dann verstand Athalarich.

Das war alles geplant gewesen. Nur der entsetzte Papak und vermutlich auch der Skythe hatten nichts von diesem Mordplan gewusst – und Athalarich selbst, der Barbar, der mit den Gepflogenheiten einer mächtigen Zivilisation noch viel zu wenig vertraut war, als dass er sich ein solches Komplott überhaupt vorzustellen vermocht hätte. Durch die Ablehnung, das Bischofsamt zu übernehmen, war Honorius ein Störfaktor für Goten und Römer gleichermaßen geworden. Die Urheber dieser ebenso sinnlosen wie üblen Verschwörung hatten sich keinen Deut um Honorius' Knochen geschert; den Ausflug ans Meer hatten sie

nur als günstige Gelegenheit betrachtet. Vielleicht würden sie die Leiche des armen Honorius sogar ins Meer werfen und nicht einmal nach Burdigala überführen, um eine unangenehme Untersuchung zu vermeiden.

Dann riss Athalarich sich los und eilte zu Honorius. Der alte Mann, dessen zerschmetterter Kopf in den Armen des Skythen ruhte, atmete noch, hatte die Augen jedoch geschlossen.

»Lehrer. Hört Ihr mich?«

Zu seinem Erstaunen schlug Honorius noch einmal die Augen auf.

»Athalarich?« Die Augen drehten sich langsam in den Höhlen. »Ich hörte ein lautes Knirschen, als wäre mein Kopf ein Apfel, in den jemand kraftvoll hineingebissen hätte...«

»Nicht sprechen.«

»Hast du die Knochen gesehen?«

»Ja, ich habe sie gesehen.«

»Es war auch ein Mensch der Dämmerung, nicht wahr?«

»Mensch der Dämmerung«, sagte da der Skythe in stark akzentuiertem, aber verständlichem Latein. Athalarich war geschockt.

»Ah«, seufzte Honorius. Dann packte er Athalarichs Hand so fest, dass es schmerzte.

Athalarich war sich des stummen Kreises um sich herum bewusst, der Männer aus dem Osten, der Goten und der Römer, die alle außer dem Skythen und dem Römer Komplizen in diesem Mord waren. Der Händedruck erschlaffte. Ein letzter Schauer, und Honorius war tot. Der Skythe legte Honorius' Leiche vorsichtig auf die Knochen, die er entdeckt hatte – Neandertaler-Gebeine, die Knochen eines Geschöpfs, das sich selbst als den *Alten Mann* betrachtet hatte –, und die Blutlache tränkte langsam den steinigen Boden.

Der Wind drehte. Eine salzige Brise von der See wehte in die Höhle.



## KAPITEL 16

### ~~~~~ EIN TROPISCHES FLUSSUFER

*Darwin, Nördliches Territorium, Australien,  
2031 n. Chr.*

~~~~~

I

In Rabaul entfalteten die Ereignisse sich nach einer unerbittlichen Logik, als ob der große Vulkan und die in ihm verborgene Tasche aus Magma eine riesige geologische Maschine seien.

Der erste Spalt tat sich im Boden auf. Eine große Wolke aus Asche stieg in den rauchigen Himmel empor, und rot glühende Gesteinsschmelze schoss wie eine Fontäne heraus. Obwohl das aufsteigende Magma sich noch immer etwa fünf Kilometer unter der Erdoberfläche konzentrierte, hatte Rabauls dünne Kruste dem Druck nicht mehr standgehalten.

Darwin wurde von heftigen Beben erschüttert.

Es war das Ende des ersten Konferenztags. Die Teilnehmer kehrten von den verschiedenen Lokalitäten, in denen sie zu Abend gegessen hatten, zurück und strömten in die Hotelbar. Joan saß auf einem Sofa, hatte die Füße auf den Tisch gelegt und beobachtete die Leute, die sich mit Drinks, Joints und Pillen in kleinen Gruppen versammelten und aufgeregt durcheinander redeten.

Die Delegierten waren typische Akademiker, sagte Joan sich amüsiert. Eine Kleiderordnung kannten sie nicht, sondern sie waren ganz nach Gusto gekleidet. Man trug die signalorangefarbenen Sakkos und grünen Hosen, die von Europäern wie Holländern und Deutschen bevorzugt zu werden schienen, Sandalen, T-Shirts und Shorts der kleinen kalifornischen Abordnung und sogar ein paar ostentativ getragene

Volkstrachten. Akademiker kokettierte immer damit, dass sie einfach anzogen, was sie gerade aus dem Kleiderschrank zogen, doch mit ihrer ›unbewussten‹ Wahl gaben sie mehr über ihre Persönlichkeit preis als Leute, die jeder Mode hinterher hechelten – wie zum Beispiel die Alison Scotts dieser Welt.

Die Bar selbst war ein typisches Beispiel für die moderne Konsum-/Unternehmenskultur, sagte Joan sich. An jeder ›intelligenten‹ Wand prangten Logos, Werbesprüche, Nachrichten und Ausschnitte von Sportereignissen, und alle versuchten sich gegenseitig zu übertönen. Selbst die Untersetzer auf dem Tisch vor ihr spulten eine animierte Bier-Werbung nach der anderen ab. Es war wie in einem Pandämonium. Jedoch war sie in einer solchen Umgebung aufgewachsen, wenn man die friedliche Stille bei den Ausgrabungen ihrer Mutter außer Acht ließ. Nach diesem unheimlichen Zwischenspiel auf dem Flugfeld – dem Heulen der Triebwerke, den entfernten Schüssen und der düsteren mechanischen Realität – fühlte sie sich wie in Trance. Dieses permanente dumpfe Brüllen war auf seine Art zwar tröstlich, aber es hatte auch die tödliche Eigenart, einen einzulullen. Doch nun erfüllten die Bilder der sich verstärkenden Eruption von Rabaul die smarten Wände und blendeten die Sport- und Nachrichtenkanäle aus – sogar eine Live-Schaltung von Ian Maughans Marssonde.

Alyce Sigurdardottir reichte Joan eine Soda. »Dieser junge Aussie-Barman ist ein lecker Kerlchen«, sagte sie. »Göttliche Haare und Zähne. Wäre ich vierzig Jahre jünger, würde ich mich an ihn ranmachen.«

Joan nahm einen Schluck Soda und fragte Alyce: »Meinen Sie, dass die Leute Angst haben?«

»Wovor – vorm Vulkanausbruch oder vor den Terroristen? Im Moment halten Aufregung und Angst sich die Waage. Das könnte sich aber bald schon ändern.«

»Ja. Alyce, hören Sie zu.« Joan beugte sich zu ihr hinüber. »Die Ausgangssperre, die die Polizei wegen Rabaul über uns verhängt hat...« Die offizielle Version lautete, dass die Asche von Rabaul durch die Vermischung mit der Asche der weiter entfernten Waldbrände eine schwach giftige Substanz ergab. »Das ist aber nicht die ganze Wahrheit.«

Alyce nickte, und ihr runzliges Gesicht verhärtete sich. »Lassen Sie mich raten. Die Viert-Weltler.«

»Sie haben Windpocken-Bomben rund ums Hotel deponiert. Behaupten sie jedenfalls.«

Alyces Gesicht zeigte dezidierten Abscheu. »Mein Gott. Wie damals im Jahr 2001.« Sie spürte Joans Zögerlichkeit. »Hören Sie zu. Wir dürfen wegen dieser Arschlöcher nicht aufgeben. Wir müssen mit der Konferenz weitermachen.«

Joan ließ den Blick durch den Raum schweifen. »Wir sind schon unter Druck. Es hat für die meisten Teilnehmer eine Mutprobe bedeutet, überhaupt hierher zu kommen. Und nun werden wir auch noch auf dem Flughafen angegriffen. Wenn die Teilnehmer Wind von diesem Windpocken-Gerücht bekommen... Vielleicht droht die Stimmung zu kippen, wenn heute Abend die Bull Session losgeht.«

Alyce legte die Hand auf Joans. »Einfacher wird es bestimmt nicht. Und bedenken Sie, dass Ihre ›Bull Session‹ das eigentliche Thema der Veranstaltung ist.« Sie streckte den Arm aus und nahm Joan das Sodaglas ab. »Geben Sie sich einen Ruck.«

Joan lachte. »Ach, Alyce...«

»Hoch mit Ihnen!«

Joan kam sich vor wie ein ängstlicher Assistent von Alyce, den sie zur Beobachtung von Menschenaffen in den gefährlichen Busch scheuchte. Doch sie fügte sich. Sie streifte die Schuhe ab und stieg mit Alyces Hilfe auf einen Kaffeetisch.

Sie wurde von Gefühlen der Peinlichkeit und Absurdität überwältigt. Wie kam sie überhaupt auf die Idee, sich auf die Hinterbeine zu stellen und einem akademischen Publikum einen Vortrag über die Rettung der Welt halten zu wollen, wo die Konferenz buchstäblich angegriffen wurde? Doch wer A sagt, muss auch B sagen, und die Leute schauten schon zu ihr herüber. Also klatschte sie in die Hände, bis sie die Aufmerksamkeit des größten Teils der Anwesenden auf sich gezogen hatte.

»Liebe Freunde, ich bitte um Entschuldigung«, hob Joan zögerlich an.

»Aber ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit. Wir haben den ganzen Tag hart gearbeitet, aber ich kann Sie leider noch nicht in den Feierabend entlassen.

Wir sind hier, um den Einfluss der Menschheit auf die Welt vor dem Hintergrund unserer evolutionären Entstehung zu diskutieren. Wir haben uns hier zu einer einzigartigen Gruppe zusammengefunden – sie ist interdisziplinär, international und einflussreich. Wahrscheinlich weiß kein Mensch besser als wir, weshalb und wie wir in dieses Schlamassel geraten sind. Das bietet uns die Gelegenheit – eine vielleicht einmalige und nicht wiederholbare Chance –, mehr zu tun, als nur darüber zu reden.

Dass ich Sie zusammengerufen habe, hatte einen weiteren Grund, den ich Ihnen bisher noch nicht genannt habe. Ich möchte diesen Abend als Sondersitzung nutzen, als außerordentliche Sitzung. Und wenn sie so verläuft, wie ich es mir erhoffe, dann wird diese Sitzung vielleicht der Anfang eines völlig neuen Diskurses sein und eine neue Hoffnung gebären.« Sie schämte sich fast wegen dieser unwissenschaftlichen Diktion, und wirklich schürzten viele Leute die Lippen und runzelten die Stirn. »Also füllen Sie Ihre Gläser, Ampullen und Reagenzgläser, nehmen Sie irgendwo Platz und hören mir zu.«

Und so hielt sie in dieser namenlosen Bar, während die Konferenzteilnehmer sich auf Stühlen, Barhockern und Tischen niederließen, einen Vortrag über Artensterben.

Joan lächelte. »Selbst Paläontologen wie ich verstehen etwas von Kooperation und Komplexität. Papa Darwin selbst bringt gegen Ende des *Ursprungs der Arten* eine Metapher, die es auf den Punkt bringt.« Verlegen las sie es von einem Zettel ab: »Man stelle sich ein tropisches Flussufer vor, das mit vielen Pflanzen vieler Arten bewachsen ist, wo Vögel im Gebüsch singen, wo Insekten umherschwirren und wo Würmer durch die feuchte Erde kriechen. Und dann bedenke man, dass diese präzise konstruierten Lebensformen, die sich so sehr voneinander unterscheiden und die doch in mannigfaltiger Hinsicht voneinander abhängig sind, alle von den Gesetzen hervorgebracht wurden, die um uns herum walten...«

Sie legte den Zettel hin. »Und nun ist dieses tropische Flussufer bedroht. Einzelheiten muss ich Ihnen nicht erst schildern.

Wir stecken zweifelsfrei inmitten eines Massensterbens. Die Details sind erschütternd. In meiner Lebenszeit sind die letzten wilden Elefanten von

den Savannen und aus den Wäldern verschwunden. Es gibt keine Elefanten mehr! Wie sollen wir das jemals gegenüber unsren Enkelkindern rechtfertigen? In meiner Lebenszeit haben wir bereits ein *Viertel* aller Spezies verloren, die im Jahr 2000 existiert hatten. Wenn wir in diesem Tempo weitermachen, werden wir bis zum Ende des Jahrhunderts *zwei Drittel* aller Spezies vernichten, die 1900 existiert hatten. Der Vorgang ist so schwerwiegend, dass er schon in die Kategorie der fünf größten Katastrophen der an Katastrophen gewiss nicht armen Erdgeschichte fällt.

Derweil hat die von Menschen verursachte Klimaänderung sich als noch viel schwerwiegender erwiesen, als die meisten Wissenschaftler vorhergesagt hatten. Die großen afrikanischen Küstenstädte, von Alexandria bis Lagos, sind ganz oder teilweise überflutet, sodass Dutzende Millionen Menschen obdachlos geworden sind. Bangladesh steht fast vollständig unter Wasser. Und wenn man nicht für ein paar Milliarden Dollar einen Küstenschutz errichtet hätte, dann wäre Florida auch schon ein Archipel. Und so weiter.

Das ist alles unsre Schuld. Wir haben uns der Natur einfach übergestülpt. Etwa einer von zwanzig Menschen, die jemals existiert haben, lebt heute – bei anderen Spezies beträgt dieses Verhältnis eins zu *tausend*. Wir zerstören die Erde zwangsläufig.

Doch selbst jetzt stellt man sich noch die Frage: Kommt es wirklich darauf an? Dann verlieren wir halt ein paar putzige Säugetiere und eine Menge Käfer, von denen eh noch kein Schwein gehört hat. Aber was soll's? Hauptsache, *uns* gibt es noch.

Ja, uns gibt es noch, aber das Ökosystem gleicht einer riesigen Lebenserhaltungsmaschine. Es beruht nämlich auf den Interaktionen von Spezies auf allen Stufen des Lebens, von den primitivsten Pilzfäden, die Wurzeln von Pflanzen ernähren, bis hin zu den gewaltigen globalen Zyklen von Wasser, Sauerstoff und Kohlendioxid. Darwins Bild vom tropischen Ufer passt wirklich. Wie bleibt die Maschine aber stabil? Wir wissen es nicht. Was sind die wichtigsten Bauteile? Wir wissen es nicht. Wie viele vermögen wir herauszunehmen, ohne dass die Maschine versagt? Das wissen wir genau so wenig. Selbst wenn wir in der Lage wären, die Spezies zu identifizieren und zu retten, die wir für unser Überleben brauchen, wüssten wir nicht, von welchen Spezies die

wiederum abhängen. Wenn wir aber so weitermachen wie bisher, dann werden wir die Grenzen unsrer Belastung bald herausfinden.

Vielleicht sehe ich das zu schwarz. Aber ich glaube schon, dass es einen großen Unterschied machen wird, ob wir durch unsere eigene Dummheit aussterben. Weil wir der Welt nämlich etwas geben, das sie in ihrer ganzen langen Geschichte noch von keinem anderen Lebewesen bekommen hat. Und das ist Intelligenz und zielgerichtetes Handeln. Wir sind in der Lage, einen Ausweg zu finden.

Also lautet meine Frage – im Vollbesitz der geistigen Kräfte –, was wir nun zu tun haben?«

Sie verstummte unsicher und blieb auf dem Kaffeetisch stehen.

Ein paar Leute nickten. Andere schauten gelangweilt.

Alison Scott war die erste, die sich erhob. Sie klappte die langen Beine grazil aus. Joan hielt den Atem an.

»Sie erzählen uns nichts Neues, Joan. Der langsame Tod der Biosphäre ist... äh... eine Banalität. Ein Klischee. Und ich muss auch darauf hinweisen, dass das, was wir getan haben, unvermeidbar war. Wir waren Tiere, wir sind Tiere und werden uns auch weiterhin wie Tiere verhalten.« Das wurde mit einem misshütigen Raunen quittiert. »Man weiß von anderen Tieren, dass sie sich selbst ausgerottet haben«, sattelte Scott noch einen drauf. »Im zwanzigsten Jahrhundert wurden Rentiere auf einer kleinen Insel im Beringmeer ausgesetzt. Eine ursprüngliche Population von neunundzwanzig schwoll in zwanzig Jahren auf *sechstausend* an. Ihre Nahrung bestand jedoch aus langsam wachsenden Flechten, die schneller abgegrast wurden, als sie nachzuwachsen vermochten.«

»Rentiere verstehen freilich nichts von Ökologie«, rief jemand.

»Wir haben das im Lauf der Geschichte aber auch getan«, sagte Scott ungerührt. »Das Beispiel der polynesischen Inseln ist allgemein bekannt. Und die orientalische Stadt Petra...«

Wie Joan gehofft hatte, zerfiel die Gruppe in kontrovers diskutierende Grüppchen.

»... die Schuld dieser Menschen der Vergangenheit, die unfähig waren, ihre Ressourcen zu verwalten, bestand nur in der Unfähigkeit, ein schwieriges ökologisches Problem zu lösen...«

»... Wir bewältigen bereits Energie- und Masseströme in einem

Maßstab, der natürlichen Prozessen gleichkommt. Nun müssen wir diese Prozesse eben steuern...«

»... Es ist aber riskant, an die Grundlagen eines ohnehin schon überfüllten Planeten zu rühren...«

»... All diese technischen Maßnahmen würden selbst Energie kosten und würden die Erwärmung des Planeten noch verstärken...«

»... Unsre Zivilisation hat keine gemeinsame Agenda. Welche Lösung würden Sie für die politischen, rechtlichen, kulturellen und finanziellen Aspekte denn anbieten, die sich aus Ihren Vorschlägen ergeben...?«

»... Diesen technokratischen Mist höre ich schon seit Jahrzehnten! Was ist das hier, eine NASA-Kollekte?«

»... Ich sage, scheiß aufs Ökosystem. Wer braucht denn noch Frösche und Kröten? Ich plädiere für eine drastische Vereinfachung. Man müsste nur CO₂ absorbieren, Sauerstoff produzieren und die Wärme regulieren. Das kann doch nicht so schwer sein.«

»... Meine Dame, wollen Sie wirklich in einer *Blade Runner*-Welt leben?«

Joan musste erneut um die Aufmerksamkeit der Gruppe bitten. »Wir brauchen eine gemeinsame Willensanstrengung und müssen in einem nie gekannten Maß alle Kräfte mobilisieren.

Aber vielleicht müssen wir die richtige Lösung erst noch finden.«

»Genau«, sagte Alison Scott und erhob sich wieder. Sie legte ihren beiden Töchtern die Hände auf das glänzende türkisfarbene Haar.

»Engineering ist ein ausgeträumter Traum des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Lösung liegt nicht da draußen, sondern wir müssen sie *in uns* finden.«

Diese Äußerungen stießen auf offene Ablehnung. »... Sie meint damit, Babys zu klonen, wie ihre beiden kleinen Freaks...«

»Ich spreche von Evolution«, sagte Scott barsch. »Das geschieht nämlich mit einer Spezies, wenn ihre Umwelt sich verändert. Im Lauf unsrer Geschichte haben wir uns als eine erstaunlich anpassungsfähige Spezies erwiesen.«

Eine schwarze Frau in den Sechzigern stand auf. Joan kannte sie: Sie hieß Evelyn Smith und war eine der prominentesten Evolutionsbiologinnen ihrer Zeit. »Bei menschlichen Populationen ist schon seit ein paar Dutzend Jahrtausenden keine natürliche Auslese mehr

erfolgt«, sagte sie kalt. »Anderslautende Behauptungen sind ein Beleg dafür, dass der zugrunde liegende Mechanismus nicht verstanden wurde. Wir unterdrücken nämlich die Prozesse, die die Selektion vorantreiben: Unsre Waffen haben Räuber eliminiert, der landwirtschaftliche Fortschritt hat den Hunger eingedämmt und so weiter. Aber das wird sich ändern, wenn der bevorstehende Kollaps eintritt. Und dann wird auch die Selektion wieder in Gang gesetzt. Davon handelt zufällig auch mein Vortrag im Seminar Drei.«

Das rief Protest hervor.

»... was soll das heißen, ›bevorstehender Kollaps‹?«

»... Trotz des oberflächlichen Glanzes weist unsre Gesellschaft Symptome des Niedergangs auf: zunehmende soziale Ungleichheit, abnehmender Grenzertrag des Wirtschaftswachstums, Niedergang des Bildungswesens und der geistigen Leistungen...«

»... Ja, und der Tod des Spirituellen. Selbst wir Amerikaner legen nur Lippenbekenntnisse gegenüber Werten ab – der Flagge, der Verfassung und der Demokratie. Stattdessen lassen wir es zu, dass die Konzerne Macht über unser Leben erlangen und trösten uns mit Mystizismus und esoterischem Firlefanz. Das ist aber kein einmaliger Vorgang. Die Parallelen zum alten Rom sind unübersehbar...«

»... Nur dass wir nun durch die Globalisierung weltweit in einem Boot sitzen. Falls der Zusammenbruch kommt, wird vielleicht nicht mehr viel Asche da sein, aus der wir wie Phönix wieder aufsteigen könnten...«

»... Eine absurd pessimistische Annahme – wir haben früher schon ähnliche Situationen bewältigt...«

»... Wir haben alle leicht zugänglichen Bodenschätze ausgebeutet und verheizt; falls wir abstürzen, hätten wir nichts mehr, auf dem wir wieder aufbauen könnten...«

»Worauf ich hinaus will«, sagte Smith, »ist, dass wir nicht mehr viel Zeit haben.«

Diese leise gesprochenen Worte brachten zunächst alle zum Schweigen, und Joan sah ihre Gelegenheit gekommen.

»Wenn wir also nicht in die alten Zeiten zurückfallen wollen, als wir nur ein Tier unter vielen in der Ökologie waren, müssen wir einen Ausweg aus diesem Schlamassel finden. Und ich glaube auch, dass es einen solchen Ausweg gibt.«

Sie strich sich abwesend über den Bauch und lächelte. »Einen neuen Weg. Und zugleich ein Weg, den wir längst kennen. Der Weg der Primaten.«

Und sie skizzierte ihre Vision.

Die menschliche Kultur, sagte Joan, sei eine Adaption gewesen, um den Menschen während der Klimakapriolen des Pleistozäns das Überleben zu ermöglichen. Doch nun führte diese Kultur durch Rückkopplung in einer epochalen Ironie zu einer noch größeren Umweltkatastrophe. Die Kultur, die einst so überaus adaptiv gewesen war, war nun *maladaptiv* geworden und würde sich ändern müssen.

»Das Leben ist nicht nur Konkurrenz«, sagte sie. »Es ist auch Kooperation. Gegenseitige Abhängigkeit. Das ist es immer schon gewesen. Die ersten Zellen waren auf die Kooperation mit den einfacheren Bakterien angewiesen. Das galt auch für die ersten Ökologien, den Stromatolithen. Und heute ist unser Leben so von gegenseitiger Abhängigkeit geprägt, dass wir in Zukunft alle an einem Strang ziehen müssen.«

»... Sie sprachen gerade von Globalisierung. Von welcher Firma werden Sie gesponsert?«

»... Wir kehren zu Gää und anderen Erdgöttinnen zurück, nicht wahr?«

»Unsre globale Gesellschaft ist mittlerweile so sehr vernetzt, dass sie zu etwas in der Art eines Holon wird«, sagte Joan. »Eine einzige, zusammengesetzte Wesenheit. Wir müssen lernen, uns als solche zu betrachten. Wir müssen uns auf die andere Hälfte unsrer Primatennatur stützen, die eben nicht von Konkurrenzdenken und Fremdenfeindlichkeit geprägt ist. Primaten neigen viel eher zur Kooperation als zur Konkurrenz. Schimpansen tun es, Lemuren tun es, Pithecinen und Neandertaler müssen es getan haben, und *wir* tun es. Die menschliche Interdependenz ist sozusagen ein konstituierendes Merkmal unsrer Geschichte. Und ohne dass wir es geplant hätten, haben wir die Biosphäre usurpiert – und wir müssen lernen, sie gemeinsam zu verwalten.«

Alison Scott erhob sich wieder. »Was genau *wollen* Sie eigentlich, Joan?«

»Ein Manifest. Einen Aufruf. Ein Schreiben an die UN, von uns allen unterzeichnet. Wir müssen den Anfang machen und etwas Neues

beginnen. Wir müssen den Weg in eine nachhaltige Zukunft bereiten.
Wer, wenn nicht wir?«

»... Hurra, wir retten die Welt...«

»... Sie hat Recht. Gää wird nicht unsere Mutter, sondern unsre Tochter sein...«

»... Was veranlasst Sie überhaupt zu der Annahme, einer der Mächtigen würde auf einen Haufen Wissenschaftler hören? Das haben sie noch nie getan. Sie leben in einem Wolkenkuckucksheim...«

»Sie werden schon auf uns hören, wenn ihnen das Wasser bis zum Hals steht«, sagte Evelyn Smith.

Alyce Sigurdardottir erhob sich. »Konfuzius sagte: ›Wer behauptet, es könne nicht getan werden, möge denjenigen Platz machen, die es doch tun.«« Sie reckte die kleine Faust zum Black Power-Gruß. »Wir sind nach wie vor nur Primaten. Stimmt's?«

Trotz der paar Zwischenrufe sah Joan, dass der Ausdruck in den Gesichtern der Leute wohlwollender geworden war. Es wird funktionieren, sagte sie sich. Wir stehen zwar erst am Anfang, aber es wird funktionieren. Wir können es schaffen. Sie strich sich über den Bauch.

Im Prinzip hatte sie Recht; es hätte funktionieren können.

Der politische und wirtschaftliche Druck hätte durchaus ein Umdenken bei den globalen Machtspielern zu bewirken vermocht, von dem bisher nichts zu merken war. Joan Usebs Ideen wären durchaus als Vorlage geeignet gewesen, durch die Integration des alten Primaten-Instinkts ›Kooperation‹ Synergieeffekte zu erzielen. Und die hätten auch über das bloße ökologische Management hinauszugehen vermocht. Schließlich hatte keine der bisherigen Arten – nicht in den vier Milliarden Jahren des Lebens auf der Erde – das Potential gehabt, sich global zu vernetzen. Im Lauf der Zeit hätte Joans Ansatz vielleicht einen kognitiven Durchbruch geschafft, der so signifikant gewesen wäre wie die Integration von *Mutters* Generation.

Die Menschen waren intelligent genug geworden, um ihren Planeten zu beschädigen. Es wäre vielleicht nur noch eine Frage der Zeit gewesen, bis sie intelligent genug wurden, um ihn zu retten.

Nur eine Frage der Zeit.

Doch plötzlich gingen die Lichter aus. Es ertönten Explosionen wie

hallende Schritte. Die Leute liefen schreiend durcheinander. Inzwischen waren die Erdbeben um Rabaul immer stärker geworden. Schließlich rissen sie den Meeresboden über Rabauls Magmakammer auf. Das Magma stieg durch bis zu dreihundert Meter breite Tunnel an die Oberfläche. Und dann strömte Meerwasser in die Tunnel und verdampfte schlagartig. Gleichzeitig waren durch den hohen Druck in der Tiefe Gase wie Kohlendioxid und Schwefelverbindungen im Magma gebunden gewesen, wie die Kohlensäure in einer Mineralwasserflasche. Und nun zersprang die Flasche, und die Gase sprudelten heraus. In den Gesteinskammern stieg der Druck exponentiell an.

II

Die Notbeleuchtung wurde eingeschaltet und erfüllte den Raum mit einem kalten Glühen.

Die abgehangte Decke war in Kunststoffsplitter zerbrochen, die auf die fliehenden Kongressteilnehmer herabregneten. Joan sah, dass Alison Scott ihre beiden Mädchen packte und sich mit ihnen in eine Ecke verkroch. Der freigelegte Dachstuhl mit den isolierten Rohren und Kabeln glich einer dunklen, schmutzigen Höhle.

Dünne Nylonseile schlängelten sich durch die mit Kunststoffpartikeln geschwängerte Luft. Ihr Blick fiel auf schwarz gekleidete Gestalten, die sich wie Spinnen durch den Dachraum bewegten und sich auf den mit Splittern übersäten Boden der Bar abseilten. Sie trugen hautenge schwarze Overalls und Kapuzen mit silbrigen Augenbinden. Sie zählte fünf, sechs, sieben von ihnen. Sie vermochte aber nicht zu sagen, ob es sich bei ihnen um Männer oder Frauen handelte. Sie alle trugen kompakte automatische Waffen.

Alyce Sigurdardottir wollte sie am Arm vom Tisch herunterziehen. Aber sie sträubte sich, denn sie wusste, dass sie noch immer im Mittelpunkt stand; sie hatte das – vielleicht irrationale – Gefühl, dass die Lage sich noch verschlechtern würde, wenn sie sich ins Chaos hineinziehen ließe. Einer der Eindringlinge führte das Kommando. Unten angekommen, versammelten die anderen sich um ihn, während er die Lage sondierte. Ein Er oder eine Sie? Nein, ein *Er*, sagte Joan sich; bei einer solchen Gruppe wird es sich um einen Mann handeln. Zwei der Eindringlinge blieben beim Anführer. Die anderen vier liefen zu den Türen. Sie hielten sich mit dem Rücken zur Wand und richteten ihre Waffen auf die Delegierten, die sich wie Schafe in der Mitte des Raums sammelten.

Es gab hier nur einen Angehörigen des Hotelpersonals: den Barkeeper, den jungen Australier, an dem Alyce Gefallen gefunden hatte. Er war schlank und hatte lockiges schwarzes Haar – er stammte sicher von einem Eingeborenen ab, sagte Joan sich – und trug eine Fliege und eine

Satinweste. Nun bewies er großen Mut und trat mit ausgebreiteten Händen vor. »Hören Sie«, sagte er. »Ich weiß nicht, was Sie hier wollen. Aber wenn ich Ihnen ein...«

Das Geräusch der Waffe war gedämpft und klang irgendwie so, als ob ein Leopard hustete. Der Junge krümmte sich und ging zu Boden. Plötzlich stank es nach im Todeskampf abgesondertem Kot, ein Geruch, den sie seit Afrika nicht mehr wahrgenommen hatte. Die Delegierten schrien, wichen zurück oder erstarrten; jeder versuchte auf seine Weise, die Aufmerksamkeit der Mörder von sich abzulenken.

Derweil durchliefen die intelligenten Wände ungerührt ihre Zyklen und zeigten bedeutungslose Bilder des Vulkans auf Neu Guinea, die Robot-Fabriken auf dem Mars, Werbespots für Bier und Medikamente und technische Gimmicks.

Wie Joan erwartet hatte, kam der Anführer, nachdem er den exemplarischen Mord begangen hatte, auf sie zu. Die Waffe hatte er wieder eingesteckt; wahrscheinlich war sie immer noch heiß. Sein Visier war in die Kapuze eingenäht. Die Montur war farblich aufeinander abgestimmt, beinahe schick.

»Haben Sie etwa Angst, Ihr Gesicht zu zeigen?«, fragte sie schroff, bevor er etwas zu sagen vermochte.

Er lachte und streifte die Kapuze ab. Ja, sie hatte Recht gehabt – es war ein Er. Sein Kopf war kahl geschoren. Er hatte weiße Haut und braune Augen. Er war vielleicht fünfundzwanzig, sicher nicht viel älter als der Barkeeper, den er eben getötet hatte. Er musterte sie und nahm nach ihrer unausgesprochenen Hausforderung bei ihr Maß.

Seine Leute zogen nun auch die Kapuzen herunter. Sie alle hatten sich ostentativ den Kopf kahl geschoren. Es waren vier Männer, einschließlich des Anführers, und drei Frauen.

»Sind Sie Pickersgill?«, fragte Joan.

Der Anführer lachte. »Pickersgill existiert gar nicht. Der globale Polizeistaat jagt eine Schimäre. Pickersgill ist ein ebenso witziges wie nützliches Phantom.« Er hatte den Akzent des amerikanischen mittleren Westens, jedoch mit einem leicht exotischen Einschlag; das amerikanische Englisch hatte inzwischen eine weltweite Dominanz erlangt, sodass dieser Mann von überall hätte stammen können.

»Wer sind Sie dann?«

»Ich bin Elisha.«

»Elisha, sagen Sie mir, was Sie wollen«, sagte Joan vorsichtig.

»Sie bestimmen die Agenda jetzt nicht mehr«, sagte er. »Ich will Ihnen aber sagen, was wir getan *haben*. Doktor Joan Useb, wir haben die Krankheit freigesetzt.«

Joan bekam eine Gänsehaut.

»Sie sind alle infiziert. *Wir* sind infiziert. Ohne Behandlung werden die meisten von uns in ein paar Tagen sterben. Falls diese Lage jedoch zu unserer Zufriedenheit gelöst wird, werden wir vielleicht alle überleben. Aber wir sind auch bereit, dafür zu sterben, woran wir glauben. Sind Sie das auch?«

»Wollen Sie auf den Tisch?«, fragte Joan nach kurzer Überlegung. Er ging vorm Kaffeetisch auf und ab und ließ sich das Angebot durch den Kopf gehen. Der absurde kleine Tisch war das Zentrum der Macht in diesem Raum: Natürlich wollte er auf den Tisch. »Ja. Kommen Sie runter!«

Alyce half ihr vom Tisch herunter. Elisha sprang mit einem geschmeidigen Satz auf Joans improvisiertes Podium und erteilte seinen Kameraden mit bellender Stimme Befehle in einer Sprache, die wie Schwedisch klang.

»Klassisches Primaten-Verhalten«, murmelte Alyce. »Männliche Dominanzhierarchien. Paranoia. Xenophobie an der Grenze zur Schizophrenie. Das verbirgt sich unter dem Deckmantel des Freiheitskampfes.«

»Aber wir müssen uns mit diesen Freiheitskämpfern arrangieren, wenn wir hier unbeschadet raus wollen...«

Der Rest des Satzes ging in einem lauten Flappen unter, als ob ein Flugsaurier zum Landeanflug auf dem Dach des Hotels ansetzte. Es war ein Hubschrauber, der über dem Hotel schwebte. Und dann dröhnte eine megaphonverstärkte Stimme durch die Wände und gab sich als Polizei zu erkennen.

Die Terroristen feuerten mit ihren Waffen durchs Dach, worauf noch mehr Stücke von der Decke herunterkamen. Die Konferenzteilnehmer duckten sich schreiend und verstärken somit noch das Tohuwabohu, das die Angreifer erzeugen wollten, sagte Joan sich und presste sich die Hände auf die Ohren. Als die Polizei die Durchsage abbrach, wurde das

Feuer eingestellt.

Joan stand vorsichtig auf und klopfte sich den Staub ab. Sie hatte seltsamerweise keine Angst. Sie schaute zu Elisha auf, der mit rotem Kopf und schwer atmend auf dem Kaffeetisch-Podium stand; die Waffe hatte er sich über die Schulter gelegt. »Sie haben keine Chance, das zu bekommen, was Sie wollen – was auch immer es ist –, wenn Sie nicht mit ihnen sprechen.«

»Aber ich muss doch gar nicht mit der Polizei sprechen oder mit ihren Psychologen, die einem immer nur das Wort im Mund umdrehen. Nicht, wenn ich Sie hier habe – Sie, die selbsternannte Führerin der neuen Globalisierung, dieses *holon*.«

Alyce seufzte. »Wieso habe ich nur das Gefühl, dass ein so harmloses Wort plötzlich zum Namen eines neuen Dämons wird?«

»Wir haben Ihrer grandiosen Rede unterm Dach gelauscht, im Schutz der Dunkelheit – wie überaus passend!«

»Sie verstehen wirklich...«, sagte Joan. *Sie verstehen wirklich gar nichts*. Die falschen Worte, Joan. »Bitte. Sagen Sie mir Ihr Anliegen.« Er musterte sie. Dann stieg er vom Tisch herunter. »Hören Sie mir zu«, sagte er leise. »Ich habe gehört, was Sie über den Globalorganismus gesagt haben, zu dem wir uns bald vereinigen müssen. Klingt gut. Aber jeder Organismus braucht auch eine Grenze. Was ist mit denjenigen jenseits der Grenze? Dr. Joan Useb, wissen Sie eigentlich, dass die dreihundert reichsten Leute des Planeten mehr besitzen wie die ärmsten drei *Milliarden* ihrer Mitmenschen? Hinter der Bastion der Elite sind ein paar Regionen praktisch versklavt, und die Arbeitskraft und die Körper dieser Menschen werden ausgebeutet – beziehungsweise Teile ihres Körpers. Wie soll Ihr globales Nervensystem auf *ihr* Elend reagieren?« Ihre Gedanken jagten sich. Alles, was er sagte, klang auswendig gelernt. Natürlich war es das: Dies war sein Moment, die Wegscheide seines Lebens; bei allem, was sie nun tat, musste sie das berücksichtigen. War er vielleicht ein Student? Wenn er eine Art kultureller Kolonial-Typ der letzten Tage auf einem Schuld-Trip war, dann vermochte sie vielleicht irgendwelche Schwachstellen bei ihm zu finden und dort anzusetzen. Aber er war auch ein Mörder, wie sie sich erinnerte. Er hatte eiskalt getötet, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie fragte sich, welche Drogen er wohl nahm.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte jemand. Dieser Jemand erwies sich als Alison Scott. Sie stand vor Elisha und hatte ihre beiden verängstigten Töchter an ihrer Seite; ihr blaugrünes Haar leuchtete im flackernden Schein der Wände.

Joan verspürte plötzlich einen Schmerz im Unterleib, der so heftig war, dass ihr die Luft wegblieb. Sie hatte das Gefühl, dass die Dinge außer Kontrolle gerieten.

Bex starrte sie anklagend an.

»Bex, bist du in Ordnung?«

»Sie hatten doch gesagt, dass vom Rabaul keine Gefahr ausginge. Sie sagten, es sei ganz unwahrscheinlich, dass er gerade dann ausbrechen würde, wenn wir hier sind. Sie sagten, hier seien wir sicher.«

»Es tut mir Leid. Wirklich... Alison, bitte setzen Sie sich. Es gibt nichts, was Sie tun können.«

Scott beachtete sie überhaupt nicht. »Schauen Sie, wer auch immer Sie sind, was auch immer Sie wollen, uns ist heiß, wir sind müde, durstig und haben gesundheitliche Beschwerden.«

»Das ist doch lächerlich«, sagte Elisha ungerührt. »Das ist nur psychosomatisch. Sie sind neurotisch.«

»Sie sind nicht mein Psychoanalytiker«, knurrte Scott. »Ich verlange...«

»Sie verlangen immer nur, jammern und kriegen den Hals nicht voll.« Er ging auf Scott zu. Sie blieb unbeirrt stehen und schlang die Arme fest um ihre Mädchen. Elisha hob Bex' aquamarinfarbenes Haar an, zupfte es sanft und zwirbelte es zwischen den Fingern. »Genmodelliert«, sagte er.

»Lassen Sie sie in Ruhe«, zischte Scott.

»Wie schön sie sind – wie Spielzeug.« Er strich mit der Hand über Bex' Haar, streichelte ihr die Schulter und drückte dann ihre kleine Brust.

Bex schrie auf, und Scott zog sie von ihm weg. »Sie ist vierzehn Jahre alt...«

»Dr. Joan Useb, wissen Sie eigentlich, was sie tun, diese Gen-Ingenieure? Sie pflanzen ihren Kindern ein zusätzliches Chromosom auf, ein Extra-Chromosom mit Genen, mit denen sie nach ihrem Wunsch geformt werden. Und wissen Sie auch, was dieses Extra-Chromosom außer schönem Haar und Zähnen noch bewirkt? Es hält diese vollkommenen Kinder davon ab, sich mit uns altmodischen *Homo sapiens* zu paaren. Nun etablieren die Reichen sich schon als eine

separate *Spezies!*« Scheinbar abwesend, als ob er eine Frucht vom Baum pflückte, entzog er Bex ihrer Mutter. Ein weiblicher Terrorist hielt Scott fest. Elisha riss dem Mädchen die Bluse auf, sodass ihr Spitzenbüstenhalter zu sehen war. Bex schloss die Augen – sie summt etwas wie ein Lied oder einen Reim.

»Elisha, bitte...« Joan verspürt erneut einen stechenden Schmerz im Bauch, eine jähe Aufwallung. Sie krümmte sich vor Schmerz. O Gott, nicht jetzt, sagte sie sich. Nicht jetzt.

Plötzlich war Alyce bei ihr. »Ganz ruhig. Setzen Sie sich.«

Joan sah, dass die Bilder an der Wand sich änderten. Ihr Blick war getrübt, doch schienen Orange, Schwarz und Grau nun die vorherrschenden Farben zu sein.

Alyce grinste; es war ein freudloses Grinsen wie von einem Totenschädel. Ein tolles Timing.

Elisha hatte das Mädchen an den Handgelenken gepackt und zog ihm die Arme über den Kopf.

»Kommen Sie schon, Elisha«, sagte Joan schnell. »Deshalb sind Sie doch nicht hier.«

»Wirklich nicht?«

»Wenn Sie bloß etwas zu ficken wollen«, sagte Scott grimmig, »*nehmen Sie mich.*«

»Danke, aber das würde nichts bringen«, sagte Elisha. »Es geht nicht um den Akt, sondern um die Symbolik, müssen Sie wissen. Dies ist nämlich das erste Mal seit der Ausrottung der Neandertaler, dass zwei unterschiedliche menschliche Spezies auf der Welt existieren.« Er starrte auf das Mädchen hinab. »Ist es überhaupt Vergewaltigung, wenn der Akt zwischen verschiedenen Spezies stattfindet?«

Plötzlich flogen die Türen aus den Angeln.

Es ertönten Schreie, Schritte und Schüsse. Schwarze Kügelchen wurden durch die offenen Türen geschleudert und zerplatzten. Weißer Rauch waberte durch die Luft.

Joan schaute auf die Terroristen und versuchte sie zu zählen. Zwei von ihnen waren gefallen, als die Türen aufgebrochen wurden. Zwei andere, die im Laufen schossen, fielen vor ihren Augen und verwandelten sich plötzlich in schlackernde Marionetten. Die meisten Kongressteilnehmer lagen auf dem Boden oder waren unter den Tischen in Deckung

gegangen. Ein paar schienen verletzt zu sein: Sie sah reglose Schemen im Rauch und rote Blutlachen im grauen Zwielflicht.

Eine neue Schmerzwelle lief durch Joans Unterleib.

Elisha stand auf einmal vor ihr. Er lächelte. Er hielt eine schwarze Schnur in der Hand, die von seinem Gürtel herabbaumelte.

Er hatte Bex schließlich doch losgelassen; das Mädchen hatte sich in die Arme seiner Mutter geflüchtet und lief weg.

»Elisha. Sie müssen nicht sterben.«

Sein Lächeln wurde breiter. »Auf dem ganzen Planeten werden fünfhundert von uns die gleiche Aktion durchführen.«

Alyce streckte halb die Hand nach ihm aus. »Tun Sie das nicht, um Gottes willen...«

»Ihnen wird nichts geschehen«, sagte er. Er zog sich wieder die Kapuze über den Kopf. »Ich werde sterben, wie ich gelebt habe. Gesichtslos.«

»Elisha!«, schrie Joan.

Er zog an der Schnur, als ob er einen Rasenmäher startete. Ein Blitz zuckte an seiner Hüfte auf, und ein Gürtel aus Licht legte sich streiflichtartig um ihn. Dann löste die obere Hälfte seines Körpers sich von der unteren. Als er in der Mitte getrennt wurde, stieg ein stechender Gestank nach verbranntem Fleisch und Kot auf.

Alyce klammerte sich an Joan. »O Gott, o Gott.«

Der Rauch verdichtete sich und nahm ihnen die Sicht. John hustete wie ein Kettenraucher. Der Schmerz überkam sie erneut und schoss durch Unterleib und Rücken. Sie hielt sich an Alyce fest. »Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, wie maladaptiv kollektiver Selbstmord ist?«

»Um Gottes willen, Joan...«

»Ich meine, für den Selbstmord einer Einzelperson kann es aus biologischer Sicht manchmal eine Rechtfertigung geben. Vielleicht werden ihre Angehörigen durch Selbstmord von einer Last befreit. Aber welchen biologischen Sinn hätte ein Gruppenselbstmord? Die Fähigkeit, an kulturelle Diktate zu glauben, ist adaptiv. Das muss so sein, oder wir würden sie gar nicht erst haben. Doch manchmal läuft der Mechanismus aus dem Ruder...«

»Wir sind verrückt. Ist es das, was Sie sagen wollen? Dass wir alle verrückt sind. Da stimme ich Ihnen zu.«

»Ma'am, bitte kommen Sie mit mir.« Ein Schemen erschien vor ihr. Er sah aus wie ein Soldat in einem Raumanzug, der nach ihr griff. Erneut schoss Schmerz durch sie und löschte das klare Denkvermögen aus. Sie fiel gegen Alyce Sigurdardottir. Sie hörte eine weitere Explosion. Sie glaubte, sie käme von der Militäroder Polizeiaktion. Aber sie irrte sich. Das war Rabaul gewesen.

Als das Meer in die Magmakammer eingedrungen war, wurde die Explosion unvermeidlich.

Magmabrocken wurden schneller als der Schall in die Luft geschleudert und erreichten eine Höhe von bis zu fünfzig Kilometern. Dort zerbrachen sie beim Erstarren in Fragmente, die von winzigen Aschepartikeln bis zu Brocken mit einem Durchmesser von einem Meter reichten. Durchsetzt wurde dieses Gemisch von Trümmerstücken des zerstörten Bergs. Diese Felsbrocken waren weit über die Troposphäre hinaus geschleudert worden, weit über die Gipfelhöhe von Flugzeugen und Ballons und sogar über die Ozonschicht hinaus. Die Bruchstücke von Rabaul vermengten sich mit Meteoriten und verglühten. Es war ein Himmel voller Steine. Und auf der Erde breitete die Schockwelle sich mit doppelter Schallgeschwindigkeit von der zerstörten Caldera aus. Man hörte sie erst, als sie schon da war, und sie machte alles auf ihrem Weg dem Erdboden gleich: Häuser, Tempel, Bäume und Brücken. Auf ihrem Durchgang gab sie Energie an die Luft ab, verdichtete sie und heizte sie auf zu enormen Temperaturen. Alles Brennbare ging in Flammen auf. Die Menschen sahen die Schockwelle kommen, aber sie vermochten sie nicht zu hören und schon gar nicht vor ihr zu fliehen. Sie verbrannten einfach wie ein vom Blitz getroffener Baum. Und das war erst der Anfang.

Soldaten in Monturen wie Raumanzügen trugen Joan aus der raucherfüllten Bar und aus dem Hotel ins Freie. Man legte sie auf eine Trage und beförderte sie im Laufschrift zum Parkplatz. Um sie herum herrschte hektische Betriebsamkeit: Menschen rannten umher, Fahrzeuge rasten übers Flugfeld und Helikopter ratterten in einem orangefarbenen Himmel.

Dann verfrachtete man sie in einen Kleinbus. Ein Krankenwagen? *Eins,*

zwei, drei, hoch. Die Trage rutschte in den Innenraum des Fahrzeugs neben eine Art schmaler Koje. Die Wände waren mit einer unbekannten Ausrüstung gesäumt, die aber nicht piepte und sumnte, wie sie es aus den Krankenhaus-Seifenopern kannte, die sie früher so gern gesehen hatte.

Sie wedelte mit der Hand. »Alyce.«

Alyce nahm ihre Hand. »Ich bin hier, Joan.«

»Ich fühle mich wie eine Amphibie, Alyce. Ich schwimme in Blut und Urin, aber ich atme die Luft der menschlichen Kultur. Weder Fleisch noch Fisch...«

Alyces eingefallenes Gesicht erschien über ihr. Sie wirkte abwesend und ängstlich zugleich. »Was? Was haben Sie gesagt?«

»Wie spät ist es?«

»Joan, sparen Sie Ihren Atem. Sie werden ihn noch brauchen; ich spreche aus Erfahrung.«

»Ist es Tag oder Nacht? Ich habe jedes Zeitgefühl verloren. Anhand des Himmels vermag ich es auch nicht zu sagen.«

»Meine Uhr ist kaputt. Nacht, glaube ich.«

Jemand machte sich an ihren Beinen zu schaffen – schnitt die Kleidung auf? Der Krankenwagen setzte sich in Bewegung, und sie hörte das entfernte Wimmern einer Sirene wie das Heulen eines im Nebel verlorenen Tiers. Alles, was sie sah, war das dunkel lackierte, nackte Blechdach des Fahrzeugs, diese bedeutungslosen Ausrüstungsgegenstände und Alyces schmales Gesicht.

»Hören Sie, Alyce.«

»Ich bin hier.«

»Ich habe Ihnen noch gar nicht die wahre Geschichte meiner Familie erzählt.«

»Joan...«

»Falls ich das hier nicht überlebe«, sagte sie scharf, »erzählen Sie meiner Tochter, woher sie kam.«

Alyce nickte verstehend. »Sie sind als Sklaven nach Amerika gekommen.«

»Mein Urgroßvater hat die Geschichte rekonstruiert. Wir stammten aus dem heutigen Namibia, aus der Gegend von Windhuk. Wir waren San, die so genannten ›Buschmänner‹. Wir wären fast von den Bantu

ausgerottet worden, und in der Kolonialzeit wurden wir wie Ungeziefer getötet. Aber wir bewahrten uns dennoch einen Teil unserer kulturellen Identität.«

»Joan...«

»Alyce, aus Genfrequenz-Untersuchungen geht hervor, dass der weibliche DNA-Strang der San-Frauen viel stärker differenziert ist als überall sonst bei Frauen auf der Erde. Daraus folgt, dass die San-Gene schon viel länger im südlichen Afrika vorkommen als alle anderen Gene sonst wo auf der Erde. Die Leute der San-Ahnenreihe sind diejenigen, die der direkten Abstammungslinie von unserer gemeinsamen Urmutter, der mitochondrischen Eva, am nächsten stehen.«

Alyce nickte. »Ich verstehe. Dann ist Ihr Kind also einer der jüngsten Menschen auf dem Planeten und zugleich der älteste.« Alyce nahm ihre Hand. »Ich verspreche, dass ich es ihr sagen werde.«

Der Schmerz kam nun in Wellen. Sie hatte das Gefühl, als ob das Bewusstsein sich auflöste, und sie versuchte einen klaren Gedanken zu fassen. »Wissen Sie, statistisch gesehen finden menschliche Geburten in der Regel nachts statt. Ein uraltes Primaten-Merkmal, als Kinder noch in der Sicherheit eines Baumkronen-Nests geboren wurden oder wenigstens im Schutz der Dunkelheit.«

»Joan...«

»Lassen Sie mich reden, verdammt. Reden lindert den Schmerz.«

»*Medikamente* lindern den Schmerz.«

»Au! Jetzt geht's aber los. Ist eine Hebamme in dieser verdamnten Karre?«

»Das sind alles ausgebildete Rettungssanitäter. Sie brauchen keine Angst zu haben.«

»Ich glaube, meine Tochter will unbedingt einen Blick in diesen Krankenwagen werfen.«

»Sie wissen, wie es gemacht wird. Atmen. Pressen.«

Sie atmete und schnaufte stoßweise.

Alyce behielt den Schauplatz des Geschehens im Auge. »Sie machen das gut.«

»Selbst wenn ich das Becken einer Pithecinin habe.«

»Sie sind wirklich eine Ulknudel, Joan Useb.«

»Jetzt nicht mehr.«

»Sie kommt. Sie kommt.«

Die Schädelknochen des Babys waren weich, und so vermochte sich der große *Homo Sapiens-Schädel* unter dem Druck, mit dem er durch den Geburtskanal gepresst wurde, zu verformen. Und es vermochte bis zum Moment der Geburt ohne Sauerstoff auszukommen. Diese letzten Momente waren die extremste körperliche Umwandlung, die es bis zum Augenblick des Todes selbst erfahren würde. Jedoch wurde der Körper des Babys mit Opiaten und Analgetika geflutet. Es verspürte keinen Schmerz, nur die Fortsetzung des langen Gebärmutter-Traums, aus dem sich sein Selbst, seine Identität allmählich herauskristallisiert hatte.

Ein mit einem Raumanzug bekleideter Sanitäter nahm Joans Kind, blies ihm in die Nase und gab ihm einen Klaps auf den Rücken. Ein kräftiges Schreien erfüllte den Krankenwagen. Das feuchte kleine Würmchen wurde schnell in eine Decke gewickelt und Joan übergeben.

Die erschöpfte Joan berührte staunend die Wange ihrer Tochter. Das Kind drehte den Kopf und machte saugende Mundbewegungen.

Alyce lächelte. Sie war selbst verschwitzt und erschöpft wie eine stolze Tante. »Bei Gott, sehen Sie nur – auf ihre Art und Weise kommuniziert sie schon mit uns. Sie ist schon ein richtiger Mensch.«

»Ich glaube, sie will nuckeln. Aber ich habe noch keine Milch, oder?«

»Legen Sie sie trotzdem an die Brust«, riet Alyce ihr. »Dadurch wird die Bildung von Oxytocin angeregt.«

Nun erinnerte Joan sich wieder an die Kurse für werdende Mütter.

»Wodurch der Uterus sich zusammenzieht, die Blutung verringert und das Ausstoßen der Plazenta unterstützt wird.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen«, sagte ein Raumanzug. »Wir haben Ihnen schon eine Spritze gegeben.«

Joan legte das Kind an die Brust. »Schauen Sie nur. Sie macht schon Greifbewegungen. Und es ist, als ob sie Schritte macht. Ich spüre ihre Füße.«

»Wenn Sie eine behaarte Brust hätten, würde sie sich wahrscheinlich daran festhalten und auf Ihnen umher kriechen. Und wenn Sie eine ruckartige Bewegung machten, würde sie umso fester zupacken.«

»Für den Fall, dass ich durch den Wald rennte... Schauen Sie, sie beruhigt sich.«

»Warten Sie noch zwanzig Minuten, und sie wird Ihnen die Zunge

rausstrecken.«

Joan hatte das Gefühl zu schweben, als ob nichts mehr real wäre außer dem verletzlichen warmen Bündel in ihren Armen. »Ich weiß, dass das alles angeboren ist. Ich weiß, dass ich umprogrammiert wurde, damit ich diesen feuchten kleinen Parasiten nicht abschüttle. Und doch...«

Alyce legte Joan die Hand auf die Schulter. »Und doch hat Ihr ganzes Leben sich darum gedreht, nur dass Sie es nicht gewusst haben.«

»Ja.«

Ein Piepen ertönte. Alyce zog ein Mobiltelefon aus der Tasche. Auf dem Display erschienen helle Bilder und schemenhafte Bewegung.

»Wir haben das Krankenhaus gleich erreicht«, sagte ein Raumanzug zu Joan. »Sie brauchen keine Angst zu haben. Es gibt dort einen sicheren, geschützten Eingang.«

Joan wiegte das Baby. »Dann ist Lucy gerade durch einen langen dunklen Tunnel gegangen, nur um gleich wieder den nächsten zu betreten.«

Der Raumanzug hielt inne. »Lucy?«

»Welcher Name wäre passender für ein Primaten-Mädchen?«

Alyce rang sich ein Lächeln ab. »Joan, Sie sind nicht die einzige neue Mutter.«

»Wie?«

»Ian Maughans Robot-Arbeiter auf dem Mars ist es gelungen, eine voll funktionsfähige Kopie von sich selbst zu bauen... Er hat es geschafft, sich zu reproduzieren. Dem Tenor des Texts nach zu urteilen ist er sehr glücklich.«

»Er hat Ihnen *das* getextet?«

»Sie wissen doch, wie diese Leute sind. Der Rest der Welt kann zum Teufel gehen, solange ihre neusten Gimmicks nur planmäßig funktionieren... Oh. Die Viert-Weltler haben Alison Scotts Schimäre getötet. Ich kann mir vorstellen, dass sie sie für eine Entartung gehalten haben. Aber ich frage mich, wofür *sie* sich gehalten hat.«

»Ich glaube, sie wollte nur Sicherheit, wie wir alle.«

Joan schaute auf ihr Baby. Vor ein paar Herzschlägen war eine neue Welt entstanden – während eine andere unterging.

»Wir waren dicht dran, oder, Alyce? Die Konferenz und das Manifest. Es hätte funktionieren können, nicht wahr?«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Wir hatten nur zuwenig Zeit, das war alles.«

»Ja. Und wir hatten obendrein Pech. Aber wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, Joan.«

»Nein. Die dürfen wir nie aufgeben.«

Der Krankenwagen hielt an. Die Türen wurden aufgerissen und kühle Luft strömte herein. Noch mehr Raumanzüge erschienen, schoben Alyce beiseite und legten Joan auf eine Trage. Sie wollten ihr das Baby abnehmen, aber sie gab es nicht her.

Die Geologen hatten schon lange gewusst, dass die Erde für einen großen Vulkanausbruch überfällig war.

Der Ausbruch von Rabaul im Jahr 2031 war nicht die stärkste bekannte Eruption und nicht einmal die schlimmste seit dem Beginn der Aufzeichnungen. Dennoch war Rabaul viel stärker gewesen als der Ausbruch des Pinatubo auf den Philippinen im Jahr 1991, wodurch die Erde sich um ein halbes Grad abgekühlt hatte. Er war auch schlimmer als die Explosion des Tambora in Indonesien im Jahr 1815, das in Amerika und Europa als das ›Jahr ohne Sommer‹ gegolten hatte. Rabaul war das größte vulkanische Ereignis seit dem sechsten Jahrhundert nach Christi und eins der größten der letzten fünfzigtausend Jahre. Rabaul war respektabel.

Klimaänderungen verliefen nicht immer gleitend und verhielten sich auch nicht immer proportional zur Ursache. Die Erde neigte zu plötzlichen und drastischen Änderungen des Klimas und der Ökologie und zum abrupten Wechsel von einem stabilen Zustand in den anderen, sodass selbst kleine Störungen unter Umständen gravierende Auswirkungen hatten.

Rabaul war eine solche Störung. Und es sollte keine kleine Störung werden.

Es war allerdings nicht Rabauls Schuld. Der Vulkan brachte das Fass nur zum Überlaufen. Durch das enorme Bevölkerungswachstum waren alle Ökosysteme ohnehin schon bis zur Bruchgrenze beansprucht. Es war nicht einmal Pech. Wenn es nicht Rabaul gewesen wäre, dann eben ein anderer Vulkan, ein Erdbeben, ein Asteroid oder sonst etwas.

Und als die natürlichen Grundlagen des Planeten zusammenbrachen,

mussten die Menschen feststellen, dass sie noch immer nur in ein Ökosystem eingebettete Tiere waren; und als es starb, starben auch sie. Derweil arbeiteten auf dem Mars die Roboter weiter. Geduldig verwandelten sie das trübe Sonnenlicht und den roten Staub und die Kohlendioxid-Luft in Fabriken, die ihrerseits Kopien der Roboter selbst produzierten, mit gelenkigen Beinen, Solarzellen-Panzern und Silizium-Gehirnen.

Die Roboter übermittelten den Arbeitsfortschritt an ihre Schöpfer auf der Erde. Es kam keine Antwort. Aber sie arbeiteten trotzdem weiter.

Unter dem blutorangefarbenen Himmel des Mars kamen und vergingen die Generationen in schneller Folge. Natürlich war keine Replikation, ob biologisch oder mechanisch, jemals perfekt. Manche Varianten arbeiteten besser als andere. Und die Roboter waren aufs Lernen programmiert – sie sollten übernehmen, was funktionierte und eliminieren, was nicht funktionierte. Die Schwachen starben aus. Die Starken überlebten und gaben die konstruktiven Neuerungen an die nächste mechanische Generation weiter.

So hatten Variation und Selektion sich etabliert.

Und die Roboter arbeiteten weiter und weiter, bis die alten Meeresböden und Schluchten mit glänzenden insektenartigen Metallpanzern bedeckt waren.

DREI

~~~~~

**NACHFAHREN**

~~~~~

KAPITEL 17

~~~~~ EIN LANGER SCHATTEN

Ort und Zeit unbekannt

~~~~~

#### I

Aus einem Kälteschlaf zu erwachen war etwas ganz anders, als wenn man im eigenen Bett neben seiner Frau aufwachte. Es war eher so, als sei man in einen großen Bottich mit einer klebrigen Flüssigkeit geworfen worden und würde allmählich wieder auftauchen.

Doch nun riss der Nebel auf, und ein sich vergrößernder Kreis aus Licht zentrierte sich um ein verschwommenes Gesicht. Das Gesicht gehörte zu Ahmed, dem *Splot* – dem Chefpiloten – und nicht dem Kommandierenden Offizier. Das war für Snowy das erste Anzeichen, dass etwas nicht stimmte.

»Alles in Ordnung? Bist du in Ordnung?«, fragte Ahmed. Bevor er die Injektion bekam, hatte Snowy verschiedene Reaktionen auf den Weckruf geprobt. Er lächelte und hob den Mittelfinger der rechten Hand. »Jede Landung, nach der man noch auf eigenen Beinen zu gehen vermag, ist eine gute Landung.« Seine Stimme klang wie ein Reibeisen; sein Mund war völlig ausgedörrt.

»Noch gehst du aber nicht, Klugscheißer«, sagte Ahmed grimmig.

»Wo ist Barking?« Robert Madd, der mit einem der weniger originellen Spitznamen der Royal Navy gesegnet war, war der Kommandierende Offizier der Einheit.

»Später«, sagte Ahmed. Er trat zurück und gab Snowy den Blick auf die Metallwände der *Grube* frei. Dann warf er ein Proviantpäckchen aufs Bett. »Stehen Sie auf. Helfen sie mir bei den anderen.«

Snowy – Robert Wayne Snow, Alter einunddreißig Jahre – war ein Leutnant in der British Royal Navy, wodurch er zumindest geneigt war, den seltsamen Befehl zu befolgen. Also setzte er sich mühsam auf. Die *Grube* war ein schlachtschiffgrauer Zylinder; die Wände waren kahl bis auf die Instrumente und Sensorkonsolen. Das Licht kam von Strom sparenden Leuchtkörpern, die alles in ein fahles Licht tauchten. Die Instrumente waren alle tot, die Bildschirme schwarz. Es war wie im Innern eines Öltanks. Der Raum war mit Kojen angefüllt, mit zwanzig aufeinander gestellten Pritschen. Kunststoffpanzer lagen auf den Betten. Ahmed ging im Raum umher, öffnete die Panzer der Reihe nach und schloss die meisten wieder.

Snowy war splitter nackt, aber er fror nicht. Er nahm das Proviantpäckchen an sich. Es war ein durchsichtiger Beutel mit vakuumverpackten Bananen, Schokolade und anderen Leckereien. Er riss ihn mit dem einzigen Werkzeug auf, das er hatte: mit den Zähnen. Der Beutel platzte auf, und die Luft entwich. Er ließ den Inhalt aufs Bett fallen und stopfte sich eine Banane in den Mund. Er fühlte sich, als hätte er gerade einen Marathonlauf absolviert. Er hatte schon zweimal zu Ausbildungs- und Auswertungszwecken im Kälteschlaf gelegen; jeweils eine Woche lang. Es war eine Besonderheit des Vorgangs, dass man dabei nicht fror, sondern nur mit einem Heißhunger aufwachte: Das lag daran, dass der Körper langsam seine Speicher leerte, um sich am Leben zu erhalten; das sagten jedenfalls die Medicos.

Doch etwas stimmte nicht mit der Koje. Er sah die Stelle, wo er gelegen hatte – sein Körper hatte einen deutlichen Abdruck hinterlassen, wie die grässliche Szene in *Psycho*, wo die tote Mutter im Bett gelegen hatte. Er drückte auf die Matratze. Sie war klumpig und hart. Und die Laken, auf denen er gelegen hatte, zerfielen schon bei der ersten Berührung – als seien sie Bandagierungen einer Mumie.

Furcht stieg in ihm auf.

Ahmed half gerade einem Mädchen aus einer der oberen Kojen. Ihr Name war June, was ihr natürlich den Spitznamen Mond eingetragen hatte. Sie war hübsch, ob sie nun Kleider anhatte oder nicht; doch wo sie nun nackt war, wirkte sie zerbrechlich, sogar kränklich, und Snowy verspürte nur noch den Impuls, ihr zu helfen, als sie unbeholfen aus der Koje stieg. Sie zuckte zurück, als ihr nackter Körper das Metall streifte.

Wo Moon nun wach war, wurde Snowy verlegen. Er griff unter seine Kojen und suchte nach den Kleidern.

... Doch der Boden schien geneigt sein. Er richtete sich auf und versuchte einen klaren Kopf zu bekommen, aber der kahle Boden schien noch immer geneigt, und die eigentlich senkrecht stehenden Kojen standen schräg. Nicht gut, sagte Snowy sich. Dass dieser Hundert-Tonnen-Bunker gekippt war, verhiess nichts Gutes.

Er griff wieder unters Bett. Der Pappkarton, der seine Kleidung enthalten hatte, war verschwunden. Die Kleidung war noch da und lag auf einem Haufen. Doch als er nach ihnen griff, zerfielen die Kleidungsstücke genauso wie die Laken auf dem Bett.

»Vergiss es«, rief Ahmed. »Zieh die Fliegerkombi an. Sie scheinen überdauert zu haben.«

»Überdauert?«

»Es wird wohl daran liegen, dass sie aus Synthetik sind.«

Snowy tat wie geheißen. Die Stiefel waren ebenfalls noch unversehrt, wie sich herausstellte; sie bestanden nämlich aus einem unverwüstlichen Kunststoff. Aber er hatte keine Strümpfe mehr, was vielleicht zu einem Problem werden würde.

Snowy fütterte Mond mit dem Inhalt ihres Proviant-Päckchens, während Ahmed den Rundgang fortsetzte.

Die Erwaekten versammelten sich im Kreis und setzten sich auf die untersten Kojen. Aber es waren nur fünf von ihnen, fünf von zwanzig, die hier eingelagert worden waren. Die fünf waren Snowy, Ahmed, Sidewise, das Mädchen Moon und ein junger Pilot namens Bonner. Zuerst futterten sie schweigend Bananen und Schokolade und tranken Wasser. Snowy wusste, dass das eine gute Idee war. Wenn man sich unversehens in einer neuen Situation befand, empfahl es sich, sich erst einmal hinzusetzen, zuzuhören und nachzudenken und sich dann an die neue Lage anzupassen.

Snowy hatte Ahmed erneut nach dem Kommandierenden Offizier gefragt. Ahmed zeigte ihn ihm. Barking Maddens Körper war geschrumpft und verschrumpelt, buchstäblich mumifiziert; das Skelett war nur noch mit zähem Fleisch bespannt. Der Rest, die anderen vierzehn, sahen genauso aus.

Sidewise konnte natürlich den Mund nicht halten. Sidewise war ein Luftwaffenoffizier. Er war ein dünner Mann mit einer intensiven Ausstrahlung und verdankte seinen Spitznamen der Angewohnheit, sich im Krebsgang zu bewegen, wann immer er auf eine Tanzfläche gelangte. Nun ließ er den Blick über die kleine Gruppe schweifen. »Verdammt Mist«, sagte er zu Snowy. »So viel zu den Sicherheitstoleranzen.« »Klappe halten«, sagte Ahmed schroff.

»Wann war denn nun der Weckruf?«, fragte Bonner Ahmed.

»Es gab gar keinen«, sagte Ahmed.

»Wenn es keinen Weckruf gab, was hat uns dann geweckt?«

Ahmed zuckte die Achseln. »Vielleicht hat die *Grube* eine automatische Zeitschaltung. Oder wir sind durch einen technischen Defekt geweckt worden.«

Bonner war ein gut aussehender junger Mann, obwohl er durch eine der gentechnisch fabrizierten Seuchen die gesamte Körperbehaarung verloren hatte. Er strich sich mit der Hand über den kahlen Kopf. Er hatte einen leichten walisischen Akzent. »Vielleicht haben wir es auch übertrieben. Die *Grube* war eigentlich als Cryolager für Samen, Tierembryos und solchen Kram vorgesehen. Als Rückversicherung gegen das Massensterben. Aber nicht für Menschen...«

»Und schon gar nicht für Menschen wie dich, Bonner«, sagte Snowy.

»Vielleicht hast du mit deinen Fürzen die Dichtungen zerfetzt.«

Dieser derbe Humor schien die Gruppe zu entspannen, wie Snowy gehofft hatte.

»Diese *Grube* war ursprünglich für Elefantenembryos oder was auch immer erbaut worden, aber sie war auch für die Benutzung durch Menschen zugelassen. Wir alle haben uns doch die Vorträge über die Sicherheitsparameter und Zuverlässigkeit der Systeme angehört.«

»Sicher«, sagte Sidewise. »Aber *jedes* System wird einmal versagen, egal wie gut es gebaut wurde. Das ist nur eine Frage der Zeit.« Das brachte sie zum Schweigen. »Hat jemand auf die Uhr geschaut?«, fragte Sidewise.

Die meisten Instrumente der *Grube* waren tot. Aber es hatte auch noch eine mechanische Uhr gegeben, die von der thermischen Energie der tief verwurzelten Pflanzen angetrieben wurde. Bevor sie in den Kälteschlaf gefallen waren, hatten sie sich alle mit der Arbeitsweise der Uhr vertraut

gemacht – die Zähne bestanden aus Diamant, der praktisch unverwüstlich war, das Ziffernblatt umspannte den gewaltigen Zeitraum von fünfzig Jahren und so weiter. Mit dieser nicht allzu subtilen psychologischen Maßnahme hatte man sie vergewissert, dass – wie lange sie auch hier draußen in der Erde lagen, was auch immer aus der Außenwelt werden würde, was auch immer sonst in der *Grube* versagen würde – sie immer wissen würden, wie spät es war.

Doch nun sah Snowy, dass die Uhrzeiger vom Anschlag blockiert wurden.

Snowy dachte an seine Frau Clara. Sie war schwanger gewesen, als er sich in den Kälteschlaf hatte versetzen lassen. Fünfzig Jahre? Das Kind wäre längst geboren, aufgewachsen und hatte schon eigene Kinder.

Vielleicht sogar schon *Enkelkinder*. Nein. Er wies diesen Gedanken von sich. Das ergab keinen Sinn; man vermochte kein menschliches Leben zu führen, wenn eine Lücke von fünfzig Jahren darin klaffte.

Und Sidewise redete immer noch. »Mindestens fünfzig Jahre«, sagte er gnadenlos. »Was glaubt ihr wohl, wie lange es gedauert hat, bis Barkings Körper so mumifiziert wurde und unsere ganze Kleidung verrottet ist?« Das war das Problem mit Sidewise, sagte Snowy sich. Er hatte keine Hemmungen, das zu sagen, woran alle anderen nicht einmal zu denken wagten.

»Genug«, blaffte Ahmed. Er war ein kleiner, kräftiger und kompakter Mann. »Barking ist tot. Nun übernehme ich als Dienstältester hier das Kommando.« Er schaute sie finster an. »Hat jemand ein Problem damit?«

Moon und Bonner schienen sich in ihr Schneckenhaus zurückgezogen zu haben. Sidewise lächelte eigentümlich, als würde er ein Geheimnis hüten, das er nicht mit ihnen teilen wollte.

Snowy zuckte die Achseln. Er wusste, dass Ahmed als ein *watch chief* gedient hatte, das Marine-Äquivalent eines Stabsfeldwebels. Snowy hielt ihn für kompetent, auch für klug, aber für unerfahren. Und er war sogar so unbeliebt, dass man ihm nicht einmal einen Spitznamen verpasst hatte. Aber es gab niemanden, der besser qualifiziert gewesen wäre, unabhängig von seinem Rang. »Ich schlage vor, dass Sie den Laden übernehmen, Sir.«

Ahmed schaute ihn dankbar an. »In Ordnung. Die Lage ist die: Wir sind

nicht geweckt worden. Es besteht überhaupt kein Kontakt zur Außenwelt. Ich vermag nicht einmal zu sagen, wann wir überhaupt zum letzten Mal Kontakt hatten. Dazu sind zu viele Systeme heruntergefahren.«

»Dann wissen wir also nicht, was draußen vorgeht«, sagte Moon.

»Sagen Sie uns, was wir tun sollen«, sagte Snowy.

»Wir werden von hier verschwinden. Wir brauchen keine Schutzausrüstung. Es sind noch genügend Außensensoren intakt, um uns das zu sagen.«

Das war eine Erleichterung, sagte Snowy sich. Er hätte sich nämlich sehr ungern auf den Schutz durch seinen ABC-Anzug verlassen – atomar-biologisch-chemisch –, falls er dem gleichen massiven Alterungsprozess unterlegen wäre wie ihre andere Bekleidung.

Ahmed zog einen Stahlbehälter unter jeder Koje hervor. Darin befanden sich Pistolen, Walther PPKs, die in mit Öl gefüllten Plastikbeuteln verpackt waren. »Ich habe schon eine überprüft. Wir können sie draußen testen.« Dann gab er die Waffen aus.

Snowy riss den Beutel auf, wischte die Pistole an den zerfallenden Laken ab und steckte sie sich in den Gürtel. Die Masse hatte etwas Beruhigendes. Dann durchsuchte er die Überlebens-Ausrüstung: Helm, Rettungsweste, kugelsichere Weste – eine Pilotenausrüstung. Die Kunststoffbauteile schienen unversehrt, aber die Textil- und Gummiteile waren marode. Er suchte sich das aus, was er glaubte brauchen zu können. Schweren Herzens ließ er seinen Helm zurück, den bewährten Kopfschutz, auch wenn es ein Blauhelm der Vereinten Nationen war. Er bezweifelte aber, dass er heute in ein Flugzeug steigen würde.

Sie versammelten sich am Ausgang. Die Bunkertür war schwer, hatte abgerundete Kanten, war luftdicht und wurde mit einem Stellrad bedient; sie glich einem U-Boot-Schott. Ahmed erbrach die Dichtung.

Sie haben alle die Hosen voll, erkannte Snowy, auch wenn keiner es vor den anderen zeigen wollte.

»Was glaubt ihr, was wir draußen vorfinden werden?«, flüsterte Sidewise. »Russen? Chinesen? Bombenkrater, Kinder mit zwei Köpfen? Leute mit Affenmasken wie beim *Planeten der Affen*?«

»Halt die Schnauze, Side, du Spinner!«

Mit Brachialgewalt drehte Ahmed das Rad. Die letzte Dichtung zerbrach



mit einem Knacken. Die Tür schwang zurück. Grünes Licht flutete herein.

Cryobiologie war inzwischen eine etablierte Branche.

Der Schlüssel zu ihrer Nutzung bestand darin, dass tief unterhalb des Gefrierpunkts von Wasser Moleküle die hohe Geschwindigkeit verringerten, die chemische Reaktion überhaupt erst ermöglichte. So vermochte man Blutkonserven für ein Jahrzehnt und länger zu lagern. Man vermochte Hornhaut, Organ- und Nervengewebe einzufrieren, aufzutauen und wieder zu verwenden. Man vermochte sogar Embryonen einzufrieren. Doch die Kälte war ein zweiseitiges Schwert; sich ausdehnende Eiskristalle hatten nämlich die unangenehme Eigenschaft, Zellwände zu zerstören. Deshalb injizierten die Medicos Frostschutzmittel wie Glycerol und Dimethyl-Sulfoxid ins Gewebe. Das Einfrieren und die Wiederbelebung von einem komplexen und ausdifferenzierten Organismus – zum Beispiel eines hundert Kilogramm schweren blasphemischen Marinefliegers – stellte freilich eine ganz andere Hausforderung dar. In Snowys Körper gab es viele unterschiedliche Zellarten, von denen jede ein anderes Einfrier-Auftau-Profil erforderte. Schließlich hatte man es mit einem gentechnischen Kniff hinbekommen. Snowys Zellen waren in die Lage versetzt worden, einen natürlichen Frostschutz zu produzieren – Glykoproteine. Diesen Trick hatte man den Kaltwasserfischen abgeschaut, sodass das Einfrieren auf der Ebene der Zellen selbst reguliert wurde.

Offensichtlich hatte es funktioniert. Snowy hatte den Vorgang lebend und unbeschadet überstanden. Nach einer halben Stunde war er fast wieder der Alte.

Natürlich hatte er sich nach dem Auftauen auf einen Kampf eingestellt. Offiziell stand diese Einheit unter dem Befehl von UNPRO-FOR, der Schutztruppe der Vereinten Nationen. Doch jeder wusste, dass das nur eine Tarnung war. Die Strategie war als ›Aussaat der Drachenzähne‹ bekannt geworden. Als nach Rabaul die Gefahr eines globalen Konflikts akut wurde, hatte man neue Formen der Abschreckung erdacht. Der Grundgedanke war, dass jede Macht vor einer Invasion zurückschrecken würde, wenn sie wusste, dass der Boden mit Gruppen hervorragend

ausgebildeter Soldaten durchsetzt war, die frisch, voll ausgerüstet und bereit waren, den Kampf aufzunehmen. Aus diesem zerstreuten Zähnen sollte der Drache auferstehen. Das war zumindest die Theorie.

Es gab natürlich Rückschläge. Der Kälteschlafprozess selbst umfaßte das Risiko von Verletzung oder Tod (aber ein geringes, nicht einmal *fünfundsiebzig Prozent...*). Und man wusste auch nie, wo man stationiert werden würde; das Einfrieren hatte nämlich in großen zentralen Depots stattgefunden, von wo die bewussten Soldaten zu ausgewählten Standorten im ganzen Land und sogar ins Ausland verfrachtet wurden. Snowy hatte jedoch gewusst, dass seine Einheit aus Marinefliegern zusammenbleiben würde, was überaus tröstlich war.

Zumal es schlimmere Aufträge gab. Der Einsatz war auf zwei Jahre befristet. Er war jedenfalls ungefährlicher, als auf einem Flugzeugträger in einem der Brennpunkte der Welt stationiert zu werden, in der Adria, in der Ostsee oder im südchinesischen Meer. Alles in allem war es zwar seltsam, aber auch nur ein Auftrag wie jeder andere.

Snowy hatte ihn gern angenommen, auch wenn es bedeutete, dass er von seiner Frau getrennt wurde. Er hatte erwartet, gesund und glücklich aus der ganzen Sache hervorzugehen und obendrein noch als reicher Mann wegen des angesammelten Solds, den er in dieser Zeit nicht auszugeben vermochte. Es bestand natürlich auch die Möglichkeit, dass er nach dem Aufwachen hätte kämpfen müssen. Aber dafür war er schließlich ausgebildet worden. Und selbst dann hätte er erwartet, in einem Hightech-Krieg aufzutauchen, eine Befehlskette und intakte Strukturen vorzufinden und ein *Flugzeug*. Aus diesem Grund hatte man die Piloten überhaupt erst eingepökelt. Er hatte aber nicht erwartet, dass sie nach dem Öffnen der Tür von jeder Befehlskette abgeschnitten wären und von den Bedingungen draußen gar nichts wussten – nicht einmal, wo sie *waren*. Doch genau das war nun die Lage.

Snowy übernahm die Führung und trat durch die Luke.

Jenseits der Luke war eine Treppe in den Beton gefräst. Die Treppe führte zu einem Rechteck aus hellgrünem Licht hinauf: Laub und Ausschnitte eines blauweißen Himmels darüber. Ein Wald?

Der Beton der Treppe war – sofern er noch freilag – an den Stellen braun gefärbt, wo das Gelände verrostet und abgebrochen war. Und als Snowy das Gewicht zu nah an die Kante einer Stufe verlagerte, zerbröselte der

Beton. Die Stufen selbst waren unter einem Gewirr aus Moos, Laub und Schutt aller Art kaum zu sehen. Snowy wollte das Zeug zuerst beseitigen und stellte dann fest, dass es aus einer Mulchschicht auf dem Beton wuchs.

Also ignorierte er das Gewirr und ging unverdrossen die Treppe hinauf. Schließlich stand er auf dem laubbedeckten Erdboden. Er schnaufte angestrengt. Offenbar hatte der Kälteschlaf ihn doch stärker ausgezehrt, als er erwartet hätte. Die anderen folgten ihm der Reihe nach und klopfen sich Laub, Moos und Mulch von der Kombination.

Der Wald bestand aus hohen Bäumen, deren tief hängende Äste dicht mit Blättern besetzt waren. Eichen vielleicht. Es ging ein Wind, der Snowy warme Luft ins Gesicht fächelte. Es schien später Frühling oder Frühsommer zu sein. Die Luft roch frisch, nach nichts anderem als Wald und Natur pur.

Die *Grube* war in den Boden versenkt und halb durch einen großen Betondeckel verborgen. Doch der Deckel war nun schräg angehoben, gesprungen und Pflanzen wuchsen aus der Oberfläche.

Ahmed trug einen kleinen schwarzen Tornister. Es war ein Funkgerät, das wie die Pistolen in Öl gelagert gewesen war. Nun schaltete er es ein, zog die Antenne aus und ging auf der Lichtung umher.

Moon und Bonner wirkten sehr jung und ängstlich, verloren im grünen Zwielicht.

Sidewise kam zu Snowy. Verdrießlich trat er gegen den Betonpanzer. »Es ist erstaunlich, dass die Stromversorgung nach dieser Zeit noch funktioniert.«

»Als ob wir gerade aus Tschernobyl gekrochen wären«, sagte Snowy.

»Ich glaube nicht, dass Tschernobyl überhaupt noch ein Problem ist.«

»Was?«

»Snow, was glaubst du, wie lang wir in diesem Loch gesteckt haben?«

»Mehr als fünfzig Jahre?«, riet Snowy.

Sidewise grunzte. »Schau dich doch mal um, Kumpel. Diese Bäume sind *Eichen*. Und schau dir das an.« Er führte Snowy zu einem umgestürzten Baum. Der Baum war vielleicht einen Meter überm Boden abgebrochen. Der umgestürzte Baumstamm war fast auf ganzer Länge mit Grün überwuchert, und dicke tellerartige Pilze klebten wie ins Holz gerammte Scheiben an der Oberseite. »Snow«, sagte Sidewise, »du bist von einem

alten Wald umgeben. Das sind *alte* Bäume. Dieser hier ist aus Altersschwäche umgestürzt und nicht gefällt worden. Komm schon, Snow. Du erinnerst dich doch noch an die Ökologiekurse während der Ausbildung? Was passiert, wenn eine Waldlichtung sich selbst überlassen wird?«

Die Gräser und Kräuter wären die ersten, die den leeren Raum kolonisierten. Nach etwa einem Jahr würden Kiefern- und Birkenschösslinge und andere Laubbäume aus den im Boden verbliebenen Samen und aus Baumstümpfen sprießen. Und wenn es erst einmal einen gewissen Frostschutz gab, würden Fichten und Walnussbäume Fuß fassen. In dem Maß, wie die Bedingungen sich änderten, würden verschiedene Arten um Licht und Raum konkurrieren. Nach vielleicht fünfzig Jahren, wenn der sich erholende Wald dunkler wurde, würden die Gräser am Boden Nachtschattengewächsen wie Himbeeren und Moosen weichen. Und *dann* erst würden die Eichen zurückkehren.

Snowy hatte sich in der Schule, während der Ausbildung und auch später, nur wenig für diese Materie interessiert. Dieser Ökokram war nämlich so deprimierend, nichts als Verlustlisten von Tierarten. Aber – *wie lange?*

Sidewise stocherte auf dem am Boden liegenden Baumstamm herum.

»Schau dir diese Bryophyten an – die Moose und das Lebermoos – und die Flechten, Pilze und Insektenlöcher... in unsrer Zeit war der Anblick eines toten Baumstamms so selten wie ein Wolf, musst du wissen.«

»In unsrer Zeit?«

Ahmed hatte seine Wanderung über die Lichtung beendet. »Nichts«, sagte er. »Keinen Piep auf irgendeiner Frequenz. Nicht einmal GPS.«

»Vielleicht ist das Gerät ausgeschaltet«, sagte Moon.

Ahmed drückte einen grünen Knopf am Gerät. »Der Selbsttest war erfolgreich.«

»Was sollen wir nun tun?«, fragte Bonner.

Ahmed straffte sich. »Wie sichern unser Überleben. Wir verlassen diesen verdamnten Wald. Und suchen jemanden, dem wir Meldung machen.«

Snowy nickte. »Welche Richtung?«

»Die Karten«, sagte Bonner plötzlich.

Sie besannen sich wieder auf ihre Ausbildung und eilten zur *Grube*

zurück.

Die *Gruben* waren draußen mit Landkarten-Depots versehen worden, für den Fall, dass ein Trupp wieder belebt wurde, ohne von außen Anweisungen und Orientierungshilfen zu erhalten. Die Karten hätten sich wettergeschützt in Kästen an der Außenseite der *Grube* befinden müssen. Außerdem hatten den Karten spezifische Anweisungen beigelegt. Snowy wusste, dass sie sich alle gleich viel wohler fühlen würden, wenn sie eine Handreichung bekamen und vielleicht sogar einen Hinweis auf die aktuelle Lage.

Doch so gründlich sie auch suchten, sie fanden nicht einmal eine Spur der Kartenbehälter. Da war nichts außer einer mürben, zerbröselnden Betonwand, die von Moosen und Gräsern überwuchert wurde.

Sidewise half bei der Suche, doch Snowy sah, dass er nicht bei der Sache war. Er hatte *gewusst*, dass die Karten nicht mehr da sein würden. Snowy begann sich vor Sidewise zu fürchten, weil er einen so großen Vorsprung im Spiel hatte; und er wollte auch gar nicht wissen, was Sidewise bereits wusste.

Sie gaben die Suche nach den Karten auf. Dennoch versuchte Ahmed, die Disziplin aufrechtzuerhalten und Entscheidungen zu treffen, und Snowy bewunderte ihn dafür. Ahmed sog prüfend die Luft ein, ließ den Blick schweifen und streckte dann den Arm aus. »Das Land steigt in dieser Richtung an. Also werden wir diese Richtung einschlagen. Wenn wir Glück haben, werden wir aus diesem Wald herauskommen.

Einverstanden?«

Die Antwort war ein allgemeines Achselzucken und Kopfnicken.

## II

Es gab nicht viel aus der *Grube* mitzunehmen außer dem, was sie bei den Toten fanden: Sie suchten alle Waffen und die ganze Munition zusammen, überschüssige Kleidung und Rationspäckchen. Dann funktionierten sie die nicht benötigten Fliegerkombis zu Rucksäcken um und verluden die Ausrüstung.

Sie marschierten in die Richtung los, die Ahmed bestimmt hatte. Die Sonne schien unterzugehen, und das bedeutete nach Snowys Dafürhalten, dass sie sich in grob nördlicher Richtung bewegten. Falls sich nicht auch die *Himmelsrichtungen* in all den Jahren verändert hatten, in denen sie in der Grube eingeschlossen waren.

Der Wald wurde von den mächtigen Eichen beherrscht, dazwischen wuchsen andere Arten wie Platanen, Ahorn und Koniferen. Snowy hatte den Eindruck, dass es viele Vögel gab, vor allem Stare, und dann sah er ein Gestöber aus grünen und gelben Schwingen an der Sonne vorbeiziehen. Gelegentlich sahen sie auch andere Tiere – Kaninchen, Eichhörnchen, kleine scheue Rehe und sogar etwas, das wie ein Wolf aussah –, wobei sie jedes Mal nervös zur Waffe griffen.

Nach vielleicht einer Stunde kamen sie zu einem runden Loch in der Erde. Es war voll Schutt, doch offensichtlich von Menschen ausgehoben. Diese Spur menschlichen Wirkens erregte sofort ihre Aufmerksamkeit. Sie versammelten sich um das Loch und tranken Wasser aus den kleinen Flaschen, die sie bei sich hatten.

»Hast du diese grünen Vögel gesehen?«, wandte Snowy sich an Sidewise. »Sie sahen aus wie...«

»Wellensittiche. Die Nachkommen entflogener Haustiere. Wieso nicht? Es gibt wahrscheinlich auch Wellensittiche und Papageien. Ein paar von diesen hirschartigen Tieren schienen Muntjaks zu sein. Vielleicht aus Zoos. Sogar die Bäume sehen zum Teil wie Importe aus, zum Beispiel wie diese türkische Eiche hier. Wie hieß es doch noch: Wenn man das Gleichgewicht der Natur erst einmal stört und fremde Arten einführt, ist dies nicht mehr rückgängig zu machen.«

»Ich habe einen Wolf gesehen«, sagte Snowy.

»Bist du auch sicher, dass es ein Wolf war?«, fragte Sidewise. »War es für einen Wolf nicht zu klein und zu schnell?«

Im Nachhinein betrachtet mußte er Sidewise Recht geben. Es war doch kleiner gewesen, eher wie ein Nagetier.

»In Ordnung, ihr beiden Intelligenzbestien«, sagte Bonner, »was ist nun mit diesem Loch im Boden? Hier wurde ein Baum ausgerissen, und zwar vorsätzlich.«

»Vielleicht«, sagte Sidewise kalt. »Löcher im Boden halten sich aber für eine lange Zeit. Man findet heute noch Löcher, die Jäger und Sammler vor zehntausend Jahren gegraben haben. Nun wissen wir zumindest, dass noch keine neue Eiszeit stattgefunden hat.«

Ahmed schaute ihn finster an. »Du hebst nicht gerade die Moral, Sidewise.«

»Und was ist mit meiner Moral?«, gab Sidewise zurück. »Es hat doch keinen Sinn, etwas zu ignorieren, das so offensichtlich wie nur irgendetwas ist.«

Es trat ein Moment angespannter Stille ein. Plötzlich warf Snowy einen streiflichtartigen Blick in Sidewise's Vergangenheit, eine Vergangenheit, über die er nie sprach: Das hochintelligente Schulkind, das die anderen düpierte und von seinen Klassenkameraden doch immer wieder auf ihr Niveau heruntergezogen wurde.

»Gehen wir weiter«, sagte Bonner verdrießlich. Ahmed nickte und übernahm wieder die Führung.

Bald kamen sie zu etwas, das wie eine Spur aussah. Es war nur ein gewundenes Band auf der Erde, das kaum als solches wahrzunehmen war. Doch war die Vegetation hier etwas lichter, und Snowy spürte, dass er anders als bisher nicht mehr mit den Füßen in den Boden einsank. Also ein Pfad – und sicher eine menschliche und keine tierische Spur, wenn der Boden so verdichtet war.

Sie sagten nichts. Niemand wollte, dass Sidewise diesen Hoffnungsschimmer durch eine weitere Bemerkung zunichte machte. Dann folgten sie im Gänsemarsch der Spur und gingen zügig die flache Anhöhe hinauf.

Snowy fühlte sich jetzt schon erschöpft und ausgelaugt.

Er wurde sich bewusst, dass er gar nicht mehr an seine Frau dachte, an

seine Freunde zuhause und an das Leben, das für immer verschwunden zu sein schien. Dazu war die Situation viel zu fremdartig. Und er sehnte sich ironischerweise wieder nach der heimeligen Sicherheit des Kälteschlafbetts mit dem schützenden Panzer und den summenden Maschinen. Hier draußen fühlte er sich wie auf dem Präsentierteller. Die PPK bot ihm auch nicht allzu viel Schutz, und als die Dunkelheit sich über diesen seltsamen, umgemodelten Ort legte, wurde er sich erst richtig bewusst, in welcher Gefahr sie vielleicht schwebten.

Wir müssen unbedingt ein paar Antworten finden, sagte er sich.

Nach vielleicht einer weiteren Stunde dünnten die Bäume sich aus, und erleichtert stellte Snowy fest, dass er sich auf offenem Feld bewegte.

Aber er sah trotzdem noch nicht viel. Er stand am Fuß einer breiten, flachen Erhebung, deren Gipfel hinter dem nahen Horizont verschwand. Er sah, dass der Erdboden aus Kalksandstein bestand und mit einer dünnen, stark erodierten Humusschicht bedeckt war. Außer Heidekraut wuchs hier nichts, und kahle Felsbrocken ragten aus dem Boden.

Der klare Himmel wurde nur von hohen Federwolken getrübt. Die untergehende Sonne warf lange Schatten. Sie stand so tief, dass Snowy eigentlich erwartet hätte, schon das durch die Asche von Rabaul verursachte Lichtspiel des Sonnenuntergangs zu sehen. Aber der westliche Himmel war nicht gerötet; die Sonne schien noch immer hell und weiß. Hatte die Asche sich schon verflüchtigt?

»Spuren! Fahrzeugspuren!«, rief Moon, wies nach rechts unten und machte Freudensprünge.

Sie rannten auf die Spur zu, wobei die improvisierten Rucksäcke auf dem Rücken auf und nieder hopsten.

Sie hatte Recht. Die Spuren waren unübersehbar. Sie stammten von einer Art Geländefahrzeug und zogen sich im rechten Winkel zu ihnen die Anhöhe hinunter.

Plötzlich herrschte Hochstimmung. »Dann ist also jemand in der Nähe«, sagte Bonner grinsend. »Gott sei Dank.«

»In Ordnung«, sagte Ahmed. »Wir haben nun die Wahl: Wir gehen weiter bergauf und suchen nach einem Aussichtspunkt. Oder wir folgen den Spuren bergab, bis wir auf eine Straße stoßen.«

Ersteres wäre wahrscheinlich die klügere Wahl gewesen, sagte Snowy sich. Doch unter diesen Umständen wollten sie die Spuren menschlicher



Aktivität nicht wieder verlieren. Also marschierten sie bergab und folgten der doppelten Spur.

Sidewise gesellte sich zu Snowy. »Das ist doch Unfug«, murmelte er. »Side...«

»Sieh doch hin. Das sind Fahrzeugspuren, na schön. Aber sie haben sich in Rinnen verwandelt. Schau dort drüben – da haben sie bis aufs Urgestein eingeschnitten. Snow, in einem solchen Gelände, oberhalb der Baumgrenze, dauert es unter Umständen Jahrhunderte, bis die Humusschicht und die Vegetation sich wieder regeneriert haben, wenn sie erst einmal beschädigt wurden. *Jahrhunderte.*«

Snowy starrte ihn an. Sein schmales Gesicht war grau im schwindenden Licht. »Diese Spuren sehen aber ganz frisch aus, als ob erst gestern jemand vorbeigekommen wäre.«

»Ich sage dir aber, sie könnten auch hundert Jahre alt sein. Ich *weiß* es nicht, verdammt.« Er sah so aus, als ob er für eine Zigarette sterben würde.

Die Spuren zogen sich die Anhöhe hinab und führten sie schließlich in ein breites Tal, das vom silbernen Band eines Flusses durchzogen wurde. Dann bogen die Spuren vom Gelände auf etwas ab, bei dem es sich eindeutig um eine Straße handelte, die der Flanke des Tals folgte – ein schöner flacher Sims, der fast parallel zu den Konturen des Tals verlief. Mit Erleichterung betrat die Gruppe die Straße und schickte sich an, ihr durchs Tal ins Flachland zu folgen. Trotz der Müdigkeit waren sie gute Dinge.

Doch Snowy sah, dass die Straße sich in einem schlechten Zustand befand. Sie war überwuchert. Der Asphalt war zwar noch vorhanden – er sah ihn als schwarze Bruchstücke im Grün –, aber er war durchs Alter rissig und mürbe geworden. Pflanzen und Pilze waren durch die Oberfläche gebrochen, und manchmal musste er sogar durch ein Dickicht aus Birken- und Espenschösslingen stapfen. Die Piste hatte weniger Ähnlichkeit mit einer befestigten Straße als mit einem spärlich bewachsenen Bergrücken.

Sidewise ging wieder neben ihm. »Was glaubst du, wo wir sind?« Sie alle waren in den grundlegenden geographischen Merkmalen Europas und Nordamerikas unterwiesen worden. »Das Tal ist nicht vergletschert«, sagte Snowy nach einer Weile. »Sollten wir also in

Europa sein, dann wären wir nicht allzu weit nördlich. Südengland vielleicht. Oder Frankreich.«

»Aber diese Straße wird schon lange nicht mehr instand gehalten. Und schau mal dort unten.« Er deutete auf eine Linie aus kahlem Gestein, die in die andere Seite des Tals gefräst war.

»Na und?«

»Siehst du, wie gerade diese Linie ist? Ich glaube, dass dieses Tal früher einmal überflutet war. Verdammt. An der Wasseroberfläche findet eine starke Erosion statt – dann erhält man solche horizontalen Einschnitte –, denn wenn das Wasser sich erst einmal einen Weg gebahnt hat, fließt es schnell...«

»Und was soll das, verdammt noch mal, heißen?«

»Das werden wir schon noch sehen«, sagte Sidewise grimmig.

Und nachdem sie noch eine halbe Stunde marschiert waren, sahen sie es auch.

Sie kamen um eine Biegung des Tals, und da war es. Eine Abzweigung dieser Straße verlief tatsächlich zum Damm und musste auf seiner Krone zur entgegengesetzten Talseite geführt haben.

Doch nun existierte die Talsperre nicht mehr. Snowy machte die stark korrodierten und überwucherten Anleger aus, die noch immer am Ufer standen. Von der eigentlichen Staumauer, der mächtigen gewölbten Mauer, den Flutoren und den Maschinen, die den Fluss einst gebändigt hatten, war nichts mehr übrig außer bogenförmigen Konturen auf dem Talboden, einer Art Wehr, das den darüber hinwegströmenden Fluss kaum beeinträchtigte.

»Vielleicht hat jemand den Damm gesprengt«, sagte Moon.

Sidewise schüttelte den Kopf. »Nichts währt ewig. Es gibt immer Risse und Schwachstellen, durch die das Wasser einsickert. Und wenn man sie nicht abdichtet, werden die Lecks immer größer, bis...« Er verstummte.

»Das ist alles nur eine Frage der Zeit«, endete er lahm.

»Verdamnte Scheiße«, fluchte Bonner. »Gottverdamnte Scheiße.«

Snowy hatte den Eindruck, dass sie alle sich der harten Realität stellten. Nicht einmal Sidewise musste noch mit einer entsprechenden Bemerkung dazu beitragen.

Ahmed ging noch ein paar Schritte weiter und ließ den Blick durchs Tal schweifen. Er war ein Pilot und hatte, wie sie alle, gute Augen. »Ich

glaube, dort unten liegt eine Stadt«, sagte er und deutete in die entsprechende Richtung.

Vielleicht, sagte Snowy sich. Es war ein grünlichgrauer Farbtupfer. Er sah aber keine Bewegung, keine Reflexe von Autoglas oder Fensterscheiben, keinen aufsteigenden Rauch, keine Lichter. Aber wohin hätten sie sonst gehen sollen.

Bevor sie die höheren Regionen verließen, feuerte Ahmed noch ein paar Leuchtraketen ab, die er aus dem Bunker mitgenommen hatte. Es erfolgte keine Reaktion.

Sie folgten Ahmed, der mit weiten, federnden Schritten auf der grasüberwachsenen Straße auf die Stadt zuging. Das Tageslicht erlosch. Kein einziges Licht leuchtete in der Stadt auf, während sie auf sie zumarschierten; sie war ein Ort der Dunkelheit und Stille.

An manchen Stellen hatte das Flussufer sich in Marschland zurückverwandelt, und flache, begrünte Hügel markierten den Standort einstiger Gebäude. Andernorts wurden die Ufer von Holunder und schlanken Weiden gesäumt, von *alten* Weiden, wie Snowy widerstrebend zur Kenntnis nahm, und aus der dahinter liegenden Flutebene wuchs ein Wald aus Pappeln und Eschen. Und dahinter sah er wiederum Ausläufer des Eichenwalds, die sich über die flachen Hügel zogen.

Schon lange bevor sie das Stadtzentrum erreichten, mussten sie die überwucherte Straße verlassen, weil sie im über die Ufer getretenen Fluss verschwand. Weiter draußen im Fluss machte Snowy Formen und Konturen dicht unter der Wasseroberfläche aus.

»Wenn man an einem Fluss baut«, sagte Moon bedächtig, »wird das Land in Ufernähe trockengelegt. Richtig? Und wenn man die Stadt aufgibt, steigt der Grundwasserspiegel wieder an, weil kein Wasser mehr für Industrie und Haushalte abgepumpt wird. Und dann wird das Gebiet überschwemmt.«

Niemand sagte etwas. Sie gingen weiter am morastigen Ufer des Flusses entlang. Schließlich erreichten sie die Stadt. Das Straßennetz war noch vorhanden, ein annähernd rechteckiges Gitter, das über niedrige Hügel gelegt worden war. Aber die Straßen waren in einem genauso schlechten Zustand wie diejenige, der sie hierher gefolgt waren. Die Gebäude selbst

waren nur noch unterschiedlich hohe, mit Vegetation überwucherte Erhebungen, von denen die meisten nicht mehr als hüfthoch waren. Der ganze Ort sah aus wie ein verwilderter Friedhof. Snowy sagte sich, dass sie, wenn sie im Wald an diesen grün überwucherten Schutthalden vorbei gegangen wären, diese für natürliche Formationen gehalten hätten, für Produkte des seelenlosen Waltens der Natur. Selbst die Vegetation unterschied sich kaum vom freien Gelände außerhalb der Stadt. Es waren nur die Muster, die einem sagten, dass dieser Ort einst von Menschen geplant und angelegt worden war.

Hier und da stachen jedoch größere Fragmente aus dem überschwappenden Grün. Da war ein großer runder Hügel, der einen ebensolchen grünen Überzug aufwies wie die anderen. Snowy fragte sich, ob das vielleicht eine Bastion war, das Fundament einer der Burgen, mit denen die Normannen im elften Jahrhundert die Eroberung Englands gesichert hatten. Wenn ja, hatte diese Burg als eine von wenigen überdauert. Sie stießen auf eine zu Stummeln verkürzte Säulenreihe, die so aussahen, als ob sie mit Marmor verkleidet gewesen wären. Sie hatten vielleicht eine Bank oder ein Rathaus geziert.

Und da lag eine Statue auf dem Rücken. Das mit Flechten übersäte und bis zur Unkenntlichkeit verwitterte Gesicht schaute aus einem grünen Meer zum Himmel hinauf. Und dann sah Snowy, dass die Statue Brandspuren aufwies. Er suchte nach einem Datum, fand aber keins.

Als er im Grünzeug wühlte, das andere anonyme Hügel bedeckte, stieß er auf weitere verbrannte, rußige und versengte Relikte. Die Stadt war also erst niedergebrannt worden und dann verfallen. Dies war der Schauplatz der Tragödie, eine mit Vegetation kaschierte Walstatt. Er fragte sich, wie tief er wohl graben müsste, bevor er auf Knochen stieß. Sie kamen auf eine vergleichsweise offene Fläche. Dies musste ein zentraler Platz gewesen sein, vielleicht der Marktplatz. Ahmed befahl zu halten. In den langen Schatten des Abends hatte die zerstörte Stadt eine gespenstische Atmosphäre; sie wirkte weder natürlich noch menschlich und spottete jeder Beschreibung.

Ein kleines, rattenartiges Geschöpf huschte an Snowy vorbei. Die Füßchen patschten auf dem mürben Asphalt, und dann verschwand es im grünen Dickicht jenseits des Platzes. Es sah aus wie eine Maus. Und auf seiner Spur sah Snowy die Silhouette eines Hasen, der sich blitzartig

umdrehte und davon hoppelte.

»Mäuse und Hasen«, sagt er zu Sidewise. »Ich glaubte, wir würden Katzen und Hunde sehen.«

Sidewise zuckte die Achseln; er hatte ein verschwitztes und schmutziges Gesicht. »Die Menschen sind verschwunden, nicht wahr? Die Zivilisation ist zusammengebrochen. Katzen und Hunde waren verweichlicht und domestiziert, denn die genetischen Variationen waren aus ihnen herausgezüchtet worden. Sie hätten ohne uns nicht lang zu überleben vermocht.«

»Ich hätte aber schon geglaubt, dass gerade die Katzen überleben würden. Sogar Katzenkinder gehen doch schon auf die Jagd.«

»Wildkatzen waren perfekte Tötungsmaschinen. Aber die Hauskatzen hatten kleinere Zähne, Kiefer und Gehirne als ihre wilden Vorfahren, weil alte Damen sie so putzig fanden.« Sidewise zwinkerte. »Ich hatte immer gewusst, dass die Katzen uns nur etwas vormachten. Sie waren gar nicht so zäh. Nur frech.«

»Wo sind eigentlich die Autos?«, fragte Moon. »Ich meine, ich sehe die Gebäude beziehungsweise das, was von ihnen noch übrig ist. Aber wo sind die Autos geblieben?«

»Wenn du im Grünzeug gräbst, wirst du vielleicht noch ein paar rostige Metallteile oder Kunststoffsplitter finden.« Sidewise schaute Ahmed finster an. »Willst du mir schon wieder vorwerfen, dass ich die Moral untergrabe? Ich weise nur auf etwas hin, das selbst ein Blinder mit einem Krückstock sieht.«

»Damit können wir uns auch später noch befassen«, sagte Ahmed mit einer Ruhe, die Snowy imponierte. »Was wir nun zu tun haben, ist auch offensichtlich.«

Snowy nickte. »Wir müssen einen Unterschlupf finden.«

Bonner stieg auf einen flachen Hügel, der vielleicht einmal eine Mauer gewesen war und wies gen Westen. »Diese Richtung. Ich sehe Mauern. Ich meine, stehende Mauern. Etwas, das noch halbwegs intakt aussieht.« Mit einem irrationalen Funken Hoffnung schaute Snowy in die angegebene Richtung. Er sah, dass es sich um eine Kirche handelte. Eine mittelalterliche Kirche. Er erkannte die hohen, schmalen Fenster und das Tor. Aber das Tor und das Dach waren längst verschwunden, sodass das offene Gebäude den Elementen ausgesetzt war. Er spürte Enttäuschung –

und zugleich einen Anflug von Bewunderung.

Sidewise schien seine Gedanken zu erraten. »Wenn man schon baut, dann sollte man aus Steinen bauen.«

»Was glaubst du, wo wir sind? England, Frankreich?«

Sidewise zuckte die Achseln. »Ich kenne mich mit Kirchen nicht so aus.«

Ahmed hob seinen Rucksack auf. »In Ordnung. Das Dach fehlt, also werden wir uns behelfen müssen. Bonner, Snowy, ihr kommt mit mir – wir suchen Holz. Und wir werden ein Feuer machen müssen. Moon, Sidewise, darum kümmert ihr euch.« Er ließ den Blick über ihre Gesichter schweifen, die wie Münzen in der Dämmerung schimmerten. Dies wäre das erste Mal seit dem Aufwachen, dass sie sich aus den Augen verloren, und selbst Snowy verspürte einen Anflug von Unsicherheit. »Geht aber nicht so weit«, sagte Ahmed. »Außer uns ist niemand hier, sodass wir auch von niemandem Hilfe erwarten können. Falls doch etwas passiert – irgendetwas –, ruft oder gebt einen Schuss ab, und dann kommen die anderen zu Hilfe. In Ordnung?«

Sie nickten und murmelten etwas vor sich hin. Und dann verschwanden sie in der Dunkelheit, um ihre Aufträge auszuführen.

Das Innere der Kirche war auch ein grünes Biotop. An einem Ende war ein Hügel, bei dem es sich vielleicht um den Altar gehandelt hatte, aber es gab keine Spur von Kirchenbänken oder Kruzifixen, Gebetsbüchern oder Kerzen. An Stelle des Dachs klaffte eine große Lücke; kein Stück war mehr von der hölzernen Konstruktion übrig, die einst diese massiven Wände überspannt haben musste.

Sie errichteten Unterstände, bauten Lager aus Zweigen und deckten sich mit Blättern ab. Angenehm würde diese Nacht nicht werden, aber auch nicht so schlimm wie das Überlebenstraining, das sie alle absolviert hatten.

Sie verpflegten sich aus den Rationspäckchen und mampften getrocknete Bananen und Dosenfleisch. Die Früchte des Waldes verschmähten sie. Da spielte auch ein wenig Aberglaube mit hinein, sagte Snowy sich, indem sie so lang wie möglich an den Relikten der Vergangenheit festhalten wollten, bevor sie sich dieser neuen Gegenwart aussetzten. Aber es war schon richtig, es langsam angehen zu lassen. Dass Ahmed

sie gewähren ließ, bewies seine psychologische Kompetenz. Langfristig würden sie sich sowieso umstellen müssen.

Sie waren alle recht erschöpft nach dem langen Marsch, den sie gleich nach dem Verlassen der Grube absolviert hatten. Snowy fragte sich, wie sie sich bewährt hätten, wenn sie wirklich hätten kämpfen müssen; vielleicht hätte diese Strategie überhaupt nicht so funktioniert, wie die Planer es sich vorgestellt hatten. Und allen machten die Füße zu schaffen – sie waren mit Blasen übersät und schmerzten. Das lag daran, dass sie keine Strümpfe trugen. Snowy befürchtete, dass sie ihre beschränkten Vorräte an Salben zu schnell aufbrauchen würden. Morgen würden sie sich etwas einfallen lassen müssen.

Aber es war dennoch tröstlich, sich in diesen Überresten menschlicher Architektur einzurichten, als ob sie sich noch immer im Schoss der Zivilisation befänden, aus dem sie hervor gekrochen waren. Trotzdem würde das Feuer die ganze Nacht brennen müssen.

Zu seiner Erleichterung war Snowy zu müde, um sich noch großartig den Kopf zu zerbrechen. Trotzdem vermochte er nicht einzuschlafen.

Er rollte sich unruhig auf den Rücken. Die Nacht war warm – zu verdammt warm für einen englischen Frühling; vielleicht hatte das Klima sich geändert, und der Treibhauseffekt war außer Kontrolle geraten. Der Himmel, der von den Umfassungsmauern eingerahmt wurde, war mit Sternen übersät, die hier und da von Wolken verhüllt wurden. Die Mondsichel war zu schmal, um die Sterne auszublenden; das gütige Antlitz des Monds, das über seine Kindheit gewacht hatte, schien unverändert. Er hatte sich bei den Übungen in der Wüste zu Orientierungszwecken etwas mit Astronomie befasst. Er ordnete die Sternbilder zu. Da war Kassiopeia, nur dass die vertraute W-Form nun um einen sechsten Stern erweitert worden war. Ein heißer junger Stern, der vielleicht geboren worden war, nachdem er in die *Grube* gefahren war. Was für eine seltsame Vorstellung.

»Ich sehe den Mars nicht«, flüsterte Sidewise in der Dunkelheit.

Snowy erschrak; er hatte geglaubt, dass Sidewise schon schlafen würde.

»Was?«

Sidewise wies gen Himmel, wobei sein Arm als Silhouette sich abzeichnete. »Venus. Jupiter. Saturn, glaube ich. Wo ist aber der Mars?«  
»Vielleicht ist er schon untergegangen.«

»Vielleicht. Vielleicht ist aber auch etwas anderes mit ihm passiert.«

»Erzähl nicht so einen Scheiß, Side.«

Sidewise erwiderte nichts darauf.

»Ich habe einmal römische Ruinen gesehen«, flüsterte Snowy. »Den Hadrian-Wall. Der sah genauso aus. Alles war überwuchert, und selbst der Mörtel war verrottet.«

»Das war aber ein ganz anderer Maßstab«, murmelte Sidewise. »Selbst aus der Perspektive Roms. Wir hingegen hatten eine globale Zivilisation, eine überfüllte Welt. Alles war vernetzt.«

»Was, glaubst du, ist geschehen?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht dieser verdammte Vulkan. Eine Hungersnot. Oder eine Seuche. Überall Flüchtlinge. Und dann Krieg, vermute ich. Ich bin froh, dass ich das nicht erlebt habe.«

»Maul halten, ihr beiden«, murmelte Ahmed.

Snowy setzte sich auf. Er schaute durch einen leeren Fensterrahmen in der Kirchenmauer. Aber er sah nichts. Das Land lag in völliger Dunkelheit, und es leuchtete kein einziges Licht. Vielleicht war es überall so dunkel wie hier. Vielleicht war ihr Feuer das einzige Licht in ganz England – oder auf dem ganzen verdammten Planeten. Das war eine erschreckende, unglaubliche und zugleich unakzeptable Vorstellung. Vielleicht kam Sidewise damit klar, Snowy bestimmt nicht. Irgendein Tier heulte draußen in der Nacht.

Er warf noch etwas Holz ins Feuer und grub sich tiefer in seinen Blätterhaufen.

Sidewise hatte Recht gehabt. Der Mars war nicht mehr da.

Die Replikatoren, Ian Maughans Robotsonden hatten überlebt. Das Programm war eine Vorstufe zur menschlichen Kolonisierung des Planeten. Die replizierenden Roboter hätten die Anweisung erhalten sollen, Unterkünfte für menschliche Astronauten zu bauen, Fahrzeuge und Computer, Luft und Wasser zu synthetisieren und Nahrungsmittel für sie anzubauen.

Doch die Menschen kamen nicht. Sie erteilten nicht einmal mehr Befehle.

Damit hatten die replizierenden Roboter allerdings kein Problem. Wie sollten sie auch? Solange man ihnen nichts anderes sagte, bestand ihr



einzigster Zweck im Replizieren. Nichts anders zählte, nicht einmal das seltsame Schweigen von der blauen Welt am Himmel.

Und sie replizierten auf Teufel komm raus.

Viele Modifikationen wurden erprobt, integriert und auch verworfen. Es dauerte nicht lang, bis eine durchgreifend bessere Konstruktion entstand. Die Replikatoren integrierten die Fertigungskomponenten nun in ihre Körper. Die neue Art sah aus wie führerlose Zugmaschinen, die sich durch den roten Staub wälzten. Jede wog ungefähr eine Tonne. Und jede brauchte ein Jahr, um eine Kopie von sich anzufertigen – eine viel kürzere Reproduktionszeit als zuvor, weil sie nun dorthin zu fahren vermochten, wo die Ressourcen waren.

Nach einem Jahr hatte die Anzahl des neuen Replikator-Typs sich verdoppelt. Und ein Jahr später hatte wieder jede Maschine eine Kopie von sich produziert, sodass die ursprüngliche Anzahl sich bereits vervierfacht hatte. Und im darauf folgenden Jahr waren es schon achtmal so viele. Und so weiter.

Das Wachstum verlief exponentiell. Und das Resultat war vorhersehbar. Innerhalb eines Jahrhunderts hatten die Fabrikroboter sich über den gesamten Mars ausgebreitet, vom Äquator bis zu den Polen, vom Gipfel des Mons Olympus bis in die Tiefen des Hellas-Kraters. Ein paar von ihnen wurden in Konflikte wegen Ressourcen verwickelt: Es wurden langsame, logische und mechanische Kriege geführt. Andere legten Gruben an, um die tieferen Bodenschätze des Mars auszubeuten. Wenn man in die Tiefe ging, waren noch immer viele Ressourcen vorhanden – zumindest für eine Weile.

Die Minen wurden immer tiefer vorgetrieben. An manchen Stellen brach sogar schon die Kruste ein. Aber sie gruben immer weiter. Der Mars war eine kalte, harte Welt, deren Inneres vorwiegend aus Gestein bestand. Das unterstützte das Vortreiben von Stollen und Schächten. Jedoch stießen die immer tiefer grabenden Replikatoren auch auf neue Bedingungen, an die sich anpassen mussten. Dazu waren sie natürlich in der Lage.

Trotzdem stellte die Penetration des Mantels sie vor gewisse technische Herausforderungen. Der Vorstoß in den Kern war ebenfalls nicht unproblematisch.

Der Mars wog hundert Trillionen mal so viel wie ein

Selbstfahr-Replikator. Dennoch war es eine geringe Masse angesichts der Formel ›Verdopplung-pro-Generation‹. Wegen der ständigen Konflikte war die Wachstumsrate suboptimal. Nichtsdestoweniger war der Mars schon nach ein paar hundert Generation von der Bildfläche verschwunden, und seine ganze Substanz steckte nun in den glitzernden Leibern der Replikatoren.

Nachdem sie den ganzen Planeten in Kopien ihrer selbst umgewandelt hatten, schwärmten die Replikatoren mit Sonnensegeln, Fusionstriebwerken und sogar mit primitiven Antimaterie-Triebwerken auf der Suche nach Rohstoffen im Sonnensystem aus.

Am nächsten Tag durchstreifen sie die Landschaft um die Stadt. Snowy sah Vögel, Eichhörnchen, Mäuse, Kaninchen und Ratten. Das war aber auch fast schon alles. Vögel schien es auch nicht mehr allzu viele zu geben. Das Land war still, als ob alle Lebewesen aufgesammelt und weggeschafft worden wären.

Aber die Ratten waren zum Teil große Brocken. Und dann waren da noch die Ratten-Wölfe, die er jedenfalls gesehen zu haben glaubte. Was auch immer sie waren, sie flohen bei seiner Annäherung.

Nagetiere hatten immer schon mit Primaten konkurriert, sagte Sidewise sich. Selbst auf dem Gipfel der technischen Zivilisation war es den Menschen lediglich gelungen, die Nagetiere einigermaßen außer Sichtweite und von der Nahrung fern zu halten. Und wo die Menschen nun von der Bildfläche verschwunden waren, erlebten die Ratten offensichtlich eine Blütezeit.

Die Jagd war aber einfach. Snowy legte versuchsweise ein paar Schlingen aus. Und es funktionierte. Die Hasen und Mäuse waren richtig zutraulich. Das war aber auch ein schlechtes Zeichen, denn bei näherer Überlegung bedeutete es, dass sie schon seit einiger Zeit keine Menschen mehr gesehen hatten.

Am Ende des zweiten Tages sagte Ahmed ihnen, dass sie sich in der Kirchenruine im Kreis auf verwitterte schwarze Steinblöcke setzen sollten.

Snowy war sich der subtilen Veränderungen bewusst, die in der Gruppe stattgefunden hatten. Moon senkte den Blick und vermied es, den anderen in die Augen zu schauen. Bonner, Ahmed und Sidewise

musterten sich gegenseitig und Snowy mit Berechnung.

Ahmed hielt ein leeres Rationspäckchen in die Höhe. »Hier können wir nicht bleiben. Wir brauchen einen Plan.«

Bonner schüttelte den Kopf. »Das Wichtigste ist, dass wir andere Menschen finden.«

»Wir müssen uns der Realität stellen«, sagte Sidewise. »Es *gibt* keine anderen Menschen mehr – wir sind auf uns allein gestellt. Wir haben bisher niemanden gesehen. Und wir haben auch keinerlei Anzeichen dafür gesehen, dass irgendjemand sich in letzter Zeit in dieser Gegend aufgehalten hätte.«

»Keine Kondensstreifen«, sagte Ahmed und wies zum Himmel. »Das Funkgerät ist tot, auf allen Frequenzen. Die Satelliten sind ausgefallen. Irgendetwas Schlimmes ist passiert.«

Moon lachte humorlos. »Das kannst du laut sagen.«

»Wir wissen nicht, was letztlich passiert ist. Als es zu Ende ging, muss aber das Chaos ausgebrochen sein. Wir haben keinen Kampfauftrag erhalten. Man hat uns vermutlich ganz vergessen. Bis wir durch einen Zufall wieder belebt wurden.«

»Wie lang, Sidewise?« Snowy musste sich förmlich zu dieser Frage zwingen.

Sidewise rieb sich die Nase. »Schwer zu sagen. Wenn wir eine Sternkarte hätten, dann könnten wir es an Hand der veränderten Position der Sterne ermitteln. In Ermangelung einer solchen müssen wir uns am Reifegrad des Eichenwaldes orientieren.«

»Du bist doch wirklich ein verdammtes Arschloch«, blaffte Bonner.

»Wie verdammt *lang*? Fünfzig Jahre, sechzig...«

»Nicht weniger als tausend Jahre«, sagte Sidewise mit gepresster Stimme. »Vielleicht noch mehr. Wahrscheinlich sogar mehr.«

Sie schwiegen. Das mussten sie erst einmal verdauen. Und Snowy schloss die Augen und stellte sich vor, dass er vom Deck eines Flugzeugträgers in die Dunkelheit fiel.

*Tausend Jahre.* Und doch bedeutete es auch nicht mehr als die Kluft von fünfzig Jahren, die ihn, wie er gedacht hatte, von seiner Frau trennte. Vielleicht sogar noch weniger, denn es war einfach unvorstellbar.

»Das ist vielleicht eine schöne Zukunft«, sagte Bonner mürrisch. »Keine Autos mit Düsenantrieb. Keine Sternen-Schiffe, keine Städte auf dem

Mond. Nur diesen Scheiß.«

»Wir müssen davon ausgehen«, sagte Ahmed, »dass wir hier niemanden mehr finden werden. Dass wir allein sind. Auf dieser Grundlage müssen wir planen.«

»Die Zivilisation ist zusammengebrochen, alle sind tot, und wir sind tausend Jahre in der Zukunft gestrandet«, sagte Sidewise schnaubend.

»Wozu brauchen wir da noch einen *Plan*<sup>7</sup>.«

»Der Fluss ist wahrscheinlich sauber«, sagte Snowy. »Die Fabriken müssen schon vor Jahrhunderten den Betrieb eingestellt haben.«

Ahmed nickte ihm dankbar zu. »Gut. Wenigstens haben wir eine Lebensgrundlage. Wir können fischen, und wir können jagen; wir werden gleich morgen damit anfangen. Sidewise, wieso benutzt du deinen Kopf nicht einmal für etwas Nützliches und machst dir Gedanken übers Fischen? Ich erwarte Vorschläge, wie wir Angelleinen, Netze und weiß der Geier was improvisieren. Snowy, du hast den gleichen Auftrag für die Jagd. Und dann werden wir uns einen Ort zum Leben suchen müssen. Vielleicht einen Bauernhof. Macht euch Gedanken darüber, wie wir den Boden roden und Weizen aussäen.« Er schaute zum Himmel hinauf. »Was glaubt ihr, welche Jahreszeit wir haben? Frühsommer? Um dieses Jahr noch eine Ernte einzufahren, sind wir zu spät dran. Aber im nächsten Frühling...«

»Wo willst du denn hier noch Weizen finden?«, fragte Sidewise schroff.

»Weißt du, was passiert, wenn man ein Kornfeld sich selbst überlässt? Die Ähren fallen ab und verrotten. Kultivierter Weizen hatte *uns* gebraucht, um zu überleben. Und wenn man Kühe ein paar Tage lang nicht melkt, dann gehen sie ein, weil die Euter platzen...«

»Ganz ruhig«, sagte Snowy.

»Ich will damit nur sagen, dass ihr, wenn ihr eine Farm bewirtschaften wollt, ganz von vorn anfangen müsst. Ihr müsst euch um den ganzen verdammt Kram kümmern, den ein landwirtschaftlicher Betrieb so mit sich bringt.«

Ahmed nickte. »Wir, Side. Nicht *ihr*. Wir. Wir sitzen nämlich alle im selben Boot. In Ordnung. Wir wissen nun, was wir zu tun haben. Und in der Zwischenzeit betätigten wir uns als Jäger und Sammler. Wir leben vom Land, wie es unsere Vorfahren getan haben.«

Moon befragte ihre Kleidung. »Die Klamotten werden aber auch nicht

ewig halten. Wir werden neue Kleidung anfertigen müssen. Und die Waffen werden uns auch nicht mehr viel nützen, wenn die Munition verbraucht ist.«

»Vielleicht können wir Munition nachfertigen«, sagte Bonner.

Sidewise lachte. »Da fallen mir jetzt aber nur Steinäxte ein.«

»Ich weiß gar nicht, wie man eine abgefuckte Steinaxt anfertigt«, knurrte Bonner.

»Ich auch nicht, wo du es sagst«, sagte Sidewise nachdenklich. »Und wisst ihr was? Ich wette, dass es auch keine diesbezüglichen Lehrbücher mehr gibt. Das gesammelte Wissen, das mühsam zusammengetragen wurde, seit wir nackig als *Homo erectus* in Afrika umher gerannt sind, ist futsch.«

»Dann werden wir noch mal von vorn anfangen müssen«, sagte Ahmed bestimmt.

Bonner musterte ihn. »Und wieso?«

Ahmed schaute zum Himmel empor. »Wir schulden es unseren Kindern.«

»Vier Adams und eine Eva«, sagte Sidewise.

Es trat ein längeres Schweigen ein. Moon stand da wie eine Statue. Sie hatte einen harten Blick. Snowy fiel auf, dass ihre Hand über der PPK schwebte.

Ahmed stand auf. »In die Zukunft können wir aber immer noch schauen. Nun geht es erstmal darum, dass wir etwas in den Bauch bekommen.« Er klatschte in die Hände. »Packen wir's an!«

Sie zerstreuten sich. Die Mondsichel ging schon auf. Sie hing wie ein Knochensplitter am blauen Himmel.

»Na«, sagte Sidewise zu Snowy, als sie aufbrachen, »wie findest du denn das Leben der Zukunft?«

»Wie im Urlaub«, sagte Snowy bitter. »Als ob ich Urlaub machen würde.«

### III

Etwa fünf Kilometer vom Basislager entfernt versuchte Snowy ein Feuer zu machen.

Er war in einem Gelände, das einmal ein Feld gewesen sein musste. Es waren noch immer Überreste einer mürben Steinmauer zu sehen, die ein breites Rechteck eingrenzte. Doch nach tausend Jahren fügte das Feld sich wieder fast nahtlos in die Landschaft ein und wurde von ganzjährigen Kräutern, Gräsern, Sträuchern und Laubbaum-Schösslingen überwuchert.

Er hatte ein Holzbrett von der Länge seines Unterarms angefertigt und ein Loch in die flache Seite gebohrt. Er hatte ein Rundholz, einen Stock mit einem angespitzten Ende; einen Schlagstein, der genau in die Hand passte und einen Bogen, den er aus einem Ast und einem Schnürsenkel angefertigt hatte. Ein Stück Rinde unter der Kerbe sollte die Glut auffangen, die er entfachen wollte. In der Nähe hatte er ein kleines Nest aus trockener Rinde, Blättern und Gras gebaut, das als Nahrung für die Flammen dienen sollte. Er kniete sich aufs rechte Knie und stellte den linken Fuß aufs Holzbrett. Dann spannte er die Sehne und setzte das Rundholz ein. Er schmierte das Loch mit etwas Ohrenschmalz und setzte das stumpfe Ende des Rundholzes in die Vertiefung des Holzbretts; das spitze Ende steckte er ins steinerne Widerlager. Dann drückte er leicht auf den Stein und schob zugleich den Bogen hin und her, sodass sich das Rundholz mit zunehmendem Druck und Geschwindigkeit drehte. Er wartete darauf, dass Rauch aufstieg und ein Feuer in Gang gesetzt wurde. Snowy wusste, dass er älter aussah, als er war. Er trug das Haar nun lang und hatte es mit einem Stück Draht zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihm wuchs auch ein Bart, obwohl er ihn alle paar Tage mit einem Messer stutzte. Seine Haut war zäh wie Leder, und er hatte Falten um Augen und Mund. Ich bin schließlich auch älter geworden, sagte er sich. Ganze tausend Jahre älter. Dann sollte ich auch so aussehen.

Es war kaum zu glauben, dass sie erst vor einem Monat aus der *Grube*

gestiegen waren.

Sie hätten aber noch nicht auf diese primitive Art und Weise Feuer machen müssen. Sie hatten immer noch genug wasserdichte Streichholzschachteln und einen Vorrat von Trioxan-Päckchen, einer leichten chemischen Wärmequelle, die vorzugsweise vom Militär genutzt wurde. Doch Snowy dachte schon an den Tag, wenn die Ausrüstung, die sie aus der *Grube* mitgenommen hatten, verschlissen und verbraucht war. Er ›schummelte‹ aber. Er hatte nämlich sein tausend Jahre altes Schweizer Messer benutzt, um den Bogen und das Holzbrett anzufertigen; später würde er es mit einem Steinmesser versuchen müssen. Doch alles zu seiner Zeit.

Dieses alte Feld befand sich in der Nähe eines Ausläufers des großen Eichenwaldes, der, so weit sie sie erkundet hatten, die Landschaft dieses nach-menschlichen Englands dominierte – vorausgesetzt, dass es überhaupt England war. Es zog sich über eine leichte Anhöhe hinweg. Im Westen, etwas tiefer gelegen, hatte sich ein See gebildet. Snowy sah Überreste von Mauern, die unter der Wasseroberfläche verschwanden. Der See war mit Schilf, Seerosen und Unkraut überwuchert, und auf der Oberfläche sah er den schleimigen graugrünen Schimmer von Algen. Eutrophie, sagte Sidewise sich: Noch immer sickerten künstliche Nährstoffe, vor allem Phosphor, aus dem Boden in den See, und überstimulierten die Ökologie. Snowy vermochte kaum zu glauben, dass die Gülle, die die längst toten Bauern in ihr Land gepumpt hatten, noch immer die Umwelt verseuchte, aber es schien wohl so zu sein. Die Landschaft mutete verwunschen an. Stille umfing ihn. Er hörte nicht einmal Vogelstimmen.

Manche Tiere – Hasen, Kaninchen und Moorhühner – hatten das Land schnell zurückerobert, nachdem die Menschen die Jagd, Ungeziefervertilgung und Land- und Forstwirtschaft eingestellt hatten. Größere Säugetiere vermehrten sich aber so langsam, dass die Erholung länger gedauert haben musste. Es schien jedoch verschiedene Arten von Damwild zu geben, und Snowy hatte sogar Schweine in den Wäldern gesichtet. Große Räuber hatten sie indes nicht gesehen. Selbst Füchse schienen selten zu sein. Es gab auch keine Raubvögel mehr, außer ein paar angriffslustig wirkende Stare. Sidewise sagte, dass nach dem Zusammenbruch ihrer Nahrungskette die spezialisierten Räuber

ausgestorben seien. In Afrika gab es wahrscheinlich keine Raubkatzen und Affen mehr, sagte er, selbst wenn sie sich durch Flucht dem Verzehr durch die letzten verbliebenen, verhungerten Menschen entzogen hatten.

Vielleicht, sagte Snowy sich. Aber er machte sich auch Gedanken wegen der Ratten.

Das Gleichgewicht würde sich langfristig wieder einstellen. Variationen, Adaption und natürliche Auslese würden schon dafür sorgen; die alten Nischen würden von der einen oder anderen Art wieder besiedelt werden. Aber die neue Gemeinschaft hätte dann vielleicht nichts mit der alten gemein. Und weil die Säugetierarten im Durchschnitt nur für ein paar Millionen Jahre existiert hatten, sagte Sidewise, würde es auch wieder Millionen Jahre dauern – zehn, vielleicht zwanzig, *zwanzig Millionen Jahre* –, bevor die Welt wieder in alter Herrlichkeit erblüht war. Selbst wenn die Menschen eine Renaissance erlebten und zum Beispiel für fünf Millionen Jahre überdauerten, würden sie trotzdem keine Welt mehr sehen, wie Snowy sie als Kind gekannt hatte.

Snowy war nicht sehr naturverbunden. Dennoch war diese Vorstellung zutiefst beunruhigend. Die Situation, in der er sich befand, mutete ihn absolut unreal an.

Es stieg noch kein Rauch auf – das verdamnte Feuer war noch immer nicht in Gang gekommen. Er schob den Bogen weiter hin und her.

Das größte Problem beim Feuermachen bestand darin, dass er zu viel Zeit zum Nachdenken hatte. Er vermisste seine Freunde, die Kameradschaft bei der Truppe. Er vermisste seine Arbeit und sogar die Routinetätigkeiten – die Routine vielleicht sogar am meisten, weil sie seinem Leben eine Struktur gegeben hatte, die nun fehlte.

Er wurde sich bewusst, dass er die *Geräusche* vermisste, obwohl dieser Verlust sich eher unterschwellig bemerkbar machte: Es fehlten Fernsehen, Radio und so weiter, eben die ganze Geräuschkulisse der modernen Welt. Wenn in der Neuen Welt etwas ihn in den Wahnsinn treiben würde, dann wäre es wohl die *Stille*, sagte er sich, die bedrückende, unmenschliche Stille einer stummen Welt. Er schauderte bei der Vorstellung, wie es in den letzten Tagen gewesen sein musste, als die Maschinen ausfielen, die Leuchtreklamen, die Neonröhren und Bildschirme flackerten und schließlich erloschen.



Und er vermisste Clara. Natürlich vermisste er sie. Er hatte sein Kind nie kennen gelernt und seinen Sohn oder seine Tochter nie gesehen.

Anfangs war er von Schuldgefühlen geplagt worden: Er fühlte sich schuldig, weil er noch lebte, wo so viele im Jenseits verschwunden waren, fühlte sich schuldig, weil er nichts für Clara zu tun vermochte, fühlte sich schuldig, weil er aß und trank und seinen menschlichen Verrichtungen nachging, während alle anderen, die er jemals gekannt hatte, *tot* waren. Doch diese Befindlichkeit schwächte sich bald gnädigerweise ab. Er war immer schon mit einem Mangel an Phantasie gesegnet gewesen, wie Sidewise einmal konstatiert hatte.

Oder vielleicht war es auch mehr als das.

Im klaren Licht dieser neuen Zeit schien es nämlich, als ob sein altes Leben im überfüllten, muffigen England des einundzwanzigsten Jahrhunderts nunmehr ein Traum war. Als ob er mit dem Grün verschmölze...

Plötzlich hörte er ein Rascheln im hüfthohen Gestrüpp, vielleicht ein Dutzend Schritte entfernt. Er drehte sich in diese Richtung und spähte und lauschte. Ein einziger, mit Samen behafteter Grashalm wiegte sich träge. Er hatte dort drüben eine Schlinge ausgelegt. Schlich da etwas durchs Unterholz, eine rundliche Schulter, ein helles, stechendes Auge? Er legte den Bogen und das Rundholz weg, stand auf, streckte sich und ging scheinbar ziellos auf die Stelle zu, wo er den Schemen gesehen hatte. Er nahm den Bogen vom Rücken, zog einen Pfeil aus dem Kaninchenfell-Köcher und legte ihn sorgfältig auf die Sehne.

Da rührte sich nichts im Gestrüpp – doch als er es fast schon erreicht hatte, stob plötzlich ein Schemen auf und floh vor ihm. Ganz kurz sah er einen fahlen Leib mit braunen, langen Gliedmaßen. Ein Fuchs? Aber es war *groß*, größer als alles, was er bisher gesehen hatte. Dann sah er das Wesen zu Boden stürzen.

Ohne zu zögern rannte er darauf zu, stellte ihm den Stiefel auf den Rücken und zielte mit dem Bogen auf seinen Kopf. Das Tier rollte sich herum. Es schrie wie eine Katze und schlug die Hände vors Gesicht. ... Er senkte den Bogen. *Hände*. Es hatte Hände wie ein Mensch oder wie ein Affe.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und er ließ den Bogen fallen. Er kniete sich über das Tier, klemmte den Körper zwischen den Beinen ein

und packte es an den Handgelenken. Es war dünn und geschmeidig, aber auch sehr kräftig: Er musste seine ganze Kraft aufbieten, um ihm die Hände vom Gesicht wegzuziehen. Das Tier spie und zischte ihn an. Aber sein Gesicht – nein, *ihr* Gesicht – war nicht das eines Menschenaffen oder Affen. Es war ganz eindeutig ein menschliches Gesicht.

Für eine Weile saß Snowy verblüfft auf dem Mädchen. Es war nackt. Der Körper war mit einem flaumigen Pelz aus orangebraunen Haaren bewachsen. Das dunklere Haupthaar war ein Gewirr aus schmutzigen Locken, die so aussahen, als seien sie noch nie geschnitten worden. Es war nicht groß, aber es hatte Brüste, hängende kleine Beutel mit harten Warzen, die aus der Behaarung stachen. Und unter dem dunklen Schamhaar-Dreieck war eine Schmiere, bei der es sich vielleicht um Menstruationsblut handelte. Und es hatte *Schwangerschaftsstreifen*.

Und nicht nur das, dieses Weibchen stank auch noch wie ein nasser Fuchs.

Aber es war nicht das Gesicht eines Affen. Die Nase war zwar klein, aber vorspringend. Es hatte einen kleinen Mund und ein spitzes Kinn mit einem Grübchen. Die Stirn über den blauen Augen war glatt. Sie war höchstens etwas niedriger als seine.

Trotz des haarigen Körpers wirkte sie menschlich. Aber der Blick war – umwölkt, furchtsam und verwirrt.

Er hatte einen Frosch im Hals. »Sprichst du Englisch?«, fragte er sie.

Die Frau kreischte auf und schlug um sich.

Und plötzlich hatte Snowy eine prächtige Erektion. Verdammte Scheiße, sagte er sich. Schnell rollte er sich von ihr herunter und griff nach Bogen und Messer.

Die Frau vermochte nicht aufzustehen. Mit dem rechten Fuß hatte sie sich in seiner Schlinge verfangen. Sie kroch über den feuchten Boden und bedeckte den Fuß. Dann wiegte sie sich mit einem leisen Singsang. Sie hatte offensichtlich eine Heidenangst.

Snowys Anflug von Lust war verflogen. Nun sah sie doch aus wie ein Schimpanse mit ihren Gesten und der kreatürlichen Angst, obwohl ihr Körper sich wie der einer Frau unter ihm angefühlt hatte (Clara, verzeih

mir, aber es ist schon so lang her...). Die Kotspuren an den Beinen, und die Urinpfütze an der Stelle, wo sie gelegen hatte, stießen ihn nur noch mehr ab.

Er kramte in einer Tasche der Fliegerkombi und holte den Rest des Rationspäckchens heraus. Es enthielt noch eine Handvoll Nüsse, einen Rest Dosenfleisch und ein Stück getrocknete Banane. Er entnahm die Banane und ein paar Nüsse und hielt sie ihr hin.

Sie schreckte so weit zurück, wie die Schnur der Schlinge es zuließ. Er versuchte ihr die Sache schmackhaft zu machen, steckte sich selbst ein paar Nüsse in den Mund und kaute sie mit gespielter Verzückung und übertrieben genießerisch. »Gut. Sehr gut.«

Aber sie nahm ihm die Nahrung trotzdem nicht aus der Hand. Ein Reh oder Kaninchen würde das freilich auch nicht tun, sagte er sich. Also legte er die Sachen zwischen ihnen auf den Boden und zog sich zurück. Sie schnappte sich ein paar Nüsse und stopfte sie in den Mund. Und die Bananen kaute sie, als ob sie den Geschmack bis zur Neige auskosten wollte, ehe sie sie schließlich hinunterschluckte. Wahrscheinlich hatte sie noch nie etwas so Süßes gegessen, sagte er sich.

Oder vielleicht war sie auch nur kurz vorm Verhungern. Er hatte die Falle schon vor ein paar Tagen ausgelegt; sie lag wahrscheinlich schon seit achtundvierzig Stunden hier. Die Fäkalien und die verfilzte, verschmutzte Beinbehaarung waren auch ein Indiz dafür.

Während sie aß, untersuchte er den Fuß, der sich in der Schlinge verfangen hatte. Es waren eine einfache Schleifen-Schlinge, in der Kaninchen und Hasen sich mit dem Kopf verfangen sollten. Beim Versuch, sich zu befreien, hatte die Schlinge sich noch enger zugezogen – was an sich auch beabsichtigt war –, sodass sie tief ins Bein eingeschnitten und eine böse, blutige Wunde verursacht hatte. Er glaubte sogar, das Weiße des Knochens zu sehen.

Was nun? Er konnte sie betäuben und zum Basislager zurückbringen. Doch war sie kein Beutetier wie ein Kaninchen oder Hase – sie war auch kein wissenschaftlich interessantes Exemplar wie der große, fast flugunfähige Sittich, den Sidewise erbeutet hatte, als er am Ufer eines stillen Teichs umhergestakst war. Dies war ein *Mensch*, wie auch immer er aussah. Und dann erinnerte er sich wieder an diese Schwangerschaftstreifen, die ihm sagten, dass sie mindestens ein Kind

hatte, das irgendwo auf sie wartete.

»Bin ich tausend verdammte Jahre weit gereist, nur um dein Leben zu ruinieren, wie ich meins ruiniert habe? Das glaube ich, verdammt noch mal, nicht«, murmelte er. »Ich bitte um Entschuldigung.« Und dann sprang er auf sie.

Es geriet wieder zu einem Ringkampf. Er drückte sie auf den Boden, sodass sie mit dem Gesicht nach unten lag und die Arme unter ihr eingeklemmt waren. Dann setzte er sich auf ihren Rücken, durchtrennte mit dem Schweizer Messer die Schlinge und zog sie aus der blutigen Wunde, in die sie so tief eingeschnitten hatte. Nun griff er auf seine wertvollen Vorräte zurück und befreite die Wunde mit einer antiseptischen Flüssigkeit von Schmutz, geronnenem Blut und Eiter, wobei er sogar noch Haare herausziehen musste. Zum Schluss behandelte er sie noch mit einer medizinischen Dichtmasse und Salbe. Vielleicht würde sie das Zeug solange drauflassen, bis die Wunde desinfiziert war.

In dem Moment, wo er sie losließ, war sie auch schon weg. Er sah nur noch eine aufrechte, schlanke Gestalt durchs hohe Gras auf die Bäume zuhuschen; obwohl sie humpelte, war sie immer noch verdammt schnell. Es war schon später Nachmittag. In der Dunkelheit sollten sie sich nicht allein von der Basis entfernen: Das hatte Ahmed ihnen ausdrücklich befohlen. Am liebsten wäre er der Frau in die grünen Mysterien des Waldes gefolgt. Aber er wusste, dass er das nicht tun durfte. Bedauernd sammelte er seine Ausrüstung zusammen und machte sich auf den Rückweg zum Basislager.

Snowy war der Letzte, der an jenem Abend wieder zur Gruppe stieß. Sie hatten beschlossen, sich in der Nähe eines Sees niederzulassen, der ein paar Kilometer von der zerstörten Stadt entfernt war. Der Ort lag im Windschatten eines gedrunenen, kegelförmigen Hügels – er war offensichtlich künstlichen Ursprungs, vielleicht ein Hügelgrab aus der Eisenzeit oder vielleicht auch nur eine Müllkippe.

Ahmed versammelte sie um den Stumpf eines umgestürzten Baums, auf dem er fast wie ein König thronte. Snowy wollte den anderen von seiner aufregenden Begegnung erzählen. Aber sie waren nicht in der richtigen Stimmung dafür. Also setzte er sich nur hin.

Moon hatte sich im Verlauf der Zeit immer mehr in sich zurückgezogen; nun saß sie Ahmed im Schneidersitz gegenüber und hatte den Blick abgewandt. Dennoch stand sie wie immer im Mittelpunkt und war das Objekt stiller Begierde. Sidewise markierte wieder den geistesabwesenden Träumer, aber er saß Moon gegenüber, und Snowy sah, wie sein Blick über ihre Hüften und die Wade streifte, die überm Stiefel hervorblitzte. Ahmed selbst saß in erhöhter Position neben dem Mädchen auf dem Baumstumpf, als ob sie ihm gehörte.

Bonner war derjenige, der aus seiner Begierde für Moon kein Hehl machte. Er saß verlegen und verkrampft da; im Gesicht hatte er ein Tarnmuster aus Lehm. Er sah selbst wie ein Tier aus, sagte Snowy sich, und schien nur mit größter Mühe noch einen Rest von Disziplin wahren zu können.

Snowy sah, dass die Gruppe zerfiel und auseinanderdriftete – breite Verwerfungslinien zogen sich durch das vorher eng geknüpft Beziehungsgeflecht. Sie hatten kaum noch etwas mit der ängstlichen Gruppe der Marineflieger gemeinsam, die sich in jener ersten Nacht in der zerstörten Kirche zusammengedrängt und die Rationen gefuttert hatte. Sie würden sich vielleicht gegenseitig wegen Moon umbringen, falls Moon sie nicht vorher tötete.

Und Ahmed, ihr Anführer, war sich dessen nicht einmal bewusst. Er lächelte sogar. »Ich habe mir Gedanken über die Zukunft gemacht«, sagte er.

Sidewise stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

»Ich meine, über die fernere Zukunft«, sagte Ahmed. »Über die nächsten paar Monate hinaus, sogar über die nächsten paar Jahre. Auch wenn wir den nächsten Winter überstehen, es werden harte Zeiten für unsre Kinder.«

Bei der Erwähnung der Kinder warf Snowy einen Blick auf Moon. Sie schaute auf ihre verschränkten Hände.

Ahmed sagte, dass in der Phase der Industrialisierung – und vor allem während der letzten paar verrückten Jahrzehnte – die Menschheit alle verfügbaren fossilen Brennstoffe verfeuert hatte: Kohle, Erdgas und Öl. »Die fossilen Brennstoffe entstehen wahrscheinlich schon wieder neu. Das wissen wir. Aber es dauert sehr lange. Das Zeug, das wir in ein paar hundert Jahren verbrannt haben, benötigte vierhundertfünfzig *Millionen*

Jahre zu seiner Entstehung. Aber es wird trotzdem genug Brennstoff für unsere Nachfahren geben«, sagte er. »*Torf*. Torf entsteht, wenn Sumpfmoose, Seggengräser und andere Pflanzen sich unter Sauerstoffausschluss in Feuchtgebieten zersetzen. Stimmt's? Und in manchen Teilen der Welt wurde bis in die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts Torf als Brennmaterial gestochen.«

»In Irland«, sagte Sidewise. »Und in Skandinavien. Aber nicht hier.«

»Dann gehen wir eben nach Irland oder nach Skandinavien. Oder vielleicht finden wir ihn auch hier. Die Bedingungen haben sich nämlich grundlegend verändert, seitdem wir in den Kälteschlaf gegangen sind. Und überhaupt, wenn wir keinen Torf finden, dann werden wir eben etwas anderes finden. Uns gehört schließlich die ganze Welt.« Er tippte sich an die Schläfe. »Und wir haben noch immer unsre Intelligenz und unsren Einfallsreichtum.«

»Um Gottes willen«, platzte Sidewise heraus. »Ahmed, hast du es immer noch nicht begriffen? Wir sind nicht mehr als ein Haufen Ausgestoßener – Ausgestoßene in der Zeit. Um Himmels willen, Mensch, wir haben nur eine einzige Gebärmutter bei uns.«

»Meine Gebärmutter«, sagte Moon nun, ohne aufzuschauen. »*Meine* Gebärmutter. Du verdammter Wichser.«

»Sumpfeisen«, sagte Ahmed ungerührt.

Sie schauten ihn verständnislos an.

»In Sümpfen und Marschen entsteht Eisenoxid«, sagte Ahmed. »Wenn eisenhaltiges Grundwasser mit der Luft in Berührung kommt – nun, dann rostet es. Richtig, Sidewise? Die Wikinger hatten sich das schon zunutze gemacht. Wieso nicht auch wir...?«

Während sie die Diskussion fortführten, richtete Snowy den Blick aufs dämmerige Grün des nahen Walds. Sidewise hat Recht, sagte er sich. Wir sind durch einen Zufall hierher verschlagen worden, wie eine Art Echo. Wir werden genauso verrotten und vom Grün verschlungen werden wie die zerstörten Gebäude, und unsre Knochen werden mit den Milliarden anderer bleichen, die schon im Erdboden begraben sind. Und es wird auch kein Hahn nach uns krähen. Wenn er es nicht zuvor schon im tiefsten Innern gewusst hatte, so war er spätestens nach der Begegnung mit dem Affen-Mädchen davon überzeugt. Sie ist die Zukunft, sagte er sich; das sprachlose Kind der Wildnis.

Als sie auseinander gingen, nahm Snowy Sidewise auf die Seite und erzählte ihm von der wilden Frau.

»Hast du sie gefickt?«, fragte Sidewise sofort.

Snowy runzelte angeekelt die Stirn. »Nein. Mir war zwar danach – er stand mir förmlich bis zur Kinnlade –, aber als ich sie mir dann genauer ansah, ist es mir gleich wieder vergangen.«

Sidewise klopfte ihm auf die Schulter. »Deswegen müssen dir aber keine Zweifel an deiner Manneskraft kommen, Kumpel. Weena war wahrscheinlich nur nicht die Richtige für dich.«

»Weena?«

»Ein alter literarische Bezug. Aber egal. Hör zu. Ganz egal, was El Presidente da drüben sagt, wir sollten mehr über diese Wesen herausfinden. Es gibt viel Wichtigeres, als Torf zu stechen. Wir müssen herausfinden, wie sie leben, wenn wir überleben wollen... Geh zu deiner Freundin, Snowy. Und frag sie, ob sie sich mit uns beiden verabreden will.«

Nach ein paar Tagen, ehe Ahmed seine Pläne zum Wiederaufbau der Zivilisation noch umzusetzen vermochte, wurde er krank. Er musste in seinem Verschlag bleiben und sich von den anderen mit Nahrung und Wasser versorgen lassen.

Sidewise glaubte, dass er sich eine Quecksilbervergiftung zugezogen hatte, die von der Müllhalde herrührte. Quecksilber war seit Jahrhunderten für die Herstellung von allen möglichen Dingen verwendet worden, für Hüte und Spiegel, für Insektenvernichtungsmittel und Arzneien gegen Syphilis. Der Erdboden war wahrscheinlich damit gesättigt, und selbst jetzt, nach tausend Jahren, sickerte das Zeug noch immer über verschiedene Kanäle in den See, wo es sich über die Nahrungskette in höchster Konzentration in den Fischen und den ›Endverbrauchern‹, den Menschen, ablagerte.

Für Sidewise entbehrte das alles nicht einer gewissen Ironie: dass Ahmed, der große Planer – derjenige, der von ihnen allen am längsten an den expansionistischen Träumen des längst vergangenen einundzwanzigsten Jahrhunderts festgehalten hatte –, dass ausgerechnet *er* an einer Dosis des Gifts erkrankt war, dem langlebigen Vermächtnis jenes zerstörerischen Zeitalters.

Snowy focht das nicht an. Es gab viel interessantere Dinge auf der Welt als alles, was Ahmed sagte oder tat.

Zum Beispiel Weena und ihre haarigen Gesellen aus dem Wald.

Snowy und Sidewise hatten unweit der Stelle, wo Snowy die erste Begegnung mit dem Affenmädchen gehabt hatte, eine Art Unterstand gebaut: eine Hütte, die aufwändig mit Gras und Laub getarnt worden war.

Snowy schaute auf Sidewise, der sich im Schatten der Hütte ausgestreckt hatte. In der Hitze dieses un-englischen Sommers hatten sie beide sich aller überflüssigen Kleidung entledigt und trugen nur noch Shorts, einen Ausrüstungs-Gürtel und Stiefel. Sidewise hatte sich eine perfekte Einzelkämpfer-Tarnung verpasst. Er war nach dem erst vor ein paar Wochen erfolgten Auszug aus der *Grube* nicht mehr wieder zu erkennen. »Dort«, zischte Sidewise.

Schlanke graubraune Gestalten, zwei, drei, vier an der Zahl, lösten sich aus dem Schatten am Waldrand und wagten sich ein paar Schritte ins Freie hinaus. Die schlanken und aufrechten Gestalten waren nackt, aber sie trugen etwas in den Händen: wohl die üblichen primitiven Steinhämmer und Messer. Sie stellten sich in einem lockeren Kreis mit dem Rücken zueinander auf und schauten sich mit ruckartigen Kopfbewegungen um.

Sidewise wäre allerdings nicht Sidewise gewesen, wenn er sich keine Geschichte über den Ursprung dieser kleinen haarigen Leute zurechtgelegt hätte. »Schmuddelkinder«, sagte er. »Wer hat es am längsten in den niedergehenden Städten ausgehalten? Die Schmuddelkinder, die immer schon in der Kanalisation hausten und von Abfällen lebten. Es hat vielleicht Jahre gedauert, bevor sie überhaupt bemerkten, dass etwas sich verändert hatte...«

Nun rannten die Haarigen über die Wiese auf eine am Boden liegende Gestalt zu. Es war ein Hirsch, ein großer Bock, den Snowy und Sidewise mit einer Schleuder erlegt und in der Hoffnung hier abgelegt hatten, die Haarigen aus der Deckung des Waldes zu locken. Die Haarigen scharten sich um den Kadaver. Dann machten sie sich daran, die Hinterläufe vom Körper abzusäbeln. Und während sie stumm arbeiteten, hielt einer Wache und sicherte in alle Richtungen.

»So machen sie das also«, murmelte Snowy. »Sie nehmen die Beine –



siehst du?«

»Schnell und unkompliziert«, sagte Sidewise. »So ziemlich die einfachste Art der Fleischerei: Man hacke ein Bein ab und bringe es in den Schutz des Walds, bevor etwas mit längeren Zähnen kommt und einem die Beute streitig macht. Sie arbeiten koordiniert, auch wenn sie dabei nicht sprechen. Siehst du, wie die Wachen sich abwechseln? Sie sind Gruppen-Jäger. Oder zumindest Aasfresser, Ausputzer.«

Snowy fragte sich, weshalb sie so vorsichtig waren, wenn Sidewise Recht hatte und keine großen Räuber in der Nähe waren.

»Sie sehen menschlich aus, aber sie verhalten sich nicht so«, flüsterte Snowy. »Weißt du, was ich meine? Sie verhalten sich nicht wie eine Patrouille. Sie spähen eher wie Katzen oder Vögel.«

Sidewise grunzte. »Diese Schmuddelkinder hatten weder Kultur noch Schule gekannt. Sie waren in der Kanalisation zuhause. Vielleicht haben sie deswegen auch das Reden eingestellt. Vielleicht, weil in der Kanalisation die Tarnung durch Schweigen wichtiger war als Sprache.«

»Sie haben die *Sprache* verloren?«

»Wieso denn nicht? Es verlieren doch auch ständig Vögel die Fähigkeit zu fliegen. Intelligenz *kostet* etwas. Selbst ein Spatzenhirn wie deins, Snowy, ist aufwändig; es entzieht dem Körper viel Energie. Vielleicht ist dies eine Welt, wo es weniger auf Intelligenz ankommt als auf die Fähigkeit, schnell zu laufen oder gut zu sehen. Es hat wahrscheinlich nicht viel dazugehört, um die Sprache abzuschalten und sogar das Bewusstsein. Und nun kann das Gehirn schrumpfen. Warte noch hunderttausend Jahre, und sie werden wieder aussehen wie Australopithecinen.«

Snowy schüttelte den Kopf. »Ich hatte immer geglaubt, die Menschen der Zukunft hätten große Wasserköpfe und keine Schwänze mehr.«

Sidewise schaute ihn im Dämmerlicht des Unterstands an. »Die Intelligenz hat uns nicht immer zum Vorteil gereicht, nicht wahr?«, fragte er säuerlich. Er schaute auf die Haarigen und rieb sich das Gesicht.

»Da kommt man doch schon ins Grübeln, wenn man die so sieht. Die Zivilisation war nur ein Zwischenspiel. Am Anfang hätte man die Weichen noch zu stellen vermocht: das Ruder herumreißen und die Welt wieder aufbauen. Nun ist die Chance vertan, und wir sind in *dieses* Stadium zurückgeworfen worden: Wir leben wieder wie Tiere, als ein

Tier von vielen in der Ökologie. Eine primitive, unmittelbare Existenz.«  
Sie schauten noch eine Weile zu, wie die haarigen, nackten Leute dem toten Hirsch die Beine ausrissen und in den Schutz des Waldes schleppten, wobei sie zusammenarbeiteten und gleichzeitig sich stritten. Dann kehrten sie ins Basislager zurück.

Wo Bonner Amok lief. Denn Moon war verschwunden.

»Wo, zum Teufel, ist sie?«

Moon hatte sich eine eigene Hütte errichtet, die solider gebaut und geschützter war als die der anderen. Snowy hatte sich immer gesagt, dass sie die Tür bestimmt mit einem Vorhängeschloss gesichert hätte, wenn sie denn eins gehabt hätte. Nun war alles weg – der Rucksack, den Moon aus der Fliegerkombi angefertigt hatte, die Werkzeuge und Kleidung, der hölzerne Kamm und ihr wertvoller Vorrat an auswaschbaren Tampons. Bonner durchwühlte die Überreste und zertrümmerte die Wände der Hütte. Er war nackt bis auf fadenscheinige Shorts. Mit den starken Muskeln und dem lehmverschmierten Haar, Gesicht und Oberkörper hatte er kaum noch eine Ähnlichkeit mit dem schüchternen jungen Piloten, dessen Snowy sich angenommen hatte, als sie sich auf dem Flug zu einem Flugzeugträger in der Adria zum ersten Mal begegnet waren. Ahmed kam aus seiner Hütte; er war in eine versilberte Überlebensdecke gewickelt? »Was ist denn hier los?«

»Sie ist weg. Sie ist einfach abgehauen!«, tobte Bonner.

Sidewise trat vor. »Wir sehen selbst, dass sie verschwunden ist, du Trottel.«

Bonner wollte ihm einen wuchtigen Schlag versetzen. Sidewise gelang es, sich vor der Faust des jungen Piloten wegzuducken, aber er wurde trotzdem an der Schläfe gestreift und zu Boden geworfen.

Snowy rannte zu Bonner und packte ihn von hinten an den Armen. »Um Himmels willen, Bonner, immer mit der Ruhe!«

»Dieser Eierkopf hat sie gefickt. Die ganze Zeit hat er sie gefickt.«

Ahmed wirkte konsterniert, wozu er auch allen Grund hatte, sagte Snowy sich; wenn Moon verschwunden und mit ihr ihre einzige Hoffnung auf Fortpflanzung verfliegen war, dann waren seine grandiosen Pläne Makulatur, bevor er sie auch nur ansatzweise in die Praxis umgesetzt hatte. »Aber wieso hätte sie überhaupt verschwinden sollen?«, stöhnte er.

»Wieso ist sie allein weg? Was hat das denn für einen Sinn?«  
»Was hat das alles überhaupt noch für einen Sinn?«, fragte Snowy. »Wir werden eh alle hier umkommen. Es war von vornherein aussichtslos, Splot. Alles Sumpfseisen der Welt hätte daran nichts geändert.«  
Sidewise rang sich ein Grinsen ab. »Ich glaube nicht, dass Bonner sich in diesem Augenblick Sorgen über das Schicksal der Menschheit macht. Nicht wahr, Bonner? Es stinkt ihm doch nur, dass die einzige Pussy auf der Welt verschwunden ist, ohne dass sie ihn auch nur ein einziges Mal rangelassen hätte.«  
Bonner holte wieder aus, doch diesmal fiel Snowy ihm gleich in den Arm.  
Ahmed schleppte sich hustend in seine Hütte zurück.

Nachdem eine relative Ruhe wiederhergestellt war, ging Snowy zum Gestell, wo sie eine Reihe gehäuteter Kaninchen aufgehängt hatten und bereitete eine Mahlzeit zu.

Bevor das erste Kaninchenragout überm Feuer brutzelte, hatte Bonner schon seinen Rucksack gepackt. Da stand er nun im Abendlicht und wandte sich an Sidewise und Snowy. »Ich verpiss mich«, sagte er.

Sidewise nickte. »Du willst Moon suchen?«

»Was glaubst du wohl, du Scheißkerl.«

»Ich glaube, sie hatte eine gute Ausbildung. Sie wird schwer aufzuspüren sein.«

»Ich werde es schon schaffen«, knurrte Bonner.

»Warte bis morgen«, riet Snowy ihm. »Iss erst mal was. Du begibst dich in der Dunkelheit nur unnötig in Gefahr.«

Doch Bonners Großhirn schien endgültig deaktiviert worden zu sein. Er schaute die beiden hinter seiner Schlammmaske finster an; er wirkte total angespannt. Dann stapfte er davon, wobei der große Rucksack auf dem Rücken auf und nieder hopste.

Sidewise legte noch mehr Fleisch aufs Feuer. »Den haben wir zum letzten Mal gesehen.«

»Glaubst du, dass er Moon finden wird?«

»Nicht, wenn sie ihn kommen sieht.« Sidewise schaute nachdenklich.

»Und wenn er sie zwingen will, wird sie ihn töten. Das traue ich ihr zu.«  
Das Kaninchen war fast gar. Snowy nahm es vom Feuer und portionierte

es auf ihren selbst geschnitzten Holztellern. Wo Bonner und Moon nun nicht mehr da waren, teilte er es in drei Portionen auf.

Er und Sidewise schauten die drei Portionen für eine Weile an. Ahmed war in seiner Hütte. Aus den Augen, aus dem Sinn. Snowy nahm den dritten Teller und verteilte das Fleisch auf die beiden anderen Teller.

»Wenn es Ahmed wieder besser geht, soll er sich selbst etwas zu essen machen. Wenn nicht, können wir auch nichts für ihn tun.«

Dann taten sie sich am Kaninchen gütlich.

»Ich werde morgen aufbrechen«, sagte Snowy schließlich.

Sidewise nahm es schweigend zur Kenntnis.

»Und was ist mit dir? Wohin wirst du gehen?«

»Ich glaube, ich werde eine Forschungsreise unternehmen«, sagte Sidewise. »Ich werde mir die Städte ansehen. London und Paris, falls ich es schaffe, den Kanal zu überqueren. Ich will wissen, was geschehen ist. Es wird aber nicht mehr viel übrig sein. Und der Rest wird wohl so aussehen wie die Ruinen des römischen Reiches.«

»Keines Menschen Auge wird je wieder so etwas schauen«, sagte Snowy.

»Das ist wohl wahr.«

»Und was dann?«, fragte Snowy zögernd. »Ich meine, wenn wir älter werden. Und schwächer.«

»Ich glaube nicht, dass das ein Problem sein wird«, sagte Sidewise lakonisch. »Die einzige Herausforderung wird darin bestehen, sich auszusuchen, wie man abtreten will. Es gilt sicherzustellen, dass man wenigstens das unter Kontrolle hat.«

»Nachdem man alles gesehen hat, was man sehen will.«

»Was auch immer das ist.« Er lächelte. »Vielleicht gibt es in Paris noch ein paar Fensterscheiben, die ich einwerfen kann. Und ich würde auch gern mal tausend Jahre alten Cognac süffeln. Das würde mir gefallen.«

»Nur dass es niemanden mehr gibt, dem man etwas davon erzählen kann«, gab Snowy zu bedenken.

»Das haben wir doch schon die ganze Zeit gewusst«, sagte Sidewise scharf. »Seit dem Moment, als wir aus der *Grube* in diesen alten Eichenwald gegangen sind. Es war damals schon offensichtlich.«

»Für dich vielleicht«, sagte Snowy.

Sidewise fasste sich an die Schläfe, wo sich nach Bonners Schlag ein

Bluterguss gebildet hatte. »Mein Gehirn arbeitet ohne Unterlass. Und produziert eine sinnlose Schlussfolgerung nach der anderen. Und keine macht einen verdammt Unterschied, keine einzige.

Hör zu. Lass uns einen Pakt schließen. Wir werden einen Treffpunkt ausmachen, an dem wir uns jedes Jahr zu treffen versuchen. Wir werden es vielleicht nicht jedes Mal schaffen, aber dann können wir zumindest eine Botschaft oder so etwas hinterlassen.«

Sie einigten sich auf Stonehenge im Hochland der Salisbury Plain, ein Ort, der sicher noch unverändert war. Als Zeitpunkt legten sie die Sommersonnenwende fest, der mit dem präzisen Zeitgefühl, das Ahmed ihnen vermittelt hatte, leicht einzuhalten war. Das war eine gute Idee. Irgendwie war es eine tröstliche Vorstellung für Snowy, dass seine Zukunft wenigstens ein bisschen strukturiert wäre.

Als sie mit dem Essen fertig waren, war es dunkel. Es war nicht kalt, doch Snowy holte sich trotzdem eine Decke aus geflochtener Rinde und legte sie sich um die Schultern.

»Hey, Side. Ob er nicht doch Recht hatte?«

»Wer denn?«

»Bonner. Hast du Moon wirklich gevögelt?«

»Aber sicher habe ich sie gevögelt.«

»Du Schmecklecker. Ich hatte ja keine Ahnung. Aber wieso gerade du?«

»Atavistische Triebe, Kumpel. Ich glaube, sie war für meine überdurchschnittliche Intelligenz empfänglich.«

»Dann ist unser großes Gehirn wenigstens für etwas gut«, sinnierte Snowy.

»O ja. Dafür war es immer gut. Wahrscheinlich war es von vornherein nur dafür gedacht. Alles andere war nur Beiwerk.«

»Du alter Schmecklecker.«

## IV

Snowy folgte den Affenmenschen.

Er lebte nicht so, wie sie lebten. Er benutzte weiterhin seine Schlingen, um Tiere bis zur Größe von Schweinen und kleinen Hirschen zu fangen, und er benutzte Messer und Feuer und Unterstände zum Schutz und zur Jagd. Aber er ging dorthin, wohin sie auch gingen.

Sie unternahmen erstaunlich ausgedehnte Wanderungen durch die großen Wälder, die Südengland bedeckten, Wälder, die die Ruinen von Städten und Kathedralen überwucherten, von Palästen und Parks. Er macht sich Sorgen, wenn er Weena aus den Augen verlor und war froh, wenn er sie wieder fand. Allmählich lernte er alle Mitglieder der kleinen Gruppe kennen. Er gab ihnen Namen, wie Grandpa und Shorty und Doc, und er verfolgte ihr Leben mit allen Höhen und Tiefen, als ob es sich um eine kleine Seifenoper handelte.

Sie fürchten sich vor den Ratten, den großen Viechern, den Ratten-Wölfen, die in Rudeln zu jagen schienen. Das fand er schnell heraus.

Er fragte sich, wie er wohl auf sie wirkte. Sie waren sich seiner offensichtlich bewusst, aber er gesellte sich nicht zu ihnen oder machte ihnen die Nahrung streitig, die sie sammelten. Deshalb beachteten sie ihn auch nicht weiter. Er war wie ein Geist, sagte er sich, ein Geist aus einer verschwundenen Vergangenheit, der diese neuen Leute verfolgte.

Nach ein paar Monaten, als der lange Sommer dieser Zeit schließlich zu Ende ging, kamen sie an einen Strand. Snowy wähnte sich irgendwo an der Küste von Sussex in Südengland.

Die Haarigen suchten am Waldrand nach Nahrung und ignorierten Snowy wie gewöhnlich.

Snowy wanderte am Strand entlang. Der Wald erstreckte sich bis hinunter zur Küste, als ob er sich auf einer tropischen Insel befände und nicht in England. Dann setzte er sich hin und schaute auf die Brandung. Er ließ eine Hand voll feinen, goldenen Sands durch die Finger rieseln. Der Sand enthielt aber auch schwarze Körner und orange, grüne und

blaue Partikel. Das bunte Zeug musste Plastik sein. Und das schwarze Zeug sah aus wie Ruß – Ruß von Rabaul, dem Killer-Vulkan, oder von den Bränden, die über die Welt hinweggefegt waren, als alles den Bach hinunterging.

Es ist alles weg, sagte er sich staunend. Es ist wirklich alles weg. Der Sand war ein Indiz. Mondgestein, Kathedralen und Fußballstadien, Büchereien, Museen und Gemälde, Straßen, Städte und Dörfer.

Shakespeare, Mozart und Einstein, Buddha, Mohammed und Jesus, Löwen und Elefanten, Pferde und Gorillas und der Rest der Menagerie der Ausrottung – alles zerstört, zerstreut und zermahlen und in diesem rußigen Sand vermischt, der ihm durch die Finger rieselte.

Die Haarigen verschwanden. Er sah ihre schlanken Gestalten im Wald untertauchen.

Er stand auf, klopfte sich den Sand von den Händen, hängte sich den Rucksack über den Rücken und folgte ihnen.

## KAPITEL 18

### ~~~~~ DAS KÖNIGREICH DER RATTEN

*Ostafrika,  
ca. 30 Millionen Jahre in der Zukunft*

~~~~~

I

Der Asteroid hatte früher den Namen Eros getragen. Eros hatte seine eigene kleine Geographie. Die Oberfläche war mit Einschlagkratern übersät, mit Schutt und Trümmern und seltsamen Pools sehr feinen bläulichen Staubs, der vom gnadenlosen Sonnenlicht elektrisch aufgeladen wurde. Er war dreimal so lang wie breit und sah aus wie Manhattan Island, das in den Weltraum geschleudert worden war.

Eros war so alt wie der Teufelsschweif. Wie der Chicxulub-Komet war auch er ein Überbleibsel aus der Entstehung des Sonnensystems selbst. Doch im Gegensatz zum Kometen war der Asteroid im Bereich des inneren Systems entstanden, genauer gesagt: innerhalb des Jupiter-Orbits. In der Frühzeit des Sonnensystems hatten chaotische Verhältnisse geherrscht, als die jungen Asteroiden auf ihren erratischen Orbits ineinander gekracht waren. Die meisten waren zu Staubwolken zertrümmert, in den großen Schlund des Jupiter geschleudert worden oder ins überfüllte und gefährliche innere System. Die Überlebenden liefen in deutlich reduzierten Schwärmen auf ordentlichen Orbits um die immer heller strahlende Sonne.

Doch selbst jetzt oszillierten die Asteroiden-Orbits noch wie angeschlagene Saiten unter dem geisterhaften Zug der Gravitation.

Sie tauchte zögernd ins Tageslicht auf.

Sie hatte wieder schlecht geträumt. Sie war benommen, und die Glieder waren steif. Durchs primitive Dach des Baumwipfel-Nests sah sie das Grün der höheren Baumkronen und Ausschnitte des hellblauen tropischen Himmels. Wie die Unterlage unter ihrem Körper war das Dach nur ein Geflecht aus kleinen Ästen, Zweigen und Laub, das sie in den letzten Stunden vor der Dunkelheit hastig hergerichtet hatte. Und das sie auch bald wieder aufgeben würde.

Sie lag auf dem Rücken, den rechten Arm wie ein Kissen unter den Kopf geschoben, und die Beine an den Bauch gezogen. Ihr nackter Körper war mit einem goldenen Haarflaum bedeckt. Im Alter von fünfzehn Jahren war sie in der Blüte ihres Lebens. Schwangerschaftsstreifen am Bauch und die kleinen Brüste zeigten, dass sie schon ein Kind geboren hatte. Ihre schlafverkrusteten Augen waren groß, schwarz und wachsam: Ausweis einer langsamen Rückanpassung ans nachtaktive Leben. Hinter den Augen ging die flache Stirn in eine kleine Gehirnschale über, deren sanfte Wölbung von einem dunklen lockigen Haarschopf kaschiert wurde.

Ein Teil von ihr schlief nie tief und fest, egal wie gemütlich die Nester auch waren. Im Traum wurde sie immer von den Tiefen unter ihr geängstigt, in die sie vielleicht stürzte. Weil die Baumwipfel der einzig sichere Ort für ihre Leute waren, ergab das zwar keinen Sinn, aber so war es nun einmal. Die Leute würden noch einige Zeit brauchen, um in den Bäumen wieder richtig heimisch zu werden.

Erschwerend kam hinzu, dass ihr bisher einziges Kind von dieser grünen Tiefe unter ihr verschlungen worden war, als es an ihrem regennassen Pelz den Halt verloren hatte und der kleine Körper hinab gestürzt war. Sie hatte nie mit jemandem darüber gesprochen. Die Leute sprachen gar nicht mehr miteinander. Die Zeiten des endlosen Geredes waren lang vorbei, der Kehlkopf und die kognitiven Kapazitäten eines geschwätzigen Volks waren abgelegt worden, denn sie wurden für ein Leben in den Bäumen nicht gebraucht.

Sie hatte nicht einmal einen Namen. Doch vielleicht schlummerte irgendwo tief in ihr noch eine Erinnerung an andere, längst vergangene Zeiten. Also nennen wir sie Erinnerung.

Sie hörte ein Rascheln in den Laubschicht unter sich, das Geräusch von Fruchtschalen, die durch die Blätter fielen und die ersten zögerlichen, erstickten Rufe der Männchen.

Sie rollte sich auf den Bauch und presste das Gesicht ins Bett aus Zweigen. Sie machte schemenhaft die Kolonie aus, eine dunkle Masse, die in den tieferen Schichten des Blattwerks hing wie ein hölzernes U-Boot, das irgendwie in den Bäumen aufgehängt worden war. Die Kolonie erwachte zum Leben, und überall bewegten, arbeiteten und zankten sich schlanke Gestalten. Man begann wieder mit den alltäglichen Verrichtungen. Und es war nicht ratsam, zu spät zu kommen.

Erinnerung stand auf und brach aus dem Nest, wie ein Vogel aus dem Ei schlüpft. Nachdem sie sich zu ihrer vollen Größe von einem Meter aufgerichtet hatte, schwenkte sie den kleinen Kopf und ließ den Blick durch ihre Welt schweifen.

Der Wald war eine Rhapsodie in Grün. Die Kronen der höchsten Bäume bildeten ein Dach hoch über ihrem Standort. Im Norden, Westen und Osten vermochte Erinnerung jenseits der Bäume ein blaues Glitzern auszumachen. Das vom Meer reflektierte Licht hatte sie immer schon fasziniert. Und obwohl sie die südliche Küste nicht zu erkennen vermochte, hatte sie trotzdem das intuitiv richtige Gefühl, dass das Meer sich dort fortsetzte, und das Land wie ein breiter Gürtel umschloss: Sie wusste, dass sie auf einer großen Insel lebte. Aber das Meer war nicht von Belang, denn es war zu weit entfernt, als dass sie davon betroffen gewesen wäre.

Dieses besonders dichte Waldstück war aus einer Spalte gesprossen, die tief ins Urgestein einschnitt. Dieser von massiven Gesteinswänden geschützte und von Bächen, die durch die Schlucht verliefen, gespeiste Ort wimmelte nur so von Leben, obwohl es hier und da auch kahle Stellen gab, die von Borametz-Bäumen und ihren Parasiten, einer neuen Lebensform, erobert worden waren.

Die Schlucht war aber nicht natürlichen Ursprungs. Sie war von langer Zeit aus dem Urgestein gesprengt worden und stellte ein Resultat menschlicher Straßenbautätigkeit dar.

Die Erosion hatte aber ihren Tribut gefordert: Als die Entwässerungsgräben und Abwasserkanäle nicht mehr instand gehalten wurden, waren die Wände kollabiert. Trotzdem hätte ein aufmerksamer

Geologe eine feine dunkle Schicht im Sandstein entdeckt, die am Grund der Schlucht sich abgelagert hatte. Dabei handelte es sich um halb zersetztes Bitumen, eine Schicht, die hie und da noch Fragmente von Fahrzeugen enthielt, die einst hier entlang gefahren waren.

Selbst jetzt hinterließen die Menschen noch ihre Spuren.

Ein Schatten, von der tief stehenden Sonne geworfen, huschte lautlos über die raschelnden Blätter hinweg. Es war natürlich ein Vogel gewesen. Die Räuber in den oberen Etagen waren schon wach, hielten sich aber bedeckt.

Mit einem letzten Blick auf das ruinierte Nest, das mit Kot, Haaren und Urin besudelt war und das sie schon in ein paar Minuten vergessen haben würde, machte sie sich an den Abstieg.

Als der tropische Tag anbrach, waren die Leute schon zwischen den Bäumen ausgeschwärmt und machten sich auf die mühsame Suche nach Früchten, unter der Baumrinde lebenden Insekten und Wasserreservoirs in Blütenkelchen.

Erinnerung hatte aber keine Lust dazu; sie blieb zurück und schaute den anderen zu.

Es gab Männchen und Weibchen gleichermaßen, wobei ein paar Weibchen Kinder mit sich herumtrugen. Die Männchen machten Mätzchen, stießen aggressive Rufe aus und ergingen sich in Drohgebärden. Das war etwas, das sich im Lauf der Zeit nicht geändert hatte: Die Struktur der Primaten-Gesellschaft war noch immer die gleiche, eine Macho-Hierarchie, die einem Netzwerk duldsamer weiblicher Clans übergeordnet war.

In diesen mittleren Schichten des Waldes wuchsen die größeren Bäume über die Kronen der kleineren hinaus. An diesem Ort, der weder allzu tief noch allzu hoch war, waren die Leute vor den oben und unten lauenden Gefahren relativ sicher. Und hier, umgeben von den hohen, schlanken Stämmen der großen Bäume, hatten sie ihre Kolonie errichtet. Es war eine etwa zehn Meter durchmessende Kugel. Die dicke Wand bestand aus zusammengepressten Zweigen und Laub. Die Blätter waren durch Kauen weich gemacht worden, bevor man sie in die Ritzen des Gebildes gestopft hatte. Das Ganze war dann fest in den Gabeln der robusten Äste des Baums verankert worden, in dem es über

Generationen hinweg gebaut worden war. Und es war bewohnt: Ein stetiger Strom aus Kot und Urin floss am Baumstamm hinab, und auch andere Flüssigkeiten tropften aus den Öffnungen, mit denen die Basis der Kolonie perforiert war.

Diese Kugel aus Speichel und Zweigen war die anspruchsvollste Konstruktion, zu der die Menschenabkömmlinge überhaupt in der Lage waren. Aber sie war das Resultat des Instinkts, nicht des Bewusstseins. Bewusste Planung lag ihr genauso wenig zugrunde wie einem Vogelnest oder einem Termitenhügel.

Erinnerung sah kleine Gesichter, die furchtsam durch Lücken in der primitiven Wand der Kolonie lugten. Sie erinnerte sich an die Zeit, die sie mit ihrem Kind in diesen feuchten, übel riechenden Wänden verbracht hatte. Der eigentliche Zweck der Kolonie bestand nämlich darin, die verwundbarsten Mitglieder der Gemeinschaft vor den Räubern des Waldes zu schützen: Nachts versammelten die Jungen, die Alten und die Kranken sich in ihren Wänden. Doch nur die kleinsten Kinder und ihre Mütter durften auch tagsüber in ihrem Schutz verweilen, während der Rest sich ins Freie hinauswagte, um Nahrung zu sammeln.

Und als das vom Blätterdach gefilterte Sonnenlicht auf die Kolonie fiel, funkelten die Wände. Ins Geflecht aus Zweigen und Blättern waren helle Steine eingebettet, die man vom Waldboden aufgesammelt hatte. Es waren sogar Glassplitter darunter. Im Lauf von Jahrmillionen wurde Glas instabil und milchig, während sich winzige Kristalle daran bildeten.

Trotzdem hatten diese Splitter ihre Form behalten – Reste von Windschutzscheiben, Heckleuchten und Flaschen, die nun die Wände dieses formlosen Bauwerks zierten.

Es sah zwar aus wie eine Zierde, aber es war keine. Das Glas und die glitzernden Steine dienten der Verteidigung. Selbst jetzt noch vermochten diese Leute durch Gebäude Räuber abzuhalten – sie wurden von den tief verwurzelten Instinkten verjagt, die sie in der Zeit der gefährlichsten Killer entwickelt hatten, die jemals auf der Erde gelebt hatten. Also imitierten die Menschenabkömmlinge Strukturen ihrer Vorfahren, ohne dass sie sich auch nur vorzustellen vermochten, was sie da imitierten.

Einst waren die Bäume natürlich das Reich von Primaten gewesen, wo sie ohne Furcht vor Räubern umherzustreifen vermochten. Affen und

Menschenaffen hatten keine Festungen aus Laub und Zweigen gebraucht. Die Zeiten hatten sich geändert.

Ein junges Männchen zischte die herumlungernde Erinnerung an. Er hatte einen seltsamen weißen Fleck auf dem Rückenpelz, sodass er fast wie ein Kaninchen aussah. Sie erriet seine Gedanken: Er glaubte, dass sie es auf die Rinde abgesehen hatte, die er mit seiner Mutter und den Geschwistern bearbeitete. Obwohl die Leute lang nicht mehr so intelligent wie ihre Vorfahren waren, vermochte Erinnerung immer noch die Überzeugung und Absichten anderer zu erkennen.

Weiß-Flecks Rudel war heute jedoch geschwächt. Seit Erinnerung sie zuletzt gesehen hatte, war ihr ältester Sohn verschwunden. Er hatte sich vielleicht auf die Suche nach einer anderen Kolonie gemacht, die irgendwo in den grünen Tiefen des Walds hing. Oder vielleicht war er auch tot. In der Art und Weise, wie sie über die Schulter ins Leere schauten und Platz für ein großes Männchen ließen, das nie mehr kommen würde, zeigten die Familienangehörigen, dass sie sich über den Verlust eines der ihren sehr wohl im Klaren waren. Doch bald würde die Erinnerung verblassen und der Bruder im Nebel der Vergangenheit verschwinden, verloren wie alle Menschenkinder seit der Errichtung des letzten Grabsteins.

Erinnerung würde nie erfahren, was aus dem anderen Sohn geworden war. Dies war kein Zeitalter der Information. Heute tauschten die Leute sich nicht mehr aus. Sie wusste nur das mit Sicherheit, was sie mit eigenen Augen sah.

Trotzdem war das eine Gelegenheit für Erinnerung. Sie hätte dieser geschwächten Gruppe wahrscheinlich einen Platz auf ihrem Baumstamm abzutrotzen vermocht. Doch sie hatte schlecht geschlafen und fühlte sich schwach und rastlos. Von dieser Befindlichkeit wurde sie seit dem Verlust ihres Kindes geplagt. Der Tod des Kindes lag nun schon über ein Jahr zurück, doch der Schmerz war noch so frisch, und das Ereignis in ihrem kaleidoskopartigen, unstrukturierten Bewusstsein noch so präsent, als ob es erst gestern gewesen wäre. Wie all ihre Artgenossen war Erinnerung kein Geschöpf zielgerichteter Planung, sondern impulsiver Handlungen. Und heute verspürte sie nicht den Impuls, von diesen sich zankenden Leuten das Privileg eines Platzes auf ihrem überfüllten Ast zu erkämpfen oder auf der Suche nach Insekten Rinde abzuschälen.

Sie wandte sich ab und bahnte sich einen Weg durch das Astgewirr. Während sie sich von Ast zu Ast schwang und kletterte, fühlte sie sich ein wenig besser. Die steifen Muskeln wurden schnell geschmeidiger, und sie hatte das Gefühl, richtig wach zu werden. Sie vergaß sogar für kurze Zeit den Verlust ihres Kindes. Sie war noch immer jung – ihre Art erreichte oft ein Lebensalter von fünfundzwanzig oder sogar dreißig Jahren. Und lang nachdem ein entfernter Vorfahr verwirrt aus einer Kanalisation ins ergrünende Tageslicht gekrochen war, war ihr Körper gut an ihre Lebensweise angepasst, auch wenn sie ihr noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen war.

Als sie nun mit affenartiger Geschwindigkeit durch den Wald huschte, kam eine Art Freude in ihr auf. Wieso auch nicht? Der Verlust war groß, aber das machte keinen Unterschied für Erinnerung. Der kurze Moment im Licht war hier und jetzt, und den wollte sie auch auskosten. Während sie sich durchs Zwielficht des Walds schwang, bleckte sie die Zähne und stieß ein lautes Lachen aus. Das war ein Reflex, den die Kinder der Menschheit nie verloren hatten, obwohl auf dem heilenden Antlitz der Erde schon dreißig Millionen Sommer aufgeflackert und wieder vergangen waren.

Erinnerungs tropischer Wald war Teil eines großen Gürtels, der sich um den Äquator zog, ein Gürtel, der nur von Meeren und Bergen durchbrochen wurde. Die Wälder waren üppig, obwohl es nach dem zügellosen Kahlschlag der Menschen Jahrtausende gedauert hatte, bis sie etwas vom früheren Reichtum zurück gewonnen hatten.

Die neu entstandene, von Wald geprägte Welt hatte wenig Lebensraum für die Nachfahren der Menschheit gelassen. Also hatten Erinnerungs Vorfahren den Erdboden verlassen und sich wieder ins grüne Reich der Baumwipfel hinauf geschwungenen. Doch es hatte hier schon Primaten gegeben: Affen, deren Vorfahren den verhungerten Menschen in den letzten Tagen entkommen waren, Überlebende des großen Auslöschungs-Ereignisses. Zuerst waren die Menschenabkömmlinge unbeholfener als die Affen. Aber sie waren noch immer intelligent, zumindest halbwegs – und sie waren verzweifelt. Bald hatten sie das Werk der Vernichtung vollendet, das ihre Vorfahren nicht erledigt hatten. Danach hatten sie sich vermehrt. Aber der Druck, der sie vom Erdboden vertrieben hatte, wirkte weiter auf sie.

Erinnerung wusste von alledem natürlich nichts, und doch hatte sie ein molekulares Gedächtnis, eine ununterbrochene, ›durchgezogene‹ Linie eines genetischen Erbes, die sich bis zu den verschwundenen Leuten erstreckte, die die Straße aus dem Gestein gesprengt hatten – und noch viel weiter zurück in noch viel entferntere Zeiten, als Geschöpfe, die Erinnerung glichen, auf Bäume geklettert waren, die diesen Bäumen glichen.

Sie verharrte auf einem Ast, der mit großen roten Früchten beladen war. Sie duckte sich auf dem Ast und machte sich über die Früchte her. Sie schälte sie, schlürfte den fruchtigen Inhalt und ließ die Schalen in die Dunkelheit unter sich fallen. Doch während sie aß, saß sie mit dem Rücken zum Baumstamm, spähte furchtsam in den Schatten und machte schnelle und hektische Bewegungen.

Trotz ihrer Wachsamkeit wurde sie von einer Schale aufgeschreckt, die sie am Hinterkopf traf.

Sie presste sich gegen den Baumstamm und schaute auf. Nun sah sie, dass die Äste über ihr mit etwas Schwerem behängt waren, das wie Früchte aussah. Dicke, dunkle Gebilde hingen herab. Doch diese ›Früchte‹ waren Arme und Beine, Köpfe und funkelnde Augen und geschickte Hände, die sie mit Schalen, Rindenstücken und Zweigen bewarfen. Sie hatten wahrscheinlich auf der Lauer gelegen, als sie sich näherte und dann lautlos Stellung bezogen. Nun bewarfen sie sie sogar mit warmen Kotfladen.

Und dann ging das Geschnatter los. Es war ein lautes, unartikulierte Geschnatter, das ihr in den Ohren hallte und ihr die Orientierung raubte – was auch beabsichtigt war. Sie kauerte sich in der Astgabel zusammen und presste die Hände auf die Ohren.

Die Schnatternden Leute waren Verwandte von Erinnerungs Art. Sie waren auch einmal Menschen gewesen. Aber die Schnatternden lebten anderes. Sie waren gemeinschaftliche Jäger. Sie alle, von den kaum entwöhnten Jungen aufwärts, arbeiteten mit einer kalten, instinktiven Disziplin, um Beute zur Strecke zu bringen oder Räuber zu bekämpfen. Die Strategie funktionierte auch: Erinnerung hatte schon einige von ihrer Art vor dieser Baum-Armee fallen sehen.

Trotz ihrer unterschiedlichen Lebensweise wären die zwei Arten von

Menschenabkömmlingen bis vor ein paar Millionen Jahren noch in der Lage gewesen, sich zu kreuzen; obwohl der Nachwuchs dann unfruchtbar gewesen wäre. Inzwischen war das jedoch unmöglich. Es war eine Speziation eingetreten, eine von vielen. Für die Schnatternden Leute war Erinnerung keine Verwandte mehr, sondern eine potenzielle Bedrohung – oder eine Mahlzeit.

Sie war abgeschnitten. Jeder Ast schien von einem der Schnatternden besetzt sein. Sie vermochte nicht an ihnen vorbeizukommen und sich in den Schutz eines anderen Baums zu flüchten. Es gab nur einen Ausweg: Sie musste von diesem Baum hinunterklettern und über den Erdboden laufen.

Sie zögerte nicht. Sie rutschte vom Baum hinunter, wobei sie sich über weite Strecken fallen ließ und auf ihre Reflexe vertrauend sich kurz an Ästen festhielt, um den Fall zu bremsen. So gelangte sie in die dunkleren Bereiche über dem Waldboden.

Zuerst verfolgten die Schnatternden sie noch und deckten sie mit einem Hagel aus Früchten und Kot ein, der gegen die Rinde klatschte. Sie hörte, wie sie vom Baum ausschwärmten, auf dem sie sie umzingelt hatten und ihren nutzlosen Triumph herausschnatterten und schrien. Schließlich hatte sie den Boden erreicht. Sie peilte einen ein paar Hundert Meter entfernten Baum an, der vielleicht so weit von den Schnatternden entfernt war, dass sie über ihn sicher wieder unters Blätterdach zu gelangen vermochte.

Sie richtete sich auf und ging mit großen, wachsamen Augen weiter. Erinnerung hatte schmale Hüften und lange Beine, Relikte aus der Zeit, als die auf dem Boden lebenden Savannen-Affen auf zwei Beinen gegangen waren. Sie war jedoch aufrechter, als die Schimpansen es je gewesen waren, sogar aufrechter als Capos Leute. Doch selbst beim aufrechten Gang waren die Beine leicht gebogen und der Kopf nach vorn gereckt. Die Schultern waren schmal, die Arme lang und kräftig, und die Füße waren lang und mit beweglichen Zehen besetzt – eine gute Ausstattung fürs Klettern, Festklammern und Springen. Das Leben auf den Bäumen hatte ihre Art geformt: Die Selektion hatte auf uralte Muster zurückgegriffen, die zwar stark modifiziert waren, in den Grundzügen jedoch unverändert.

Sie fühlte sich unwohl auf dem Boden. Wenn sie nach oben schaute, sah

sie Schichten aus Blattwerk und Bäume, die um die Leben spendende Energie der Sonne wetteiferten und kaum einen Lichtstrahl durchließen. Es war, als ob sie auf eine andere Welt geschaut hätte, eine dreidimensionale Stadt.

Der Waldboden war ein dunkler, feuchter Ort. Büsche, Kräuter und Pilze wuchsen im ewigen Dämmerlicht. Obwohl Blätter und anderer Abfall in einem steten, langsamen Regen von den grünen Galerien herabrieselten, war der Boden nur mit einer dünnen Schicht bedeckt: Die Ameisen und Termiten, deren Hügel wie verwitterte Monumente auf dem Boden herumstanden, sorgten dafür, dass der Schutt nicht überhand nahm. Sie kam zu einem großen Pilz, blieb stehen und stopfte sich das leckere weiße Fleisch in den Mund. Sie hatte an diesem Tag fast noch nichts gegessen und auf der Flucht vor den Schnatternden viel Energie verbraucht.

Hinter einer Gruppe dürrer Schösslinge schlich etwas durch die Schatten: große Gestalten, die grunzten und im Dreck schnüffelten. Erinnerung ging hinter dem Pilz in Deckung.

Die Kreaturen traten aus dem Schatten, und ihre trüben Silhouetten zeichnen sich im graugrünen Zwiellicht ab. Sie hatten massige, behaarte Leiber, plumpe Köpfe und kurze Rüssel, mit denen sie den Boden aufscharrten und Laub und Früchte von den unteren Ästen der Bäume pflückten. Mit einer Schulterhöhe von zwei Metern wirkten sie wie Waldelefanten, obwohl sie keine Stoßzähne hatten.

Die kleinen spitzen Ohren und seltsamen geringelten Schwänze verrieten die Herkunft dieser Pflanzenfresser. Das waren Schweine, die von einer der Spezies abstammten, die die Menschheit domestiziert hatte, um die große Vernichtung zu überleben. Und die nun diese effiziente Gestalt angenommen hatten. Die letzten echten Elefanten waren zusammen mit den Menschen untergegangen.

Noch mehr große, haarige Kreaturen wuchteten sich in Erinnerungsblickfeld. Sie hatten auch eine elefantenartige Gestalt und die gleiche Größe und Form wie die Schweine. Doch wo die Schweine Rüssel, aber keine Stoßzähne hatten, hatten diese Tiere keine Rüssel, sondern geschwungene Hörner vorm Gesicht, die dem Zweck dienten, den die Stoßzähne der Elefanten einst erfüllt hatten – den Erdboden umpflügen und Wurzeln und Knollen ausgraben. Diese Tiere waren aggressiver als

die Schweine und entstammten einem anderen ›Generalisten‹ und Überlebenskünstler menschlicher Bauernhöfe, den Ziegen.

Die beiden Arten von Pflanzenfressern, Schweins- und Ziegen-Elefanten, pflügten den Boden um. Sie waren so verschieden, dass sie sich keine Konkurrenz machten, und schauten hochmütig über die Präsenz der jeweils anderen hinweg. Erinnerung blieb in Deckung und wartete auf eine Gelegenheit, sich von diesen mutierten Abkömmlingen einstiger Nutztiere abzusetzen.

Und dann spürte sie einen Atem im Nacken: einen warmen Hauch und den eitrigen Gestank von Fleisch.

Instinktiv hechtete sie vorwärts. Sie ignorierte die elefantenartigen Schweine und Ziegen und rannte, bis sie einen Baumstamm erreichte. Sie erklomm ihn und klammerte sich an der schorfigen Rinde fest. Sie zögerte keinen einzigen Moment, wandte nicht einmal den Kopf, um zu schauen, was sich da an sie herangeschlichen hatte.

Aber sie nahm es flüchtig wahr. Es war eine Kreatur von der Größe eines Leoparden mit roten Augen, langen Gliedmaßen, beweglichen Pfoten und kräftigen Schneidezähnen.

Sie wusste, was das war. Es war eine Ratte. Wenn man eine Ratte auch nur roch, rannte man sofort davon.

Aber die Ratte folgte ihr.

Um ihre kletternde Beute zu verfolgen, hatte die Art der Ratten-Leoparden auch das Klettern erlernt. Der Ratten-Leopard hatte Klauen mit beweglichen Fingern, um Äste zu packen, Vorderläufe, die er weit zu spreizen vermochte, um von Ast zu Ast zu springen und sogar einen Greifschwanz. Er war kein so guter Kletterer wie die besten Primaten, zum Beispiel Erinnerung. Noch nicht. Aber er musste auch gar nicht der Beste sein. Er musste nur besser sein als der Schlechteste, der Schwächste und der Kränkste – und mehr Glück haben als ein Pechvogel.

Und so stieg Erinnerung immer höher ins fahle Grün des oberen Blattwerks empor, wobei sie den stechenden Schmerz in der Lunge und in den Armen ignorierte. Bald wurde sie vom Licht geblendet. Sie erreichte die obersten Baumkronen. Aber sie kletterte immer weiter, denn sie hatte keine andere Wahl.

Bis sie ins offene Tageslicht platzte.

Sie taumelte fast, so plötzlich war sie aus dem Grün gebrochen. Sie klammerte sich an einen dünnen Ast, der bedenklich unter ihr schwankte; er war mit grünen Blättern besetzt, die in Sonnenlicht gebadet wurden.

Sie saß auf einem der obersten Äste des hohen Baums. Die Baumwipfel waren eine grüne Decke, die sich bis zum Meer erstreckte. Doch sie machte auch die felsige Erhebung der Schlucht aus, in der ihr dichtes Waldstück wuchs – die uralte Straße ihrer Vorfahren. Sie war am Ende des Wegs angelangt. Sie schnaufte erschöpft und zitterte am ganzen Leib; sie vermochte sich nur noch an diesen dünnen Ast zu klammern. Die Sonne brannte heiß auf sie herab. Im Gegensatz zu ihrem fernen Vorfahren war sie nicht für offenes Gelände geschaffen: Ihre Art hatte die Fähigkeit zu schwitzen verloren.

Wenigstens verfolgte die Ratte sie nicht mehr. Sie glaubte, ihre blutunterlaufenen, funkelnden Augen gesehen zu haben, bevor sie wieder im Zwielflicht des Walds verschwand.

Für einen Moment gab sie sich dem Überschwang hin. Sie warf den Kopf zurück und stieß einen Freudenschrei aus.

Vielleicht hatte sie sich damit verraten.

Sie spürte zuerst einen Lufthauch. Dann hörte sie ein fast metallisches Rascheln von Federn, und ein Schatten stieß auf sie herab.

Klauen bohrten sich ihr tief in die Schultern. Der Schmerz drohte sie sofort zu überwältigen – und er wurde noch schlimmer, als sie von diesen Klauen emporgehoben wurde, wobei ihr ganzes Gewicht an der aufgerissenen Schulter hing. Sie *flog*. Sie sah, wie das Land unter ihr wirbelte, Ausschnitte des Walds, Fetzen von grünem Grasland und braunen Borametz-Hainen, die von einer zerklüfteten, erodierten vulkanischen Landschaft unterlegt wurden, und diesen Gürtel aus schimmerndem Meer im Hintergrund.

In Erinnerungs Welt gab es sowohl am Boden als auch am Himmel wilde Räuber, die einen wie rote Mäuler umzingelten und nur darauf warteten, den kleinsten Fehler zu ahnden. Sie war vom Regen in die Taufe geraten. Der Vogel war wie eine Kreuzung zwischen einer Eule und einem Adler; er hatte einen gelben Schnabel und runde, nach vorn gerichtete Augen, die für Vorstöße ins Dämmerlicht der Baumkronen angepasst waren. Aber er war weder eine Eule noch ein Adler. Dieser grausame Killer

stammte vielmehr von den Finken ab, die auch weit verbreitete Generalisten und Überlebenskünstler nach der menschlichen Katastrophe waren.

Der Fink flog mit ihr auf einen Komplex vulkanischer Erhebungen zu, die erodierten Kerne uralter Vulkane. Der mit Schutt übersäte Boden war mit Gras bewachsen und mit vereinzelt braunen Boramez-Hainen durchsetzt. Und auf hohen Felsvorsprüngen erhaschte Erinnerung einen Blick auf Nester: Nester voller rosiger, klaffender Münder.

Sie wusste, was geschehen würde, falls der Fink sie in sein Nest trug. Sie setzte sich schreiend zur Wehr und schlug dem Vogel mit den Fäusten gegen die Beine und in den Bauch. Während des Kampfes rissen die Schultern weiter auf, in die die Klauen sich gegraben hatten, und Blut strömte an ihr herab. Doch sie ignorierte die Wellen quälenden Schmerzes.

Der Fink kreischte zornig und schlug mit den Schwingen; die öligen Federn trafen sie am Kopf und Rücken. Sie roch den metallischen Gestank des blutverkrusteten großen Schnabels. Aber sie war ein zu großer Brocken, selbst für diesen riesigen Vogel. Hominide und Vogel waren in einen Luftkampf verwickelt, wobei der Vogel ständig an Höhe verlor. Dann schlug sie die Zähne ins weiche Fleisch über den schuppigen Klauen des Vogels. Der Vogel kreischte und verkrampfte sich. Die Klauen öffneten sich.

... Und sie fiel in plötzliche Stille. Das einzige Geräusch war ihr stoßweise gehender Atem und der pfeifende Luftstrom. Sie sah den Vogel noch als wirbelnden Schatten über sich, der schnell zurückfiel. Sie streckte die Hände nach Ästen oder Zweigen aus, aber da war nichts, woran sie sich festzuhalten vermochte.

Wo ihr schlimmster Albtraum des Falls nun Wirklichkeit geworden war, fürchtete sie sich eigenartigerweise nicht mehr. Sie harrete der Dinge, die da kommen würden.

Sie krachte in einen Baum. Blätter und Zweige peitschten sie, als sie durch den Wipfel brach. Doch das Blattwerk bremste sie ab, und schließlich landete sie auf dem mit Gras bewachsenen Boden. Sie war zwar zerschlagen und derangiert, aber nicht ernstlich verletzt. Für eine Weile vermochte sie sich nicht zu bewegen.

Bei einem Menschen hätte der Schock tiefer gesessen. Wer war für diese

Pechsträhne verantwortlich? Die Ratte, der Raubvogel, ein Feind, der mich verfluchte hatte, oder ein böartiger Gott? Wieso war dies geschehen? *Wieso gerade ich?* Doch Erinnerung stellte sich solche Fragen nicht. Für Erinnerung war das Leben nicht etwas, das man zu kontrollieren vermochte. Das Leben war lediglich eine Abfolge zufälliger und sinnloser Episoden.

So stellte sich die Situation nun dar für die Leute. Man lebte nicht lang. Man hatte keine Möglichkeit, die Welt um sich herum zu formen. Die Gedanken kreisten um das Hier und Heute: ums Atmen, um die nächste Mahlzeit, um die Flucht vorm nächsten Räuber, dem man über den Weg lief.

Man musste die Dinge einfach auf sich zukommen lassen.

Als sie wieder zu Atem gekommen war, rollte sie sich auf alle viere und huschte in den Schatten des Baums, der ihren Fall gebremst hatte.

II

Erinnerungs Zeit hätte man als das Zeitalter des Atlantiks bezeichnen können.

Seit dem Untergang der Menschheit hatte der chthonische Tanz der Kontinente sich fortgesetzt. Das große Meer, das vor über zweihundert Millionen Jahren als ein Riss in Pangäa entstanden war, wurde in dem Maß breiter, wie neuer Meeresboden entlang der Linie des mittelozeanischen Bergrückens hervorquoll. Der amerikanische Doppelkontinent war in westlicher Richtung abgedriftet, und Südamerika hatte sich vom Norden wieder gelöst und seine unterbrochene Karriere als Inselkontinent wieder aufgenommen. In der Zwischenzeit war die Ansammlung von Kontinenten um Asien nach Osten gedriftet, sodass der Pazifik sich langsam schloss. Alaska hatte sich mit Asien vereinigt, und die Beringstraßen-Brücke, die während der Eiszeiten wiederholt entstanden und zerbrochen war, wurde wiederhergestellt.

Es hatten gewaltige, lang anhaltende Zusammenstöße stattgefunden. Australien war so weit nach Norden gewandert, bis es Asien gerammt hatte, und Afrika war mit Südeuropa zusammengestoßen. Es war, als ob die Kontinente sich in der nördlichen Hemisphäre zusammendrängten und den Süden bis aufs einsame, eisige Antarktika sich selbst überließen. Und Afrika selbst war auch auseinander gebrochen, als die klaffende Wunde des uralten Rift Valley sich vertieft hatte.

Wo die Kontinente sich trafen, entstanden neue Gebirgszüge. An der Stelle des einstigen Mittelmeers ragte nun eine mächtige Bergkette auf, die sich nach Osten bis zum Himalaja erstreckte. Damit gehörte das uralte Tethys-Meer endgültig der Vergangenheit an. Die Spuren des antiken Roms waren getilgt worden: Die Gebeine von Kaisern und Philosophen gleichermaßen waren zermahlen, pulverisiert und mit dem Erdreich vermengt worden. Doch wo Berge entstanden, wurden andere abgetragen. Der Himalaja war bis zur Unkenntlichkeit erodiert und eröffnete neue Wanderwege zwischen Indien und Asien.

Nichts von alledem, was die Menschheit in ihrer ebenso kurzen wie

blutigen Geschichte zustande gebracht hatte, hatte in dieser lang währenden geografischen Umwälzung Bestand.

Inzwischen hatte die sich selbst überlassene Erde eine Reihe physikalischer, chemischer, biologischer und geologischer Heilungsmechanismen entwickelt, um sich von den verheerenden Eingriffen der menschlichen Bewohner zu erholen. Luftschadstoffe waren vom Sonnenlicht zerlegt und aufgelöst worden. Sumpferz hatte einen großen Teil der Metallabfälle absorbiert. Die Vegetation hatte aufgegebene Kulturlandschaften zurückerobert, Wurzeln hatten Beton und Asphalt aufgebrochen, und Gräben und Kanäle waren überwuchert worden. Erosion durch Wind und Wasser hatten den endgültigen Zusammenbruch der letzten Gebäude herbeigeführt und alles zu Sand pulverisiert.

Und die unerbittlichen Prozesse der Variation und Selektion hatten sich angeschickt, eine entleerte Welt wieder aufzufüllen.

Die Sonne stieg höher. Obwohl Erinnerung an diesem Tag schon so viel erlebt hatte, war es immer noch nicht Mittag.

Sie war auf einer grasbewachsenen Ebene mit ein paar Gruppen von Bäumen und Sträuchern und einem braunen Borametz-Hain, der neuen Baumart, gestrandet. Im Hintergrund erhoben sich purpurne vulkanische Hügel. Hier, im Regenschatten dieser Erhebungen, fiel Regen nur selten und unregelmäßig. Der Erdboden war ausgetrocknet; unter solchen Bedingungen vermochten Bäume keine Wurzeln zu schlagen, sodass die Gräser ihre alte Herrschaft fortsetzen... fast. Es entwickelten sich sogar Pflanzen-Gemeinschaften. Und den Gräsern waren mit den Borametz-Hainen neue Konkurrenten erwachsen.

Der Baum, der ihren Sturz gebremst hatte, trug keine Früchte und klammerte sich im trockenen Boden dieses Graslands ans Leben. Es gab hier nichts zu essen, nichts außer Skorpionen und Käfern, die unter den Steinen lebten. An denen tat sie sich gütlich.

Sie machte in der flimmernden Hitze einen Waldstreifen aus, der sich über diese fernen purpurnen Hügel zog. Vage wurde sie sich bewusst, dass sie, falls sie dorthin zu gelangen vermochte, in Sicherheit wäre und vielleicht Nahrung fand – vielleicht sogar Leute von ihrer Art.

Doch der Wald war weit entfernt. Erinnerungs Urgroßmütter hätten

dieses Stück offener Savanne leicht überquert. Nicht so Erinnerung. Sie war ein schlechter Läufer. Und wie Capo, ein schimpansenartiger Menschenaffe aus einer anderen Zeit, hatte ihre Art sich wieder eine starke Körperbehaarung zugelegt und das Schwitzen verlernt.

Also saß sie ohne einen Plan da und wartete darauf, dass etwas geschah.

Plötzlich fegte ein schlanker Kopf aus dem ausgewaschenen Himmel.

Erinnerung schnatterte panisch und ging hinter dem Baumstamm in Deckung. Sie sah schwarze runde Augen, die vor Erstaunen geweitet in einem schmalen, pelzbedeckten Gesicht saßen, zwei lange Ohren und einen eleganten Hals. Es war der Kopf eines Kaninchens – nur dass er so groß war wie der einer Gazelle.

Die Kaninchen-Gazelle gelangte offensichtlich zu dem Schluss, dass der geduckte Hominide keine besondere Gefahr für sie darstellte. Sie weidete weiter das spärliche Gras ab, das im Schatten des Baums wuchs. Vorsichtig kroch Erinnerung vorwärts.

Nun sah sie, dass ihr Besucher zu einer Herde gehörte, die sich über die Ebene verteilt hatte und genüsslich das Gras abfraß. Sie waren groß, zum Teil doppelt so groß wie sie. Die schlanken, eleganten Tiere sahen aus wie Gazellen, stammten in Wirklichkeit aber von Kaninchen ab, was ihre langen Ohren und weißen Stummelschwänze eindeutig bezeugten.

Die Beine dieser Tiere glichen ebenfalls denen von Gazellen. Die geraden Vorderläufe konnten arretiert werden, um dem Tier einen sicheren Stand zu verleihen. In der Mitte der Hinterläufe hatten diese Kaninchen jedoch zurück gebogene Gelenke, bei denen es sich um Knöchel handelte. Die untere Hälfte des Beins glich einem verlängerten Fuß, der auf zwei hufartigen Zehen ruhte, und das Knie befand sich oben in der Nähe des Rumpfs und war im Fell verborgen. Mit den in Sprinter-Manier angewinkelten Hinterläufen waren die Kaninchen-Gazellen ständig fluchtbereit, worauf es in ihrem Leben hauptsächlich ankam. Während sie grasten, streiften die Jungen um die Füße ihrer Eltern; die Herde blieb dicht beisammen, und es verging keine Sekunde, wo nicht wenigstens eins der erwachsenen Tiere den Blick hätte umher schweifen lassen.

Der Grund hierfür wurde bald offensichtlich. Einer der größeren Böcke schreckte auf und floh. Der Rest der Herde folgte sofort als wirbelnde Schemen in einer Staubwolke.

Eine schlanke schwarze Gestalt schoss aus der Deckung einer Felswand. Es war eine Katze, diesmal jedoch eine mit dem gestreckten, kräftigen Leib eines Leoparden. Der Ratten-Leopard verschwand im Staub und jagte der Kaninchen-Herde hinterher.

Dann kehrte wieder Stille ein. Für eine Weile regte sich nichts auf der Ebene, rein gar nichts außer der flimmernden Luft. Die Sonne hatte den Zenit überschritten. Doch die Hitze ließ nicht nach, und Durst schnürte Erinnerung die Kehle zu.

Sie kroch aus ihrem Versteck. Ihr überaus menschliches Gesicht mit der geraden Nase, dem kleinen Mund und dem Kinn verzog sich im hellen Licht des Nachmittags. Sie richtete sich zu ihrer vollen Größe auf und sog die Luft ein. Sie hörte ein Träten und das Klappern von Stoßzähnen, das von Osten zu kommen schien – der Sonne abgewandt. Und sie roch Wasser.

Sie schlug diese Richtung ein. Sie lief im Zickzack, rannte von einer Deckung zur nächsten und legte immer wieder einen Zwischenspurt auf allen vieren ein. Diese Tochter der Menschheit rannte wie ein Schimpanse.

Schließlich erklimmte sie einen flachen Felsvorsprung aus erodiertem Sandstein. Und blickte auf einen See. Er wurde von Bächen gespeist, die sich von entfernten Hügeln herabschlängelten, doch sie sah auch, dass der See mit Schilf überwuchert war und von einer breiten Schlammpfanne eingerahmt wurde. Sie fand Schutz im Schatten einer Akazie, ließ den Blick schweifen und suchte nach einer Möglichkeit, ans Wasser zu gelangen.

Hier hatten sich, einer alten Gewohnheit folgend, die Pflanzenfresser zum Trinken versammelt.

Sie sah noch mehr Kaninchen. Da waren die scheuen gazellenartigen Geschöpfe von der Art, die sie zuvor schon erblickt hatte. Aber es gab auch schwere, bisonartige Exemplare – und kleinere Kreaturen, die ihnen zwischen den Füßen umherhüpften und -liefen. Doch nicht alle Spezies hatten sich von der Lebensweise ihrer Vorfahren verabschiedet. Es gab noch kleinere Pflanzenfresser, vor allem in den Wäldern, wo wie eh und je kleines Getier umherwuselte.

Warzenschweine schnüffelten und schnaubten am schlammigen Ufer des Sees; sie schienen sich im Lauf der Zeit überhaupt nicht verändert zu

haben. Wenn keine Notwendigkeit zur Anpassung bestand, war die Natur konservativ. Und dann machte Erinnerung riesige, träge Kreaturen aus, die gemächlich durchs flache Wasser stapften. Sie waren mit den Ziegen verwandt, denen sie im Wald begegnet war, doch das waren Riesen mit säulenartigen Beinen und Hörnern, die wie Mammutstoßzähne gekrümmt waren. Sie hatten keine Rüssel – keiner dieser Wiederkäuer hatte diesen besonderen anatomischen Trick entwickelt, doch dafür hatten sie lange Hälse wie Giraffen, mit denen sie an die saftigen Blätter niedriger Äste gelangten oder Wasser aus dem See pumpten.

Eine Herde andersartiger Ziegen-Abkömmlinge stand knietief im Wasser. Die Tiere hatten Schwimmhäute zwischen den Hufen, die ein Einsinken im weichen Schlick und Sand verhinderten. Sie hatten breite Schnäbel aus Horn, mit denen sie die Pflanzen am Seeufer abgrasteten. Diese Ziegen, die friedlich an der Vegetation des Seeufers knabberten, hatten große Ähnlichkeit mit den Hadrosauriern, den lang verschwundenen entengeschnäbelten Dinosauriern.

Und genauso wie die Hadrosaurier die vielgestaltigste Gruppe von Dinosauriern gewesen waren, bevor der Komet einschlug, so ermöglichte diese Wiederentdeckung einer uralten Strategie eine neue Ausstrahlung. Es tummelten sich schon viele Spezies der entengeschnäbelten Ziegen, die sich nur durch Nuancen in der Form der Hörner, Größe und Nahrungsvorlieben unterschieden, an den Wasserläufen der tropischen Regionen der Welt und andernorts.

Zugleich wurde diese Szene, wo verhältnismäßig friedliche Pflanzenfresser den Durst löschten, von Räubern belauert, die die Vegetarier gierig beäugten – das war alles schon einmal da gewesen. Hätte man diese Szene mit halb geschlossenen Augen betrachtet, wäre die Vorstellung gar nicht einmal abwegig gewesen, dass die von Menschen ausgerotteten Tiere wiederauferstanden wären. In dieser neuen Savanne waren die altbekannten Rollen jedoch von neuen Darstellern übernommen worden, die von Wesen abstammten, die das menschliche Ausrottungs-Ereignis überlebt hatten, und von denjenigen, die allen menschlichen Ausrottungs-Versuchen widerstanden hatten: Kleintiere, vor allem die Generalisten – Stare, Finken, Kaninchen – und Nagetiere wie Ratten und Mäuse. Nur dass Kaninchen sich in Gazellen

und Ratten sich in Leoparden verwandelt hatten. Die Veränderungen waren subtil: eine nervöse Unruhe bei den Kaninchen und ruckartige, eckige Bewegungen bei den Ratten, denen die geschmeidige Eleganz der Katzen fehlte.

Plötzlich kam Unruhe auf, und es ertönte ein Krachen wie von splitternden Knochen. Zwei der großen Ziegen-Elefantenbullen waren aneinander geraten. Ihre Köpfe wackelten und schwankten auf langen giraffenartigen Hälsen, und die vor den Gesichtern gekrümmten Hörner wurden gekreuzt wie bizarre Krummschwerter.

Erinnerung kauerte sich in den Schatten der Akazien. Als die durch den Kampf beunruhigten Pflanzenfresser sich um sie herum in Bewegung setzten, war sie hier nicht mehr sicher. Es bestand die Gefahr, dass dieser Baum in kurzer Zeit zertrümmert und gefressen wurde.

Und nun machten die aufmerksamen Räuber sich die Verwirrung zunutze.

Ein Rudel von ihnen brach aus der Deckung. Die schlanken, fuchsartigen Geschöpfe mit langen, kräftigen Schenkeln und dick gepolsterten Füßen glichen eher noch Ratten. Sie blieben dicht zusammen und bewegten sich in einer keilförmigen Formation, um einen älteren Ziegen-Elefanten vom Rest der Herde zu trennen. Der große Bulle, dessen mächtige Stoßzähne von lebenslangen Kämpfen gesplittert und verschrammt waren, bellte zornig und ängstlich zugleich und rannte los. Die Ratten nahmen im engen Verbund die Verfolgung auf.

Diese Ratten-Derivate waren wie Hunde, aber sie waren keine Hunde. Die charakteristischen Nagetier-Schneidezähne waren von Zähnen, die für die Zerkleinerung von Samen und Insekten ausgelegt waren, in spitze Klingen umgewandelt worden. Die hinteren Mahlzähne glichen Scheren und waren gut zum Zerkleinern von Fleisch geeignet. Und sie blieben enger zusammen, als ein Hunderudel es je getan hätte – sie wirkten eher wie eine fließende, kraftvolle Einheit. Doch wie bei einem Hunderudel bestand ihre Strategie darin, den Ziegen-Elefanten bis zur Erschöpfung zu hetzen.

Bald waren die Beute und ihre Jäger außer Sicht. Die Ziegen-Elefanten widmeten sich wieder dem Saufen und Kämpfen. Obwohl ein paar von ihnen den Kopf zu der Stelle drehten, wo der alte Bulle gestanden hatte: Sie waren sich bewusst, dass er fehlte.

Erinnerung nutzte die Gelegenheit und kroch vorwärts.

Das Wasser war von einer Schaumschicht überzogen. Aber sie schöpfte es trotzdem mit den Händen und ließ es sich in den Mund laufen; Handflächen und Finger wurden mit einer feinen grünen Schleimschicht überzogen.

Im Wasser beobachteten zwei gelbe Augen sie mit kühler Berechnung. Es war natürlich ein Krokodil. Diese uralten Überlebenskünstler hatten die menschliche Apokalypse abgeritten, wie sie schon so viele zuvor überstanden hatten: Sie hatten von der ekligen braunen Nahrungskette des sterbenden Landes gelebt und während der Trockenheit sich in den Schlamm eingegraben. Bisher war es keinem Tier – weder Schweinen noch Kaninchen oder Primaten, weder Fischen noch Vögeln, weder Reptilien noch Amphibien und noch nicht einmal den Nagetieren – gelungen, die Krokodile aus ihrem nassen Reich zu vertreiben.

Erinnerung schauderte und zog sich von der Wasserlinie zurück.

Und nun kam ein neuer Räuber über die Klippe auf den See zu. Wieder ging Erinnerung in Deckung und wurde von den mächtigen, trägen Leibern einer Herde Entenschnabel-Ziegen abgeschirmt.

Dieser Räuber glich eher einem Nagetier, einer Art Maus. Ähnlichkeit mit einem Hund oder einer Katze hatte er jedenfalls nicht. Er kam zur Wasserlinie und richtete sich auf den kräftigen Hinterbeinen auf. Die Pflanzenfresser am Wasser wichen ängstlich zurück. Aber der Maus-Jäger hatte gar kein Interesse an den Kreaturen, die sich vor ihm tummelten. Mit einer geradezu huldvollen Geste tauchte er das Furcht erregende Maul ins Wasser und trank. Dann ging er wieder aufs trockene Land zurück und zupfte mit kleinen, filigran wirkenden Händen am Gras, als ob er seine Festigkeit prüfen wollte.

Er sah aus wie die Fleisch fressenden Dinosaurier der Kreidezeit. Er hatte kurze Ärmchen, einen kräftigen Schwanz, mit dem er auch das Gleichgewicht hielt, und die Hinterbeine waren

Hochleistungs-Maschinen aus Muskeln und Knochen. Die Schneidezähne hatten sich in lange Dolche verwandelt, die durch Stöße des schweren Kopfes zu gefährlichen Waffen wurden. Der Maus-Raptor war ein Landhai – wie ein Tyrannosaurier – mit einem neu entdeckten und zu tödlicher Perfektion fortentwickelten Körperbauplan. Zugleich hatte diese überhebliche Kreatur jedoch die kleinen Ohren und den

braunen Pelz der kleinen Nagetiere beibehalten, von denen es abstammte.

Der Maus-Raptor schien mit dem Wasser und dem Gras zufrieden. Er quiekte, spie aus und schlug mit dem Schwanz auf den Boden. In der Ferne ertönt als Antwort eine Reihe von Rufen, trommelnden Schlägen und Schreien.

Noch mehr Maus-Raptoren näherten sich dem See. Sie schwärmten übers Terrain aus und sogten die Luft ein. Ein paar Junge rannten den Erwachsenen zwischen den Füßen herum, balgten sich und knabberten sich mit der uralten, spielerischen Neugier von Räubern an.

Als sie sich versammelt hatten, drehten die erwachsenen Maus-Raptoren sich um, rissen die Mäuler auf und stießen ein synchronisiertes Heulen aus. Als Antwort trottete eine Herde andersartiger Tiere zum Wasser.

Es waren große Geschöpfe, so groß wie Ziegen-Elefanten. Sie drängten sich nervös zusammen und rempelten sich gegenseitig an. Und während sie anscheinend unter der Führung der Mäuse-Raptoren zum Wasser stolperten, fraßen sie noch schnell das Gras zu ihren Füßen ab.

Ihre Körper waren mit einem schütterten Fell bedeckt. Die Köpfe hatten Kämme und die Schädel waren so geformt, dass sie als Verankerung für die mächtigen Wangenmuskeln dienten, die wiederum die starken Unterkiefer betätigten. Die Köpfe sahen aus wie die von robusten Pithecinen. Die eng an den massigen Schädeln anliegenden Ohren waren groß und geädert und glichen Kühlrippen. Sie dienten dem Zweck, überschüssige Hitze von den großen Körpern abzuführen. Und die kräftigen Hinterbeine, auf denen sie sich aufzurichten vermochten, hatten zugleich die eigentümliche Krümmung der Kaninchen-Gazellen: Beine, die allzeit fluchtbereit waren.

Es waren hässliche Karikaturen von Elefanten. Und sie hatten sich nicht aus Ziegen und Schweinen entwickelt. Aus nach vorn gerichteten, großen dunklen Augen unter dicken Brauenwülsten schauten sie verwirrt und ängstlich in die Welt. Sie gingen auf allen vieren, wobei sie sich aber auf den Knöcheln abstützten; eine Körperhaltung, die man einst als Knöchel-Gang bezeichnet hatte.

Wie bei Erinnerung waren auch ihre Vorfahren Menschen gewesen. Erinnerung wartete, bis die großen, trägen Tiere die Tränke erreicht hatten. Sie schubsten sich gegenseitig an und entfalteten die Ohren in der

sich abkühlenden Luft des Nachmittags. Dann kroch sie davon.

Es hatte Millionen Jahre gedauert, bis die Renaissance des Lebens abgeschlossen war.

Heute zog sich im Norden von Erinnerungs tropischem Wald ein Band aus klimatisch gemäßigtem Waldland und Grasland um die Erde, das sich von Europa-Afrika über Asien bis nach Nordamerika erstreckte. Hier huschten noch mehr Kaninchen-Arten durchs kühle Blattwerk, während Tiere wie Igel und Schweine im Unterholz wühlten. Auf den Bäumen lebten Vögel, Eichhörnchen und jede Menge Fledermäuse. Diese vielgestaltige Gruppe von Säugetieren hatte sich vermehrt und eine beachtliche Formenvielfalt ausgeprägt – nun gab es nachtaktive Flugtiere, die gar keine Augen mehr hatten und andere, die gelernt hatten, mit den Vögeln ums reichhaltige Nahrungsangebot des Tages zu konkurrieren.

Noch weiter nördlich wuchsen Koniferenwälder, immergrüne Bäume, deren stachlige Blätter auch den letzten Rest von Sonnenlicht auffingen. Pflanzen fressende Tiere ernährten sich im Sommer von jungen Trieben und Nadeln und für den Rest des Jahres von Rinde, Moosen und Flechten. Viele von ihnen waren Ziegen. Weit verbreitet waren die an Hadrosaurier erinnernden Entenschnabel-Lebensformen. Zu den Räubern gehörten die allgegenwärtigen Mäuse und Ratten, aber es gab auch Fleisch fressende Eichhörnchen und große Raubvögel, die den Pterosauriern der sauerstoffreichen Kreidezeit-Luft nachzueifern versuchten.

An der nördlichen Peripherie der Kontinente hatte sich ein Tundra-Gürtel ausgebildet. Hier fraßen die Nachfahren von Schweinen und Ziegen im Sommer das spärliche Blattwerk ab und scharten sich im Winter zu dichten Gruppen zusammen. Wie die verschwundenen Mammuts waren einige dieser Kreaturen immer größer geworden, um die Wärme besser zu speichern, bis sie sich schließlich zu häusergroßen Fleischbrocken entwickelt hatten. Die räuberischen Ratten der Tundra hatten ihre Schneidezähne in große Klingen verwandelt, mit denen sie diese dicken Fell- und Fettschichten zu durchdringen vermochten. Sie hatten eine gewisse Ähnlichkeit mit den Säbelzähntigern früherer Zeiten. Es gab sogar Populationen von Wander-Fledermäusen, die gelernt

hatten, sich von den riesigen Insektenschwärmen zu ernähren, die der kurze Tundra-Frühling hervorbrachte.

Natürlich würde keine dieser Spezies jemals einen von Menschen vergebenen Namen tragen.

Diese letzte Auferstehung des Lebens unterschied sich jedoch in einem Punkt grundlegend vom letzten großen Trauma nach Chicxulub. Die Nagetiere hatten sich damals erst ein paar Dutzend Jahrmillionen nach dem Einschlag des Kometen entwickelt. Als nun der Tag der Wiederauferstehung kam, waren die Nager schon da.

Nagetiere waren formidable Konkurrenten. Sie wurden mit Nage-Schneidezähnen geboren. Diese Zähne waren tief in starken Kiefern verwurzelt: Einst hatten Ratten sich sogar durch Beton zu beißen vermocht. Diese Zähne ermöglichten es ihnen, so harte und zähe Nahrung zu fressen, die für andere Säugetiere ungeeignet war. Aber die Nagetiere verfügten auch über eine erstaunliche Fähigkeit zur Vermehrung und Anpassung. Nagetiere lebten kurz und pflanzten sich jung fort. Selbst bei den Riesen-Spezies wie den Ratten-Leoparden hatten die Weibchen nur kurze Tragzeiten und produzierten große Würfe. Viele dieser Jungen starben zwar, doch jedes einzelne dieser toten Babys war Rohmaterial für die gnadenlosen Prozesse der Adaption und Selektion.

In den leeren Räumen, die wieder aufzufüllen waren, entwickelten die Nagetiere sich schnell. In der großen Wiederauferstehung nach dem Verschwinden der Menschheit waren die Nagetiere die großen Gewinner gewesen. Man konnte die Erde alsbald – zumindest auf dem Land – als ein Königreich der Ratten bezeichnen.

All das hatte den Raum für die Nachkommen der Menschen stark eingeschränkt.

Angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit der wilden und frechen Nager hatten die Menschenabkömmlinge die Strategie der überlegenen Intelligenz, die ihnen einen solchen Erfolg und zugleich große Katastrophen beschert hatte, aufgegeben. Sie hatten sich zurückgezogen, schützende Nischen gesucht und passive Strategien entwickelt. Manche waren zu kleinen, scheuen und schnell sich vermehrenden Läufern geworden. Sie waren wie Ungeziefer. Manche Gruppen gruben sich sogar in den Boden ein. Erinnerungs Leute hatten sich wieder auf die

Bäume der Vorfahren zurückgezogen, doch nun stellten die Ratten ihnen selbst in diesem uralten Schutzraum nach.

Die elefantenartigen Menschen hatten einen anderen Ansatz gewählt: Sie waren so massig geworden, dass sie durch ihre schiere Größe geschützt waren. Allerdings war das auch kein voller Erfolg gewesen. Das sah man an der Konstruktion der gazellenartigen Hinterbeine. Elefanten waren keine schnellen Läufer gewesen, aber das hatten sie auch gar nicht nötig gehabt; in ihrer Zeit hatte nämlich kein Räuber existiert, der es mit einem ausgewachsenen Rüsseltier aufzunehmen vermocht hätte. Unter dem Ansturm der räuberischen Nagetier-Familien hatten die elefantenartigen Menschenabkömmlinge sich jedoch die Fähigkeit zur Flucht bewahren müssen.

Doch nicht einmal das hatte ausgereicht.

Die Maus-Raptoren waren Sozialwesen. Ihr soziales Gefüge war tief verwurzelt und reichte bis zu den Kolonie-Strukturen der Murmeltiere und Präriehunde zurück, die in hierarchischen ›Städten‹ mit Millionen von Tieren gelebt hatten. Sie unternahmen Streifzüge auf der Suche nach Beute und Wasser. Sie stellten Wachen auf. Sie jagten im Verbund. Und sie kommunizierten: Die Erwachsenen verständigten sich mit Schreien, Quieken und Trommelschlägen ihrer kräftigen Schwänze, die weit reichende Erschütterungen durch den Boden schickten.

Die Sozialfähigkeit dieser Raptoren machte sie als Räuber so effektiv, dass die Menschenabkömmlinge ihnen einfach nichts entgegenzusetzen hatten. Die Anzahl der großen Pflanzenfresser war stetig geschrumpft. Aber das war freilich auch schlecht für die Raptoren. Und so hatten im Lauf der Zeit die Elefantenartigen und die Maus-Raptoren eine Art Symbiose entwickelt. Die Maus-Raptoren lernten, die Herden der tumben Elefantenartigen zu schützen. Ihre Anwesenheit schreckte andere Räuber ab. Durch ihr Verhalten und Signale warnten sie die Elefantenartigen vor Gefahren, zum Beispiel vor Feuer. Sie lernten es, sie zu Wasserstellen und guten Weidegründen zu führen.

Alles, was die Raptoren im Gegenzug verlangten, war ein Anteil am Fleisch.

Die Elefantenartigen ließen das alles über sich ergehen. Sie hatten auch keine andere Wahl. Schließlich hatte die Selektion die Elefantenartigen so geformt, dass sie den neuen Bedingungen entsprachen. Wenn die

Raptoren die anderen Räuber für einen verjagten, wozu brauchte man dann noch Schnelligkeit? Und wenn sie einem das Denken abnahmen, wozu brauchte man dann noch Intelligenz?

In dem Maß, wie ihre Körper größer geworden waren, war das Gehirn dieser Menschenabkömmlinge geschrumpft, und sie hatten sich der Bürde des Denkens entledigt. Sie glichen nun Hühnern, deren Gehirn zugunsten größerer Mägen und eines effektiveren Verdauungssystems geopfert worden war. Das war aber gar nicht mal so schlecht, wenn man sich erst daran gewöhnt hatte. Unter der unwissentlichen Führung der Maus-Raptoren war ihre Anzahl sogar wieder angestiegen. Es war gar nicht so schlecht, so lang man wegschaute, wenn einem die Eltern, Geschwister oder die eigenen Kinder genommen wurden.

Es war eigentlich kein schlechtes Leben, von Nagetieren wie von Hirten behütet – und verzehrt zu werden.

Die Dämmerung setzte ein. Erinnerung fand einen anderen Akazienhain und kroch vorsichtig in die Äste des höchsten Baums. Das musste genügen. Wenigstens war sie vom Erdboden weg.

Als das Licht erlosch, erschienen die Sterne – aber es war ein überfüllter Himmel. Die Sonne, die ihre endlosen Kreise durch die Galaxie zog, lief nun durch einen Fetzen aus interstellarem Staub und Gas, einen Fetzen, der so groß war, dass er Lichtjahre umspannte. Menschliche Astronomen hatten das schon kommen sehen. Er war die Vorhut einer riesigen Blase, die von einer uralten Supernova-Explosion ins Gas geblasen worden war, und ihr Zentrum war eine Region der Sternentstehung. Und so war der neue Himmel spektakulär und voller heller, heißer neuer Sterne.

Jedoch gab es niemanden auf der Erde, der dieses Bild zu deuten vermocht hätte. Erinnerung verbrachte eine schlaflose Nacht und lauschte dem Quieten, den Trommelschlägen und dem Brüllen der Räuber, derweil namenlose Sternbilder über den Himmel zogen.

III

Die ersten paar Hundert Asteroiden, die die Astronomen entdeckten, waren in ihrem ordentlichen Gürtel zwischen Mars und Jupiter umgelaufen und hatten einen ausreichenden Sicherheitsabstand zur Erde eingehalten. Diese Weltraum-Felsbrocken waren eine Kuriosität gewesen und nur eine theoretische Hausforderung für diejenigen, die den Ursprung des Sonnensystems studierten.

Die Entdeckung von Eros war freilich ein Schock gewesen.

Man stellte fest, dass er innerhalb des Mars-Orbits umlief – im erdnächsten Punkt betrug der Abstand zur Erde weniger als ein Viertel der größten Annäherung zwischen Mars und Erde. Später wurden noch mehr Asteroiden gefunden, die den Orbit der Erde sogar schnitten und dadurch Kandidaten für eine eventuelle Kollision mit dem Planeten wurden.

Eros, dieser erste Irrläufer, war nie vergessen worden. Solange die Menschen sich mit solchen Dingen beschäftigten, war der Asteroid eine Art stummer Held seiner Art und ›prominenter‹ als jeder andere.

Zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts war Eros das Ziel der ersten Raumsonde, die in einen Orbit um einen Asteroiden gehen sollte.

Die Sonde wurde NEAR genannt, was für Erdnahe

Asteroiden-Rendezvous stand. Am Ende der Mission hätte die Sonde sanft auf der Oberfläche des uralten Asteroiden landen sollen. Diese ersten Astronomen hatten dem Asteroiden den romantischen Namen des griechischen Gottes der Liebe gegeben. Es war in aller Munde gewesen, als die Sonde NEAR den Ziel-Asteroiden ›geküsst‹ hatte, und die Medien hatten erwartungsgemäß besonders betont, dass der Kontakt kurz vorm Valentinstag stattgefunden hatte.

In Anbetracht der Umstände hätte der Name des Asteroiden jedoch nicht unpassender sein können.

Man war für lange Zeit der Ansicht gewesen, dass Eros mit seinem exzentrischen Orbit, der sich im Wesentlichen innerhalb des Mars-Orbits bewegte, keine Gefahr für die Erde darstellte. Ein Zusammenstoß mit

dem Mars erschien viel wahrscheinlicher.

Doch nun war der Mars verschwunden.

Und über lange Zeiträume, in denen er auf die subtilen Einflüsse der Anziehungskraft der Planeten reagierte und in dem Maß, wie seine eigenen komplexen, intrinsischen und dynamischen Instabilitäten sich auswirkten, änderte der Asteroid seine Bahn. Eine Million Jahre nach dem Untergang der Menschheit hatte er sich der Erde angenähert – sehr nahe, so nah, dass er mit dem bloßem Auge zu sehen gewesen wäre, falls jemand hingeschaut hätte.

Und neunundzwanzig Millionen Jahre später kam er noch näher.

Erinnerung wurde auf dem Akazienbaum von Juckreiz geplagt. Sie kratzte sich das Fell und suchte nach den Läusen und Wanzen, die sich am Blut labten oder Eier unter der Haut ablegten. Aber es gab auch Stellen, an die sie nicht herankam – zum Beispiel der Rücken, und natürlich tummelten die Parasiten sich dort am ungestörtesten.

Dadurch wurde sie schmerzlich an ihre Einsamkeit erinnert. In dem Maß, wie die Sprache verschwand, hatte die Angewohnheit der Fellpflege sich wieder etabliert und die alte Funktion als sozialer Kitt übernommen.

(Zumal sie ohnehin nie ganz verschwunden war.) Erinnerung war aber nicht mehr gekämmt worden, seit sie sich zum letzten Mal schlafen gelegt und sich zusammen mit ihrer Mutter ins Nest gekuschelt hatte. Überhitzt, vom Juckreiz geplagt, hungrig, durstig und einsam wartete Erinnerung in ihrem Akazienhain, bis die Sonne wieder hoch am Himmel stand.

Dann kletterte sie vom Baum herunter.

Die Elefanten-Leute und ihre Nagetier-Hirten waren verschwunden. Im leeren, staubigen Grasland regte sich fast nichts. Die Stille war so drückend wie die Hitze. Durch das staubige Flimmern sah sie im Osten einen dunklen Fleck, bei dem es sich vielleicht um eine Herde von elefantenartigen Schweinen oder Ziegen handelte oder vielleicht um Hominide. Im Westen nahm sie Bewegung wahr, ein braunes Fell. Vielleicht war es eine Räuber-Ratte mit ihren Jungen.

Im Norden, wo die purpurnen Berge dräuten, sah sie diesen dunkelgrünen Klecks. Sie verspürte nur den einzigen Impuls: sich in den Schutz des Walds zu flüchten.

Nackt und mit leeren Händen lief sie über die Ebene und ließ sich hin und wieder auf alle viere fallen, um einen Teil des Gewichts auf die Knöchel zu verlagern. Sie war eine winzige Gestalt, die eine weite, kahle Landschaft durchquerte und nur vom Schatten unter ihren Füßen begleitet wurde.

Sie fand kein Wasser und nichts zu essen außer ein paar Büscheln des spärlichen Grases. Der Durst setzte ihr immer mehr zu, und die Stille wurde immer drückender. Bald erschien ihr Leben nur noch aus diesem Marsch zu bestehen, als ob die Erinnerungen an ein Leben im Grünen und die Familie so bedeutungslos wären wie ihre Träume vom Fallen. Sie wurde sich bewusst, dass sie einen flachen Abhang in eine große, Kilometer durchmessende Senke hinab stieg. Vor dieser großen Mulde hielt sie inne.

Ein Tal war in die Mitte der Senke eingeschnitten – ein Tal, das einst von einem Fluss gefräst worden war –, doch selbst von hier aus sah sie, dass das Tal trocken war. Die Vegetation unterschied sich von der in der Ebene hinter ihr. Es gab hier keine Bäume, nur ein paar Büsche und vereinzelte grüne Grastupfer. Dafür gab es hier jede Menge rauschender violetter Blätter.

Ein gesundes Misstrauen gegenüber allem Neuen war nie verkehrt. Jedoch lag diese Senke mitten in ihrem Weg und schnitt sie vom bewaldeten Abhang ab, der noch weit entfernt war. Sie sah, dass es hier keine Tiere gab, weder Pflanzenfresser noch pirschende Räuber.

Also ging sie vorsichtig und wachsam weiter.

Der violett-purpurne Gürtel entpuppte sich als Blumen, die in dichten Gruppen inmitten dünner fahler Grashalme wuchsen – ein paar waren so hoch, dass sie ihr bis zur Hüfte reicht. Sie ging weiter, bis sie überall von kräftigem Purpur umgeben war. Doch auch hier gab es kein Wasser. Einst hatte hier eine Stadt gestanden. Doch selbst jetzt, lang nach dem Untergang der Stadt, war der Erdboden noch so verseucht, dass nur metalltolerante Pflanzen zu überleben vermochten – zum Beispiel die Kupfer-Blumen mit den violetten Blüten.

Schließlich wurden die purpurnen Blumen wieder lichter. Im Herzen dieses seltsamen Orts kam sie zu einem flachen Flussufer. Das Flussbett war trocken und nur mit Staubverwehungen gefüllt: Geologische Verschiebungen hatten vor schon langer Zeit das Wasser umgeleitet, das

diese Rinne gefräst hatte. Erinnerung stieg das erodierte Ufer hinunter und grub im Staub, doch auch hier gab es keine Feuchtigkeit.

Nachdem sie die flache Senke wieder verlassen hatte, dauerte es nicht lang, bis Erinnerung aufs nächste Hindernis stieß.

Es gab hier Bäume, knorrige, zäh wirkende Bäume, sowie Termiten- und Ameisenhögel, die wie Statuen über eine ansonsten trockene und leblose Ebene verstreut waren. Es war kein Wald – dafür standen die Bäume nicht dicht genug zusammen –, sondern es glich eher einem Garten, wo man einen großen Abstand zwischen den einzelnen Bäumen gelassen und sie mit Termitenhügeln und Ameisennestern umgeben hatte. Das waren Borametz-Bäume, die neue Art. Der Garten weckte ein tiefes, instinktives Gefühl des Unbehagens in Erinnerung. Im tiefsten Innern wusste sie, dass dies nicht die Art von Landschaft war, in der die Hominiden sich entwickelt hatten.

Und diese fremdartige Landschaft aus Bäumen und Termitenhügeln war wieder eine Barriere auf ihrem Weg; sie erstreckte sich so weit nach links und rechts, wie das Auge reichte. Und als die Sonne sich dem Horizont entgegensenkte, wurden Durst und Hunger schier unerträglich. Zögernd ging sie weiter.

Etwas kitzelte sie am Fuß. Sie schrie auf und sprang zurück.

Sie war in eine doppelte Ameisen-Kolonie getreten. Die Tiere liefen auf einer Spur zwischen einem Nest – dessen Löcher sie im Boden sah – und den Wurzeln eines Baums hin und her. Sie bückte sich und fuhr mit den Händen über die Ameisen. Dabei wirbelte sie zwar mehr Staub als Insekten auf, aber es gelang ihr trotzdem, sich ein paar Ameisen in den Mund zu stecken und kaute die knusprigen Leckereien. Immer mehr emsige Ameisen liefen ihr um die Füße herum, ohne das Schicksal ihrer Kameraden zur Kenntnis zu nehmen.

Der Baum, der das Ziel dieser Ameisen darstellte, war nichts Besonderes: Er war klein und hatte einen dicken, knorrigen Stamm und Äste, die mit kleinen roten Blättern behangen waren, sowie breite Luftwurzeln, die sich über den Boden ausbreiteten, bevor sie wie stochernde Finger darin verschwanden.

Erinnerung ging zum Borametz-Baum hin und musterte ihn skeptisch. Es hingen keine Früchte an den tiefen Ästen. Dafür wuchs etwas daran, das wie hartschalige Nüsse aussah, in Klumpen am Fuß des Stamms in der

Nähe der Wurzeln. Aber es gab nur ein paar Nüsse, weniger als ein Dutzend. Sie versuchte sie abzureißen, aber sie hingen zu fest für ihre Finger, und die Schalen waren zu hart für ihre Zähne. Sie riss ein paar Blätter ab und kaute sie versuchsweise. Sie waren bitter und trocken. Sie gab es auf, ließ die letzten Blätter fallen und lief zu einer verheißungsvolleren Nahrungsquelle. Der nächste Termitenhügel war so groß wie sie, ein hoher Kegel aus getrocknetem Lehm. Sie ging zum Baum zurück und suchte nach einem Zweig. Sie hatte früher schon Termiten gefischt, obwohl sie nicht so gut war wie seinerzeit Capo. Sie war nicht einmal so geschickt, wie Schimpansen es im Zeitalter der Menschen gewesen waren. Aber es gelang ihr vielleicht doch, genug von den wimmelnden Leckereien hervorzuholen, um den Hunger zu lindern...

Sie erhaschte einen Blick auf einen vorstoßenden Kopf mit Schneidezähnen, die wie Messerklingen durch die Luft säbelten. Eine Ratte. Sie machte einen Satz und griff nach den Ästen des Borametz. Die Äste waren dünn, verworren und schwer zu greifen. Aber sie schaffte es trotzdem, denn das war die einzige Deckung, die sie hatte.

Es war ein Maus-Raptor: einer von der Kolonie, die die elefantenartigen Menschenabkömmlinge zum See geführt hatten. Der Raptor stieß vor Wut einen schrillen Schrei aus, richtete sich auf den kräftigen Hinterbeinen auf, schnitt mit den blutverschmierten Schneidezähnen durchs untere Blattwerk und rannte mit dem massiven Schädel gegen den Stamm des Borametz.

Der junge, rastlose und neugierige Raptor hatte noch nie diese Art von Tier gejagt. Erinnerung so weit zu verfolgen war ein schönes Spiel gewesen. Doch nun hatte der Raptor genug gespielt und wollte wissen, wie sie schmeckte.

Die schorfige Rinde des Borametz scheuerte schmerzhaft an ihrem Körper. Die Äste hingen zu hoch für den Raptor. Doch unter der Wucht des großen Kopfes erzitterte der ganze Baum, und Erinnerung wusste, dass sie früher oder später wie eine reife Frucht herunterfallen würde. Sie geriet in Panik und wand sich durch die Äste, um sich möglichst weit vom Raptor zu entfernen.

Aber die dünnen Äste des Borametz brachen leicht. Sie hatten sich so entwickelt, um Vögel, Fledermäuse und kletternde Säugetiere davon

abzuhalten, sich hier häuslich einzurichten.

Der Ast unter ihr brach plötzlich ab. Sie fiel herunter und schlug auf dem Boden auf – und dann brach der Boden in einer Staubwolke unter ihr ein. Erschrocken fiel sie eine Körperlänge tiefer und kam dann hart auf. Sie lag benommen auf dem Rücken. Sie schaute zu einem Ausschnitt des Himmels und zum Kopf des Raptors empor, der von einem gezackten, eingebrochenen Dach aus festgestampfter Erde eingerahmt wurde. Und dann gab die Fläche unter ihr nach. Sie stürzte wieder in einer mit Erdreich durchsetzten Staubwolke ab. Dann kam sie eine Etage tiefer wieder hart auf. Geröll fiel ihr ins Gesicht und verstopfte Mund, Nase und Augen.

Es roch nach Milch: nach einer Mischung aus Urin, Fäkalien und Milch. Etwas kroch über Erinnerungs Bauch – es war klein, aber schwer, warm und haarlos. Sie griff blindlings danach. Und spürte, dass sie einen nackten, glitschigen und feuchten Körper umklammerte. Arme und Beine schlugen schwach auf sie ein. Es war, als ob sie ein nacktes Baby gehalten hätte.

Doch nun berührte eine dieser kleinen Hände ihre Brust, und Klauen schlitzten die Haut auf. Sie schrie auf und schleuderte die Kreatur weg. Sie hörte, wie sie mit einem dumpfen Schlag aufkam und in der Dunkelheit wegrutschte.

Aber sie waren überall – sie hörte ihre schabenden und schleifenden Geräusche in der Dunkelheit und sah sie im trüben Licht.

Maulwurf-Leute. So wirkten sie auf sie. Sie hatten eine lose, fleischige Haut, die ihnen in Falten um den Hals und den Körper hing. Sie waren unbehaart: Die Köpfe waren kahl, die rosige Kopfhaut runzlig, und sie hatten weder Augenlider noch Augenbrauen. Die Ohren waren klein und rudimentär, und die Nasen waren wie Schnauzen geformt. Sie hatten Schnurrhaare. Und sie hatten keine Augen: Die Höhlen, in denen die Augen einst gelegen hatten, waren nur noch mit Hautschichten bespannt. Sie hatten Arme und Beine, Rümpfe und Köpfe von Menschen. Aber sie waren alle klein; keiner von ihnen war größer als ein Kind ihrer Art – und trotzdem waren viele von ihnen Erwachsene. Sie sah Brüste und funktionale Penisse an diesen kleinen Leibern.

Blind oder nicht, sie waren lichtscheu. Sie zogen sich zurück und verschwanden in Tunnels, die in die Erde gegraben waren. Ihre

Fingernägel waren schaufelartige Klauen, die fürs Graben geschaffen waren. Eine Berührung dieser Klauen hatte schon gereicht, um tiefe Einschnitte in ihrer Schulter zu hinterlassen.

Sie war in einem Nest, in einem Nest von Leuten, die wie Würmer wimmelten und sich eingruben. Sie schrie auf, denn diese karikaturartigen Menschenabkömmlinge jagten ihr einen großen Schreck ein, einen Schreck, den sie nicht verstand, und sie versuchte wieder ans Licht zu gelangen.

Und schaute direkt in die Augen des Maus-Raptoren. Er zischte und setzte zum Sprung an.

Sie ließ sich in einen leeren Tunnel fallen.

Die Wände waren vom Durchgang unzähliger wimmelnder Körper verdichtet und glatt geschliffen, und ihr stach wieder der typische Gestank nach Milch und Urin in die Nase. Die Tunnels waren von den Maulwurf-Leuten mit ihren schlanken, kleinen Leibern geformt worden und zu eng für Erinnerung. Sie musste kriechen und sich mit Armen und Beinen vorarbeiten, die bald stark schmerzten. Es war ein klaustrophobischer Alptraum.

Aber da war Licht. Enge Kammer schlängelten sich an die Erdoberfläche. Die schmalen, verwinkelten Schächte sollten Luft durchlassen und zugleich Räuber ausschließen. Und es fiel auch genug Licht hindurch, um ihr zumindest einen gewissen Eindruck davon zu vermitteln, worin sie sich überhaupt bewegte.

In Tunnels, die in alle Richtungen abzweigten – ein ganzes Netzwerk. Sie hörte hallende Räume unter und neben sich, Kammern, Tunnels und Alkoven, die scheinbar bis in die Unendlichkeit sich verzweigten. Sie glaubte, hin und wieder einen Blick auf die Maulwurf-Leute zu erhaschen – zappelnde Gliedmaßen, zurückweichende Rümpfe oder abgedeckte, blind starrende Augenhöhlen.

Furcht und Verzweiflung überkamen sie. Aber sie hatte keine andere Wahl, als weiter zu kriechen.

Plötzlich brach sie durch eine dünne Wand und fiel in eine überfüllte Kammer. Babys schwärmten sofort über sie aus und bissen und kratzten sie.

Diese große Kammer war voller Kinder, kleinen Ausgaben der Erwachsenen, die sie zuerst gesehen hatte. Es stank hier erbärmlich nach

Blut, Kot, Milch und Erbrochenem.

Sie schob die Babys weg. Fast alle waren Weibchen. Ihre weichen, warmen kleinen Körper waren fast noch ekliger als die der Erwachsenen. Sie drehte sich um und versuchte zum Tunnel zurück zu kriechen, durch den sie gefallen war.

Doch nun quollen Erwachsene aus dem Tunnel. Diese Neuankömmlinge wichen nicht zurück wie die ersten, denen sie begegnet war. Diese Maulwurf-Leute waren Soldaten und gekommen, um die Kinderstube vor dem Eindringling zu schützen.

Der erste Soldat sprang sie mit ausgefahren Grabklauen an. Erinnerung hob den Arm, um den Hals zu schützen. Unter dem geringen Gewicht des Maulwurf-Wesens fiel sie wieder auf den Haufen wimmelnder Kinder.

Der Soldat war ein Erwachsener, ein Weibchen. Aber ihre Brüste waren kaum ausgeprägt, und ihre Vagina war unentwickelt. Sie war steril. Trotzdem kämpfte sie so wild, als ob ihre eigenen Kinder in Gefahr wären und wand sich, biss und kratzte.

Erinnerung hätte dem Angriff der Soldaten vielleicht nicht allzu lang standzuhalten vermocht, doch dann gelang ihr ein Glückstreffer. Sie versetzte dem Soldaten einen Tritt direkt unters Brustbein. Die kleine Kreatur wurde zurückgeschleudert und stieß mit den Leuten hinter ihr zusammen, worauf sich eine zuckende Masse aus Gliedmaßen und Klauen bildete.

Erinnerung machte auf der anderen Seite der Kammer die Konturen einer Tunnelöffnung aus und lief in diese Richtung. Sie stapfte auf allen vieren durch wimmernde Kinder.

Doch dann nahmen die Soldaten die Verfolgung wieder auf. Sie quetschte sich durch die Tunnels und nahm die erstbesten Abzweigungen. Sie wusste nicht, ob sie sich in Richtung der Erdoberfläche oder noch tiefer ins Erdinnere bewegte. Doch im Moment zählte nur, dass sie den Verfolgern entkam.

Sie brach – fiel – durch eine weitere Wand und landete auf einer harten Unterlage, wie auf einem Steinhaufen. Nein, das waren keine Steine, sondern Nüsse, große schwere Nüsse, die Nüsse des Borametz-Baums. Sie taumelte weiter und stieß auf einen großen Haufen aus Samen und Wurzeln. Sie war in einer Vorratskammer gelandet.

Und da kamen auch schon die Soldaten; sie schwärmten schnüffelnd aus. Sie eilte zur anderen Seite der Kammer und duckte sich hinter einem Haufen großer Samen an die Wand. Sie schleuderte den Soldaten mit aller Kraft Nüsse entgegen. Der Angriff brach zusammen, als die vorderste Linie zurückwich und mit den Nachfolgenden zusammenstieß. Sie ergriffen vor diesem Nüsse schleudernden Dämon die Flucht. Doch nicht alle Soldaten zogen sich zurück. Ein paar blieben in der Tunnelöffnung stehen und zischten und spien sie an.

Erinnerung, erschöpft und zerschlagen wie sie war, focht das aber nicht an. Sie vermochte nicht von hier zu verschwinden – aber die Soldaten vermochten auch nicht an sie heranzukommen. Sie stellte das Werfen mit den Nüssen ein.

Sie roch Feuchtigkeit. Sie fand eine Stelle in der dünnen Wand hinter sich, aus der eine dünne Baumwurzel ragte. Sie hatte die Wurzel abgerissen, und nun sickerte ein wässriger Saft heraus. Sie steckte sich die Wurzel in den Mund und sog den Saft aus. Die süße Flüssigkeit benetzte ihre ausgedörrte Kehle. Und dann fand sie ein paar Knollen unter dem Haufen Nüsse. Sie biss ins süße Fleisch und linderte den Hunger.

Sie legte sich hin und drückte sich schwere Nüsse an die Brust. Bald störte sie das Zischen der machtlosen Soldaten auch nicht mehr als das Geräusch eines entfernten Gewitters. Sie war so erschöpft, dass sie einnickte.

Und dann hörte sie Bewegung in der Kammer, ein Scharren und Schaben. Vorsichtig steckte sie den Kopf über die Barriere aus Nüssen. Sie sah Maulwurf-Leute in der Kammer herumlaufen, aber keine Soldaten. Sie schienen vergessen zu haben, dass sie überhaupt hier war. Sie hoben Nüsse auf und schafften sie aus der Kammer in den Tunneleingang. Erinnerung hatte keine Ahnung, was sie da machten. Sie hatte nicht einmal die geistige Kapazität, um die Frage überhaupt zu formulieren. Es kam nur darauf an, dass sie keine Bedrohung mehr für sie darstellten.

Sie sank wieder in ihr improvisiertes Nest, knabberte noch ein bisschen an der Knolle, dann schlief sie ein.

Die Maulwurf-Leute hatten sich wegen der Trockenheit dieses Orts unter

die Erde verkrochen – deshalb und wegen der Jäger. Wenn man sich in den Boden eingrub, war man sogar vor Ratten sicher.

Natürlich hatten sie dafür einen Preis zahlen müssen. Die Leute waren mit jeder Generation etwas mehr geschrumpft, um sich besser im wachsenden Tunnelkomplex bewegen zu können. Und mit der Zeit waren die Körper durch die Beschränkungen des Lebens im Untergrund geformt worden: Sie verloren die nutzlosen Augen, die Fingernägel wurden zu Grabklauen und die Körperbehaarung wurde durch Schnurrhaare ersetzt, die aus länglichen Schnauzen sprossen und ihnen dabei halfen, ihren Weg im Dunklen zu finden.

Die Trockenheit hatte Kooperation befördert.

Die Maulwurf-Leute lebten von Wurzeln und Knollen, in der Erde vergrabenen Schätzen. In der Trockenheit wurden die Knollen groß, wuchsen aber in weiten Abständen. Das war besser so für die Pflanzen, weil große Knollen nicht so schnell austrockneten. Eine einzelne Maulwurfs-Person, die aufs Geradewohl gegraben hätte, wäre wahrscheinlich längst verhungert, bevor sie auf die dünn gesäten Schätze gestoßen wäre. Wenn man aber bereit war, seinen Fund zu teilen, dann erhöhten sich die Erfolgsaussichten für die Gruppe als Ganzes, wenn viele Kolonie-Mitglieder in allen Richtungen gruben.

Alle Menschenabkömmlinge waren Sozialwesen wie ihre Vorfahren, und sie spezialisierten sich in dem Maß, wie sie diese Sozialität entwickelt hatten. Diese Maulwurf-Leute hatten die Sozialität sozusagen auf die Spitze getrieben. Sie lebten wie in einem Insekten-Kollektiv, wie Ameisen, Bienen oder Termiten. Oder vielleicht waren sie auch wie nackte Maulwurfs-Ratten, die eigenartigen, in Stöcken lebenden Nagetiere, die einst Somalia, Kenia und Äthiopien verseucht hatten und längst ausgerottet worden waren.

Dies war ein Stock. Hier waltete kein Bewusstsein. Es war aber auch gar kein Bewusstsein notwendig. Die globale Organisation des Stocks war die Summe der Interaktionen seiner Mitglieder.

Die meisten Bewohner der Kolonie waren Weibchen, aber nur ein paar von diesen Weibchen waren fruchtbar. Diese ›Königinnen‹ hatten die Kinder produziert, über die Erinnerung in der Kinderstube gestolpert war. Der Rest der Weibchen war steril; sie hatten nicht einmal die Pubertät erreicht und widmeten ihr Leben der Aufzucht nicht ihres

eigenen Nachwuchses, sondern der Kinder ihrer Schwestern und Cousinen.

In genetischer Hinsicht ergab das natürlich einen Sinn. Sonst hätte sich es auch gar nicht so ergeben. Die Kolonie war eine große Familie, die durch Inzucht zusammengehalten wurde. Indem man den Bestand der Kolonie sicherte, stellte man auch sicher, dass sein genetisches Erbe weitergegeben wurde, wenn auch nicht direkt durch eigenen Nachwuchs. Wenn man steril war, war das die einzige Möglichkeit, seine Gene weiterzugeben.

Aber das war nicht das einzige Opfer. In dem Maß, wie die Körper dieser Kolonie-Bewohner geschrumpft waren, waren auch die Gehirne geschrumpft. Man brauchte kein Gehirn mehr. Der Stock kümmerte sich um einen, genauso wie die Maus-Raptoren sich um die Elefanten-Leute kümmerten, die sie in Herden hielten und verzehrten. Man vermochte die Energie des Körpers sinnvoller zu nutzen, als ein unnötiges Gehirn damit zu befeuern.

Und mit der Zeit verzichteten die Maulwurf-Leute sogar auf die wertvollste aller Säugetier-Erbschaften: auf die Warmblütigkeit. Weil sie ihre Bauten kaum verließen, brauchten die Maulwurf-Leute keine so aufwändige Stoffwechsel-Maschinerie – zumal ein kaltblütiger Späher weniger Nahrung brauchte als ein warmblütiger. In ein paar Millionen Jahren würden diese Maulwurf-Leute wie Eidechsen ausschwärmen und in Konkurrenz zu den Reptilien und Amphibien treten, die die MikroÖkologie seit jeher bewohnten.

Und so huschten die Maulwurf-Leute ängstlich, unwissend und mit zuckenden Schnurrhaaren durch die mit Speichel zementierten Gänge. Doch im Schlaf rollten sie mit den zugewachsenen rudimentären Augen, während sie von seltsam offenen Ebenen träumten, auf denen sie frei und ungehindert umherstreiften.

Erinnerung verlor jegliches Zeitgefühl. Im stickig heißen Gefängnis der Kammer schlief sie, aß Wurzeln und Knollen und sog Wasser aus den Baumwurzeln. Die Maulwurf-Leute ließen sie in Ruhe. Sie war schon seit Tagen hier, ohne an etwas zu denken und andere Bedürfnisse zu verspüren außer zu essen, Kot und Urin abzusondern und zu schlafen. Trotzdem wurde sie schließlich unruhig. Sie wachte auf und schaute sich

verschlafen um.

Im trüben, diffusen Licht sah sie, dass Maulwurf-Leute die Kammer betraten und sie durch einen engen Schacht im Dach wieder verließen. Sie bewegten sich in einer Linie. Die schlackernde Haut warf Falten, wenn sich aneinander drückten, die Schnurrhaare zuckten und die klauenbesetzten Hände krabbelten.

Obwohl der Maus-Raptor und andere Gefahren im Hinterkopf präsent waren, sehnte Erinnerung sich danach, wieder nach draußen zu kommen – nach dem Tageslicht, nach frischer Luft, nach Grün.

Sie wartete, bis die Maulwurf-Leute vorbei geklettert waren. Dann stieg sie über den Haufen Nüsse und quetschte sich durch die schmale Bresche im Dach.

Es war eine Art Kamin, der zu einem Spalt purpurschwarzen Himmels hinaufführte. Der Anblick des Himmels trieb sie an, und sie quetschte sich immer höher durch den engen, zerklüfteten Kamin. Mit Händen und Füßen, Knien und Ellbogen arbeitete sie sich durch den Dreck und presste Brust und Hüften durch Lücken, die viel zu klein für sie zu sein schienen.

Schließlich steckte sie den Kopf über die Erde. Sie atmete die frische Luft in tiefen Zügen ein und fühlte sich gleich viel besser. Aber die Luft war kalt. Die knorrigen Konturen der Borametz-Bäume verstellten ihr den Blick auf den Sternenhimmel. Es war Nacht, die Zeit, wo die Maulwurf-Leute sich bevorzugt an die Oberfläche wagten. Sie schob die Arme aus dem Loch, legte die Hände auf den Boden und stemmte sich mit der Kraft eines Baumkletterers hoch, wobei sie den Körper aus dem Kamin zog wie einen Korken aus der Flasche.

Die Maulwurf-Leute waren überall; sie rannten auf Hinterbeinen und Knöcheln umher, schnüffelten, schlurften und wuselten durcheinander. Aber ihre Bewegungen waren dennoch geordnet. Sie gingen in Kolonnen, die sich um die Termitenhügel und Ameisennester schlängelten, zwischen den Borametz-Bäumen und den Ausstiegslöchern hin und her. Sie rissen die Nüsse ab, die in Klumpen an den Baumwurzeln wuchsen, Nüsse, die manchmal so groß waren wie der Kopf eines Maulwurfwesens. Aber sie schienen sie nicht zu knacken, um ans Fleisch zu gelangen. Sie brachten sie nicht einmal in die unterirdischen Lager. Vielmehr holten sie noch Nüsse aus den

unterirdischen Depots herauf, wie sie nun sah.

Sie brachten die Nüsse zum Rand des Borametz-Hains. Dort hoben Arbeiter kleine Gruben im Boden aus – wobei sie das spärliche Gras ausrissen –, in denen die Nüsse dann abgelegt und vergraben wurden. Jeder Borametz war der Mittelpunkt einer symbiotischen Gemeinschaft von Insekten und Tieren.

Symbiose zwischen Pflanzen und anderen Organismen war uralte: Die blühenden Pflanzen und die sozialen Insekten hatten sich quasi Hand in Hand entwickelt, wobei die einen die Bedürfnisse der jeweils anderen erfüllten. Und es waren die sozialen Insekten, die Ameisen und Termiten, die als Erste von den reproduktiven Strategien der neuen Baum-Art kooptiert worden waren.

Jede Symbiose war eine Art von Geschäft. Die Pfleger, ob Insekten oder Säugetiere, lösten die Samen der Borametz-Bäume vom Stamm oberhalb der Wurzeln ab, aber sie verzehrten sie nicht, sondern lagerten sie ein. Und wenn die Bedingungen günstig waren, transportierten sie sie zu einem Ort, der zur Bepflanzung geeignet war – in der Regel an der Peripherie eines schon existierenden Hains, wo es kaum Konkurrenz durch etablierte Bäume oder Gräser gab. Und so wuchs der Wald. Als Lohn für ihre Mühen bekamen die Pfleger Wasser: Wasser, das die außergewöhnlich langen Wurzeln des Borametz selbst in den trockensten Gebieten aus tiefen Grundwasserschichten herausholten.

Es war für die Maulwurf-Leute mit ihrer kooperativen Gesellschaft und den noch immer beweglichen Primaten-Händen und Gehirnen nicht schwer gewesen, die Termiten und Ameisen zu imitieren und die Borametz-Bäume selbst zu hegen. Zumal sie wegen ihrer größeren Körper auch ein größeres Gewicht zu tragen vermochten als Insekten, was die Entwicklung neuer Borametz-Arten mit größeren Samen zur Folge gehabt hatte.

Für den Borametz war es eine Frage der Effizienz. Der Borametz musste viel weniger Energie in jeden erfolgreichen Setzling investieren als seine Konkurrenten. Also war es eine reproduktive Strategie, die dem Borametz das Überleben ermöglichte, wo andere Spezies keinen Erfolg hatten. Und während ihre Pfleger die Samen fleißig von den Gärten auf die Wiese hinaustrugen, breiteten die Borametz-Arten sich sogar im Grasland aus. Schließlich – über fünfzig Millionen Jahre nach dem

Triumph der Gräser –, gelang den Bäumen die Revanche.

Die Borametz-Bäume verkörperten die erste pflanzliche Revolution, seit die blühenden Pflanzen in den Tagen vor Chicxulub aufgekommen waren. Und in den kommenden Zeitaltern sollte diese neue pflanzliche Revolution – wie schon das Erscheinen der ersten Pflanzen an Land es den Tieren ermöglicht hatte, das Meer zu verlassen, wie die Evolution der blühenden Pflanzen, wie der Aufstieg der Gräser – durchgreifende Auswirkungen auf alle Lebensformen haben.

Während Erinnerung noch immer außer Atem auf dem Boden saß und dem merkwürdige Treiben der Maulwurf-Leute zuschaute, hörte sie allzu bekannte schleichende Schritte und einen schrecklich zischenden Atem. Sie drehte langsam den Kopf, um sich nicht zu verraten.

Es war der junge Maus-Raptor, derselbe, der seine Herde von Elefanten-Leuten verlassen hatte, um sie zu jagen. Er stand über einer Reihe von Maulwurf-Leuten, die zwischen dem Baum und der Pflanzung hin und her huschten und sich der Gefahr nicht bewusst waren, in der sie schwebten.

Es war, als ob der Raptor Rache übte. Nur ein paar Nagetiere vermochten die dicke Schale der Borametz-Nüsse zu knacken. Je weiter der Borametz sich verbreitete, desto stärker waren die Samen fressenden Arten, denen dieser Raptor entsprungen war – zusammen mit Vögeln und anderen Spezies –, von einem schwindenden Nahrungsangebot, von schrumpfenden Revieren und in manchen Fällen sogar vom Aussterben bedroht.

Der Raptor traf seine Wahl. Er bückte sich, wobei er sich mit dem langen Schwanz abstützte, und schnappte sich eine verwirrte Maulwurfs-Frau. Der Raptor drehte sie auf den Rücken und strich ihr fast zärtlich über den Bauch.

Die Maulwurfs-Frau wehrte sich schwach. Zum ersten Mal in ihrem Leben war sie von der Kolonie abgeschnitten und vom subtilen sozialen Druck befreit. Es war, als ob sie plötzlich aus einem Meer aus Blut und Milch an die Oberfläche gestiegen wäre, und sie verspürte kreatürliche Angst – zum ersten und auch zum letzten Mal. Dann stieß der Kopf des Raptors herab.

Ihre Kameraden eilten an den Füßen des Killers vorbei, ohne dass der Fluss merklich unterbrochen worden wäre.

Der Maus-Raptor drehte sich um. Die kleinen Ohren zuckten. Und er starrte direkt auf Erinnerung.

Ohne zu zögern stürzte sie sich wieder ins Loch im Boden.

Erinnerung blieb noch für ein paar Tage in der Speisekammer. Aber sie vermochte sich nicht mehr im stickigen Mief einzurichten, der sie umgeben hatte.

Am Ende war es der Wahnsinn der Maulwurf-Leute, der sie vertrieb. Selbst für dieses trockene Gebiet war der Sommer sehr trocken gewesen. Die Suche nach den Knollen und Wurzeln, von denen die Maulwurf-Leute lebten, gestaltete sich immer schwieriger. Die Vorräte in der Kammer schwanden dahin und wurden der Not gehorchend durch andere Pflanzen ersetzt, wie die violetten Blätter der Kupferblumen. Diese Nahrung enthielt jedoch Giftstoffe, die sich im Blutkreislauf der Maulwurf-Leute akkumulierten.

Schließlich brach alles zusammen.

Wieder wurde Erinnerung von Maulwurf-Leuten geweckt, die durch die fast leere Speisekammer liefen. Doch diesmal stiegen sie nicht in ordentlichen Kolonnen durch die Kammer aus. Stattdessen rannten sie wie verrückt umher und drängten alle auf einmal aus der Kammer. Sie konnten es kaum erwarten, an die Oberfläche zu gelangen und rissen dabei das Dach ein.

Erinnerung wich den blindlings um sich schlagenden Krallen aus und folgte ihnen vorsichtig nach oben. Diesmal tauchte sie in Tageslicht ein. Überall um sie herum schwärmten die Maulwurf-Leute aus. Es waren unzählige, die durcheinander wuselten – wie ein Teppich aus zuckenden Fleischbrocken. Die Luft wurde vom Gestank nach Milch erfüllt und vom Geräusch, mit dem die Leiber aneinanderschabten. Es waren viel mehr, als die Kolonie Mitglieder gehabt hatte: Viele Stöcke hatten sich geleert, als die vergiftete, halb berauschte Population von einer Aufwallung kollektiven Wahnsinns gepackt wurde.

Und die Räuber zeigten schon Interesse. Erinnerung sah einen sich anschleichenden Ratten-Leoparden und ein Rudel hundeartiger Mäuseabkömmlinge, derweil über ihr Raubvögel in den Sturzflug gingen.

Das alles war eine Reaktion auf die Verknappung der Nahrung. Die

überfüllten Bauten der Maulwurf-Leute hatten sich geleert, als sie auf der Suche nach etwas Essbarem blindlings ausschwärmten. Im Rauschzustand vermochten sie sich aber nicht mehr vor Gefahren zu schützen. Der größte Teil dieser Horde würde heute sterben, hauptsächlich in den Mäulern von Räubern. Der langfristige Bestand der Stöcke war dadurch aber nicht gefährdet. Die Kolonien hatten noch genug fruchtbare Mitglieder, um zu überleben. Zumal es auch eine positive Seite hatte, dass die Population in der Dürreperiode reduziert wurde. Die Maulwurf-Leute vermehrten sich schnell, und wenn das Nahrungsangebot sich wieder vergrößerte, würden auch die leeren Bauten und Speisekammern sich bald wieder füllen.

Die Gene würden weitergegeben: Nur darauf kam es an. Selbst dieser periodische Wahnsinn war Teil des größeren Plans. Dennoch würden heute viele ausgelöscht werden.

Während die Räuber sich an den gedeckten Tisch setzten und die Luft vom Knacken von Knochen und Knorpeln, den Schreien der Sterbenden und dem Gestank von Blut erfüllt war, schlich Erinnerung von diesem Ort des Wahnsinns und Tods davon und nahm die durch eine lange Zwangspause unterbrochene Wanderung zu den fernen purpurnen Hügeln wieder auf.

IV

Schließlich kam Erinnerung zu einer großen Bucht, wo das Meer tief ins Land hinein reichte.

Sie kletterte eine erodierte Sandsteinklippe hinab. Einst hatte dieses Gelände sich unter dem Meer befunden, und Sedimente hatten sich über Jahrmillionen abgelagert. Nun war das Land aus dem Meer emporgestiegen, und Flüsse und Bäche hatten breite Gräben in den freigelegten Meeresboden gefräst. Dabei waren tiefe, kompakte Schichten zum Vorschein gekommen, in denen zum Teil – zwischen dicken Sandsteinschichten eingeklemmt – Reste von Schiffswracks und Schutt von untergegangenen Städten eingebettet waren.

Erinnerung erkannte diesen Strand wieder. Sie lief am oberen Rand entlang und hielt sich in der Deckung von Steinen und Dünengräsern. Der Sand piekste sie an Füßen und Knöcheln und setzte sich im Fell fest. Dies war ein junger Strand, und es ragten noch immer zerklüftete Kanten aus dem Sand, die noch zu neu waren, als dass sie schon erodiert worden wären.

Sie kam zu einem Bach, der von den Felsen zum Meer hinunterplätscherte. Wo das Wasser sich in den Sand ergoss, klammerte sich eine kleine Baumgruppe an den Hang. Sie duckte sich, führte den Mund zum Wasser und trank in großen Schlucken. Dann lief sie in den Bach und versuchte Sand, Flöhe und Läuse aus dem Fell zu waschen. Anschließend kroch sie in den Schatten der Bäume. Es gab hier keine Früchte, aber im kalten und feuchten, laubübersäten Boden tummelten sich viele Insekten, die sie sich in den Mund stopfte.

Vor ihr plätscherte das Meer leise an den Strand, und das Wasser leuchtete im Widerschein der hohen Sonne. Das Meer bedeutete ihr nichts, aber sein entfernter Schimmer hatte sie immer schon angezogen, und sie empfand es als durchaus angenehm, hier zu sein.

Zumal das Meer der Retter ihrer Art war.

Das von tektonischen Kräften auseinander gezerrte afrikanische Rift Valley war schließlich zu einem breiten Riss im Gefüge des Kontinents

geworden. Das Meer war eingedrungen, und ganz Ostafrika war vom Hauptkontinent abgesichert worden wie einst Madagaskar und isoliert in den Indischen Ozean abgedriftet. So langsam hatte dieser gewaltige Prozess stattgefunden, dass die kurzlebigen Wesen, die auf der neuen Insel lebten, kaum etwas davon mitbekommen hatten.

Nach dem Untergang der Menschheit hatte es auf dem ganzen Planeten Taschen mit Überlebenden gegeben. Und fast überall waren sie im Konkurrenzkampf gegen die Nagetiere unterlegen. Nur hier, auf diesem Bruchstück von Afrika, hatte ein geologischer Zufall die Menschenabkömmlinge gerettet. So hatten sie Zeit, einen Weg zu finden, den gnadenlosen Ansturm der Nagetiere zu überstehen.

Dieser Ort, Ostafrika, war einst die Wiege der Menschheit gewesen. Nun war er die letzte Zuflucht ihrer letzten Kinder.

Erinnerung sah eine Bewegung im Wasser. Vorsichtig zog sie sich in den Schatten zurück.

Es war eine große schwarze, schlanke und kräftige Gestalt, die zielstrebig durchs Meer schwamm. Sie schien zu rollen, und eine Flosse, die irgendwie an den Flügel eines Vogels erinnerte, ragte in die Luft. Erinnerung machte einen bauchigen Kopf mit einem breiten siebartigen Schnabel aus, der aus dem Wasser stach. Mit einem lauten Prusten schoss Wasser aus zwei Nasenlöchern, die sich an der Oberseite des Schnabels befanden, das in der Luft zerstäubt wurde. Dann krümmte der Körper sich und verschwand in der Tiefe. Sie erhaschte einen letzten Blick auf einen Schwanz, und dann war die Kreatur verschwunden. Trotz des massigen Leibs hatte sie das Wasser kaum aufgewühlt.

Im ›Kielwasser‹ dieses Riesen sprangen kleinere, aber auch kräftige Leiber aus dem Wasser – drei, vier, fünf an der Zahl. Sie beschrieben elegante Bögen, tauchten ins Meer ein und stiegen immer wieder aus dem Wasser empor. Die Körper hatten die Gestalt von Fischen, aber diese delfinartigen Geschöpfe waren offensichtlich keine Fische. Sie waren mit Vogel-Schnäbeln ausgerüstet, die sich zu langen orangefarbenen Greifzangen verjüngten.

Die ›Delfine‹ wurden von anderen Wesen gefolgt, die in gleicher Weise über die Meeresoberfläche schnellten. Doch bei diesen viel kleineren Geschöpfen handelte es sich wirklich um Fische. Die feuchten Schuppen glitzerten, und flügelartige Flossen an den Seiten der goldenen Körper

flatterten, als sie die kurzen, ruckartigen Flüge übers Wasser vollführten. Der ›Wal‹ war kein echter Wal, wie auch die ›Delfine‹ keine Delfine waren. Diese großen Meeressäuger waren bereits vor dem Menschen ausgestorben. Diese Wesen stammten von Vögeln ab, und zwar von den Kormoranen der Galapagos-Inseln im Pazifik, die von widrigen Winden vom südamerikanischen Festland dorthin verschlagen worden waren. Sie hatten das Fliegen verlernt und sich zum Meer hin orientiert. Die Flügel ihrer Nachfahren waren zu Flossen geworden, die Füße zu Schwanzflossen, und die Schnäbel hatten sich in spezialisierte Instrumente verwandelt – Greifer und Siebe –, um Nahrung aus dem Meer zu schöpfen. Ein paar ›Delfin‹-Spezies hatten sogar die Zähne ihrer Reptilien-Urahnen nachgebildet: Der genetische Entwurf für die Zähne hatte zweihundert Millionen Jahre im Genom der Vögel geschlummert und auf den Tag gewartet, an dem er reaktiviert wurde.

Über einen Zeitraum von dreißig Millionen Jahren – unmerklich langsam nach menschlichen Maßstäben – waren Adaption und Selektion durchaus in der Lage, einen Kormoran in einen Wal, einen Delfin oder in eine Robbe umzuwandeln.

Und all die schwimmenden Vögel, die Erinnerung sah, waren indirekte Nachkommen von Joan Useb.

Vor Erinnerungs Augen stieß eine delfinartige Kreatur aus dem Wasser mitten in die Wolke der fliegenden Fische hinein. Die Fische stoben mit blitzschnellen Schlägen der Flossen-Flügel auseinander, doch der Schnabel des ›Delfins‹ schloss sich noch um ein paar von ihnen, ehe der schlanke Leib wieder im Wasser versank.

Die Sonne machte sich an den langen Abstieg zum Meer. Erinnerung stand auf, klopfte sich den Sand aus dem Fell und setzte den vorsichtigen Knöchel-Gang am Strand entlang fort. Doch dann wurde sie von irgendetwas über sich abgelenkt. Mit der Befürchtung, dass es sich um einen Raubvogel handelte, schaute sie zum Himmel empor. Es war ein Licht – wie ein Stern, nur dass der Himmel noch viel zu hell für Sterne war. Sie sah, wie das Licht durchs Himmelszelt glitt.

Das Licht am Himmel war Eros.

NEAR, die kleine, längst tote Sonde, war für dreißig Millionen Jahre mit dem Ziel-Asteroiden durch die Weiten jenseits des Mars geflogen. Die exponierten Teile waren stark korrodiert, und die Metallwände waren

durch den Dauerbeschuss von Mikrometeoriten auf die Dicke von Papier reduziert worden. Bei der Berührung einer behandschuhten menschlichen Hand wäre sie zerfallen wie eine Skulptur aus Staub. Doch hatte NEAR bislang als eins der letzten Artefakte der Menschheit überlebt. Wenn Eros den erratischen Tanz um die Sonne fortgesetzt hätte, dann hätte NEAR vielleicht noch länger überdauert. Doch diese Chance sollte die Sonde nicht bekommen.

Der Durchgang des Asteroiden durch die Atmosphäre würde gnädig schnell erfolgen. Die fragile Sonde würde bei der Rückkehr zum Planeten, auf dem sie entstanden war, in Sekundenbruchteilen verdampfen, bevor der Himmelskörper, den sie so lang begleitet hatte, selbst zerstört werden würde.

Die evolutionären Laboratorien der Erde waren schon oft durch gewaltige Eingriffe von außen in Gang gesetzt worden. Und sie würden erneut die Arbeit aufnehmen: Von neuem würden die Prozesse der Variation und Selektion die Abkömmlinge der Überlebenden so umformen, dass sie die zerstörten ökologischen Systeme auszufüllen vermochten.

Jedoch war das Leben nicht unbegrenzt anpassungsfähig.

Auf Erinnerungs Erde gab es unter den neuen Spezies viele ›Novitäten‹. Und doch waren sie alle Variationen alter Themen. Die neuen Tiere waren allesamt anhand des uralten Vierfüßer-Bauplans erschaffen worden, dem Erbe der ersten nach Luft schnappenden Fische, die aus dem Schlick gekrochen waren. Und als Kreaturen mit einer Wirbelsäule waren sie alle Teil eines Phylums – ein riesiges Reich des Lebens.

Der erste Triumph des mehrzelligen Lebens war die so genannte Kambrium-Explosion gewesen, die etwa fünfhundert Millionen Jahre vor der Entstehung der Menschheit erfolgt war. In einem Ausbruch genetischer Innovation waren sage und schreibe hundert Phyla erschaffen worden: Jedes Phylum umfasste eine signifikante Gruppe von Spezies, die jeweils einen Entwurf eines Körper-Bauplans repräsentierten. Alle mit einem Rückgrat ausgestatteten Lebewesen gehörten zum Phylum der Chordaten. Die Arthropoden, das zahlenmäßig größte Phylum, umfasste Wesen wie Insekten, Tausendfüßler, Spinnen und Krabben. Und so weiter. Dreißig Phyla hatten den ersten Kataklysmus überstanden.

Seitdem waren Arten entstanden und vergangen, und das Leben hatte immer wieder Katastrophen und Aufschwünge erlebt. Es war jedoch kein einziges neues Phylum mehr entstanden, *kein einziges* – nicht einmal nach dem Pangäa-Auslösungsereignis, dem bisher größten Aderlass. Und selbst zum Zeitpunkt dieses urzeitlichen Ereignisses war die Fähigkeit des Lebens zur Erneuerung schon stark eingeschränkt. Der Stoff des Lebens war wie Knetmasse, die seelenlosen Prozesse der Variation und Selektion waren erfinderisch. Aber nicht unendlich erfinderisch. Die Fähigkeiten nahmen mit der Zeit ab.

Es war eine Frage der DNA. Im Zeitablauf hatte die molekulare Software, die die Entwicklung von Lebewesen steuerte, sich nämlich selbst verändert und war kompakter, robuster und kontrollierter geworden. Es war, als ob jedes Genom immer wieder eine ›Modellpflege‹ erfahren hätte, wobei jedes Mal Gen-Müll und Defekte aussortiert und die Kohärenz des Ganzen verbessert wurden – doch zugleich nahm das Potenzial für wesentliche Veränderungen immer mehr ab. Das uralte, durch die ›Innenrevision‹ der Genome erstarrte Leben war zu keinen großen Neuerungen mehr fähig.

Diese Selbstbeschränkung war eine verpasste Chance. Und das Leben vermochte auch nicht mehr allzu viele Hammerschläge einzustecken. Das Licht am Himmel war seltsam. Jedoch kam Erinnerung nach einer instinktiven Kalkulation zu dem Schluss, dass keine Bedrohung von ihm ausging. Aber da irrte sie sich. Purga, die den Teufelsschweif in ähnlicher Weise über sich hatte hinweg ziehen sehen, hätte ihr das sagen können.

Noch bevor die Sonne den Horizont berührte, erreichte sie den Wald im Windschatten der vulkanischen Berge und hatte nach vielen Tagen endlich ihr Ziel erreicht. Erinnerung schaute zu den hohen Bäumen vor sich auf und zum Blätterdach, das dem Himmel entgegenstrebte. Sie glaubte, schlanke Gestalten dort herumklettern zu sehen, und diese schemenhaften Klumpen waren vielleicht Nester.

Das waren nicht ihre Leute. Aber es waren Leute, und vielleicht waren sie wie sie.

Sie sprang vom Boden hoch und kletterte ins tröstliche Grün der Baumwipfel hinauf.

Etwas flog an ihrem Kopf vorbei. Es war ein fliegender Fisch, der vom

Meer kam. Sie sah, wie er mit kräftigen Schlägen der Flossen-Flügel zwischen den Bäumen hindurch flog und sich unbeholfen in einem Nest niederließ, wobei er pfeifend Luft in eine primitive Lunge sog.

KAPITEL 19

~~~~~ EINE SEHR FERNE ZUKUNFT

*Montana, Zentrales Neu-Pangäa,
ca. 500 Millionen Jahre in der Zukunft*

~~~~~

#### I

Ultima grub missmutig im Schmutz und hoffte darauf, einen Skorpion oder Käfer zu finden. Sie war ein orangefarbenes Fellknäuel auf der rostroten Oberfläche.

Es war dies eine flache, trockene Ebene aus rotem Gestein und Sand. Es war, als ob das Land mit einer riesigen Klinge abgeschabt und das Urgestein vom Wind mit einer kupfernen Patina überzogen worden wäre. Einst hatten Berge sich im Westen erhoben, purpurgraue Kegel, an denen das vom eintönig flachen Land ermüdete Auge sich festzuhalten vermocht hätte. Doch der Wind hatte schon vor langer Zeit die Berge abgetragen und weiträumig verstreute Felsbrocken auf den Ebenen hinterlassen, die ihrerseits auch erodiert und spurlos verschwunden waren.

Eine halbe Milliarde Jahre nach dem Tod des letzten echten Menschen war ein neuer Superkontinent entstanden. Er wurde von einer Wüste dominiert, die so rot war wie das Herz des alten Australien und glich einem riesigen Schild, das am blauen Antlitz der Erde befestigt war. Auf diesem Neu-Pangäa gab es weder natürliche Hindernisse noch Seen oder Bergketten. Heute war es ganz egal, wohin man ging, ob vom Pol zum Äquator oder von Ost nach West. Es sah überall gleich aus. Und der Staub war auch überall. Selbst die Luft war mit rotem Staub geschwängert, der von den regelmäßigen Sandstürmen aufgewirbelt



wurde und den Himmel in eine milchig-trübe Kuppel verwandelte. Diese Welt hatte mehr Ähnlichkeit mit dem Mars als mit der Erde.

Aber die Sonne war eine große lodernde Scheibe, die Hitze und Licht auf die Erde schleuderte. Sie war viel heller als in der Vergangenheit. Jeder menschliche Beobachter hätte sich im Vorhof der Hölle gewähnt.

Unter dem grellen Licht lastete die Hitze Tag und Nacht auf dem Land.

Es gab keine Geräusche außer dem Wind und dem Schaben der paar Lebewesen; nichts deutete darauf hin, dass es jemals anders ausgesehen hätte auf diesem roten Planeten. Das Land fühlte sich leer an; es war eine riesige Arena hallender Stille, eine Bühne, von der die Darsteller abgetreten waren.

Tief unter dem Staub, in dem Ultima wühlte, lag – unter den Ablagerungen einer halben Milliarde Jahren, unter dem Salz und Sandstein von Neu-Pangäa – das Gebiet, das man als Montana gekannt hatte. Ultima war nicht oberhalb von Hell Creek, wo die Knochen von Joan Usebs Mutter in den Schichten, die sie so sorgfältig durchsucht hatte, sich schließlich mit denen der Dinosaurier und urzeitlichen Säugetieren vereinigt hatten.

Ultima wusste nichts von ihrem besonderen Platz in der Geschichte und verstand ihn noch viel weniger. Sie gehörte nämlich zu den Letzten ihrer Art.

Ultima ging nach Hause. Ihr Zuhause war eine Grube im harten Gestein. Sie bot ein wenig Schutz vorm Wind. Hier fristeten Ultima und ihre Art ihr Dasein.

Die Grube mutete künstlich an. Der Boden war glatt, und die terrassierten Wände waren steil. Die Grube war nämlich ein Steinbruch, den menschliche Wesen vor einer halben Milliarde Jahren angelegt und tief ins Urgestein getrieben hatten. Selbst nach dieser langen Zeit, nachdem Berge entstanden und vergangen waren, war der Steinbruch noch fast unversehrt – ein stummer Zeuge menschlicher Tatkraft.

Vereinzelte Bäume wuchsen auf dem Boden der Grube. Sie standen majestätisch da, wie Wächter und wurden von Termiten-Kolonien umringt, deren Hügel sich überall auftürmten. Es waren kleine, hässliche Bäume, die der Zeit trotzten. Hier lebte kaum etwas außer den Leuten und unzähligen winzigen Kreaturen, die im Staub wühlten.

Als Ultima die Wände der Grube hinunterstieg, drehte der Wind und wehte nun aus Westen, aus der Richtung des Binnenmeers. Allmählich stieg die Luftfeuchtigkeit an. Und schließlich türmten sich über den abgetragenen Bergen im Westen dunkle Gewitterwolken auf.

Ultima schaute in den Himmel. Seit Ultimas Lebzeiten hatte es hier noch nicht geregnet. Die meisten Wolken, die vom fernen Meer kamen, hatten sich längst abgerechnet, bevor sie einen Ort wie diesen im Innern des Superkontinents erreichten. Es bedurfte schon eines sehr starken Sturms, um in diese endlosen Weiten der trockenen Ebene einzubrechen – eines ›Jahrhundert-Sturms‹. Und genau ein solcher Sturm zog nun auf. Man spürte es, dass etwas nicht stimmte – es lag in der Luft.

Die Leute eilten zu ihrem *Baum* zurück und flüchteten sich in den Schutz der Äste. Für ihre Begriffe eilten sie, aber sie bewegten sich dennoch mit einer behäbigen Trägheit, als ob sie durch die flimmernde Luft wateten.

Ultima sah mit ihren zehn Jahren aus wie ein kleiner Affe. Sie hatte lange Gliedmaßen, einen dünnen Rumpf und schmale Schultern: Selbst jetzt, bei diesen entfernten Nachfahren der Menschen, hatte der grundlegende Bauplan der Primaten noch Bestand. Der schlanke Leib war mit einem dichten roten Fell überzogen, das so rot war wie der Sand. Sie hatte einen kleinen Kopf mit einem dicken Brauenwulst und einem beweglichen, ausdrucksstarken Gesicht – es war ein erstaunlich menschliches Gesicht. Kleine Hautlappen in der Art von Augenlidern bedeckten Augen, Nase, Anus und Vagina, um die wertvolle Feuchtigkeit zu speichern. Sie hatte eine hohe Stirn, fast als ob ihre Art wieder das große Gehirn des Menschen-Zeitalters ausgeprägt hätte, doch dahinter befand sich nur poröser Knochen mit einem Verbund aus Nebenhöhlen, die als Kühlsystem fürs Gehirn fungierten.

Und obwohl sie schon ausgewachsen war, hatte sie einen kindlichen Körper. Ultima war in funktionaler Hinsicht eine Frau – die Leute gebaren immer noch –, aber es gab keine Männer mehr, und das Geschlecht war ohne Bedeutung. Sie hatte keine Brüste, nicht einmal Brustwarzen. Dieser Tage wurde keine Muttermilch mehr gebraucht, genauso wenig wie die komplexen Strukturen eines großen Gehirns. Der *Baum* sorgte für sie.

Und sie war kein zweibeiniges Wesen. Das sah man an der Art und Weise, wie sie zum *Baum* lief: Arme und Beine waren zum Hangeln und

Klettern gemacht und die Füße zum Greifen – nicht für den aufrechten Gang. Diese experimentelle Art der Fortbewegung war schon vor langer Zeit ad acta gelegt worden. Im Vergleich zu ihren Ahnen war sie langsam und träge, wie alle ihrer Art.

Am *Baum* hielt Ultima Ausschau nach ihrer Tochter.

Der blättrige Kokon des Kindes schmiegte sich in eine tiefe Astgabel.

Das kleine Mädchen war sicher in weiche weiße Daunen gebettet; orangefarbene Haarsträhnen fielen ihm über die gewölbte Stirn.

Während der Saft des *Baums* durch den fahlen Strang der Bauch-Wurzel strömte, die in ihrem Magen mündete, regte das Kind sich und brabbelte etwas vor sich hin. Es hatte den kleinen Daumen in den Mund gesteckt und träumte grüne Träume.

... Etwas stimmte nicht. Ultima war zwar keine begnadete Analytikerin, aber auf ihre Instinkte konnte sie sich verlassen. Sie strich über den zottigen roten Pelz am Bauch des Kindes und strich das flauschige baumwollartige Futter des Kokons glatt. Das kleine Mädchen wimmerte und drehte sich im Schlaf um. Ultima konnte machen, was sie wollte, dieses unbehagliche Gefühl wollte einfach nicht weichen. Nervös richtete sie den Kokon her.

Der Wind schwoll an wie ein machtvoller Atem.

Ultima stieg höher ins schützende Geäst des *Baums*. Hastig wickelte sie sich in ihren Kokon und schloss den Blatt-Ver-schluss. Die Blätter waren dick und zäh, wie Platten einer ledernen Rüstung. Die anderen Leute taten es ihr nach und richteten sich auf den Ästen ein, sodass es aussah, als ob der *Baum* plötzlich große schwarze Früchte triebe.

Die Wolken jagten über den Himmel und hielten die sengende Hitze einer allzu heißen Sonne zurück. Ultima schaute zum Himmel hinauf. Neugier war keine verbreitete Regung mehr, wo die Welt über weite Spannen von Zeit und Raum mehr oder weniger unverändert war. Doch *heute* war ein anderer Tag. Sie hatte die Luft noch nie so feucht, schwer und drückend empfunden und noch nie so dräuend schwarze Wolken gesehen.

Und im letzten Moment, ehe das Unwetter losbrach, sah sie flüchtig etwas anderes.

Auf dieser vom Zahn der Zeit abgenagten Ebene lag eine Sphäre. Sie war doppelt so groß wie sie. Sie war weder blau wie der Abendhimmel

noch rostrot wie der Erdboden oder die Farbe des Sands wie die meisten Kreaturen auf der Welt. Stattdessen war sie eine schillernde Mischung aus Purpur und Schwarz, den Farben der Nacht.

An diesem seltsamen Tag war hier etwas Außergewöhnliches erschienen. Sie schaute mit offenem Mund hin, ohne zu begreifen, was sie da sah. Aber sie spürte, dass dieses Ding nicht von ihrer Welt war. In dieser Beziehung hatte sie Recht.

Nun blitzte es, und sie vergrub wimmernd das Gesicht im Grün. Die Blätter schlossen sich um sie und hüllten sie ein. In der Wärme und Dunkelheit wurde die Luft angenehm feucht. Als jedoch die Bauch-Wurzel nach der ventilartigen Öffnung im Bauch, direkt unter dem Nabel tastete, schob sie sie weg. Sie suchte hier nur Schutz und hatte dem *Baum* heute nichts zu geben.

Und dann brach der Sturm los.

Wind und Staub kamen wie eine rote Wand von Westen angerast. Vertrocknete Pflanzen wurden zerrissen. Selbst die verstreuten, majestätischen Bäume wurden geschüttelt und verloren Äste. Leute und andere Symbionten wurden zu ihrem Entsetzen aus den Kokons gerissen und davon gewirbelt.

Die ersten Regentropfen, die wie Geschosse aufschlugen, kündigten einen apokalyptischen Wolkenbruch an. Der Regen war so stark, dass er sogar die steinharten Oberflächen der uralten Termitenhügel angriff. Es gab nichts, was das Wasser aufzunehmen vermocht hätte, kein Gras, um den Erdboden festzuhalten. Nach ein paar Minuten schoss Wasser durch jede ausgetrocknete Rinne und durch jedes Flussbett. Eine große schlammige Flutwelle ergoss sich in den Steinbruch. Das von der Erde rot gefärbte Wasser toste in Strudeln um die *Baumwurzeln*.

Doch der Regen hörte auch so schnell wieder auf, wie er begonnen hatte. Die Wolken stoben tiefer ins Innere des Superkontinents. Nichts in Ultimas Erfahrungsschatz hatte sie auf einen so sintflutartigen Regen vorbereitet. Doch der *Baum* verstand das Ereignis auf seine gemächliche pflanzliche Art.

Während Ultima sich noch geschockt im Kokon in einer embryonalen Haltung zusammenkrümmte, spürte sie, wie die lederartige Haut um sie herum pulsierte. Am liebsten wäre sie hier in der feuchten Dunkelheit geblieben, statt sich der schrecklichen Wirklichkeit jenseits dieser

Schutzhülle zu stellen. Aber der *Baum* vermittelte ihr ein Gefühl des Unbehagens und der Unruhe. Er wollte, dass sie ihn verließ und sich an die Arbeit machte.

Sie setzte sich mit dem Rücken an die Wand des Kokons und drückte dagegen. Die Blätter lösten sich mit einem feuchten Schmatzen voneinander. Sie fiel vom *Baum* und landete im Schlamm.

Überall um sie herum fielen die Leute vom *Baum*. Sie machten ein paar versuchsweise Schritte auf den Knöcheln. Der Schlamm fühlte sich seltsam an: Es war ein schweres, klebriges rotes Zeug, das an Beinen, Füßen und Händen haftete.

Die höllische Sonne kam wieder hervor, und der Schlamm trocknete auch schon wieder. Das Wasser verdunstete, und der Boden backte wieder fest zusammen. Doch für diese paar Minuten war der Boden eine quirlige Arena von Geräuschen und Bewegung gewesen. Mit wahrnehmbarer Geschwindigkeit wuchsen Ranken, Blätter und sogar Blumen aus dem Schlamm. Sie waren Samen entsprossen, die für ein Jahrhundert im Boden geschlummert hatten. Bald platzen Samensäcke auf. Wie winziges Schrapnell wurden neue Samen in die Luft geschossen. Ganze Fortpflanzungszyklen wurden in Minuten abgeschlossen.

Insekten kamen aus ihren eingekapselten Verstecken hervor und tanzten und paarten sich über den Tümpeln, die bald wieder verdunsten sollten. Auf dem Erdboden tummelten sich noch mehr Insekten wie Ameisen, Skorpione, Schaben, Käfer und ihre stark abgewandelten Nachfolge-Spezies. Viele Ameisen waren Pflanzenfresser, und Ultima sah, wie sie sich in Kolonnen zwischen den erblühenden Pflanzen hin- und herbewegten und Baumaterial für ihre Nester transportierten.

Und es gab unzählige kleine Echsen. Sie waren kaum zu sehen, so gut war die Tarnung der rötlichen Haut im Sand. Sie schwärmten zur Jagd aus. Bei ein paar erschöpfte die Jagd-Strategie sich darin, sich mit offenen Mäulern neben den Ameisen-Kolonnen zu postieren und darauf zu warten, dass ihnen ein paar unvorsichtige Insekten in die Falle gingen. Eine kleine, kompakte kaktusartige Pflanze, eine stachelbewehrte Kugel mit lederartiger Haut, zog die oberen Wurzeln aus dem Boden und koppelte sich von einem tief verzweigten Wurzelsystem ab. Auf Wurzeln, die wie ungelenke Beine schwankten, wankte das Gewächs

aufs noch immer fließende Wasser zu. Dort angekommen sank die Pflanze wie mit einem Seufzer in den Schlamm. Sofort lösten die Hilfs-Wurzeln, die die Fortbewegung ermöglicht hatten, sich auf, und neue Wurzeln bohrten sich in den feuchten Boden.

Überall taten die Leute sich an den plötzlich aufgetauchten Pflanzen, Reptilien, Amphibien und Insekten gütlich. Es waren hauptsächlich Erwachsene: Kinder waren selten in diesen entbehrungsreichen Zeiten. Der *Baum* achtete darauf.

Ultima, die noch nie zuvor ein Unwetter erlebt hatte, schaute sich das alles fassungslos an.

Eine froschartige Kreatur brach aus dem Boden. Sie hüpfte und stolperte zum nächsten schlammigen Tümpel und platschte hinein. Dann lockte sie mit einem lauten Quaken die Weibchen an, die sich ebenfalls aus der Erde stemmten. Bald war der Tümpel ein Pfuhl sich paarender Amphibien. Ultima schnappte sich einen der Frösche. Er war wie ein schleimiger Wasserbeutel. Sie steckte ihn sich in den Mund. Kurz spürte sie seine Kälte und das auf der Zunge hämmernde Herz, als sei er enttäuscht darüber, dass das jahrhundertelange Warten im Kokon aus hartem Schlamm nun ein so unrühmliches Ende nahm. Dann biss sie zu, und köstliches Wasser und salziges Blut spritzte ihr in den Mund.

Doch die Tümpel trockneten schon wieder aus, und das Wasser verdunstete auf der zusammen gebackenen Erde. Aus dem Froschlaich waren schon kleine Kaulquappen geschlüpft, und die schnell sich entwickelnden Quappen fraßen Algen, kleine Krabben und sich gegenseitig. Dann schwärmten sie im Wasser hinter ihren Eltern aus – und wurden von Armadas kleiner hungriger Eidechsen abgefangen.

Doch die jungen Frösche gruben sich bereits im Schlamm ein und bauten sich mit Schleim beschichtete Kammern, in denen sie die Jahrzehnte bis zum nächsten Regen aussaßen: Die Haut würde sich verhärten, und der Stoffwechsel würde in den Ruhezustand heruntergefahren.

Die Leute entfernten sich wieder von den Brutstätten. Ein paar trugen die schweren Samen des *Baums*, Kapseln, die so groß waren wie ihre Köpfe. Wie für die Frösche war dieser seltsame Tag auch für den *Baum* die alle hundert Jahre wiederkehrende Gelegenheit, die Samen der nächsten Generation von den Armeen seiner Symbionten eingraben zu lassen.

Ultima sah, dass Kaktus eine kleine, flinke Eidechse mit einem kurzen,

als Fettspeicher dienenden Schwanz jagte.

Kaktus war etwa zur gleichen Zeit wie Ultima geboren worden, und sie waren zusammen aufgewachsen und hatten durch Teilen, Wetteifern und Kämpfe die Welt kennen gelernt. Kaktus war klein und rund – ungewöhnlich für ihre Leute, die im Allgemeinen dünn und langgliedrig waren, um die Körperwärme besser abzuführen – und sie war reizbar. Insofern glich sie wirklich einem Kaktus. Kaktus war eine Art Gefährtin oder sogar eine Schwester, aber sie war nicht Ultimas Freundin. Man musste in der Lage sein, den Standpunkt eines anderen zu erkennen, um ihn als Freund einzustufen, und diese Fähigkeit hatten die Leute schon lang verloren. Sie hatten dieser Tage keine Freunde mehr – keinen Freund außer dem *Baum*.

Ultima wollte Kaktus folgen. Aber sie wurde abgelenkt. Plötzlich sehnte sie sich nach Salz. Das war die Botschaft des *Baums* an sie, die in der organischen Chemie gesteckt hatte, von der sie während des Aufenthalts im *Baum* gezehrt hatte. *Der Baum brauchte Salz*. Und es war ihre Aufgabe, welches zu finden. Sie erinnerte sich daran, dass es ein paar hundert Meter entfernt ein Salzbett gab und wurde unwiderstehlich dorthin gezogen.

Doch in dieser Richtung stand die Sphäre, diese geheimnisvolle Kugel aus Schwarz und Purpur, die lautlos über der flirrenden Landschaft hing. Sie zögerte und wurde zwischen zwei Impulsen hin und her gerissen. Sie wusste, dass die Sphäre *fehl am Platz* war. Die hohe Intelligenz der Menschen hatte sich längst verflüchtigt, aber die Leute hatten sich ein profundes Verständnis des Lands, seiner Geographie und Ressourcen bewahrt: Man musste schon ein ausgeprägtes Gespür haben, wenn man Nahrung und Wasser in dieser knochentrockenen Landschaft finden wollte. Deshalb war ihr bewusst, dass die Sphäre nicht hierher gehörte. Aber in dieser Richtung war auch das Salz.

Trotz des Unbehagens ging sie los.

Das Salzvorkommen befand sich irgendwo am Fuß der Sphäre. Sie sah, dass Schlamm gegen die seltsam glänzende Oberfläche geschwappt war. Sie versuchte die Sphäre zu ignorieren und scharrte im Dreck.

Salz gab es reichlich. Als vor hundert Millionen Jahren die Kontinente sich in ihrem Reigen zu diesem neuen Pangäa vereinigt hatten, war über dem größten Teil von Nordamerika ein Binnenmeer entstanden.

Schließlich war es zu ein paar verstreuten Salzseen geschrumpft. Das Meer hatte jedoch eine riesige Salzablagerung hinterlassen, eine schimmernde Ebene, die sich über Hunderte von Kilometern erstreckt hatte. Das Salzbett war mit Schutt bedeckt worden, der von den Resten der erodierenden Berge heruntergespült wurde und lag nun unter metertiefem rotem Sand begraben. Aber es war noch da.

Nach kurzer Zeit hatte sie ein armtiefes Loch gegraben und holte mit den Händen Erde herauf, die mit grauweißem Salz durchsetzt war. Sie kaute die Erde, bis die Salzkristalle sich im Mund aufgelöst hatten und spie den Sand aus. Als sie das Salz zwecks späterer Übertragung an den *Baum* im Bauch gespeichert hatte, wurde Ultima von der Zwanghaftigkeit befreit.

Und wurde sich wieder der Sphäre bewusst. Sie hatte die ursprüngliche Position verändert. Und sie schwebte nun über dem Boden; sie sah einen Fingerbreit Licht darunter.

Sie näherte sich der Sphäre auf den Hinterfüßen und Knöcheln, wobei die Augen vor Neugier trübe leuchteten. Sie hatte keine große Angst. Es gab wenig Abwechslung in ihrer Wüstenwelt. Aber auch wenig Gefahr. In einer platten Landschaft fiel es Räubern schwer, sich auch nur an das langsamste und leichtsinnigste Opfer anzuschleichen.

Mit einem Finger berührte sie zögernd die Oberfläche der Sphäre. Sie war weder warm noch kalt. Sie war *glatt*, glatter als alles, was sie je zuvor berührt hatte. Die Härchen auf der Hand sträubten sich, als ob sie statisch geladen wären. Und sie roch etwas, den Geruch der Wüste selbst – einen versengten, verbrannten und trockenen Geruch.

Der Geruch nach verschmortem Metall war das Resultat der Exposition gegenüber dem Vakuum: ein Vermächtnis des Weltraums.

Einer nach dem andern kehrten die Leute vom Sammeln zum *Baum* zurück, kletterten auf die Äste und wickelten sich in die Blätter.

Ultima zog die lederartigen Blätter um den Körper. Die Bauch-Wurzel kroch auf sie zu, suchte das Ventil im Bauch und schob sich hinein wie eine neu angeschlossene Nabelschnur. Als die salzige Flüssigkeit in den *Baum* strömte, wurde Ultima mit einem Gefühl der Sicherheit, des Friedens und der Rechtschaffenheit belohnt. Diese Stimmung wurde von Chemikalien im *Baumsaft* induziert, den sie im Gegenzug für ihr Blut



erhielt, doch war es deshalb nicht weniger tröstlich. Damit wurde sie unmittelbar dafür belohnt, dass sie den *Baum* ernährte, und die langfristige Belohnung war das Leben selbst. Der *Baum* beherzigte das Prinzip von Geben und Nehmen. Menschenabkömmlinge und *Baum* verhielten sich nicht wie Parasiten zueinander. Sie bildeten eine echte Symbiose.

Aber etwas stimmte nicht. Ultima verspürte ein Unbehagen, ohne dass sie dieses Gefühl zu artikulieren vermocht hätte.

Obwohl der warme Saft sie mit grüner Schläfrigkeit einlullte, musste sie ständig daran denken, wie das Kind im Kokon gelegen hatte, mit dem Daumen im Mund und der vor ihm zusammengerollten Bauch-Wurzel.

*Etwas hatte nicht gestimmt.* Jeder Instinkt sagte ihr das.

Der Saft pulsierte stärker im Bauch, und einschläfernde Chemikalien wurden ausgeschüttet. Mit dieser starken Dosis wollte der *Baum* sie dazu bewegen, hier in der Sicherheit des Kokons zu bleiben. Aber sie wurde das Gefühl einfach nicht los, dass etwas nicht stimmte.

Sie zog die Bauch-Wurzel heraus und stemmte sich mit Schultern und Beinen gegen den Kokon. Er platzte auf, und sie fiel auf den Boden.

Sie wurde von Licht und Wärme überwältigt. Obwohl die Sonne schon tief stand, war es immer noch heller Tag. Im Innern des Kokons verstrich die Zeit in einem anderen Takt – nach einem Takt, den der *Baum* vorgab. Aber der Boden war hart und staubig. Außer ein paar Regenrinnen hatte es den Anschein, als ob das Unwetter nie stattgefunden hätte.

Es war niemand zu sehen. Alle Kokons waren geschlossen – alle außer einem. Kaktus schaute zu ihr herab; ihr kleiner Kopf lugte aus dem halbgeschlossenen Kokon. Die verspielt wirkende Kaktus schlüpfte zwischen den Blättern hervor und ließ sich neben Ultima auf den Boden fallen.

Ultimas Unbehagen steigerte sich.

Sie lief um den Fuß des *Baums* herum und stellte fest, dass der Kokon ihres Babys noch in der Astgabel war. Er war aber dicht versiegelt und ließ sich auch nicht öffnen, als sie es versuchte. Kaktus gesellte sich zu ihr, als ob das alles ein Spiel wäre. Die beiden gruben die Finger in die Nahtstellen zwischen den versiegelten Blättern und versuchten sie angestrengt grunzend aufzubrechen.

Früher wäre eine Person auf die Idee gekommen, die Kapsel mithilfe

eines Werkzeugs zu öffnen. Aber das war einmal. Es gab keine Werkzeugfertigung mehr, und alle Artefakte der Menschen waren längst verrottet, außer ein paar Pithecinen-Steinäxten, die in tiefen Erdschichten begraben waren. Und Ultima und Kaktus waren mit der Lösung ungewöhnlicher Probleme überfordert, weil die Routine auf ihrer monotonen Welt kaum jemals unterbrochen wurde.

Schließlich öffnete der Kokon sich mit einem Schmatzen.

Ultimas Baby war noch immer ins weiße baumwollartige Material eingehüllt, mit dem der Kokon ausgekleidet war. Doch Ultima sah auf den ersten Blick, dass die ›*Baumwolle*‹ sich verdickt hatte. Sie hatte sich ums Gesicht des Babys geschlossen, und Tentakel schoben sich in Mund, Nase, Augen und Ohren.

Kaktus wich mit einem Ausdruck des Ekels zurück.

Beide wussten, was das bedeutete. Sie hatten es zuvor schon gesehen.

Der *Baum* tötete Ultimas Baby.

Ein neues Pangäa.

Hundert Millionen Jahre, nachdem Erinnerung in ein namenloses Grab gefahren war, hatte der amerikanische Doppelkontinent sich wieder nach Osten bewegt. Während der Atlantik sich schloss, driftete Afrika nordwärts über den Äquator und drückte Eurasien infolgedessen noch weiter nach Norden. Derweil verschob Antarktika sich auch nach Norden und stieß mit Australien zusammen, worauf diese neue Formation sich ins östliche Eurasien hineinschob. So wurde der neue Superkontinent geboren. Im Innern, weit von der mäßigenden Wirkung der Meere entfernt, stellten sich extreme Bedingungen ein – höllisch heiße und trockene Sommer und mörderisch kalte Winter.

Alle Bewegungshindernisse waren abgebaut worden. Es fiel der Startschuss für alle Pflanzen und Tiere, sich in alle Richtungen auszubreiten. Das war eine Parallele zur großen globalen Vermischung, die die Menschen während ihrer ein paar tausend Jahre währenden Herrschaft über den Planeten erzwungen hatten – und wie damals war eine vereinte Welt zugleich auch eine verarmte Welt. Es war in schneller Folge zum Massensterben gekommen.

Und im Zeitablauf wurde es immer schlimmer.

Beim neuen Superkontinent setzte sofort die Alterung ein. Die

tektonischen Kollisionen hatten neue Gebirge aufgefaltet, und während sie wieder erodierten, reicherte der Schutt die Ebenen mit chemischen Nährstoffen wie Phosphor an. Jedoch fanden keine neuen Gebirgsentstehungs-Ereignisse mehr statt, keine neue Auffaltungen. Die letzten Berge wurden abgetragen. In den Erdboden einsickerndes Regenwasser und Grundwasser wuschen die letzten Nährstoffe aus, und als die weg waren, entstanden keine neuen mehr.

Neuer roter Sandstein wurde gebildet: rostrot, so rot wie die leblosen Wüsten des Mars einst gewesen waren – die Signatur der Leblosigkeit, von Erosion und Wind, von Hitze und Kälte. Der Superkontinent wurde zu einer weiten roten Ebene, die sich über Tausende von Kilometern erstreckte und nur von den verwitterten Stümpfen der letzten Berge aufgelockert wurde.

Gleichzeitig wurden durch den sinkenden Meeresspiegel die flachen Kontinentalschelfe freigelegt. Während sie austrockneten, verwitterten sie auch schon und entzogen der Luft Sauerstoff. Auf dem Land starben viele Tiere den Erstickungstod. Und als in den Weltmeeren der vom Pol zum Äquator verlaufende Temperatur-Gradient abflachte, wurden auch die Meeresströmungen abgewürgt. Das Wasser stand ab.

Zu Land und zu Wasser starben die Spezies aus wie Laub, das im Herbst von den Bäumen fiel.

In einer austrocknenden Welt waren die alten Stratageme der Konkurrenz und der Antagonismus Räuber-Beute nicht mehr brauchbar. Die Welt hatte nicht mehr die Energie, komplexe Nahrungsketten und -pyramiden aufrechtzuerhalten.

Stattdessen hatte das Leben auf ältere Strategien zurückgegriffen.

Das Teilen war so alt wie das Leben selbst. Sogar die Zellen von Ultimas Körper waren das Ergebnis von Zusammenschlüssen primitiverer Formen. Die ältesten Bakterien waren einfache Lebewesen gewesen, die vom Schwefel und der Wärme der höllischen frühen Erde lebten. Für sie war das Erscheinen von Cyanobakterien – den ersten Photosynthese-Treibenden, die Kohlendioxid mit Hilfe von Sonnenlicht in Kohlenhydrate und Sauerstoff umwandelten – eine Katastrophe, denn reaktionsfreudiger Sauerstoff war für sie ein tödliches Gift.

Die Überlebenden siegten durch Kooperation. Ein Schwefel-Fresser verschmolz mit einer anderen primitiven Lebensform, einem frei

lebenden Schwimmer. Später wurde ein Sauerstoff atmendes Bakterium in den Verband integriert. Die dreiteilige Entität – Schwimmer, Schwefel-Liebhaber und Sauerstoff-Atmer – erlangten die Fähigkeit der Reproduktion durch Zellteilung und vermochten Nahrungspartikel einzulagern. In einer vierten Absorption lagerten ein paar wachsende Komplexe grüne Photosynthese-Bakterien ein. Das Ergebnis waren schwimmende grüne Algen, die Vorfahren aller Pflanzenzellen. Im Verlauf der Evolution war oft geteilt worden, sogar genetisches Material. Selbst die Menschen und ihre Abkömmlinge, bis hin zu Ultima, waren wie Kolonien aus kooperativen Wesen, von den hilfreichen Bakterien im Magen-Darm-Trakt, die Nahrung verwerteten bis zu den vor Äonen integrierten Mitochondrien, den ›Kraftwerken‹ der Zellen.

Und daran hatte sich bis jetzt auch nichts geändert. Joan Usebs Intuition hatte sie nicht getrogen: Auf die eine oder andere Art hatte die Zukunft der Menschen in der Kooperation gelegen, miteinander und mit den Lebewesen um sie herum. Doch diesen finalen Ausdruck der Kooperation hätte nicht einmal sie vorherzusehen vermocht.

Der *Baum*, ein entfernter Spross des Borametzs aus Erinnerungs Zeit, hatte die Prinzipien der Kooperation und des Teilens quasi auf die Spitze getrieben. Nun vermochte der *Baum* nicht mehr ohne die Termiten und anderen Insekten zu überleben, die Nährstoffe zu den tiefen Wurzeln beförderten und auch nicht ohne die pelzigen Säugetiere mit den klaren Augen, die ihm Wasser, Nahrung und Salz brachten und seine Samen einpflanzten. Sogar die Blätter gehörten streng genommen zu einer anderen Pflanze, die auf ihm lebte und sich von seinem Saft ernährte.

Andererseits hätten die Symbionten, einschließlich der Menschenabkömmlinge, aber auch nicht ohne die Feuchtigkeit des *Baums* zu überleben vermocht. Die zähen Blätter schützten sie vor Räubern, vor der sengenden Hitze und sogar vor den Jahrhundert-Stürmen. Der Saft wurde über die Bauch-Wurzeln eingespeist, über die der *Baum* im Gegenzug Nährstoffe bezog: Babys wurden nicht gestillt, sondern in der Obhut des *Baums* durch diese pflanzlichen Nabelschnüre ernährt. Der aus dem tiefsten Grundwasser gewonnene Saft half ihnen auch über die schlimmsten superkontinentalen Trockenzeiten hinweg – und weil der Saft mit

entsprechenden Chemikalien angereichert war, heilte er auch Wunden und Krankheiten.

Und der *Baum* war sogar an der menschlichen Reproduktion beteiligt. Es gab noch immer Sex, aber nur eingeschlechtlichen Sex, weil es nur noch ein Geschlecht gab. Sex diente nur noch dem Knüpfen und der Festigung sozialer Bande und dem Vergnügen. Die Leute brauchten keinen Sex zur Vermehrung mehr, nicht einmal zum Vermischen genetischen Materials. Der *Baum* kümmerte sich darum. Er reicherte seinen Saft mit Körperflüssigkeiten eines ›Elters‹ an, vermischte sie und ließ sie im mächtigen Stamm zirkulieren und injizierte sie dann in jemand anders.

Die Leute gebaren aber noch. Ultima selbst hatte das Kind geboren, das nun in seiner pflanzlichen Wiege lag. Dieses Erbe, diese Bindung zwischen Mutter und Kind hatte sich als zu elementar erwiesen, um sie aufzugeben. Aber man fütterte sein Kind nicht mehr, weder an der Brust noch sonst wie. Alles, was man seinem Kind geben musste, war Zuwendung und Liebe. Man zog es nicht mehr auf. Das übernahm der *Baum* mit den organischen Mechanismen in den blättrigen Kokons. Natürlich fand noch immer eine gewisse Auslese statt. Nur die Individuen, die gut mit dem *Baum* und miteinander zusammenarbeiteten, wurden integriert und durften zum zirkulierenden Strom von Keim-Material beitragen. Die Kranken, die Schwachen und die Behinderten wurden mit pflanzlicher Erbarmungslosigkeit ausgestoßen. Eine so starke Annäherung der Biologien von Flora und Fauna wäre früher unwahrscheinlich erschienen. Doch im Lauf der Zeit vermochten Adaption und Selektion einen vierflossigen Lungenfisch durchaus in einen Dinosaurier zu verwandeln oder in einen Menschen, ein Pferd, einen Elefanten oder in eine Fledermaus – und sogar wieder zurück in einen Wal, eine fischartige Kreatur. Da war es eine vergleichsweise leichte Übung, Menschen und Bäume über eine schlauchartige Verbindung aneinanderzukoppeln.

In den Mythen der verschwundenen Menschheit war dieses neue Arrangement schon ansatzweise vorweggenommen worden. Die mittelalterliche Legende vom Lamm des Schafsgewächses hatte vom Borametz gehandelt, einem Baum, dessen Früchte winzige Lämmer enthielten. Die Legenden der Menschheit waren nun vergessen, aber die

Sage vom Borametz, der Tier und Pflanze vereinte, fand in diesen letzten Tagen einen eigentümlichen Widerhall.

Aber auch dafür hatte man wie immer einen Preis zahlen müssen. Die komplexe Symbiose mit dem *Baum* hatte die Menschenabkömmlinge in eine Art Stasis versetzt. Mit der Zeit hatten die Körper von Ultimas Art sich auf die Hitze und Trockenheit spezialisiert, vereinfacht und einen höheren Wirkungsgrad entwickelt. Nachdem die entscheidende Verknüpfung erst einmal hergestellt war, hatten *Baum* und Leute sich so gut aneinander angepasst, dass keine Seite mehr imstande war, diese Verbindung kurzfristig zu lösen.

Seit die schlangenartigen Schnüre sich in den Bauch der Menschenabkömmlinge gesenkt hatten und seit die Leute sich erstmals in den Schutz der Borametz-Blätter geflüchtet hatten, waren zweihundert Millionen Jahre vergangen, von denen kein Chronist kündete.

Doch selbst jetzt, nach dieser langen Zeit, waren die symbiotischen Bindungen noch schwach im Vergleich zu älteren Kräften.

Auf seine gemächliche pflanzliche Art war der *Baum* zu dem Schluss gelangt, dass die Leute sich im Moment kein Baby mehr zu leisten vermochten. Ultimas Kind wurde wieder absorbiert und seine Substanz in den *Baum* zurückgeführt.

Das war eine uralte Kalkulation: In schweren Zeiten zahlte es sich aus, die verwundbaren Jungen zu opfern und die ausgereiften Individuen am Leben zu erhalten, die in besseren Zeiten wieder Nachwuchs bekommen würden.

Aber das Kind war fast schon alt genug, sich selbst zu ernähren. Es fehlte nicht mehr viel, und es wäre lebensfähig gewesen. Und *es war Ultimas Baby*: Das erste, das sie bekommen hatte und vielleicht auch das einzige, das sie je bekommen durfte. Es war ein Widerstreit uralter Instinkte. Und das war ein Versagen der Adaption, dieser Konflikt der Instinkte.

Es war ein urzeitliches Kalkül, eine alte Geschichte, die von unzähligen Großmüttern an unzählige Generationen weitergegeben worden war. Doch für Ultima, hier am Ende der Zeit, war dieses Dilemma so schmerzlich, als ob es eben erst im Höllenfeuer geschmiedet worden wäre.

Es dauerte eine Weile, bis die Entscheidung fiel. Und am Ende war die

Bindung zwischen Mutter und Kind stärker als die Bande zwischen Symbionten. Sie stieß die Hände in die baumwollartige Substanz und riss ihr Kind aus dem Kokon. Sie zog die Bauch-Wurzel heraus und die weißen Fasern aus Mund und Nase. Das Kind öffnete mit einem schmatzenden Geräusch den Mund und drehte den Kopf in alle Richtungen...

Kaktus schaute erstaunt zu. Ultima stand keuchend und mit offenem Mund da.

Was nun? Ultima stand mit dem Baby im Arm da. Sie hatte sich dem *Baum* widersetzt, dem sie ihr Leben verdankte, und war nun auf sich allein gestellt – ohne durch Instinkt oder Erfahrung auf diese neue Situation vorbereitet worden zu sein. Aber der *Baum* hatte versucht, ihr Baby zu töten. Sie hatte keine Wahl gehabt.

Sie trat einen Schritt vom *Baum* zurück. Dann noch einen. Und wieder einen.

Bis sie rannte, an der Stelle vorbei rannte, wo sie nach dem Salz gegraben hatte – die Sphäre war verschwunden und nur noch eine vage Erinnerung –, und sie rannte immer weiter mit dem Baby im Arm, bis sie zu den Wänden des Steinbruchs kam, die sie blitzschnell erklomm.

Sie schaute nach unten in die Grube, deren Boden mit den geduckten stummen Gestalten der Borametz-Bäume durchsetzt war. Und da kam Kaktus mit einem trotzigem Grinsen angerannt.

## II

Das Land war kahl. Es gab ein paar verkrüppelte Bäume und Büsche mit steinharter Rinde und nadelspitzen Blättern, außerdem Kakteen, die so klein und hart wie Kieselsteine und mit langen, giftigen Stacheln gespickt waren. Diese Pflanzen schützten ihre Wasservorräte und hatten sich buchstäblich eingeeigelt; Ultima und Kaktus würden nur im äußersten Notfall das Risiko eingehen, die Verteidigung zu durchbrechen.

Man musste aufpassen, wohin man die Füße und Hände setzte.

Es gab Löcher im roten Wüstenboden. Sie leuchteten in einem kräftigen Rot und sahen irgendwie aus wie Blumen; sie hoben sich kaum gegen den roten Erdboden ab und fielen eigentlich nur wegen der dunklen Knoten in der Mitte auf. Leichtsinnige Eidechsen und Amphibien, und hin und wieder sogar ein Säugetier liefen in diese gut getarnten Fallen – und entkamen ihnen auch nicht mehr, weil diese Löcher nämlich Mäuler waren.

Diese tödlichen Mäuler gehörten Kreaturen, die in engen Bauten unter der Erdoberfläche lebten. Bei den haarlosen und augenlosen Wesen mit Beinen, die zu flossenartigen Stummeln mit Grabklauen verkürzt worden waren, handelte es sich um Nagetiere. Sie gehörten zu den letzten Nachfahren der Abstammungslinien, die einst den Planeten beherrscht hatten.

Dieses offene Terrain ohne jede Deckung begünstigte keine großen Räuber, und die Überlebenden hatten neue Strategien entwickeln müssen. Diese wühlenden Ratten-Mäuler hatten die Umtriebigkeit und das Sozialverhalten ihrer Vorfahren längst verloren und fristeten ihr Dasein nun in Erdlöchern. Die von den Klima-Exzessen abgeschirmten Ratten-Mäuler hatten einen langsamen Metabolismus und sehr kleine Gehirne, und sie verließen die Bauten nur, wenn sie den Drang zur Paarung verspürten. Sie stellten kaum Ansprüche ans Leben und waren auf ihre Weise zufrieden.

So schlaun Geschöpfen wie Ultima und Kaktus fiel es aber nicht



schwer, den Ratten-Mäulern auszuweichen. Seite an Seite gingen die Gefährtinnen weiter.

Sie kamen zu einer schmalen Rinne; sie war fast völlig mit Geröll verstopft, das das Regenwasser hier abgelagert hatte. Aber es floss immer noch ein Rinnsal salzigen Wassers. Ultima und Kaktus gingen in die Hocke, wobei Ultima das Baby abschirmte, und dann tauchten sie das Gesicht ins Wasser und tranken dankbar.

Ultima fand etwas Grünes in der Feuchtigkeit. Es war eine Art Blatt – länglich, dunkel und leicht gewölbt. Die Form war uralt und sogar zu primitiv, um auf die Idee zu kommen, dem Licht entgegen zu streben. Es handelte sich um den Abkömmling eines Lebermooses, das sich im Lauf der Zeit kaum verändert hatte. Es war eine fast unveränderte Kopie einer der ersten Pflanzen, die das Land kolonisiert hatten – ein Land, das sich nicht allzu sehr von diesem unwirtlichen Ort unterschieden hatte. Die Geschichte hatte sich wiederholt, und das Lebermoos hatte einen Lebensraum gefunden. Neugierig zupfte Ultima das Blatt vom Stein, an dem es haftete. Sie kaute es – es schmeckte wachsartig und klebrig –, küsste ihr Kind und fütterte es mit dem Blatt. Das Baby schlürfte es mit einem saugenden Geräusch und rollte dabei die kleinen Augen.

In der Nähe eines dieser kieselsteinartigen Kakteen erspähte Ultima einen Käfer mit einem silbernen Rücken, der versuchte, ein Dungkugeln durch eine schmale Spalte zu schieben. Ultima spielte kurz mit dem Gedanken, sich den Käfer zu schnappen.

Als der Käfer in den Schatten des Kaktus eintauchte, schoss eine kleine rote Gestalt aus der Dunkelheit. Es war eine Eidechse, kürzer als Ultimas kleiner Finger, und der Kopf war noch kleiner als der Käfer selbst.

Trotzdem schloss die Eidechse die Kiefer ums Hinterteil des sich mühenden Käfers. Ultima hörte ein leises Knirschen: Der Käfer wedelte mit den Beinen und Antennen, vermochte aber nicht loszukommen.

Nach dem Energieausbruch breitete die Eidechse segelartige Lappen am Hals und an den Beinen aus. Durch die Kühlflächen wirkte die Eidechse gleich doppelt so groß wie zuvor, aber durch die rote Farbe war sie trotzdem gut im Staub Pangäas getarnt. Vor Überhitzung geschützt schickte sie sich nun an, dem Käfer die salzigen Lebenssäfte aus dem Panzer zu saugen.

Doch dieser Genuss war der Eidechse nicht vergönnt. Wie aus dem

Nichts kam ein Vogel zum Schauplatz gerannt. Das Wesen hatte ein schwarzes Gefieder und darunter verborgene rudimentäre Flügel – es war flugunfähig. Ohne zu zögern und mit tödlicher Präzision stürzte der Vogel sich auf die Eidechse und öffnete einen gelben Schnabel voller winziger Zähne. Die Eidechse ließ den Käfer los, faltete die Kühlflächen zusammen und versuchte sich unter den Kaktus zu flüchten. Doch der Vogel hatte das Reptil schon an einem Bein gepackt und zog es zurück ins Licht, wobei er den kleinen Körper heftig durchschüttelte.

Der verstümmelte Käfer schleppte sich davon, nur um von Kaktus' kleiner Pfote aufgehoben und zum Mund geführt zu werden.

Es gab viele Vögel in der Gegend; diese uralte Linie war nämlich viel zu anpassungsfähig, um nicht auch in dieser lebensfeindlichen, umgemodelten Welt einen Platz zu finden. Aber es gab dieser Tage kaum noch fliegende Vögel. Wozu sollten sie noch fliegen, wenn es kein Flugziel gab, das nicht genauso aussah wie *das hier*? Also hatten die Vögel den Flugbetrieb eingestellt und in der großen Einöde viele Formen ausgeprägt.

Nun schossen noch mehr Eidechsen unter dem Kaktus hervor, die durch den Angriff des Vogels aufgeschreckt worden waren. Es waren ihrer viele, und alle waren sie kleiner als das Sonnensegel, das der Vogel sich geschnappt hatte – sie waren sogar kleiner als Ultimas Fingernagel. Sie waren so winzig, dass sie die Kieselsteine und Rinnen im Boden wie Berge und Täler überwinden mussten, sah Ultima. Die aus dem Schlaf gerissenen Kreaturen huschten in alle Richtungen und suchten Deckung unter den Felsbrocken und Steinen.

Ultima schaute fasziniert zu.

In dem Maß, wie Pangäa verdorrte, waren die größeren Spezies ausgestorben. In der Wüstenei des Superkontinents gab es keinen Unterschlupf für ein Lebewesen von Ultimas Größe und schon gar nicht für eine Gazelle oder einen Löwen. Im größten Maßstab war das uralte ›Räuber und Beute‹-Spiel ausgespielt.

Doch im kleineren Maßstab fasste eine neue Ökologie Fuß. Unter Ultimas Füßen waren Ritzen im Stein und Trichter im Sand, es waren Löcher in Borametz-Bäumen und im Wurzelgeflecht. Noch in der flachsten Landschaft gab es eine Topographie, wo man sich vor Räubern zu verbergen oder in den Hinterhalt zu legen vermochte – oder auch nur

sich einzugraben und vor der Welt zu verstecken, falls man klein genug war.

Wenn die Welt der kleinen Maßstäbe auch noch viele Möglichkeiten bot, so war sie aber auch eine Welt, auf der warmblütige Arten keine Zukunft hatten.

Alle Warmblütigen mussten eine hohe Körpertemperatur aufrechterhalten. Doch es gab eine Grenze, bis zu der man sich eine isolierende Behaarung und Fett zulegen konnte, ohne dass man zu einem bewegungsunfähigen Fettklops wurde. Und die Pulsfrequenz ließ sich auch nicht beliebig erhöhen. Die letzten der schrumpfenden Maulwurf-Leute waren bis zu einer Größe von einem Zentimeter geschrumpft und hatten eine Herzfrequenz wie ein hochtouriger Wankel-Motor entwickelt. Jedoch gab es unterhalb dieser Dimension immer noch genug Raum und Lebensmöglichkeiten.

Nur dass diese Nischen schon von Insekten, Reptilien und Amphibien besetzt waren. Die kleinen Kaltblütler verbargen sich vor der Hitze der Sonne und der Kälte der Nacht unter Steinen und im Schatten von Bäumen und Kakteen. Selbst in einer Handvoll Erdreich fand man heute winzige, perfekt modellierte Abkömmlinge von Fröschen, Lurchen und Schlangen – und sogar die unverwüstlichen Krokodile. Es gab winzige Lungenfische, silbrige kleine Kreaturen, die sich ans Landleben angepasst hatten, als die Binnengewässer austrockneten. Dieser größte Kontinent aller Zeiten wurde von den kleinsten Tieren aller Zeiten bewohnt.

Ohne die Unterstützung des *Baums* hätten so große, warmblütige Säugetiere wie Ultimas Leute nie so lang zu überleben vermocht. Sie waren wie Relikte aus früheren Zeiten und waren in dieser kargen Umwelt fehl am Platz. Als die Erde sich immer mehr erwärmte und austrocknete, schrumpften auch die *Baum* basierten Gemeinschaften und starben eine nach der anderen ab. Aber sie hielten noch immer die Stellung – genauso wie Ultima, das letzte Glied in einer Kette, die sich nun über hundert Millionen Generationen bis zu Purga selbst zurückerstreckte und in die noch tiefere Vergangenheit hinter ihr. Ultima und Kaktus beobachteten die winzigen, im Schmutz krabbelnden Wesen. Dann fielen sie mit Geschrei über die Eidechsen her. Die meisten waren so klein, dass sie ihnen durch die Finger schlüpfen – wenn man

die Hand um sie schloss, sah man sie auf der anderen Seite gleich wieder entweichen –, und selbst wenn Ultima sich einen in den Mund zu stecken vermochte, war das eher etwas für den ›hohlen Zahn‹.

Die Eidechsen waren aber nicht nur zum Essen gut. Sie spielten. Selbst heute vermochte man noch Spaß zu haben. In der Stille von Neu-Pangäa hallten ihre Rufe und Schreie jedoch von den kahlen Felsen wider, und sie waren die einzigen Lebewesen weit und breit.

Der Sonnenuntergang kam schnell.

Durch den Regen war der Staub aus der Luft gewaschen worden. Als die Sonne den Horizont berührte, fiel Dunkelheit übers flache Land. Kleine Erhebungen, Dünen und Felsbrocken warfen meterlange Schatten. Das Licht am Himmel wechselte von Blau zu Purpur und färbte sich im Zenit schnell schwarz. Es war wie ein Sonnenuntergang auf einem luftlosen Mond.

Ultima und Kaktus nahmen das Baby in die Mitte und kuschelten sich aneinander. Jede Nacht ihres Lebens hatte Ultima in der pflanzlichen Umarmung des *Baums* verbracht. Nun griffen die Schatten wie Finger von Raptoren nach ihr.

Als die Temperatur sank, kam jedoch Ultimas Adaption an die Wüste zum Tragen.

Ihr Körper war noch immer warm. Tagsüber speicherte er Wärme in den Fettschichten und im Gewebe. In der Kälte der Nacht vermochte der Körper dann einen Großteil der Wärme an die Umgebung abzustrahlen. Ohne diesen Kühlungs-Trick hätte sie die Wärme durch Schwitzen abgeben müssen und hätte dadurch wiederum Wasser verbraucht, das zu vergeuden sie sich nicht leisten konnte. Kaktus und Ultima atmeten tief und langsam. So wurde bei jedem Atemzug der Sauerstoff voll ausgenutzt und der Wasserverlust minimiert. Ultimas Körper synthetisierte bereits Wasser aus den Kohlehydraten in der Nahrung, die sie gegessen hatte. Am nächsten Morgen würde sie mehr Wasser in den körpereigenen Reservoirs haben als an diesem Abend.

Trotz dieser erstaunlichen physiologischen Fähigkeiten blieb den beiden aber nichts anderes übrig, als an Ort und Stelle die Nacht auszusitzen, langsam zu atmen und in eine Art Trance zu fallen, während die Körperfunktionen in den Ruhezustand heruntergefahren wurden.

Derweil entfaltete sich über ihnen ein spektakulärer Himmel. Ultima sah die Galaxis aus einer Perspektive, die einem Logenplatz gleichkam. Die großen, mit stecknadelkopfgroßen saphirblauen Jungsternen und rubinroten Nebeln verzierten Spiralarme umspannten den Himmel wie helle Korridore. In der Mitte der Scheibe war der galaktische Kern, eine wie Eidotter anmutende Ausbuchtung aus gelb-orangen Sternen. Das Licht hatte fünfundzwanzigtausend Jahre gebraucht, um vom überfüllten Kern hierher zur Erde zu reisen. Zu Zeiten des Menschen war die Sonne in den Körper der großen flachen Scheibe eingebettet gewesen, sodass man die Galaxis im Profil gesehen hatte; ihre flammende Glorie war von den Staubwolken verschleiert worden, von denen die Scheibe übersät war. Doch nun war die Sonne auf ihrem langsamen Orbit um den Kern aus der Ebene der Galaxis hinausgewandert. Verglichen mit den paar tausend Lampen, die den Himmel der Menschen markiert hatten, war dies wie ein Blick auf die Lichter einer ausgedehnten Stadt.

Ultima wollte schier verzagen.

Ein heller Haken erschien am Himmel. Das war natürlich der Mond, der sich in dieser Nacht als Halbmond darstellte. Das gütige Antlitz, das lang vor der Geburt des Menschen schon auf die Erde herabgeschaut hatte, war über eine halbe Milliarde Jahre praktisch unverändert geblieben. Und doch schien diese schmale Mondsichel heller über dem neuen Superkontinent als über dem wohnlicheren Land der Vergangenheit. Denn der Mond leuchtete durch reflektiertes Sonnenlicht, und die Sonne war heller geworden.

Hätte Ultima gewusst, wo sie hinschauen musste, hätte sie vielleicht am Himmel neben der Scheibe der Galaxis eine trübe Schliere ausgemacht, die in klaren Nächten gut zu sehen war. Diese ferne Schliere war die als Andromeda bekannte Galaxis mit der doppelten Größe der Milchstraße. Sie war noch immer eine Million Lichtjahre von der Milchstraße entfernt; doch in Zeiten des Menschen hatte die Entfernung das Doppelte betragen, und selbst damals war sie schon mit dem bloßen Auge zu sehen gewesen.

Andromeda und die Milchstraße steuerten auf eine Kollision zu, die in noch einmal einer halben Milliarde Jahren erfolgen würde. Die beiden großen Sternensysteme würden einander durchdringen wie sich

vermischende Wolken, wobei unmittelbare Zusammenstöße zwischen Sternen eher die Ausnahme sein würden. Aber es würde eine Initialzündung für die Entstehung von Sternen erfolgen, und eine Explosion von Energie würde die Scheiben beider Galaxien mit harter Strahlung überschütten. Es würde eine bemerkenswerte, aber tödliche Lightshow stattfinden.

Doch zu diesem Zeitpunkt würde es auf der Erde nicht mehr viel geben, was von der Katastrophe noch in Mitleidenschaft gezogen werden könnte. Denn das Auflodern der Sonne würde bereits vorher den Untergang allen Lebens auf der Erde einleiten.

Der Morgen brach so abrupt an wie immer. Eidechsen und Insekten verschwanden schnell in den Ritzen und Spalten, wo sie den Tag verschlafen würden, um auf den Abend zu warten.

Das Baby wimmerte. Sein Pelz war zu Büscheln verklebt, und die Stelle, wo die Bauch-Wurzel angeschlossen gewesen war, schien sich entzündet zu haben. Das Kind tat weiter sein Unbehagen kund, bis Ultima etwas Lebermoos vorgekaut hatte und es ihm einflößte. Kaktus war auch unleidlich und zupfte sich Schmutz und eingetrocknete Kotreste aus dem Fell.

An diesem Morgen schien es doch keine so gute Idee mehr zu sein, sich so fern der Heimat hier im Niemandsland herumzutreiben. Doch während sie das Baby hielt, wurde Ultima sich bewusst, dass sie dem *Baum* fernbleiben musste – entweder das, oder sie würde das Kind verlieren. Sie klammerte sich an diese eine unumstößliche Tatsache. Ultima und Kaktus setzten die ziellose Wanderung durch die Landschaft fort und entfernten sich immer weiter vom Steinbruch. Wie tags zuvor aßen sie das, was sie gerade fanden -Wasser fanden sie allerdings nicht –, und sie gingen den Ratten-Mäulern und anderen Gefahren aus dem Weg.

Und irgendwann nachmittags, als die Sonne sich schon wieder an den Abstieg vom Himmel begeben hatte, sah Ultima plötzlich die Sphäre wieder.

Sie hatte vergessen, dass sie überhaupt existierte. Und es kam ihr auch nicht in den Sinn, sich zu fragen, wie ein so großes Gebilde von *dort*, vom Steinbruch wohl *hierher* gekommen war.

Kaktus zeigte an der Sphäre gar kein Interesse, nachdem sie herausgefunden hatte, dass sie nicht essbar war. Sie ging misstrauisch weiter und zupfte sich rote Staubkörner aus dem Pelz.

Mit dem schlafenden Baby im Arm ging Ultima zur Sphäre mit der purpurschwarzen Hülle. Sie beschnüffelte sie und leckte diesmal auch daran. Wieder stieg dieser seltsame Ozon-Geruch ihr in die Nase. Sie verharrte irgendwie unschlüssig. Doch die Sphäre rührte sich nicht. Plötzlich stieß Kaktus ein Geheul aus und trommelte auf den Boden. Ultima wirbelte herum und ging zugleich in die Hocke. Kaktus' linkes Bein war irgendwie eingeklemmt, und Blut schoss aus dem Fuß – und Ultima hörte das Brechen von Knochen, als ob das Bein der armen Kaktus von einem großen Maul zermalmt würde.

Aber da war kein Maul zu sehen.

Kaktus wurde weder von Zähnen noch von Klauen malträtiert. Doch wie aus dem Nichts erschienen Schnitte in ihrer Brust und im Torso, aus denen Blut tropfte. Sie wehrte sich noch immer. Sie ließ die Fäuste fliegen und versuchte sogar zu beißen. Sie landete auch Treffer – Ultima hörte ein Klatschen, als die Fäuste auf Fleisch trafen und sah, wie die Luft über Kaktus sich stellenweise veilchenblau verfärbte. Und das Blut zeichnete die Konturen des Angreifers mit roten Spritzern nach. Ultima erkannte einen langen, zylindrischen Torso, Stummelbeine und ein großes, schnappendes Maul.

Kaktus verlor den Kampf. Ihre Beine und der Oberkörper gerieten unter die schimmernde Masse. Sie drehte sich zu Ultima um und streckte die Hand aus.

Ultima verspürte einen instinktiven Widerstreit. Es wäre vielleicht etwas anderes gewesen, wenn sie sich vorzustellen vermocht hätte, wie Kaktus sich fühlte und ihre Todesangst nachempfunden hätte. Jedoch war Ultima dazu nicht in der Lage; Empathie war mit der Menschheit verschwunden, wie so vieles andere auch.

Sie hatte zu lang gezögert.

Die schemenhafte Masse richtete sich auf und brach über Kaktus herein. Ein Blutschwall schoss ihr aus dem Mund.

Ultimas Schock verflog. Mit einem entsetzten Quieken drehte sie sich um und drückte das Kind an die Brust. Mit den Füßen und der freien Hand stob sie über den staubigen Grund. Sie rannte immer weiter, bis sie

einen erodierten roten Felsvorsprung erreichte.

Sie warf sich auf den Boden und schaute zurück. Kaktus rührte sich nicht mehr. Ultima sah nichts mehr von dem riesigen transparenten Ding, das sie getötet hatte. Dafür waren wie aus dem Nichts neue Kreaturen aufgetaucht. Sie sahen aus wie Frösche mit breiten Leibern, lederartiger Amphibienhaut, mit Klauen besetzten Zehen-Füßen und großen Mäulern mit nadelspitzen Zähnen zum Reißen und Stechen. Einer hatte bereits Kaktus' Brust geöffnet und labte sich an den noch immer warmen inneren Organen.

Der unsichtbare Räuber hatte seine Arbeit erledigt. Er lag erschöpft in einer Lache von Kaktus' Blut. Er war sogar zu schlapp zum Fressen und ließ sich von seinen gierigen Sprösslingen füttern. Man sah, wie das Fleisch von den Zähnen zerkleinert und durch den Schlund in den Magen transportiert wurde, wo es durch Verdauungsprozesse absorbiert und umgewandelt wurde.

In einer leeren und verwitterten Welt war die fehlende Deckung fatal. In einer Landschaft so flach wie ein Bügelbrett vermochte man einfach keinen tonnenschweren Salamander zu verstecken, selbst wenn man ihm einen roten Anstrich verpasst hätte wie das Gestein. Deshalb waren die meisten großen Tiere im Wettbewerb mit ihren kleineren Verwandten unterlegen und bald verschwunden.

Doch diese Kreaturen hatten eine neuartige Strategie angewandt: die ultimative Tarnung. Die Umstellung hatte Dutzende Jahrmillionen gedauert.

Unsichtbarkeit – oder zumindest Transparenz – war eine Strategie, die in früheren Zeiten schon manche Fische angewandt hatten. Es handelte sich um einen transparenten Ersatz für die meisten körpereigenen Biochemikalien. So musste zum Beispiel ein Ersatz für Hämoglobin gefunden werden, den roten Blutfarbstoff, der den lebenswichtigen Sauerstoff durch den Körper transportierte.

Natürlich gelang es keinem Landbewohner, sich wirklich unsichtbar zu machen. Selbst in diesen trockenen Zeiten waren die Tiere im Grunde genommen Wasserbeutel. Wären sie von Wasser umgeben gewesen – wie diese lang ausgestorbenen Fische –, hätten sie allerdings einen Zustand annähernder Unsichtbarkeit zu erreichen vermocht. Das Licht bewegte sich jedoch verschieden durch Luft und Wasser; an der Luft



hatten die Endzeit-»Unsichtbaren« Ähnlichkeit mit großen Wassersäcken, die auf dem Boden lagen.

Trotzdem funktionierte es ganz gut. Solang man sich ruhig verhielt, war man kaum wahrzunehmen – höchstens als ein dunstiger Schemen oder ein schwaches Wabern, das man leicht mit vor Hitze flimmernder Luft verwechseln konnte. Man vermochte sich an einen Felsen zu schmiegen, sodass man der Beute nur die unschärfsten Konturen darbot. Und der transparente Pelz, der an Glasfaserstränge erinnerte, spiegelte die Hintergrundfarbe wider, was zur weiteren Verwirrung der Beute beitrug. Dennoch hatten nur wenige Spezies sich diese Strategie zu Eigen gemacht, weil Unsichtbarkeit auch ihre Nachteile hatte.

Ein unsichtbares Lebewesen war zugleich blind. Eine transparente Netzhaut vermochte kein Licht aufzufangen. Das größte Manko war aber die stark verringerte Effizienz der Biochemie solcher Lebewesen, was durch die Verwendung transparenter Substanzen bedingt war. Und es gab nicht einmal für die innersten Körperteile Schutz vorm grellen Licht, der Wärme und ultravioletten Strahlung der Sonne und vor der kosmischen Strahlung, die den Planeten trotz des schützenden Magnetfelds immer bombardiert hatte. Die Organe der Unsichtbaren waren transparent, aber auch nicht so durchlässig, um die schädliche Strahlung durchzulassen.

Kaktus' Mörder war schon im Todeskampf, und bald würden die Krebsherde, die sich im transparenten Magen-Darm-Trakt entwickelten, ihn umbringen. Und er war neoten – er würde sterben, ohne jemals in die Pubertät eingetreten zu sein. Niemand von der unsichtbaren Art hatte so lang gelebt, um für Nachwuchs zu sorgen – freilich hätten sie wegen des Strahlungsgeschädigten Erbguts auch gar keinen lebensfähigen Nachwuchs hervorzubringen vermocht.

Diese schwächlichen, von Geburt hilflosen Kreaturen waren schon todgeweiht, ehe sie aus dem Ei schlüpften.

Aber darauf kam es nicht an; jedenfalls nicht unter dem genetischen Aspekt, denn die Familie profitierte davon.

Diese amphibische Spezies hatte einen Kompromiss geschlossen. Die meisten ihrer Jungen wurden geboren wie eh und je. Doch eins von zehn wurde unsichtbar geboren. Wie die sterilen Arbeiter in einem Stock lebten die Unsichtbaren ein kurzes, schmerzhaftes Leben und starben

jung – für einen einzigen Zweck: Nahrung für ihre Geschwister zu beschaffen. Durch sie – durch ihre Nachkommen, nicht durch seine – würde das genetische Erbe des Unsichtbaren weitergegeben.

Es war eine teure Strategie. Aber es war besser, einen von zehn in jeder Generation einem kurzen, qualvollen Leben zu überantworten, als das Aussterben der ganzen Art zu riskieren.

Durch die Nahrung im Magen und die Exkremente im Darm verriet ein Unsichtbarer sich natürlich trotzdem. Wenn er Hunger hatte, ließen die Geschwister ihn also hungern, bis er alle Exkremente ausgeschieden hatte und wieder schön transparent war. Und dann schickten sie ihn unter der tödlichen Sonne wieder hinaus und hofften, dass er ihnen noch eine Mahlzeit beschaffte, eher er endgültig den Geist aufgab.

Die Sphäre hatte diese Vorgänge beobachtet.

Die Sphäre war ein lebendiges Ding und doch keins. Sie war ein Artefakt und wiederum keins. Die Sphäre hatte keinen Namen für sich selbst oder ihre Art. Und doch hatte sie ein Bewusstsein.

Sie gehörte zu einer Horde, die in einem großen Gürtel der Kolonisation, der sich um die Galaxis spannte, zwischen den Sternen ausschärmte. Und nun war die Sphäre zu dieser zerstörten Welt gekommen, um nach Antworten zu suchen.

Die Erinnerung reichte weit zurück. Für die Art der Sphäre war Identität etwas Amorphes, das man aufspaltete, teilte und durch Komponenten und Baupläne weitergab. Die Sphäre vermochte sich über Tausende von Generationen zurückzuerinnern... und dann verlor die Spur der Erinnerung sich im Nebel der Zeit. Die sich replizierenden Horden hatten vergessen, woher sie kamen.

Auf ihre Art wollte die Sphäre es wissen. *Wie* war dieser Sterne umspannende Roboter-Schwarm entstanden? War er das Ergebnis eines spontanen Entstehungsprozesses, auf irgendeinem Asteroiden aus mechanischen und elektronischen Bauteilen? Oder hatte es einen Konstrukteur gegeben – jemand *anders*, der die Erzeuger dieser schwärmenden Massen zum Leben erweckt hatte?

Seit einer Million Jahren hatte die Sphäre die Verteilung der Replikatoren in der Galaxis studiert. Das war nicht leicht, weil die Scheibe seit der Entstehung ihrer Art schon zwei Umdrehungen vollführt

hatte, wobei die Sterne die robotischen Kolonisten wie Zentrifugen über den ganzen Himmel verstreut hatten. Mathematische Modelle hatten diese Umdrehungen rückgängig machen und die Sterne wieder am ursprünglichen Ort positionieren sollen, um die halb vergessene Expansion der Replikatoren zu rekonstruieren.

Und schließlich hatte es die Sphäre in dieses System und zu dieser Welt verschlagen, die sie – unter anderem – für den Ursprung hielt. Sie hatte eine Welt mit organischer Chemie gefunden und Lebewesen, die auf ihre Art ganz interessant waren. Aber es war eine sterbende Welt, die von ihrer Sonne überhitzt wurde, und das Leben war auf die Ränder eines Wüstenkontinents beschränkt. Es gab keine Anzeichen organisierter Intelligenz.

... Und doch schien es der Sphäre, als ob das uralte Gestein des Superkontinents hier und da mit Einschnitten, Rinnen und großen Löchern markiert war. Einst hatte hier Intelligenz gewaltet – vielleicht. Wenn ja, war sie diesen räudigen, kriechenden Kreaturen aber abhanden gekommen.

Die Sphäre verkörperte eine neue Ordnung des Lebens. Und zugleich war sie wie ein Kind, das seinen unbekannten Vater suchte. Die letzten Spuren der alten Konstruktionspläne der Mars-Roboter, die von längst toten NASA-Ingenieuren in Computer-Labors in Kalifornien und Südengland konzipiert worden waren und sich seitdem ständig verändert hatten, waren verloren. Es schien angemessen, dass dieses größte und seltsamste Vermächtnis der Menschheit rein zufällig entstanden war – und dass ihre Urheber ihrem Schicksal gefolgt waren.

Es gab hier nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Mit dem Äquivalent eines Seufzens schwang die Sphäre sich zu den Sternen empor. Die kleine Welt fiel hinter ihr zurück.

Ultima kauerte sich im Schmutz zusammen, bis die Aasfresser-Geschwister das Fressen beendet hatten. Dann drückte sie ihr Baby an sich und stolperte davon, ohne das Verschwinden der Sphäre auch nur zu bemerken.

### III

Ultima entfernte sich in westlicher Richtung vom Borametz-Steinbruch. Nachts schmiegte sie sich mit ihrem Kind in Spalten im Gestein und versuchte die Geborgenheit des Kokons des *Baums* zu simulieren. Sie aß, was sie gerade fand – halb vertrocknete Kröten und im Schlamm vergrabene Frösche, Eidechsen, Skorpione und das Fleisch und die Wurzeln von Kakteen. Sie fütterte das Kind mit einem vorgekauerten Brei aus Fleisch und Pflanzen. Aber das Kind spuckte das Zeug wieder aus. Es vermisste noch immer die Bauch-Wurzel und quengelte herum.

Ultima wanderte immer weiter.

Sie folgte keiner Strategie außer der, in Bewegung zu bleiben und ihr Kind aus den chemischen Fängen des Baums zu befreien. Alles Weitere würde sich finden. Wäre sie intellektuell dazu in der Lage gewesen, dann hätte sie vielleicht darauf gehofft, auf andere Leute zu stoßen und einen Ort zu finden, an dem sie zu bleiben vermochte – vielleicht sogar eine Gemeinschaft, die unabhängig von den Bäumen lebte.

Das wäre indes eine trügerische Hoffnung gewesen, denn es gab auf der ganzen Erde keine derartigen Gemeinschaften mehr. Sie wusste es nicht, aber sie war gestrandet.

Das Land stieg an. Ultima ging in grobkörnigem Sand und Kiesel. Nach einem halben Tag kam sie zu einem Ort mit flachen, glatten Hügeln. Sie sah, dass diese erodierten Stümpfe sich kilometerweit nach Norden und Süden hinzogen, bis zum staubigen Horizont und darüber hinaus. Sie ging durch die Überreste einer hohen Bergkette, die beim Zusammenstoß der Kontinente aufgefaltet worden war. Doch die staubigen Winde von Neu-Pangäa hatten die Berge längst zu diesen kümmerlichen Kuppen abgeschmirgelt.

Als sie sich umdrehte, sah sie ihre Spuren, begleitet von den Schleifspuren der Knöchel und den Stellen, an denen sie angehalten hatte, um zu essen, ihre Notdurft zu verrichten oder zu schlafen. Das waren die einzigen Spuren in diesen stillen Hügeln.

Zwei Tage brauchte sie für die Überquerung der Berge.

Dann fiel das Land wieder ab.

In der Ebene war die Vegetation etwas reichhaltiger, zum Beispiel stachlige Bäume mit krummen Ästen und Büscheln nadelartiger Blätter wie stachelige Pinien. Um die Wurzeln huschten ein paar Mäuse – robuste Überlebende der Nagetiere, die mit jedem Tropfen Wasser geizten – und unzählige Eidechsen und Insekten. Sie jagte winzige Wesen wie Geckos und Leguane und tat sich an ihrem Fleisch gütlich. Auf diesem lockeren Untergrund musste Ultima aber vorsichtig sein und nach Ratten-Mäulern und der glibberigen unsichtbaren Masse eines im Hinterhalt liegenden Jägers Ausschau halten.

Das Land fiel immer tiefer ab, und der Blick gen Westen weitete sich. Sie sah eine große Ebene. Hinter einer Art Küstensaum war das Land weiß, weiß wie Knochen, und es erstreckte sich wie ein Laken zu einem messerscharfen, geometrisch präzisen Horizont. Ein schwacher Wind blies ihr ins Gesicht. Er trug schon den Geruch von Salz mit sich. Nichts regte sich, so weit das Auge reichte.

Sie hatte einen Rest des austrocknenden Binnenmeers erreicht. Es gab noch immer Wasser hier draußen – es dauerte sehr lang, bis so ein Meer ausgetrocknet war –, aber der enge Wasserstreifen war so salzhaltig, dass dort kein Leben gedieh, und wurde von diesem weißen Salzsee eingerahmt, der sich bis zum Horizont erstreckte.

Ultima drückte das Baby an sich und setzte den Abstieg fort.

Sie erreichte die Ausläufer des Salzsees. Parallele Bänder markierten den früheren Küstenverlauf. Sie schöpfte ein wenig Salz, leckte daran und spie das bittere Zeug sofort wieder aus. Es gab hier auch Vegetation, die im salzigen Boden zu leben vermochte, zum Beispiel kleine gelbe Stachelbüsche, die wie die Stechpalmen, Honeysweet und Wolfsmilch aussahen, die einst in den kalifornischen Wüsten ums Überleben gekämpft hatten. Versuchsweise brach sie einen Stechpalmenzweig ab und kaute die Blätter, aber sie waren zu trocken. Frustriert warf sie den Zweig weg.

Und dann sah sie die Fußspuren.

Neugierig stellte sie ihre Füße in die flachen Abdrücke im Boden. Hier waren Zehen gewesen, dort eine Schleifspur, die vielleicht von einem aufgestützten Knöchel stammte. Die Spuren mussten schon alt sein. Der Schlamm war steinhart gebacken, und sie selbst hinterließ keine

Abdrücke.

Die Spur zog sich schnurgerade über die Salzpflanne bis zum leeren Horizont. Sie folgte ihr ein paar Schritte. Aber das Salz war hart, verharscht und heiß, und als es in die kleinen Schnittwunden und Kratzer an Händen und Füßen gelangte, brannte es höllisch.

Die Spur lief nicht zurück. Wer auch immer sie gezogen hatte, war nicht wiedergekehrt. Vielleicht hatte der unbekannte Wanderer ganz Nordamerika durchquert, um zum Meer zu gelangen: Es gab schließlich keine Hindernisse mehr.

Sie wusste, dass sie der Spur nicht zu folgen vermochte, die sich in diesem toten Meer verlor.

Und es hätte auch keinen Unterschied gemacht, wenn sie ihr gefolgt wäre. Dies war Neu-Pangäa. Wohin auch immer sie gegangen wäre, sie hätte nur den gleichen roten Boden und die gleiche sengende Hitze gefunden.

Sie blieb für den Rest des Tages an diesem trostlosen stillen Strand. Die untergehende Sonne schwoll an, die Scheibe flackerte, und das grelle Licht verwandelte die Salzebene in ein ausgewaschenes Rosa.

Dies war die letzte weite Reise, die ein Exemplar ihrer uralten, mobilen Abstammungslinie jemals unternahm. Und nun war die Reise zu Ende. Dieser sonnendurchglühte tote Strand war der Endpunkt. Für die Kinder der Menschheit gab es nichts mehr zu erforschen.

Als das Licht erlosch, machte sie kehrt und ging den Hang hinauf. Sie schaute nicht zurück.

In den Jahren nach Ultimas Tod drehte die Erde sich immer langsamer; der Reigen mit dem zurückweichenden Mond neigte sich dem Ende zu. Und die Sonne loderte immer heller in ihrem vom Wasserstoff befeuerten Furor.

Die Sonne war ein Fusionsofen. Doch nun wurde der Kern der Sonne mit Helium-Asche verstopft, und die umliegenden Schichten stürzten in den Kern: Die Sonne schrumpfte. Und durch diesen Kollaps wurde die Sonne heißer. Nicht viel – alle hundert Millionen Jahre nur um etwa ein Prozent –, aber das genügte schon.

Für die meiste Zeit der Erdgeschichte hatte das Leben sich vor der stetigen Erwärmung zu schützen vermocht. Der lebende Planet hatte

mittels seines ›Blutkreislaufs‹ – den Flüssen und Meeren, der Atmosphäre und der Tektonik sowie den Interaktionen von Myriaden Organismen – Schadstoffe beseitigt und Nährstoffe deponiert, wo sie gebraucht wurden. Die Temperatur wurde von Kohlendioxid geregelt, einem wichtigen Treibhausgas und dem Rohstoff für die pflanzliche Photosynthese. Dies war eine Rückkopplungs-Schleife. Je wärmer es wurde, desto mehr Kohlendioxid wurde vom verwitternden Gestein absorbiert, sodass der Treibhauseffekt reduziert und die Temperatur heruntergeregelt wurde.

Doch je heißer die Sonne wurde, desto mehr Kohlendioxid wurde im Gestein gebunden und desto weniger stand den Pflanzen zur Verfügung. Fünfzig Millionen Jahre nach Ultimas Tod brach die Photosynthese zusammen. Die Pflanzen verwelkten: Gräser, Blumen, Bäume und Farne – alles weg. Und die Lebewesen, die von ihnen lebten, starben auch. Große Königreiche des Lebens implodierten. Erst vergingen die Säugetiere – die Nagetiere hatten bis zuletzt ausgeharrt – und dann die Reptilien. Anschließend waren die höheren Pflanzen verschwunden, gefolgt von den Pilzen und Schleimpflanzen, Geißeltierchen und Algen. Es war, als ob die Evolution in dieser Endzeit sich umgekehrt und die hart erkämpfte Vielfalt des Lebens aufgegeben hätte.

Schließlich vermochten unter einer flammenden Sonne nur noch Hitze liebende Bakterien zu überleben. Viele von ihnen stammten mit geringfügigen Änderungen von den frühesten Lebensformen ab, den primitiven Methanatmern, die existiert hatten, bevor sich giftiger Sauerstoff in der Atmosphäre breit gemacht hatte. Für sie war das wie in den guten alten Zeiten vor der Photosynthese: Die trockenen Ebenen des letzten Superkontinents wurden für kurze Zeit mit bunten Farben verziert, mit Purpur- und Rottönen, die wie Flaggen über die Felsen drapiert waren.

Doch die Hitze wurde immer unerträglicher. Das Wasser verdampfte, bis irgendwann ganze Meere in der Atmosphäre hingen. Schließlich erreichten die mächtigen Wolken die Stratosphäre, die oberste Schicht der Atmosphäre. Hier wurden die Wassermoleküle vom Ultraviolett der Sonne in Wasserstoff und Sauerstoff gespalten. Der Wasserstoff verflüchtigte sich im Weltraum und verhinderte, dass sich neuerlich Wasser bildete. Es war, als ob ein Ventil geöffnet worden wäre. Das

Wasser der Erde versickerte im Weltall.

Nach dem Verschwinden des Wassers wurde es so heiß, dass das Kohlendioxid aus dem Gestein ausgetrieben wurde. Unter einer Luft mit der Dichte von Wasser heizten die ausgetrockneten Meeresböden sich derart auf, dass man Blei auf ihnen zu schmelzen vermocht hätte. Das war selbst für die Hitze liebenden Bakterien zu viel. Es war das letzte Massensterben von allen.

Jedoch hatten die Bakterien im glutheißen Boden dehydrierte Sporen hinterlassen. In diesen gehärteten, fast unverwüstlichen Hüllen ritten die schlafenden Bakterien die Jahre ab.

Es gab immer noch Erschütterungen, als hin und wieder Asteroiden und Kometen auf dem sonnendurchglühten Land einschlugen – alles Ereignisse im Chicxulub-Maßstab. Nur dass sie natürlich keine Todesopfer mehr forderten. Aber der Erdboden wurde eingedellt und schleuderte beim Zurückschnellen riesige Gesteinsmengen ins All. Ein Teil dieses Materials, und zwar von den Rändern der Einschlagzonen, war nicht beschädigt worden – und wurde deshalb unsterilisiert ins All befördert. So verließen die Bakteriensporen die Erde.

Sie drifteten unter dem sanften, aber nachhaltigen Druck des Sonnenlichts von der Erde weg und formierten sich zu einer riesigen diffusen Wolke um die Sonne. Die in den Sporen zystenartig eingeschlossenen Bakterien waren praktisch unsterblich. Und sie waren ausdauernde interplanetare Reisende. Die Bakterien hatten ihre DNA-Stränge mit kleinen Proteinen beschichtet, die die Wendelstruktur versteiften und vor chemischen Angriffen schützten. Wenn eine Spore keimte, vermochte sie zur Reparatur von DNA-Schäden spezialisierte Enzyme zu mobilisieren.

Die Sonne setzte derweil mit ihren Planeten, Kometen und der Sporen-Wolke die endlose Umkreisung des Herzens der Galaxis fort. Schließlich driftete die Sonne in eine dichte Molekül-Wolke. Es war ein Ort, wo Sterne geboren wurden. Der Himmel war hier überfüllt und wimmelte von gleißenden jungen Sternen. Die lodernde heiße Sonne mit den Planeten-Ruinen glich einer verbitterten alten Frau, die einen Kreißsaal betrat.

Hin und wieder stieß eine der von der Sonne getriebenen Sporen jedoch



auf ein interstellares Staubkorn, das mit organischen Molekülen und Wassereis angereichert war.

Die harte Strahlung naher Supernovae schlug eine Bresche in die Wolke. Eine neue Sonne wurde geboren und ein neues Planetensystem aus gasgefüllten Riesen und harten steinigen Welten. Kometen fielen auf die Oberfläche der neuen Gesteinsplaneten, so wie damals die Erde durch Einschläge befruchtet worden war.

Und in manchen dieser Kometen waren irdische Bakterien. Nur ein paar. Aber es brauchte auch nur ein paar.

Die Sonne alterte weiter. Sie blähte sich zu einer monströsen, rot glühenden Kugel auf. Die Erde tangierte die diffuse Peripherie der angeschwollenen Sonne wie eine Mücke, die einen Elefanten umschwirrte. Der sterbende Stern verbrannte alles, was er hatte. Im Endstadium loderte die Hülle aus Gas und Staub auf, die die Sonne umspannte. Das Sonnensystem wurde zu einem planetaren Nebel, einer in phantastischen Farben schillernden Sphäre, die über Lichtjahre zu sehen war.

Diese großen Zuckungen markierten den Untergang der Erde. Doch auf einem neuen Planeten eines neuen Sterns war der Nebel nur eine Lichtshow am Himmel. Was zählte, war das Hier und Jetzt, die Meere und das Land, wo neue Ökosysteme entstanden, wo die Lebewesen durch Veränderung ihrer Gestalt auf Veränderungen der Umwelt reagierten und wo Variation und Selektion blindlings immer komplexere Organismen formten.

Das Leben war immer schon ein Glücksspiel gewesen. Und nun hatte es Mittel und Wege gefunden, sogar dem ultimativen Auslöschungs-Ereignis ein Schnippchen zu schlagen. In neuen Meeren und in einem unbekannten Land hatte die Evolution wieder begonnen. Aber es entstand keine neue Menschheit.

Die erschöpfte und staubbedeckte Ultima, deren Körper von unzähligen kleinen Kratzern, Prellungen und Einstichen übersät war, humpelte mit ihrem Kind im Arm zum Zentrum des uralten Steinbruchs.

Das Land wirkte wie platt gehämmert, und die Sonne dräute wie eine riesige glühende Faust über ihm. Auf den ersten Blick gab es keinerlei Anzeichen dafür, dass auf dieser Wüsten-Welt überhaupt noch Leben

existierte.

Sie näherte sich dem *Baum*. Sie sah die großen schwarzen Gebilde der eingekapselten Leute am *Baum* hängen. Er stand stumm und starr da; weder tadelte er sie wegen des ›unerlaubten Entferns‹ noch verzieh er ihr.

Sie wusste, was sie zu tun hatte. Sie suchte eine Kugel aus Blättern. Vorsichtig drückte sie die Blätter auseinander und formte sie zu einer provisorischen Wiege. Dann legte sie das Baby vorsichtig hinein. Das Baby zappelte gurgelnd. Es fühlte sich wohl hier in den Blättern und war froh, wieder zurück im *Baum* zu sein. Und Ultima sah, wie sich die Wurzel wieder in die Öffnung im Bauch des Kindes schob. Und weiße Tentakel wuchsen aus den Poren der weichen Blätter und strebten auf Mund, Nase, Ohren und Augen des Babys zu.

Es würde keinen Schmerz verspüren. Dieses Wissen und diesen Trost hatte der *Baum* Ultima immerhin gewährt. Sie strich dem Baby ein letztes Mal über die pelzige Wange. Dann schob sie ohne Bedauern die Blätter zusammen und versiegelte sie.

Sie erklomm den *Baum* und fand ihren eigenen behaglichen Kokon. Dann kuschelte sie sich hinein und legte ordentlich die großen lederartigen Blätter um sich herum. Hier würde sie auf bessere Zeiten warten: auf einen Tag, der wie ein Wunder kühler und feuchter war als alle anderen, auf eine Zeit, wo der *Baum* imstande war, Ultima aus seiner schützenden Umarmung zu entlassen und sie wieder in die Welt hinauszuschicken – und ihr vielleicht sogar den Keim für eine neue Generation in den Bauch zu pflanzen.

Aber es sollte keine Befruchtung mehr geben, keine Geburt und kein zum Tode verurteiltes Kind.

Einer nach dem andern würden die Kokons schrumpfen und die grün verpackten Bewohner würden wieder von der Masse des Borametz absorbiert werden, und am Ende würde der Borametz nach vielen tausend Jahren natürlich selbst vergehen, nachdem er bis zum bitteren Ende durchgehalten hatte. Der leuchtende molekulare Strang – der von Purga ausgehend über unzählige Generationen von Lebewesen sich erstreckt hatte, die aus primitiven Anfängen sogar den Sprung auf eine andere Welt geschafft und dann wieder tief gestürzt waren – riss nun, als die letzte von Purgas Enkeltöchtern mit einer Situation konfrontiert

wurde, die sie nicht zu bewältigen vermochte.

Ultima war die letzte Mutter gewesen. Sie vermochte nicht einmal ihr eigenes Kind zu retten. Aber sie hatte ihren Seelenfrieden gefunden.

Sie strich über die Bauch-Wurzel und half ihr dabei, den Weg in ihren Bauch zu finden. Die anästhesierenden und heilenden Chemikalien beruhigten den schmerzenden Körper und schlossen die Blessuren. Und als psychotrope pflanzliche Substanzen die lebendige Erinnerung an ihr verlorenes Baby wegspülten, wurde sie mit einem scheinbar immerwährenden grünen Frieden erfüllt.

Es war eigentlich kein schlechtes Ende für eine so lange Geschichte.

## EPILOG



Es war wieder eine andere Bande wilder Kinder gesichtet worden, diesmal auf der Bartholomäus-Insel. Also hatten Joan und Lucy die Netze, Taser und Hypo-Flinten zusammengepackt und schipperten nun in ihrem Solarboot über den Pazifik.

Joans pockennarbige Haut leuchtete im Widerschein des gleichmäßigen äquatorialen Sonnenlichts, das vom Wasser reflektiert wurde. Sie war nun zweiundfünfzig, sah aber deutlich älter aus wegen der Schäden, die die Umwelt seit Rabaul an der Haut angerichtet hatten; vom Haar ganz zu schweigen. Lucy war im Verlauf ihres noch kurzen Lebens aber nur sehr wenigen ›richtig‹ alten Leuten begegnet, sodass sie kaum Vergleichsmöglichkeiten hatte. Für sie war Joan einfach nur Joan, ihre Mutter und engste Gefährtin.

Es war ein sonniger Tag, der nur von ein paar hohen Schleierwolken getrübt wurde. Die Sonne knallte auf das große Sonnensegel, das Lucys Kopf überspannte. Trotzdem hatten die Frauen sich in die schweren Ponchos gehüllt, und alle paar Minuten schauten sie zum Himmel empor. Sie hatten die Sorge, dass Regen noch mehr von dem Staub in der Atmosphäre auswaschen würde, das toxische und mitunter radioaktive Zeug, bei dem es sich einst um Felder, Städte und Menschen gehandelt hatte und das sich nun wie eine dünne graue Decke um den Planeten wickelte.

Und wie immer redete Joan Useb wie ein Wasserfall.

»... Ich hatte immer schon ein Faible für die Briten, weißt du. Gott hab sie selig. In ihren besten Zeiten haben sie sich natürlich manchmal danebenbenommen. Aber die Menschen hatten sich generell an den Galapagos-Inseln versündigt. Verrückte norwegische Bauern, ecuadorianische Gefangenenlager, und alle rotteten die wilden Tiere nach besten Kräften aus. Selbst die Amerikaner benutzten die Inseln als Bombenabwurfgelände. Doch die Briten taten den Galapagos-Inseln nicht mehr an, als Darwin für fünf Wochen hinzuschicken und mit der

Evolutionstheorie wieder abzuholen...«

Lucy stellte die Ohren auf Durchzug; diese wahllosen Reflexionen über eine Welt, die sie nie kennen gelernt hatte, bedeuteten ihr nichts.

Fregattvögel zogen am Himmel ihre Kreise und folgten dem Boot, wie sie den Fischkuttern und Ausflugsdampfern gefolgt waren, als die noch das Wasser durchpflügten. Es waren große schlanke, schwarz gefiederte Vögel, die für Lucy eine frappierende Ähnlichkeit hatten mit den Pterosauriern in den Lehrbüchern und auf den verblassenden Computer-Ausdrucken ihrer Mutter. Im Wasser glaubte sie einen Seelöwen zu erkennen, der vielleicht vom Summen des elektrischen Bootsmotors angelockt wurde. Aber diese drolligen Tiere waren mittlerweile selten, denn sie wurden von den Schadstoffen vergiftet, die noch immer in den Meeren zirkulierten.

Die Galapagos-Inseln waren eine Gruppe von Vulkankegeln, die vor ein paar Millionen Jahren hier am Äquator, tausend Kilometer westlich von Südamerika, über die Wasseroberfläche sich erhoben hatten. Ein paar von ihnen waren nicht mehr als eine Aufhäufung vulkanischer Felsbrocken. Andere hatten jedoch eine eigene geologische Evolution durchgemacht. Auf der Bartholomäusinsel zum Beispiel waren die weichen äußeren Schichten der älteren Kegel abgetragen worden, und die robusten Stotzen hatten sich blutrot gefärbt, als das in ihnen enthaltene Eisen gerostet war. Später waren diese älteren Formationen jedoch wieder von Lava umströmt worden, die zu Feldern, Röhren und Kegeln erstarrt war – wie ein grauschwarzes Mond-Meer, das um die Füße der alten Monumente schwappte.

Und es gab Leben hier auf diesen neuen, halbfertigen Inseln: Natürlich war es aber nur ein schwacher Abglanz des Lebens, das einst zum berühmtesten auf der ganzen Welt gezählt hatte.

Sie sah einen hageren Vogel auf einem schmalen Felsvorsprung stehen. Es war ein flugunfähiger Kormoran: ein struppiges schwarzes Geschöpf mit nutzlosen Stummel-Flügeln und einem öligen Gefieder. Es stand da allein auf dem vulkanischen Felsen und schaute ruhig aufs Meer hinaus, als ob es auf etwas wartete. Vor Räubern musste der Vogel sich hier nicht fürchten.

»... Echt hässlich«, murmelte Joan. »Diese Inseln, die Vögel und anderen Tiere. Wunderbar, gewiss, aber auch hässlich... Inseln sind seit

jeder große Laboratorien der Evolution gewesen. Die Isolation. Die Leere, nur von einer Handvoll Spezies besiedelt, die übers Meer oder durch die Luft hierher kamen und dann all die leeren Nischen besetzt haben. Wie dieser Kormoran. So weit kommt man anscheinend in drei Millionen Jahren: Man bleibt auf halber Strecke zwischen einem Pelikan und einem Pinguin stehen. Gib ihm aber noch ein paar Millionen Jahre, und diese nutzlosen Flügel werden sich in richtige Flossen verwandelt haben und die Federn in Schuppen. Ich frage mich, wie er *dann* wohl aussehen würde? Kein Wunder, dass Darwin hier die Augen geöffnet wurden. Man kann der Selektion förmlich bei der Arbeit *zuschauen*.«  
»Mutter...«

»Das weißt du natürlich alles schon.« Sie verzog das maskenhafte Gesicht. »Weißt du, es ist das Schicksal der Alten, so zu werden wie ihre eigenen Eltern. Genauso hat meine Mutter nämlich zu mir gesprochen. Es gab kein Gespräch, das ihr nicht zu einem Vortrag geraten wäre...« Sie legten an einem flachen Strand an. Das Boot grub sich mit dem Kiel in den Sand, und Lucy sprang heraus. Die in Sandalen steckenden Füße knirschten im grobkörnigen schwarzen Sand. Sie drehte sich um und half ihrer Mutter, und dann machten die beiden das Boot richtig fest und luden schnell die Ausrüstung aus.

Während Joan die Fallen aufstellte, nahm Lucy zwei HypoFlinten und ging am Strand Streife.

Der Strand war ein unheimlicher Ort. Der schwarze Lava-Sand war mit genauso schwarzen Felsbrocken übersät. Selbst das Meer wirkte durch den dunklen Seeboden schwarz wie von einer Ölpest gezeichnet. In der Ferne machte sie Mangrovenbäume aus, die das Salzwasser zu nutzen vermochten. Sie waren ein grüner Tupfer auf dem schwarzen und roten Gestein.

Und Meeresleguane hatten sich hier wie dicke meterlange Skulpturen niedergelassen. Sie waren schwarz und so starr, dass man sie erst auf den zweiten Blick als Lebewesen identifizierte und nicht etwa als seltsame Lava-Formationen. Die Vorfahren der Leguane waren Festland-Bewohner und Baumkletterer gewesen und nach einer Überfahrt mit Schildkröten hier in Darwins Labor gestrandet. Sie stellten sich allmählich auf Algen als Nahrung um, die sie aus dem Meerwasser siebten. Das überschüssige Salzwasser spien sie aus – die Luft war von

den Blasgeräuschen erfüllt, und Wasserstrahlen aus den Mäulern glitzerten im Sonnenlicht –, den restlichen Mageninhalt mussten sie von der Sonne aushärten lassen.

Lucy hielt die Flinte griffbereit. Falls wilde Kinder in der Nähe waren, musste sie auf der Hut sein.

Während der Auseinandersetzungen um die Plätze auf den letzten Schiffen zurück zum Festland hatten verzweifelte Eltern ihre Kinder hier ausgesetzt. Die Schwächsten waren bald gestorben, und ihre Knochen bleichten auf den Stränden und Felsen, wie die Knochen von Seelöwen, Leguanen und Albatrossen. Ein paar Kinder hatten jedoch überlebt.

Überhaupt war die Bezeichnung ›Kinder‹ falsch gewählt, denn sie waren schon so lang hier, dass sie eine neue Generation hervorgebracht hatten: Kinder, die noch schlechter sprachen und unkultivierter waren als ihre Eltern. Sie waren wilde Kinder, ohne Werkzeug und nur mit einer rudimentären Sprache – und doch waren sie Menschen, die man zu zivilisieren und zu erziehen vermochte.

Und die einem auch ein Stück Fleisch aus dem Bein zu reißen vermochten.

Joans Fallen waren einfach: nicht viel mehr als getarnte Netze und Schlingen, die mit Ködern aus würzig riechender Nahrung versehen waren. Nachdem Joan sie ausgelegt hatte, gingen sie und Lucy im Schatten eines Felsens aus Tuff – bröselnder, schnell verwitternder Lava – in Deckung und warteten auf die wilden Kinder.

Seit Rabaul führten Joan und ihre Tochter ein Leben voller Entbehrungen, doch auch alle anderen hatten es nun schwer auf dem Planeten. Obwohl ihr ehrgeiziges Projekt zunichte gemacht worden war, hatte Joan die Arbeit fortgeführt. Mit der kleinen Lucy am Rockzipfel hatte sie sich hierher auf die Galapagos-Inseln zurückgezogen.

Paradoxerweise hatten diese zerbrechlichen Inseln die große globale Katastrophe relativ unbeschadet überstanden. Einst hatten hier siebzehntausend Menschen gelebt, hauptsächlich Emigranten aus Ecuador. Vor Rabaul hatte es ständig Konflikte zwischen den Bedürfnissen dieser wachsenden Population und der einmaligen Tierwelt gegeben, die unter dem Schutz der ecuadorianischen Nationalpark-Verwaltung stand. Als nach Rabaul die öffentliche Ordnung sich auflöste und als die Schiffe nicht mehr kamen, war der

größte Teil dieser Population zurück aufs Festland geflohen.

Also hatten die weitgehend von Menschen – und ihrem Anhang, den Ratten und Ziegen sowie dem ganzen Müll – entvölkerten Inseln wieder einen bescheidenen Aufschwung erfahren.

Joan, Lucy und noch ein paar andere, einschließlich Alyce Sigurdardottir bis zu ihrem Tod, hatten sich in den Ruinen der früheren Charles Darwin-Forschungsstation auf Santa Cruz niedergelassen. Mit der Unterstützung der verbliebenen Einheimischen hatten sie sich der Hege der Lebewesen gewidmet, die Darwin während der sich bereits anbahnenden Auslöschung derart fasziniert hatten.

Für einige Zeit hatten die Kommunikationsverbindungen noch funktioniert. Doch dann hatten die EMP-Bomben, die auf dem Höhepunkt des von vielen Parteien geführten Krieges in großer Höhe gezündet worden waren, die Ionosphäre zerstört. Und als die letzten Satelliten vom Himmel geholt worden waren, hatte das auch das Ende fürs Fernsehen und sogar für den Sprechfunk bedeutet. Joan hatte den Funk noch abgehört, solange die Geräte und die Stromversorgung funktionierten. Doch es war schon Jahre her, seit sie zuletzt etwas gehört hatte.

Es gab also nicht einmal mehr Funk. Keine Kondensstreifen am Himmel, keine Schiffe am Horizont. Es gab nach menschlichem Ermessen keine Außenwelt mehr.

Sie gewöhnten sich an die Isolation. Man musste sich immer daran erinnern, wenn etwas verschwand, dann war es auch für immer. Doch die Vorräte, die die verschwundenen Menschen zurückgelassen hatten, die Werkzeuge und Kleidung, die Batterien und Taschenlampen, das Papier und sogar Nahrungskonserven würden diese kleine Gemeinschaft aus weniger als hundert Leuten für ihr ganzes Leben und noch länger unterstützen.

Die Welt war vielleicht untergegangen – aber nicht hier. *Noch* nicht.

Die Menschheit war natürlich nicht verschwunden. Das Endzeit-Drama, das auf dem Planeten sich entfaltete, würde sich noch über viele Jahre, sogar Jahrzehnte hinziehen. Wenn Joan jedoch langfristige Betrachtungen anstellte, erkannte sie, dass es für die erst achtzehnjährige Lucy und deren Kinder keine Perspektive gab – nicht die geringste. Also dachte sie auch nicht weiter darüber nach. Was hätte das auch gebracht?



Zu Lucys Füßen krochen Krabben übers Gestein. Die roten Körper mit himmelblauen Stielaugen kontrastierten mit der schwarzen Oberfläche.

»Mama?«

»Ja, Liebes?«

»Hast du dich schon einmal gefragt, ob wir das Richtige für diese Kinder tun? Ich meine, was, wenn die Großeltern dieser Meeresleguane gesagt hätten: ›Nein, ihr dürft diesen Meeres-Glibber nicht fressen. Klettert wieder auf die Bäume, wo ihr hingehört.‹?«

»Du meinst, wir sollten die Kinder sich entwickeln lassen wie die Leguane?«, fragte Joan mit geschlossenen Augen.

»Ja, vielleicht.«

»Damit die Nachkommen einer Handvoll der Kinder sich anzupassen vermögen, müssen die meisten der heute Lebenden sterben. Ich befürchte, dass die Moral von uns Menschen es nicht zulässt, dass wir uns zurücklehnen und zuschauen. Wenn aber der Tag kommt, wo wir ihnen nicht mehr helfen können, muss eben Papa Darwin die Regie übernehmen.« Joan zuckte die Achseln. »Anpassen würden sie sich, das steht fest. Aber im Endergebnis hätten sie nicht mehr viel mit *uns* gemein. Um hier zu überleben, haben die Kormorane die Fähigkeit zum Fliegen verloren, die vielleicht schönste Gabe überhaupt. Ich frage mich, was wir wohl verlieren würden... Aber ich bin natürlich voreingenommen. Es ist eigentlich eine schöne Vorstellung, dass, wie grausam auch immer der Prozess der Evolution uns erscheint, eines Tages vielleicht etwas Neues und in irgendeiner Hinsicht auch *Besseres* als wir dabei herauskommt.«

Lucy zitterte trotz der Hitze. »Da kann man direkt Angst bekommen.«

Joan tippte gegen Lucys Bein. »Angst ist gut. Das beweist nämlich, dass du deine Phantasie einsetzt. Wenn ich intensiver darüber nachdenke, wer wir sind und wie wir hierher gekommen sind... bekomme *ich* manchmal auch Angst. Selbst jetzt.«

Lucy nahm ihre Hand. »Mutter, eins muss ich dir sagen. Deine Sicht des Lebens ist so *gottlos*.«

Joan zog sich etwas zurück. »Aha. Ich wusste, dieser Tag würde einmal kommen. Dann hast du also den großen Ju-Ju im Himmel entdeckt.«

Lucy fühlte sich in die Defensive gedrängt. »Du hast mich doch immer ermuntert, zu lesen. Es fällt mir eben schwer zu glauben, dass Gott nur

ein anthropomorphes Konstrukt sei. Oder dass die Welt nur eine – eine riesige Maschine sei, in der wir nur winzige Rädchen sind.«

»Vielleicht gibt es noch Platz für einen Gott. Doch welche Art von Gott würde die ganze Zeit *eingreifen*? Und ist die Geschichte nicht so schon schön genug?

Sieh es doch einmal so. Denk an deine Großmütter. Du hast viele Vorfahren in jeder Generation, aber nur eine Großmutter mütterlicherseits. Also gibt es eine molekulare Kette des Erbes, die von jedem von uns in die tiefste Vergangenheit zurückreicht. Du hast zehn Millionen Großmütter, Lucy. *Zehn Millionen*, seit dieser Komet die Dinosaurier ausgelöscht und den ersten rattenartigen Primaten eine Chance gegeben hat. Stell dir vor, sie wären alle nebeneinander aufgereiht, deine Großmutter neben ihrer Mutter und die wiederum neben ihrer...

Anfangs hätten sie natürlich menschliche Gesichter.« Unter diesen Gesichtern wären die Schüler von *Mutter* gewesen, die Vorfahren der afrikanischen Population, von der Joan abstammte. Und wenn Lucy die Linie ihres europäischen Vaters zurückverfolgt hätte, dann hätte sie unter den sich verformenden Gesichtern Juna von Cata Huuk gesehen und etwas tiefer Jahna, das Mädchen, das dem letzten Neandertaler begegnet war, die ja auch von *Mutters* Gruppe abstammten. »Doch dann traten von einer Generation zur andern unmerkliche Veränderungen auf«, sagte Joan. »Allmählich verloren die Augen das Licht des Verstehens. Es gab Implosionen: eine abflachende Stirn, einen schrumpfenden Körper, ein affenartiges Gesicht und zuletzt die große anatomische Rückentwicklung zu den großäugigen Kreaturen, die auf den Bäumen lebten – und das Schrumpfen setzte sich immer weiter fort, die Augen wurden immer größer und die Gehirne immer primitiver...« Der letzte gemeinsame Vorfahr von Menschen und einer anderen hominiden Spezies, den Neandertalern, befand sich eine Viertelmillion Jahre in der Vergangenheit. Dann setzte die schimmernde Linie sich weiter nach unten fort, über Weit und ihre ästhetischen aufrecht gehenden Leute, dann über die Pithecinen und zurück in Capos Wald und noch tiefer, viel tiefer bis hin zu Purga, die im Licht eines Kometen an schlafenden Dinosauriern vorbeigehuscht war. »Und doch«, sagte Joan Useb, »war jedes dieser zehn Millionen Tiere, von denen fast keins ein Bewusstsein

hatte und die aneinandergereiht sind wie Einzelbilder auf einer Filmrolle, dein Vorfahr. Aber du bist keinem von ihnen begegnet, Lucy, und du wirst auch keinem begegnen. Nicht einmal meiner eigenen Mutter, deiner Großmutter. Weil sie nämlich alle verschwunden sind: alle verschwunden, tot, in der Erde vereint. »Reglos und kraftlos verharret sie nun / Sie hört und sieht nichts mehr / Umgewälzt im täglichen Lauf der Welt / Mit Felsen, und Steinen, und Bäumen.«

»Wordsworth, richtig? Auch so ein Toter«, sagte Lucy trocken.

»Die Welt ist leider voller Toter. Jedenfalls ist *das* unsere Geschichte.

Und während ich ein bescheidenes Verständnis des großen Mechanismus erlangte, der uns alle erschaffen hat, glaube ich auch das Übersinnliche geschaut zu haben. Das ist Gott genug für mich.« Joan seufzte.

»Natürlich wirst du das alles für dich selbst herausfinden müssen – was natürlich am meisten Spaß macht.«

»Mama, bist du glücklich?«

Joan runzelte irritiert die Stirn. »Das hast du mich noch nie gefragt.«

Lucy sagte nichts und ließ sie nicht vom Haken.

Joan dachte darüber nach.

Wie all ihre Vorfahren war Joan aus den Tiefen der Zeit hervorgegangen. Doch im Gegensatz zu den meisten von ihnen hatte sie einen Blick in den dunklen Abgrund zu werfen vermocht, der ihr Leben umgab. Sie hatte die Kenntnis erlangt, dass ihre Vorfahren so ganz anders waren als alles in ihrer Welt und dass nichts wie sie bis in die fernste Zukunft zu überleben vermochte. Aber sie wusste auch, dass das Leben weitergehen würde – wenn auch nicht ihr Leben, wenn auch nicht *dieses* Leben –, so lang die Erde überdauerte und vielleicht sogar noch länger. Und das sollte für jeden genug sein.

»Ja«, sagte sie zu ihrer Tochter und umarmte sie. »Ja, Liebes, ich bin glücklich...«

Lucy bedeutete ihr mit einer Geste zu schweigen. Nun hörte Joan es auch: ein Rascheln, ein leises Weinen. Sie lugten um den Felsen.

Ein kleines Mädchen war im Netz gefangen. Es war nicht älter als fünf, nackt und hatte verfilztes Haar. Es weinte, weil es nicht an den Teller mit würzigem Gemüse herankam, den Joan auf den Boden gestellt hatte.

Joan und Lucy zeigten sich. Das Mädchen wich zurück.

Langsam und gemessenen Schritts gingen sie mit offenen Händen und

beruhigenden Worten auf das wilde Kind zu. Sie blieben bei ihm, bis es sich beruhigt hatte. Dann streiften sie ihm vorsichtig das Netz ab.

»Es liegt Größe in dieser Sicht des Lebens... das... aus so einfachen Ursprüngen endlos viele wunderschöne und wunderbare Formen angenommen hat und noch immer annimmt.«

- Charles Darwin, op cit.

## NACHWORT



Dies ist ein Roman. Ich habe versucht, die großartige Geschichte der Menschheit zu dramatisieren, nicht etwa zu erklären. Ich hoffe, dass meine Geschichte plausibel ist; dennoch sollte dieses Buch nicht wie ein Lehrbuch gelesen werden. Es beruht zu einem Großteil auf hypothetischen Rekonstruktionen der Vergangenheit durch Experten auf diesem Gebiet. In vielen Fällen habe ich mich für das entschieden, was ich für die jeweils plausibelste oder spannendste Idee von mehreren hielt. Doch ein Teil beruht auch auf meiner eigenen wilden Spekulation. Ich bin Eric Brown sehr dankbar, der das Manuskript wohlwollend kommentiert hat. Die Professoren Jack Cohen und Ian Stewart von der Warwick University haben einen großen Teil ihrer wertvollen Zeit geopfert, um meine laienhaften Mutmaßungen durch fachlichen Rat zu fundieren. Ich stehe außerdem in der Schuld von Simon Spanton für die Unterstützung, die er mir zusätzlich zu seinen Pflichten als Herausgeber gewährt hat. Alle anderen Irrtümer liegen natürlich in meiner alleinigen Verantwortung.

Stephen Baxter

Great Missenden, Mai 2002

